Digitized by Google

Schütz's
Allgemeine Erdkunde,

oder

Beschreibung aller Länder

der

fünf Welttheile,

ihrer Lage, ihres Klima, ihrer Naturprodukte, Landeskultur, merkwürdigsten Städte, Gegenden, Kunstwerke, Ruinen und Denkmäler;

dann

ihrer Einwohner, deren Lebensart, Kleidung, Handel, Künste, Wissenschaften, Religion und Staatsverfassung.

Mit Kupfern.

Neu bearbeitet

von

W. Tielcke und J. G. Sommer,
in Verbindung mit mehren andern Gelehrten.

Eilfter Band.

Wien, verlegt bei Anton Doll.
1831.

Neuestes
Gemälde von Afrika
und
den dazu gehörigen Inseln.

Von

Gottlieb August Wimmer.

Erster Theil.

Wien, verlegt bei Anton Doll.
1831.

Gedruckt
bey
A. Strauß's sel. Witwe.

Einleitung.

Stets bringt Afrika uns etwas Neues! So sagte schon Aristoteles; und nach dritthalb Jahrtausenden gilt dieser Ausspruch noch immer von diesem großen Kontinente, der sowol die Neu- als Goldgierde der alten wie der neuen Völker, die sich durch Kultur auszeichneten, beschäftigte, reizte, lockte. Indessen dürfen wir uns eben nicht sehr rühmen, es viel weiter in der Kenntniß dieses räthselhaften Welttheils gebracht zu haben, als die Alten vor uns; ja viele Nachrichten Herodots von dem nördlichen Innenlande sind zum Theil erst durch die neuste Zeit bestätigt worden, oder erwarten von dem Muthe künftiger Reisenden ihre Bestätigung. Nun war aber das, was die Alten von diesem Welttheile wußten, noch immer sehr wenig und bestand in einigen Namen von Länderstrichen, Küsten, Bergen und einigen mit Fabeln vermengten Kenntnissen vom Nillande. Auch unter den Römern wurde nur Egypten und der fruchtbare Nordrand dieses Erdtheils, längs der vom Mittelmeere bespülten Küste, bekannt. Jenseit der Säulen des Herkules lag dicke Finsterniß auf der ganzen Erde, und die Kunde von glücklichen Inseln war mehr Sage als bestimmte Kenntniß.

Eine solche Sage läßt nach Herodot unter dem Könige Necho, 650 Jahre vor unserer Zeitrechnung, durch die Phönizier Afrika umschiffen. Diese fahren durch das rothe Meer und landen im Mittelmeere. Was dieser Sage die höchste Glaubwürdigkeit, deren immer eine geschichtliche Thatsache sich rühmen kann, ertheilt, ist der Zusatz, daß die Seefahrer die Sonne im Norden sahen, was die Durchschneidung des Äquators beweist. Diese Erscheinung, der Wissenschaft der Alten gänzlich fremd, ist eine Bestätigung der Umschiffung Afrika's, die gar keinen Zweifel zuläßt. Übrigens war dieses Gelingen einer so kühnen Unternehmung nicht mit den Vortheilen verbunden, welche die Habsucht der Neuern daran zu knüpfen verstand, und dieses erklärt es demnach auch, warum diese Umschiffung

wieder in Vergessenheit gerieth, und zwar so sehr, daß ihrer schon zu Herodots Zeiten gar nicht mehr anders, als eines Mährchens gedacht wurde.

Ob nun wol, nach der Finsterniß des Mittelalters, die erwachende Kraft der Aufklärung und Kultur sich vor allem der genauen Erforschung unsers Planeten weihte; obwol neue Welten im Himmel und auf Erden entdeckt wurden: so bringt Afrika demungeachtet noch immer etwas Neues; und wir können es uns durchaus nicht bergen, daß wir mit den Gebirgen des Mondes viel genauer, als mit den Mondgebirgen bekannt sind.

Wie schon gesagt, so ist es gewiß, daß die Alten mit dem nördlichen Afrika, namentlich aber mit dem Atlas und den Wüstenländern, viel genauer bekannt waren als wir, und daher müssen wir noch immer die Alten als die zuverläßigsten Quellen der Geographie des nördlichen Afrika gelten lassen.

Die Vorzüge, welche wir vor den Alten in der Kenntniß von Afrika besitzen, bestehen darin: daß wir außer dem Theile der Nordküste, der vom Mittelmeere bespült wird, auch mit den West-, Süd- und Ostküsten dieses ausgedehnten Kontinents mehr oder weniger bekannt sind.

Der Ursachen, warum wir in der Kunde von diesem Erdtheile noch so wenig vorgerückt sind, gibt es mehre. Einmal nahm das neuentdeckte Amerika die Aufmerksamkeit und die Interessen Europa's zu sehr in Anspruch. Dieses mußte um so mehr der Fall sein, als Amerika, so leicht zugänglich, strotzend von Schätzen, die Habsucht leichter und sicherer befriedigte. Amerika lockte die Europäer in eben dem Grade an, als Afrika sie immer zurückstieß. So lange es also in Amerika neue Länder zu entdecken, neue Schätze aufzufinden und wehrlose Nationen zu plündern gab, ward Afrika's nicht gedacht. Auch als man sich endlich diesem Welttheile wieder zu nähern anfing: so geschah es nur, um seine unglücklichen Kinder an die Stelle der aufgeriebenen Völker Amerika's zu setzen und sich ihrer statt jener als Sklaven zu bedienen. Zu diesem Zwecke bedurfte es aber der Erforschung des Landes nicht. Die Völker Afrika's, dieses Muttersitzes der Sklaverei, lieferten ihre Kinder freiwillig an die Küste, wo die weißen Menschenfresser sich dieselben einhandeln, weil sie sonst, wie dieses der Glaube der schwarzen Völker ist, keine Nahrung hätten. Andere Produkte Afrikas suchte man aber bis jetzt nicht.

Alle Anforderungen beschränkten sich auf Goldstaub, Elfenbein und Ebenholz.

Eine zweite Ursache, warum Afrika so lange Zeit vernachläßigt wurde, muß in der Beschaffenheit dieses Welttheils selbst gesucht werden. Von allen Erdtheilen ist Afrika der unzugänglichste. Seine Küsten brechen theils schroff in die See ab und verhindern durch furchtbare Brandungen die Landung; theils verflachen sie sich tief ins Meer hinein, und bilden gleichsam eine fortgesetzte Sandwüste, von welcher her warnende Winde die Segel zurücktreiben. Der kundige Schiffer flieht diese Syrten, wo ihm doppeltes Unheil des Strandens und der Sklaverei droht; denn ungastlich ist der Strand der räuberischen Mauren, der furchtbaren Söhne der Wüste. Gierig harren diese Horden am Strande auf die reichen Ladungen, welche ihnen Stürme und Unvorsichtigkeit zuführen, furchtbares Strandrecht übend an den unwirthlichen Küsten.

Der Mangel großer schiffbarer Flüsse hindert auch das Eindringen in die Tiefe des Landes. Außer dem Nil hat der ganze Kontinent auf seiner Oberfläche von einer halben Million Geviertmeilen, keinen einzigen Strom erster Größe; ein Umstand, der nebenbei gesagt die von mehren vorzüglichen Geographen angenommenen Hochgebirge, die bis an die Grenze des ewigen Schnees reichen sollen, sehr zweifelhaft macht. Es strömen zwar in das atlantische Meer einige Flüsse, wie der Senegal, Gambia, Zaire u. s. w.; aber keiner dieser Flüsse ist weit ins Land und schwerlich einer derselben bis auf 150 deutsche Meilen in das Innere schiffbar. Zudem sind sie auch voll Stromschnellen, Klippen und Gefälle und ihre Ufer von Kannibalen besetzt. Eben so sind diesem Kontinente die tiefen Einbuchten und Meerbusen wie auch die inselreichen Archipelagus fremd; lauter Umstände, welche einer unvollkommnen Schiffahrt unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen und selbst für die Nautik unserer Tage eine schwer zu lösende Aufgabe bleiben.

Die Bewohner dieses Welttheils sind überdies weder sanfte Hindu's, noch wehrlose Amerikaner. Große Wüsten, wasserleer, dürre, schattenlos; steile, kahle, rohe Bergzüge ohne Quellen und Vegetation im Innern und an den Flußufern pesthauchende Sümpfe machen dem Nordländer diesen Welttheil eben so ungastlich als lebenbedrohend. Der fremde Reisende muß resignirt sein und auf sein Leben verzichtet haben, sobald er das

Innere dieses Kontinents betritt, wo selbst Einheimische sich kaum ohne Unfall aus einer Landschaft in die andere entfernen können. Ganze Karavanen fanden zu allen Zeiten ihren Untergang in den wasserleeren Wüsten oder unter den Sandwirbeln, welche heftige Stürme mit Gewalt vor sich hertreiben. Diese den Wasserhosen auf dem Meere ähnliche Erscheinung, wenn auch durch ein paar neuere nicht tief eingedrungene Reisende bezweifelt, ist doch durch überwiegende Zeugnisse zu sehr beglaubigt und mit der Natur des Landes im Einklange, als daß sie geläugnet werden könnte. Zudem macht seine geographische Lage, wie seine mathematische Ausdehnung, als auch die Beschaffenheit seines Bodens, diesen Welttheil zum heißesten unter allen. In seiner ganzen Ausdehnung unter der heißen Zone gelegen und nur wenige Grade in den gemäßigten Erdgürtel reichend, bietet er selbst in diesen Theilen die Temperatur der Tropenländer dar, und niemand wird aus dem Klima Egyptens auf seine Lage diesseit des Wendekreises schließen.

In der Sahara wird für den Menschen, der sie bewohnt, die hohe Temperatur durch das Wärmeausstrahlen des dürren Bodens, wie durch die kleinen scharfkantigen und erhitzten Quarzatome, womit die Luft erfüllt ist, noch erhöht und für den Reisenden eine Quelle vielfacher Leiden, besonders der Augenübel, welche häufig mit Blindheit enden.

Diesen unwirthbaren Gegenden bringt selbst die Regenzeit wenig Erquickung. Die Luft wird durch die Schlagregen im Innern des Kontinents nicht erquickt, und die gewaltigen Gewitter gewähren jene Reinigung der Atmosphäre keineswegs, wovon sie bei uns begleitet sind. Wenn nach achtmonatlicher Dürre den sandigen mit verkohlten Pflanzen und winterähnlichen Bäumen sparsam bedeckten Boden endlich ein oder zwei Regenschauer erquicken, so kleidet sich zwar das Land in die ganze Pracht des tropischen Pflanzenschmucks, wo dieses die absolute Wüste nicht unmöglich macht. Das Auge des Naturfreundes ruht dann mit Wohlgefallen auf dem herrlichen Pflanzenteppich, der wie durch Feerei aus der Erde hervorgedrungen ist. Wider seine Gewohnheit verliert aber der Europäer nur zu bald sein Wohlgefallen an dieser Szene; die Heiterkeit seines Geistes nimmt ab, Ekel und langweilige Bangigkeit bemächtigt sich seiner. Der Appetit nimmt ab, alle Sehnen erschlaffen und der Organismus geht seiner Zersetzung und Auflösung entgegen, der er auch meistens unterliegt. Dieses verursachen die

feuchten Südwinde, welche aus den braunen, durch verbrannten Vegetationsstaub gesättigten Schlammorästen aufsteigende Pesthauche daherführen. Zudem heitert sich in dieser Zeit der Himmel nie auf; und Güsse folgen auf Güsse und die Feuchtigkeit der Atmosphäre durchdringt selbst die Muskulatur bis auf die Knochen. Diese Leiden werden durch die Stiche der Insekten noch erhöht, welche, wie wir am gehörigen Orte zu entwickeln gedenken, die Unbilden des Klima noch schärfen.

Alle diese Umstände machen es sehr schwierig sich der Schätze Afrika's zu bemeistern; und in dieser Hinsicht dürfte das Mährchen von dem goldhütenden Drachen hier verwirklicht sein. So sehr daher auch die Zauberworte: Gold, Elfenbein, Ebenholz u. s. w. auf das gierige Europa einwirken mögen, so mußte dieser Umstände wegen doch dieser Welttheil der letzte sein, der dem Gesetze Europa's unterworfen wurde.

Wie sehr sich es daher auch besonders das polypenarmige England in neuerer Zeit angelegen sein ließ, Afrika zu durchforschen, so ist es bis jetzt noch immer nur wenig gelungen. Alles, was wir vom Innern dieses Welttheils erfahren haben, ist schwankend. Einestheils ist der Erfolg durch das Dahinsterben der kühnen Abenteurer vereitelt worden; anderseits waren es mehr muthvolle als wissenschaftlich gebildete Männer, welche das Wagestück solcher Reisen unternahmen; weswegen auch die Resultate immer unbefriedigend ausfallen mußten.

Es ist endlich gar nicht zu verkennen, daß die Bewohner Afrika's den Europäern bei weitem größere Hindernisse in den Weg legen, als dieses bei den Alten oder den von Osten her einwandernden Beduinen der Fall ist. Der heutige Europäer ist dem Afrikaner zu fremd durch Kultur, Sitten, Tracht und Religion. Der Römer konnte von Norden her bei weitem tiefer eindringen und selbst die Wüste, aus der er nur die lästigen Panther, Löwen u. s. w. für seine Kampfspiele holte, that sich ihm gastlich auf. Anders ist es mit uns. Wir sind dem Afrikaner fremde — feindselige Wesen. Wir lassen ihm seine wilden Thiere und kaufen nur seine Kinder zu Sklaven, oder, wie er glaubt, zur Speise. Wir geben ihm dafür nicht bildende Kolonien, wie die alte Welt that, auch nicht Religion wie der Araber, sondern Brantwein und Mittel zu seinem Verderben. Der ohnehin wilde rohe fanatische und kannibalische Afrikaner tritt daher im Bunde mit der Unwirthlichkeit seines Landes dem Europäer feind-

lich und allenthalben verderblich entgegen; und so lange die Expeditionen zur Erforschung dieses Kontinents nicht zweckmäßiger und besser berechnet werden, dürfte es uns schwerlich gelingen, die Lücke der Geographie dieser Länder auszufüllen.

Was nun die Enthüllung des Geheimnisses anlangt, welches diesen Erdtheil mit einem Schleier bedeckt: so sind der Bemühungen dazu schon viele gemacht worden. Am bekanntesten war schon im höchsten Alterthum Egypten. Dieses Land, von Indien aus der Civilisation unterworfen, war die Wiege der europäischen Kultur. Von hier aus ward Griechenland und Phönizien civilisirt. Letzteres gründete Karthago, dessen Macht und Reichthum des Römers Schwert und Gesetz nach Nordafrika führte und dieses Land bis tief in die Wüste hinein römischer Kultur theilhaftig machte. Weniger wirksam für die Enthüllung Afrika's war eine griechische Kolonie in der Pentapolis oder Cyrenaika.

Außer dem römischen Schwerte scheinen alle früheren Einwanderungen friedlicher Natur gewesen zu sein. Priesterkolonien scheinen sich schon dazumal zur Entwilderung wilder Völker bewährt zu haben. Nur sie haben Spuren erfreulicher Civilisation hinterlassen, während die Einwanderung kriegerischer Völker, wie der Vandalen von Norden, der Sarazenen, Araber und Türken von Osten her, durch Verwilderung die bereits der Kultur und Humanität gewonnenen Striche dieses Landes der Barbarei in die Arme warfen.

Nach einer Reihe von Jahrhunderten, während welcher die ganze Menschheit in zuckende Barbarei versunken war, waren es die Portugiesen, welche ihre Anstrengungen auf die Erforschung der Gestalt Afrika's richteten. Es war ihnen weniger um letzteres zu thun, als einen Weg zu Wasser nach Ostindien, dem Vaterlande kostbarer Erzeugnisse, zu finden. Aus dem fernen Alterthum hatte die Sage die Idee einer Umschiffung Afrika's aufbewahrt, indessen mußten selbst die kleinen vulkanischen Inselgruppen im Westen des Kontinents neu entdeckt werden, trotz dem, daß den Alten schon die Küste Afrika's bis zum 9° nördl. Br. bekannt und die canarischen Inseln schon von den Karthagern zu einer Zufluchtstätte bei großem Nationalunglück bestimmt gewesen waren. Auch der große Scipio soll auf den glücklichen Inseln eine Zufluchtstätte gewünscht haben.

Um das Jahr 1433 umsegelte man endlich das Cap Bojador, nachdem Madeira und die Canarien schon früher durch die Normannen entdeckt und 1422 von den Portugiesen nur wieder aufgefunden wurden. Madeira befindet sich nebst den Canarien schon auf Karten von 1346 und 1384.

1446 entdeckte der Venezianer Cadamasto für die Portugiesen die Inseln des grünen Vorgebirges; 1462 drangen die Portugiesen in den Golf von Guinea ein, obwol Dieppe diese Entdeckung, als schon 1346 gemacht, mit starken Gründen in Anspruch nahm. Um 1471 endlich passirten die Portugiesen die Linie und waren nicht weniger als einst die Phönizier erstaunt, die Sonne in Norden zu sehen; so wie sie auch das Kreuz des Südens als eine gute Vorbedeutung feierten. Ein neues Schauspiel bot hier zum ersten Mal vielleicht der gestirnte Himmel dem Auge des Europäers dar. Auf dem Äquator stehend enthüllte sich seinem staunenden Blicke das Weltall. Die Sterne des Nordens sanken tiefer, sich zu meteorartigen Größen erhebend, während der südliche Himmel aus der Unendlichkeit auftauchte und dem staunenden Auge die Fülle leuchtender Welten enthüllte. 1484 drangen die Portugiesen in Begleitung unsers Landsmannes Martin Behaim bis zum 20° südl. Br. nach Congo vor, bis Diaz 1486 die Südspitze Afrika's erblickte, von ihm das Cap der Stürme, von seinem gebildeten Könige aber das Vorgebirge der guten Hoffnung genannt.

Dem kühnen Seefahrer Vasco de Gama war es jedoch vorbehalten dieses Vorgebirge 1497 zu umschiffen, sich selbst die Bahn des unsterblichen Ruhms, Europa den Osten, den Völkern des Ostens aber eine neue Ära der Sklaverei und daraus hervorgehenden Wiedergeburt zu öffnen. 1498 segelte dieser vom Glücke günstig geführte Mann durch die Straße von Mosambik, ohne Madagaskar wahrzunehmen, welches erst 1506 von Almeida entdeckt wurde. Der Weg um Afrika war gefunden!

Seit dieser Zeit wird der Osten nebst Afrika's Küste immer mehr bekannt. Theils um Ruhe- und Erfrischungsplätze auf der Reise nach Ostindien zu haben, theils um sich die Schätze Afrika's zuzueignen, legen nach einander mehre europäische Seemächte mit mehr oder weniger Vortheil Kolonien auf den Inseln und an den Küsten Afrika's an. Die Portugiesen siedelten sich auf der Westküste an mehren Punkten, vorzüglich an der

Ostküste an, wo sie schon durch die Muhamedaner erbaute Städte antrafen; die Spanier eroberten und kolonisirten mehre Punkte der Nord- und Westküste, wie auch die Canarien; die Holländer machten sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung heimisch und die Engländer sind eben beschäftigt zu ihren theils eroberten theils angelegten Kolonien neue hinzuzufügen. Auch die Franzosen haben nebst einigen Inseln der Ostseite mehre Punkte der Westküste zu Niederlassungen benutzt u. s. w.

Alle diese Niederlassungen aber hatten, die portugiesischen an der Ostküste und die holländischen auf dem Cap ausgenommen, keine Absicht den Welttheil zu kolonisiren, vielweniger das Licht der Aufklärung und der Civilisation unter die Kinder dieses Welttheils zu verbreiten. Die Hauptabsicht war Handel; und zwar, nebst den kostbaren Erzeugnissen an Metallen und Materialien für europäische Industrie, der schändlichste Handel, wodurch die Menschheit sich je entwürdigt hat — der Negerhandel!

Um die wissenschaftliche Erforschung dieses Welttheils machten sich erst in neuerer Zeit einige Männer, wie der Schotte Bruce (geb. 1730 † 1794), verdient. Dieser mit Unrecht der Lüge beschuldigte Reisende erforschte Egypten, die Quellen des blauen Nil und besonders Abyssinien. Ihm folgten mehre und besonders Norden und Pocoke. Die meisten Verdienste um die Geographie des innern Afrika erwarb sich jedoch die in London 1788 gestiftete afrikanische Gesellschaft.

Acht und neunzig Britten von hohem Range und großem Reichthume versammelten sich unter dem Vorsitz des hochgebildeten und um die Naturwissenschaften so ausgezeichnet verdienten Banks. Ihr Zweck ist die Erforschung des Landes, Civilisation der Neger und Beförderung des brittischen Handels. Die Gesellschaft hat bis jetzt sich nur noch eines geringen Erfolgs zu erfreuen gehabt; die meisten von ihr abgesandten Reisenden wurden die Opfer des Klima oder der Wildheit der afrikanischen Völker. Die Geographie hat außer der Gewißheit über den östlichen Lauf des Niger, wie ihn schon Herodot angegeben hat, nicht viel gewonnen. Nur so viel weiß man, daß Mittelafrika gut bevölkert ist, daß lebhafter Verkehr unter den Bewohnern stattfinde, die theils Ackerbau in Dörfern, theils Handel und Gewerbe treibend in Städten bis 80,000 Einw. stark beisammen leben.

Der erste, welcher von der Afrikagesellschaft abgesandt wurde, war John Ledyard, ein Amerikaner. Als Begleiter Cooks, als erfahrner Reisender durch Europa, war er gewiß zu einem solchen Abenteuer sehr geeignet. Allein ein bösartiges Fieber raffte ihn schon in Egygten weg. Nicht viel glücklicher war sein Nachfolger, der bekannte Paul Lukas. Dieser verließ Tripolis im Jahre 1789, um quer durch Fezzan auf den Niger zu treffen und auf demselben oder dem Senegal oder Gambia das atlantische Meer zu erreichen. Seine Mühe war jedoch vergebens, es war ihm nicht gelungen sich durch die mißtrauischen Araber den Durchgang zu erzwingen.

Es wurde nun auf einem andern Wege versucht, und Major Hougthon sollte sich vom Gambia aus quer durch Afrika einen Weg nach Egypten bahnen. Glücklich schiffte er auf diesem Strome ungefähr 125 deutsche Meilen aufwärts bis Dscharra; hier fiel er jedoch, zweifelhaft ob durch die Dolche der Eingebornen oder des Klima.

Der erste, welcher mit einigem Erfolg das Wagestück einer Reise nach Afrika unternahm, war Mungo Park, ein Wundarzt aus Schottland. Nachdem er die Mandingosprache in der englischen Faktorei am Gambia erlernt hatte, nahm er seine Richtung von Westen nach Osten. Er durchzog die Landschaften Mulli, Bodu, Kädschaga, Kasson, Kaarta, Budumare, wo er in maurische Gefangenschaft gerieth, sich mit Gefahr seines Lebens durch die Flucht rettete und am 20. Juli 1796 den Niger erreichte. Er folgte nun demselben auf seinem Laufe gegen Osten, bis ihn die Noth zur Rückkehr zwang. Nachdem er krank und verfolgt sieben Monate in Mandigo zugebracht hatte, brachte ihn ein Sklavenhändler, nach einer Abwesenheit von 2 Jahren und 7 Monaten, an den Gambia zurück. Aufgemuntert durch diesen Erfolg und nicht eingeschüchtert durch die ausgestandenen Beschwerden ging er 1805 wieder nach Afrika. Er verfolgte seinen Weg längs dem Niger bis Sansanding am Niger. Von hier aus schiffte er sich auf dem Niger nach Haussa ein. Er kam glücklich bis zur Stadt Boussa, wo er auf dem Flusse zwischen Klippen, von den Bewohnern angegriffen, verunglückte und ertrank. Seine Papiere sind gänzlich verloren.

Hornemann verschwand ohne Nachricht. Burkhard starb vor seiner Reise zu Cairo, nachdem er durch Nubien

bis Schendi vorgedrungen war. Der Tod dieser zwei Männer ist besonders zu bedauern, da sie von allen ihren Vor- und Nachreisern den Vorzug großer wissenschaftlicher Bildung voraushatten. Besonders durfte sich Burkhard mit glücklichem Erfolge schmeicheln, da er der arabischen Sprache, Sitten und Religion vollkommen kundig war. Seine Tagebücher zeugen von seinem Werthe.

Hornemann folgten auf seiner Reise über Siwa, Angila nach Murzuck auch Kapitän Lyon und Ritchie, aber auch letzterer fand seinen Tod.

Unter vielen andern wurde endlich die Unternehmung von einigem Glücke gekrönt, welche Oudney, Denham und Clapperton 1822 bis 1824 unternahmen. Sie zogen von Tripolis aus mit einander durch Fezzan, bis zum See Tschad, nach Kuka 13° 30′ nördl. Breite und 14° 30′ Länge von Greenwich. Clapperton wendete sich nun nach Westen quer durch Burnu und Haussa bis Sakatu in Sudan, so daß er nahe an den Platz kam, wo Mungo Park von Westen kommend unterging. Oudney starb im heißen Afrika vor Kälte. Denham zog im Gefolge eines Heeres südlich bis 11° 15′ nördl. Breite und ungefähr auf demselben Wege kehrten beide wieder zurück. Durch diese beiden muthigen Männer weiß man, daß Afrika, im Innern stark bevölkert, die ersten Stufen der Kultur überschritten hat, und daß ein reicher Handel die Völker belebt und in gegenseitige Berührung bringt. Der Lauf des Niger ist jedoch, wie wir zu seiner Zeit sehen werden, noch nicht ausgemittelt. Clapperton selbst starb auf einer zweiten Reise in Sakatu, von wo aus sein Diener Lander sein Tagebuch mitbrachte, welches wir zu seiner Zeit benutzen werden.

Noch liegt vor uns eine drei Bände starke Reise des Franzosen Caillée nach Tombuktu, wo Major Laing seinen Tod von Mörderhänden gefunden hatte. Wir gestehen, daß wir den ganzen dickleibigen Bericht, der füglich in einigen Bogen hätte gegeben werden können, mit einigem Mißtrauen betrachten.

Übrigens ist unser Jahrhundert dasjenige der wundervollsten Ereignisse, welche sich auf dem Gebiete der Civilisation je noch ergeben haben. Wir zweifeln daher keineswegs, daß es nicht auch den wiederholten Unternehmungen endlich gelingen werde,

sich auch dieses Welttheils zu bemeistern. Von allen Seiten bestürmt, wird Afrika nicht widerstehen können dem Lichte, das man mit Gewalt auf die Scheffel seines Bodens stellen will. Immer ist aber Afrika glücklich zu preisen, daß seine Erstürmung in ein Jahrhundert fällt, in welchem der Geist der Humanität und Civilisation nur wohlthätig auf dasselbe wirken kann. Afrika's Völker werden das Schicksal Amerikas nicht erfahren. Man wird sie keineswegs in Sklavenfesseln schmieden, sondern ihnen das Licht des Christenthums bringen, der Geist der Civilisation wird sie durchdringen und ihre die Menschheit entehrenden Sitten verwandeln. So gut es den Arabern möglich war Afrika nach allen Richtungen zu durchdringen und den Fanatismus Muhameds zu verbreiten; eben so gut wird auch das Christenthum Mittel finden, seine wohlthätigen Strahlen über die schwarzen Kinder des Irrthums auszubreiten. Freilich wird auf die bisherige Weise nichts erzweckt werden, und selbst wenn es gelänge, daß einzelne Reisende diesen Welttheil in seiner ganzen Ausdehnung durchwandern. Solchen Reisen, wenn sie nicht in einem sehr großartigen Stile unternommen werden und bleibende Niederlassungen nach allen Richtungen veranlassen, befriedigen höchstens die Neugierde und bleiben ohne heilsame Folgen. Soll Afrika civilisirt werden, so dürften religiöse Niederlassungen, nach der Art wie sie in Amerika bewerkstelligt wurden, das einzige und wirksamste Mittel sein, einen ganzen Welttheil der Civilisation zu gewinnen. Die Männer aber, welche solchen edlen Unternehmungen sich weiheten, müßten auserwählte, gebildete, kenntnißreiche und vom Geiste des Christenthums wie von wahrer Humanität und Menschenliebe durchdrungene sein. Sie müßten sich häuslich daselbst niederlassen und wo möglich sich durch Familienbande an das Land knüpfen. Auch müßten solche Missionen mit Umsicht angelegt und nicht unmittelbar auf Handelsverkehr und golbreichen Gewinn berechnet sein. Diese Abnormität veranlaßt nemlich, daß solche Niederlassungen an zur Schiffahrt bequemen, aber niedrigen und den tödtlichen Miasmen ausgesetzten Plätzen angelegt werden, statt daß man für sie immer Plateau's und Hochebenen wählen sollte. Was dadurch bewirkt werden könnte, zeigen historische Beispiele. Die Priester zu Meroe, die Priesterkönige in Mexiko und Peru's Inka's, waren solche Missionäre, die sich als wohlthätige Himmelsboten, freilich nicht als Sklavenhändler unter dem Volke ihrer Wahl niederließen, es civilisirten und sich so den Dank ganzer Völker und Zeitalter errangen.

Solchen Wohlthätern ist auch Afrika zugänglich, und man meine es nur mit der Civilisirung der Völker aufrichtig, so werden gewiß alle Hindernisse schwinden. Fanatismus aber und Goldsucht müssen ferne bleiben!

Indem wir also an eine Beschreibung Afrika's Hand anlegen, so wird uns nach Obigem erlassen sein, das Geständniß abzulegen, daß wir nur ein sehr unvollkommnes Werk zu liefern im Stande sind.

Geheimnißvoll liegt die Sphinx am heiligen Strome, der Schlagader des großen Kontinents; seit Jahrtausenden liegt sie da, in räthselhafter Ruhe das heilige Bild einer großen Natur bewachend. Ihren Schleier deckte Niemand auf!

Afrika als Welttheil.

Afrika (Unkalt) oder, wie es das frühe Alterthum nannte, Lybien (Löwenland), ist derjenige Theil der Erde, welcher vorzüglich ein ununterbrochenes und in sich selbst abgeschlossenes Ganze bildet. Um sich von seiner Lage ein richtiges Bild zu machen, lasse man sich folgende Hypothese gefallen, von der wir glauben, daß sie eben so naturgemäß sei, als sie der Einbildungskraft zusagt.

In der Urzeit der Bildung unsers Planeten haben sich gewaltige Revolutionen durch die ungeschwächten und unausgeglichenen Kräfte der Natur ereignet. Eine derselben war die Zersprengung der ursprünglichen ersten Erdrinde. Es scheint, als habe die Gewalt des Feuers, das sich durch die Konsistenz erlangenden Irdenstoffe eingeschlossen fühlte, besonders nach zwei entgegengesetzten Punkten hin Luft gemacht, indem es meridianähnliche gewaltige Spalten riß und aus diesen jene ungeheuren Bergketten hervorschob, welche wir als die asiatischen und amerikanischen Gebirgstöcke, die Himalaya- und Cordilleren-Andeskette kennen. Andere besonders in der südlichen Hemisphäre, minder bedeutende Quer- und Nebenketten wurden durch Zersprengelungen hervorgehoben, die sich gleichsam als Äste der zwei gewaltigen Stämme nach allen Seiten ausdehnten.

Solche gewaltige Massen, nach zwei Hauptseiten hervorgehoben, und in der freien Außenwelt erstarrt, mußten, sobald die Gewalt der innern Kräfte, die durch eine solche Explosion geschwächt wurden, nachließ, nothwendig Einsenkungen hervorbringen, deren wir auch ebenfalls vor andern zwei ausgezeichnet finden. Es sind die zwei großen Becken des stillen und atlantischen Ozeans. Wir haben es hier nur mit dem letztern zu thun, und erwähnen des erstern nur, um einigermaßen die Hypothese, aus der wir folgern, dem Leser anschaulicher zu machen. Die Halbkugel, deren Mittelpunkt das atlantische Becken bildet, scheint zur Zeit jener ersten Revolution noch in einem zähen Zustande gewesen zu sein; so daß die Hervorhe-

bung der gewaltigen Ketten von Gebirgen hier eine sanfte muldenförmige Senkung veranlaßte, während das Becken des stillen Meeres mehr einem Einbruche ähnlich sieht. Daher sind die Küsten, welche den großen Ozean umgeben, gewöhnlich schroff; und die großen Gebirgsketten sehen die Wellen des Meeres an ihren Füßen branden. Eben so scheint es auch, daß die innern Kräfte bei jener gewaltigen Zersprengung der Erdoberfläche mehr gegen Norden gewirkt haben, was von der Neigung der Erdachse in ihrer dermaligen Lage bedingt gewesen zu sein scheint, wodurch denn aber auch die südliche Halbkugel mehre Einsenkungen erhielt; und daher auch dem Wasser vorzüglich auf ihr den Aufenthalt gestattet.

Nach dieser ersten Revolution scheint der Welttheil Afrika sich nur als eine zerstreute Inselgruppe über den Ozean erhoben zu haben und im Übrigen, vielleicht theilweise als angehende Sandbänke, mit Wasser bedeckt gewesen zu sein. Erst eine folgende, jedoch wieder gewaltige Umwälzung der Erdrinde, durch welche vielleicht die asiatische Kette, die sich bis zur Spitze Neuhollands erstreckte, zertrümmert wurde, hat Afrika hervorgehoben; und obwol schon in den ältesten Zeiten bekannt, scheint mir dennoch dieser Erdtheil der jüngste unter seinen Brüdern zu sein.

Aus diesen Voraussetzungen, welche hier nur angedeutet werden können, lassen sich meiner Ansicht nach, die ich jedoch hartnäckig zu behaupten nicht geneigt bin, manche geologische Probleme lösen.

1. So erklärt sich mir die geologische Verschiedenheit dieses Welttheils von seinen Nachbarn, in Hinsicht der Auflagerung der Gebirgsarten. Während nemlich in andern Welttheilen sich auf den Graniten Porphyr, Glimmerschiefer, Wacken u. dgl. Gebirgsarten aufgelagert finden, ist Afrika's Urgranit, der verhältnißmäßig wenig zu Tage ausgeht, mit einer Lage von Sandstein bedeckt, der jene wasser- und quellenleeren Tafelberge und jene ungeheuren Sandwüsten bildet, welche, wie wir bald sehen werden, dieses Festland charakterisiren.

2. Erklärt sich hieraus der Mangel an hohen Berggipfeln. Ich wage beinahe zu zweifeln, daß in ganz Afrika ein Berggipfel die Grenze des ewigen Schnees erreicht. Beide großen Berggruppen der Erde verflächen sich gegen das atlantische Meer und scheinen in der südlichen Hemisphäre, gegen das atlantische Becken zu, weder in Südamerika noch in Afrika sich wieder in die Grenze des ewigen Schnees erhoben zu haben.

3. Erklärt sich hieraus auch der Mangel großer Flüsse in Afrika, da auf den Sandplateau's, wie in den versandeten Ebenen, sich nur da Quellen ansiedeln konnten, wo der Granit oder Kalkstein zu Tage ausgehen; wie denn auch bei Mangel des ewigen Schnees die Quellen nur sehr sparsam genährt werden.

4. Endlich scheint mir dadurch auch das besondere Phänomen etwas beleuchtet zu werden, welches die Gestalt der Kontinente in der südlichen Halbkugel darbietet. Südamerika, Afrika und Neuholland, laufen nemlich zwischen dem 35° und 55° S. Br. in eine Spitze aus, welche gegen Norden hin zunimmt und so zur dreieckigen Gestalt dieser Kontinente zuschwellt. Nach meiner unmaßgeblichen Ansicht beweist diese Gestalt schon das gewaltsame Zusammendrängen der Gewässer von Norden nach Süden.

Afrika scheint dann noch eine doppelte Hebung erfahren zu haben: eine von Osten nach Westen gerichtete, und eine zweite perpendikuläre.

Diesem gemäß erscheint uns Afrika in der Form einer Schaufel, deren Griff das Tafelgebirge mit dem Cap der guten Hoffnung bildet. Gegen die Mitte des Kontinents hin verflächt sie sich, wie sie an Breite zunimmt, hat ihre Fläche in Sudan und Sahara; und der Atlas wie der Ostrand bilden aufwärts gebogene Krempungen, denen einige, jedoch minder erhebliche und weniger fortgesetzte Erhöhungen am Westende entsprechen. Gegen Westen zu scheint sich der ganze Kontinent in seinem südlichen Theile zu neigen, weswegen sich auch alle bedeutenden Gewässer, der Nil ausgenommen, theils in den Meerbusen von Guinea, theils in Binnenseen ergießen. Nach diesen vielleicht nicht ganz unnöthigen vorläufigen Erörterungen treten wir dem Kontinente selbst näher, um seine Lage in Beziehung zu den übrigen Welttheilen, wie zur ganzen Oberfläche unsers Planeten zu bestimmen.

Afrika, als die abgeschlossenste Erdgestalt *),

---

*) Ich bemerke hier ein für allemal, daß ich im Verlauf des ganzen Werkes mich aller Citaten enthalten werde. Was sollen auch die Menge von Citaten, womit so viele wissenschaftliche Werke entstellt sind? Kundige Leser wissen, daß obiger Ausdruck dem vortrefflichen Ritter angehört, der noch weit mehr Lob verdiente, wenn er sein Werk fortsetzte, was doch nur er allein kann. Citate scheinen mir von keinem Nutzen zu seyn; denn wem steht allezeit eine große Bibliothek zu Gebote; und es ist daher leichter hinschreiben: Siehe, als nachsehen. Wer mag auch seine Lektüre durch ewiges Blättern unterbrechen? Oder sollen die angeführten Gewährsmänner dafür haften, wie der Schriftsteller ihre Arbeit anwendet? Das sei ferne! Mit Dank und gewiß mit dem herzlichsten Dank erkenne ich hier

nimmt auf unserm Planeten folgende Stellung ein. Der nördlichste Punkt liegt ungefähr unter 37° 30′ nördl. Br., der südlichste unter 35° 30′ süd. Br. Mithin umfaßt seine geographische Breite einen Meridianbogen von 73 Breitengraden. Diese Breite wird noch um einige Grade vermehrt, wenn man die Azoren dazu rechnet. Diese geographische Bestimmung unterrichtet uns zugleich davon, daß der Erdtheil mit nur 2° Unterschied sich gleichweit in die nördliche wie in die südliche Hemisphäre ausdehnt und größtentheils dem heißen Erdgürtel, den er ganz in sich einschließt, angehört.

Nimmt man den ersten Meridian von der Insel Ferro und zählt sie fort bis zum östlichsten Punkte des Kontinents, nemlich bis zum Cap Gardafui, so erstreckt sich die geographische Länge von 0° bis zum 70° östl. Br., die Inseln miteingerechnet aber bis zum 85°. Schon unterm 4° nördl. Br. jedoch schmilzt die Länge von 85 Längengraden, indem der Kontinent ein Knie gegen den Golf von Guinea hin macht, Madagascar mit eingerechnet, auf 40° zusammen, bis sie unterm 34° südl. Br. nur noch 10° Länge beträgt. Der Mittelpunkt des Kontinents dürfte demnach unter 1° nördl. Br. und 32° östl. L. liegen.

Wir können daher die größte Ausdehnung von Norden nach Süden ungefähr zu 1093 geographischen Meilen, die von Westen nach Osten aber zu 1050 annehmen, 15 auf einen Grad gerechnet.

Den Flächeninhalt dieses großen Kontinents genau zu bestimmen ist um so schwieriger, als uns noch immer die Daten dazu mangeln; denn wollte man mit einiger Genauigkeit verfahren, so müßten alle Küstenpunkte astronomisch genau bestimmt sein, was jedoch durchaus nicht der Fall ist. Daher sind denn auch die Berechnungen des Flächenraums sehr abweichend von einander und zwar zwischen 520,000, wie Zeune mit Grund annimmt, bis 630,000 Quadratmeilen, 15 auf einen Grad. Uns scheint jedoch Zeune der Wahrheit am nächsten zu kommen, und darum nehmen wir denn auch den Flä-

---

ein für allemal die Verdienste an, welche die haben, die vor mir Afrika beschrieben. Alles verdanke ich ihnen, was ich weiss, und es ist lauter fremdes Gut, was ich verarbeite. Wie ich es jedoch verarbeite, das ist meine Schuld, und nur ich selbst und zwar ganz allein will für jedes Wort hier verantwortlich sein. Da mir die Freiheit zusteht, alle Quellen mit kritischem Blicke zu gebrauchen, so muss ich mir auch die Verantwortung gefallen lassen. Dagegen bitte ich aber mir das, mir so widrige Citiren zu erlassen.

cheninhalt zu 520,000 geogr. Quadratm. an, oder nach Hoffmann zu 534,000.

Diesemnach sehen wir, daß dem Flächeninhalte nach, Afrika den dritten Platz unter den fünf Erdtheilen einnimmt. Anders verhält sich aber Afrika zu seinen Gefährten, wenn wir die Ausdehnung der Küsten betrachten; denn da zeigt sich, daß Afrika nur 3,800, Europa 5,400, Asien aber 7,000 und Amerika 10,000 geogr. Meilen Küstenland hat. Mithin wird Afrika in dieser Rücksicht von allen Erdtheilen, Neuholland ausgenommen, übertroffen.

Wie schon oben erwähnt, scheint Afrika mit einer Schaufel oder Mulde in Hinsicht der Beschaffenheit des Landes viele Ähnlichkeit zu besitzen. Nach Vergleichung aller vorhandenen Nachrichten und vieler schätzbaren Arbeiten über diesen Gegenstand, die beiläufig gesagt immer nur noch auf Vermuthungen beruhen und daher dem Scharfsinn und der Kritik freies Feld lassen, scheint Afrika's Boden aus Hochebenen, Bergzügen, Niederungen und Flächen zu bestehen.

Nach allen vorliegenden Thatsachen glaubt man sich allgemein berechtigt annehmen zu dürfen, daß von der Nadelbank aus, welche die unterste Stufe zu bilden scheint, das Land sich treppenartig bis zu einer Hochebene von 6,000 Fuß erhebe, und daß diese Hochebene bis zum 8° nördl. Br. sich erstrecke. Nach allen Seiten hin, die nördliche ausgenommen, fällt diese Hochebene terrassenförmig ab bis an die Küsten des Meeres. In ihrer ganzen Ausdehnung noch unbekannt, lassen sich nur Vermuthungen für Thatsachen über ihre Beschaffenheit geben. Daß sich auf ihr wieder Berg- und Hügelketten erheben, ist gewiß, wiewol schwerlich ein Gipfel dieser ganzen Hochebene sich bis 10,000 Fuß absoluter Höhe erheben dürfte, welche Höhe jedoch in dieser Breite die Grenze des ewigen Schnees noch immer nicht erreichen würde. Wahrscheinlich bestehen die Berggipfel alle aus Sandstein, wie der Tafelberg selbst; was sich sowol aus der in der Ferne gesehenen Tafelgestalt, wie auch aus dem Mangel an Quellen, die von der Hochebene herabkommen, schließen läßt. Wo die untern Terrassen sich granitisch zeigen, da sind auch Quellen vorhanden, die sich in Küstenflüsse von starkem Gefälle vereinigen und nach drei Seiten in die Meere stürzen. Die Portugiesen wären vielleicht im Stande uns von diesem ausgedehnten und wahrscheinlich von Hirtenvölkern bewohnten Hochlande Kunde zu geben, da ihre Kaufleute und Missionäre es gewiß schon durchschnitten haben und wir versichert sind,

daß zwischen der West= und Ostküste, d. h. zwischen Sena und Angola, Handelsverbindungen bestehen. Eine eifersüchtige Handelspolitik hält jedoch alle Nachrichten zurück, und wie durch eine Mährchenstimme hat nur verlautet: daß zwei portugiesische Mulatten nach einem Aufenthalt von fünf Jahren unter den Völkern des innern Landes von Angola im Westen, in Sena im Osten angelangt seien. Nach ihren Berichten tragen die Völker des innern Hochlandes alle den sanften und leutseligen Charakter an sich, welcher die Menschen der südlichen Halbkugel auszeichnet; und eine Reise einer europäischen Karavane würde in dieser Hinsicht keine andern Hindernisse erfahren, als die sich dieselbe durch ihren Europäismus vielleicht selbst hervorbrächte. Im Osten des Kontinents scheint sich die Hochebene als breites Bergland vom Cap Gardafui aus, an das Hochland von Abyssinien anzuschließen, im Westen aber bis zum grünen Vorgebirge als Gebirgskette sich vorzuschieben, zwischen dem Cap Verde und Abyssinien aber mondförmig gegen Süden zu, in der ganzen Breite des Kontinents eine tiefe Einbucht zu bilden; welcher ein ähnlicher gegen Norden gebogener Halbkreis als Abfall eines nördlichen Hochlandes, des Atlaslandes, entspricht und mit dem libyschen Bergjoch die einstigen Ufer eines großen abgeflossenen Meerbusens gebildet zu haben scheint. Dieses Binnenmeer ist wahrscheinlich durch die große Syrte, wo die Wüste das Meer erreicht, als besonders gegen Westen zwischen dem Cap Verde und den Canarien, in das atlantische Meer abgeflossen. Vielleicht geschah dieses, als die großen innern Kräfte des Erdballs den Kontinent mächtig erschütternd emporhoben.

Gegen Süden zu fällt dieses Hochland in einer Spitze, wie alle Länder gegen Süden zu thun, jedoch in mehren Terrassen ab. Dasselbe geschieht gegen Osten und Westen. Gegen Norden jedoch ist uns der Abfall in das Innere des Kontinents noch unbekannt. Wahrscheinlich laufen jedoch hier lange Bergjoche mit tiefen Thälern aus der mondsichelförmigen Bogengestalt des Hochlandes nach allen Seiten aus. Diese Bergjoche bilden gegen die See hin, sowol nach Osten als nach Westen, Vorgebirge, wie in das innere Sudan hinein quellenreiche Bergsysteme dritter Größe. Der nördliche Abfall des Hochlandes dürfte das räthselhafte Mondgebirge sein, mit dessen Zeichnung als Bergkette quer durch den Kontinent, man auf unsern Karten so freigebig gewesen ist. Eine zweite Hochebene scheint sich längs dem nördlichen Rande des Kontinents hinzu=

ziehen; jedoch von geringerer Breite und sich sowol gegen das Mittelmeer, als auch gegen die große Wüste oder Sahara hin abzudachen.

An die Hochebenen schließen sich Bergzüge an, so wie die Hochebenen selbst als Bergrücken betrachtet werden müssen, auf welche Gipfelreihen aufgesetzt sind.

Unter den Gebirgen nennen wir zuerst die Südspitze Afrika's, welche nicht uneigentlich mit dem Gesamtnamen des Tafelgebirgs belegt werden könnte. Es erstreckt sich vom Nadelcap bis zur Biafrabucht und dem Konggebirge, und östlich bis zum Vorgebirg Gardafui, wo es auch in seiner ganzen östlichen Ausdehnung das Lupatagebirge oder der Weltrücken heißt. Die südlichen Stufen dieses Gebirges sind durch Barrow und Lichtenstein bekannt geworden; sie theilen sich in die Karoo-, Roggen- und Neufeldberge, von den letztern sollen nach Barrow sich Gipfel bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß erheben; diese Berechnung ist jedoch nur muthmaßlich und wird wahrscheinlich durch barometrische Messungen eines Tages herabgesetzt werden.

Gegen Norden zu scheint das Mondgebirge den Kontinent zu durchsetzen, mir scheint es jedoch nur die Abdachung des Hochlandes gegen Norden hin zu sein, von welcher mehre Bergsysteme und Gebirgsäste auslaufen. Am besten sind davon bekannt im Osten die abyssinischen Hochalpen, im Westen das Konggebirge.

Das Hochgebirge Abyssiniens scheint ein Gebirgsknoten zu sein mit einer Hochebene und mit Bergseen, von dem gegen Süden hin ein Arm sich mit dem Ostrand der Hochebenen oder den Lupatabergen vereinigt, während sich gegen Westen hin die sogenannten Mondberge anschließen. Bis in die Region des ewigen Schnees scheint jedoch kein Gipfel anzusteigen.

Das Konggebirge scheint den Namen eines Gebirges nicht zu verdienen und mehr dem quellenreichen Wolchonskywald zu gleichen. Reich an Quellen, wie überhaupt die westliche Abdachung vor der östlichen in dieser Hinsicht den Vorzug hat, scheint das ganze Land, welches die Kongberge bedecken, mehr ein holpriger Ast des Hochlandes zu sein, und vielleicht die gesegnetste Gegend des mittlern Afrika. Hier sind die Quellen der größten Flüsse des Kontinents, des Senegal, Gambia, Rio Grande, Mesurado und des geheimnißvollen Niger (Nils?).

Der weltberühmte Atlas bildet die Küstenkette der Ber-

berei und dehnt sich von Osten nach Westen aus, indem es sich am westlichen Ende gegen Süden umbeugt. Gegen Osten sendet er einen Arm aus, der als das bekannte Basaltgebirge Harutsch, sich bis an die Natronseen Egyptens erstreckt. An der Straße von Gibraltar läuft der Atlas in das Vorgebirg Abyla aus, das unter dem Namen der Säulen des Herkules dem gegenüberliegenden Vorgebirge Europa's, Kalpe, entspricht und als Denkmal herkulischer Naturkräfte, die bei Emporhebung des Gebirges dieses spalteten, dasteht. Der westlichste Punkt des Atlas ist das Cap Spartel. Wegen der Nähe der Küste sind die Flüsse sehr unbedeutend, die des südlichen Abhangs aber unbekannt. Bis jetzt hat noch kein Fuß eines Naturforschers dieses an Naturschätzen so reiche Gebirg betreten, indessen steht zu hoffen, daß wir bei Gelegenheit der Beschreibung der Atlasländer bereits einiges werden anführen können, was beweist, daß die Okkupation von Algier durch die civilisirteste Nation Europa's für die Wissenschaften eben so ersprießlich, als für die Verbreitung europäischer Kultur erfreulich ist.

Die Hügelreihen, welche das Nilthal bilden, sind unter den Bergketten wol mehr ihrer langen Ausdehnung als ihrer Massen wegen zu erwähnen und schließen sich an Abyssiniens Hochgebirg an.

Auf den Inseln ist noch das ambotismenische Gebirg auf Madagascar und die Vulkane auf den Canarien, Azoren u. s. w. zu merken, von denen an seinem Orte die Rede sein wird.

Wie schon oben gesagt, fällt das Hochland des Südens zwischen 8° und 10° nördl. Br. gegen Norden ab und es bildet sich hier, wo die Gebirge vielleicht am höchsten sind, am Fuße desselben eine Niederung, welche viele Flüsse und Binnenseen enthält, unter jenen den geheimnißvollen Niger, unter diesen den See Tschad. Dieser Theil Afrika's bietet wohlbewässerte, mithin wohlbevölkerte Gegenden dar. Seiner Erforschung hat Europa schon viele Opfer gebracht, ohne zum Ziele gelangt zu sein, und es ist noch immer unmöglich Sudans Gefilde zu malen und ein naturgetreues Bild davon zu entwerfen.

Jenseit Sudan gegen Norden hin streicht gegen das Atlasgebirge die große Wüste, Europa an Ausdehnung gleich. Sie erhebt sich gegen das Mittelmeer, hat aber nach Ehrenberg nicht mehr als 500 Fuß über dem Mittelmeer. Diese ganze Wüste stellt gleichsam eine Platte von Flötzkalkstein vor, in welcher Versteinerungen von Seethieren häufig vorkommen. Die

Oberfläche bedeckt theils Gerölle, theils ein Sandmeer; aus dem sich Inseln gleich Oasen erheben, welche mit Grün und fruchtbaren Erdstrichen prangen, so weit die Quellen, denen sie ihr Dasein verdanken, ihre Wirksamkeit erstrecken.

Dieses ist beiläufig die Physiognomie des Erdtheils.

Der ganze Erdtheil ist, mit Ausnahme der Landenge von Suez, mit Meeren umflossen; und gewährten seine Küsten dem Schiffer gastliche Häfen, so würde Afrika mit allen Erdtheilen sich in Verbindung setzen können.

Drei Meere umfluten den Kontinent: der indische Ozean im Osten und Süden, der atlantische im Westen und das Mittelmeer im Norden.

Im indischen Ozean ist die Strömung merkwürdig, welche dem Golfstrome gleich, von Osten nach Westen unter dem 46° Länge verspürt wird und der mit beschleunigter Schnelligkeit, um Afrika herum, an der Nadelbank hin bis zum 37° südl. Br. reicht, von wo aus er seine Richtung gegen Nordwest nimmt.

Im indischen Ozean liegt auch die große und schöne Insel Madagascar mit allem Zauber, der fruchtbaren Tropeninseln eigen ist. Sie ist von dem Festlande durch die breite Straße von Mosambik getrennt. Der nördliche Theil des indischen Meeres bildet das arabische Meer, welches unter dem Namen des arabischen Golfs oder rothen Meeres, sich tief zwischen die zwei Welttheile Asien und Afrika trennend hineinschiebt. Im arabischen Meer ist der Busen von Aden zu bemerken, durch ihn gelangt man durch die Straße von Bab el Mandeb in das rothe Meer. Den Schlüssel zu diesem bildet die kleine und öde Insel Mehun. Das rothe Meer ist voll Korallenklippen und sehr schwer zu beschiffen, weswegen man es gerne mit einem Walde, von Fluten bedeckt, vergleicht. Dieses Meer zeichnet sich auch durch die ungeheure Hitze aus, welche nie unter 27°, 5 R. beträgt und wol bis 35° steigt. Durch den Meerbusen von Suez nähert sich der indische Ozean dem Mittelmeere bis auf einen Breitengrad.

Der atlantische Ozean umfließt die ganze Westseite Afrika's und bildet den mit Unrecht so genannten Golf von Guinea mit der Bai von Benin, in welche sich ein großes noch nicht ermitteltes Flußgebiet entleert.

Das Mittelmeer bildet mehre Einbuchten, unter denen die Bucht von Sidra merkwürdig ist. Im Allgemeinen sind

die Küsten Afrika's schwer zu beschiffen. Theils schlagen die Fluten ungestüm an die Küsten an, theils dehnen sich die Sandwüsten als seichte Bänke tief in den Ozean, wie die Nadelbank und die Küste zwischen den Inseln des grünen Vorgebirges und den Canarien, vor welcher Küste auch die beständigen Westwinde warnen. Nach der Lage unter den Wendekreisen sollten hier nemlich beständig Ostwinde wehen, aber die Wüste übt ihre Gewalt und tritt mit dem Winde in Bund, damit dieser ihrem ungastlichen Strande die Opfer einliefere; und zu allen Zeiten haben zahlreiche Schiffer hier ihren Untergang gefunden. Eben so ist die große Syrte im Mittelmeer bekannt. Außer den angeführten Golfen und Buchten macht das Meer keine Einschnitte in das Land, und in den Kontinent selbst greift nicht ein einziger Meerbusen ein.

Wie Afrika überhaupt wasserarm genannt werden kann, so ist es auch in Hinsicht der Behälter und Binnenseen, welche andere Erdtheile, besonders aber Europa und Amerika, so reichlich bewässern, sehr arm. Bis jetzt kennt man nur sehr wenige mit Bestimmtheit, mehre werden jedoch in der großen afrikanischen Niederung oder Sudan noch vermuthet. Die vorzüglichsten dieser Seen sind folgende:

1. Der Achelunda, ein Gebirgssee auf der südlichen Hochebene gegen Westen zu; aus ihm fließt der Barbola, ein Zufluß des Zaire. Er ist von Norden nach Süden gestreckt, sehr wenig bekannt. Mehre fruchtbare Inseln befinden sich in demselben. Dieser See liegt unter $7\frac{1}{2}°$ südl. Br.

2. Soll unter derselben Breite an der entgegengesetzten östlichen Seite des Hochlandes ein von Norden nach Süden langgestreckter See liegen. In Süden wird er Marave, in Norden Zambeze genannt. Er soll nur 20 — 30 Fuß tief und mit sehr vielen Inseln besäet sein. Ritter vermuthet mit Recht in ihm einen Morast oder afrikanischen Aralsee, der sich aus dem Zusammenfluß des Regenwassers bildet. Mehre Alpenseen dürften auf dieser Hochebene, besonders zwischen 2° nördl. und südl. Br. angetroffen werden.

3. In Sudan ist in der neuesten Zeit durch die Bemühungen Denhams, Clappertons und Anderer, der Tschadsee als großer Binnensee bekannt geworden. Durch ihn, scheint es, fließt der Niger, der bei seinem Austritt an der südlichen Seite als Bahr el Abiad Egypten zufließt. Wenigstens ist dieses sehr wahrscheinlich, und die von Linant angeführten Gründe sind schwer zu widerlegen und dürften unter allen über die-

sen Gegenstand aufgestellten Hypothesen, am ersten durch Erfahrung bestätigt werden.

4. Der Dibbiesee ist mehr eine Ausbreitung des räthselhaften Dschioliba oder Niger (?) in der Nähe von Timbuktu.

5. Auf dem Hochlande Abyssiniens befindet sich der See Tsana, nach der Landschaft, darin er liegt; auch Dembea genannt. Aus ihm fließt der blaue Nil oder Bahr el Azrek.

6. Im nördlichen Afrika ist uns der See Budejah bekannt, auf der Grenze zwischen Tunis und Algier.

7. Der Möris, oder wie ihn die Araber nennen, Birk el Kerum. Unstreitig ist dieser der merkwürdigste See, da er, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil durch Menschenhände gegraben ist; er liegt unter 29° 30′ nördl. Br. Er hat zu vielen gelehrten Diskussionen Anlaß gegeben, auf welche wir am gehörigen Orte zurückkommen werden. In Egypten können wir auch noch die Natronseen anführen.

Indem wir Afrika's Flußgebiet zu zeichnen unternehmen, wollen wir, wie ehrlichen Leuten geziemt, geradezu gestehen, daß wir kaum einen einzigen Fluß von seiner Quelle bis zu seiner Einmündung genau kennen und also wol auch nicht mehr malen können, als wir vor uns haben. Es ist eine ganz eigne Sache um das Flußgebiet Afrika's. Wir sehen wol auf unsern Karten eine Menge Adern dieses oder jenes Land durchziehen, allein untersucht man genau, so zeigt sich immer, daß man dies oder jenes nur vermuthet und allenfalls es so gemacht hätte, oder diesen oder jenen Fluß so hätte laufen lassen, wenn — man der liebe Gott wäre. Indem wir uns also an das Cap der guten Hoffnung begeben (ein ominöser Name, der wahrscheinlich bezeichnen soll, daß in Afrika noch vieles unter die guten Hoffnungen gehört), so finden wir hier gegen Süden nur kleine Küstenflüsse einmünden. Vom Hochlande kommen überhaupt keine Ströme.

Unter den Flüssen, welche in den indischen Ozean strömen, münden mehre unter dem 36° nördl. Br. in die Lagoabai. In sie münden zwei Flüsse, der Mafuno und Manissa, die beide von geringer Bedeutung sind. Eben so wenig bedeutet der Sofala. Bedeutend ist der Zambeze, der unter dem 18° südl. Br. mündet. Er fließt in mancherlei Krümmungen von Westen nach Osten, seine Quellen liegen tief im innern Hochland, er nimmt mehre Nebenflüsse auf und ist bis auf 200 geogr. Meilen

aufwärts schiffbar. Wahrscheinlich nimmt er auch aus dem See Zambeze Zuflüsse auf, obwol seine eigentlichen Quellen in der Nähe derer des Zaire liegen mögen. Da er aus dem Hochlande kommt, so bildet er, indem er sich durch felsiges Land arbeitet, mehre Wasserfälle und Stromschnellen. Unter seinen Zuflüssen sind der Pechamas, Luamguo, Arruja, Manjovo, Inadire und Nuenia als bedeutend zu bemerken. Der Quilmance und Rio Grande zwischen 3° und 4° südl. Br. haben wenig zu bedeuten und ihre Quellen sind unbekannt.

In das atlantische Meer fallen: 1) der Elephantenfluß. Er entspringt auf den Karoobergen. 2) Der Orangefluß, viel bedeutender als der vorige, entspringt im Innern der Hochebene und ist weit hinein schiffbar. Hierauf folgen mehre Küstenflüsse, nachdem die unbekannte Küste zwischen 28° 20′ bis 18° ganz wasserlos zu sein scheint. 3) Der erste bedeutende Fluß ist unter 9° südl. Br. der Coango, welcher nebst dem 4) Kongo oder Zaire unter 7° südl. Br. in der höchsten Terrasse, wahrscheinlich aus dem See Achelunda fließt oder doch bedeutende Zuflüsse erhält. Quellen und Lauf sind nur wenig bekannt. Eine unzählbare Menge Küstenflüsse beurkunden den Wasserreichthum der westlichen Abdachung des Hochlandes, von denen wir jedoch kaum die Namen kennen. Diejenigen, welche in die Bai von Biafra fallen, dürften darunter die bedeutendsten sein. In die Bai von Benin fällt der Formoso; nebst mehren andern unerforschten Mündungen, dürfte das ganze hier sich vorfindende Flußnetz das Entleerungsdelta eines großen Stromgebiets sein. Der Niger ist es jedoch entschieden nicht, weil derselbe, um Niger zu sein, durchaus von Westen nach Osten fließen muß, auch tief aus dem Süden sich kein Fluß in das atlantische Meer ergießen kann, wenn er nicht wenigstens um 1,600′ aufwärts zu fließen versteht; eine Kunst, die bis jetzt noch nicht erfunden ist. Weiter gegen Norden unter dem 12° nördl. Br. fällt der Rio Grande ins Meer, unterm 14° der Gambia und unterm 17° der Senega oder Senegal. Die drei Flüsse nehmen in ihrem Laufe 12 Längengrade ein und bilden ein Flußnetz von 6 Breitegraden. Die zahlreichen Quellen liegen im Konggebirge und der Franzose Mollien hat über diesen Gegenstand viel Licht verbreitet. Mittels des Rio Nerico findet zwischen dem Gambia und Senegal eine Verbindung statt. Mehre Fälle und Stromschnellen, so wie starke Versandungen, welche vor der Mündung

des Senegal eine dünne Bank bilden, machen diese Ströme trotz ihrer Wassermasse nur für kleinere Fahrzeuge schiffbar, die bis zum Fort St. Joseph unter 15° 30′ Br. und 13° 45′ östl. Länge hinaufsteigen, nicht ohne Gefahr bei niederm Wasser. Unmittelbar an das nördliche Ufer des Senegal stößt die Sahara dürre, wasser- und flußlos. Kleine Flüsse, die vom Atlas südwärts strömen, sind unbekannt und versiegen im Sande; die Atlasflüsse gegen Norden sind ohne Bedeutung ihres zu kurzen Laufes wegen. Wir kommen nun zum Könige der Flüsse Afrika's, zum heiligen Nil. Als Bahr el Abiad kommt ein gewaltiger Strom von Westen, dem Innern des Welttheils her. Ungefähr unterm 9° nördl. Br. und 48° östl. Länge von Ferro wendet er sich nordwestlich, bis er unterm 13. Breitegrad eine nördliche Richtung nimmt, und nachdem er sich unterm 18° nördl. Br. und 40° 31′58′′ östl. L. mit dem aus Abyssinien kommenden blauen Nil oder Bahr el Azrek verbunden hat, strömt er, ganz die Natur des letztern Flusses annehmend, gegen Norden. Er macht zwar auf diesem Wege große Krümmungen und beträchtliche Granitjoche durchsetzen ihn. Bei Wadi Halfa und Syene bilden sie starke Katarakten, aber trotz aller Hindernisse bleibt sein Lauf endlich gegen Norden gerichtet, und er strömt unterhalb Kairo, das große und berühmte Nildelta in mehren Armen durchfließend, ins Meer.

Trotz seiner großen Wassermasse, die er unter 31° 36′ nördl. Br. an das Meer abgibt, erleidet er von der Aufnahme des Flüßchens Atbara an nur Verlust, ohne auch nur einen kleinen Bach als Ersatz zu bekommen. Mithin durchströmt er 14 volle Breitengrade ohne Zufluß, beständig den bedeutenden Verdünstungen, den Bewässerungen der Felder durch Schöpfräder und Kanäle ausgesetzt. Dennoch hat er bei Kairo eine Wassermasse, welche ihn zu einem der Ströme ersten Ranges erhebt. Wie schon gesagt, befinden sich die Quellen des blauen Nil, der aus der Vereinigung mehrer Flüsse besteht, im Hochlande Habesch, und der See Dembea vertritt dort die Stelle des Bodensees, welchen der Rhein durchfließt, ohne sich mit ihm zu vermischen. Allein der Bahr el Azrek ist der kleinere Theil des Nils, und der Bahr el Abiad oder weiße Nil muß als der eigentliche Nil betrachtet werden. Hier sind wir nun an dem großen Stein des Anstoßes und dem gordischen Knoten der Geographen, der bis jetzt weder gelöst, noch zerhauen ist. Man sucht die Quellen des Nils in den Mondgebirgen; und einstimmig haben alle Geographen dieselben

zwischen den 35° und 38° östl. Länge von Ferro verlegt. Linant vermuthet, und zwar, wie ich meine mit Recht, die Quellen des Bahr el Abiad nicht südlicher, als unter 11° 38′ nördl. Br. Er beruft sich dabei auf die Kaufleute, die ihre Geschäfte von Fazuglo aus gerade ins Land der Neger führen und die behaupten, auf ihren Wegen auf keinen Fluß zu stoßen und nur Bäche zu überschreiten, die zur Sommerzeit austrocknen und alsdann nur hin und wieder Pfützen darbieten dem Durste der Reisenden. Auf die Frage: warum sie den Bahr el Abiad nicht aufwärts verfolgten? versetzten sie: Der Bahr el Abiad fließt zu weit in Norden und es gibt keinen andern Fluß. Über das Land befragt, woher der Bahr el Abiad komme? hieß es einstimmig: er komme von Westen jenseit dem Lande der Tschiluken. Sehr scharfsinnig versichert Linant, daß die Quellen nicht da sein können, wo die Geographen sie hin versetzen; denn, sagt er: unmöglich kann ein so großer, immerfort flutender Strom aus Bächen entspringen, welche in der heißen Jahrszeit vertrocknen. Hassan, Scheik von Fazuglo, sagte Linant: daß im Süden von dem Lande der Tschiluken der Bahr el Abiad seine Gewässer mit denen von großen Seen vermische, die sich nach Westen hin erstrecken und zur Regenzeit mit einander vereinigen. Das Land umher ist flach und sumpfig. Man kann hier den Tschadsee nicht wol verkennen. Die Beobachtungen Linants bestätigen diese Aussage vollkommen. Das Wasser des weißen Nils wird nie sehr trübe, ein Beweis, daß er keine Bergströme aufnimmt; sein Bette führt weder Kiesel noch Sandbänke, was beweist, daß er nicht unmittelbar aus einem steinigen Lande kommt, sondern durch Ebenen fließt. Daß der Bahr el Abiad aus dem See komme, beweist Linant noch sehr scharfsinnig auch dadurch, daß der Strom, wenn er zu schwellen anfängt, eine sehr große Menge großer Fische mit sich führe, welche den See nicht verlassen können, so lange die Wässer niedrig sind, sie folgen dagegen dem Lauf des Stromes, sobald der Regen das Bett desselben gefüllt hat. Der Bahr el Abiad füllt sich auch später als der Bahr el Azrek, ein neuer Beweis, daß sein Lauf viel länger gewesen sein muß.

Diesem gemäß dürfte der Niger mit dem Nil noch immer identisch sein. Was nun den Niger betrift, so will ich hier auf die Gefahr hin, widerlegt zu werden, meine individuelle Meinung sagen. Der Bahr el Abiad, da, wo er mit dem

Bahr el Azrek sich vereinigt, zwischen steile Ufer eingezwängt, ist 1800′ breit, weiter oberhalb jedoch entfernen sich die Ufer von einander und gestatten ihm, sich auf eine Breite von 2,000 Toisen auszudehnen. Ein solcher Strom muß besonders in einer Ebene einen langen Lauf vollbracht haben. Da seine Ufer während des Wachsthums ganz verschwinden und er zu einem See wird, der eine meerähnliche Ausdehnung annimmt; so beweist dieses noch mehr, daß er der Sammler des Regenwassers auf einer unendlichen Ausdehnung ist. Ich bemerke noch, daß der Niger am Ende doch nichts als ein schwarzer Fluß sein kann, der nach Art der Völker in allen Welttheilen den Namen seiner Farbe trägt und vielleicht ein Zufluß des Nil im Westen ist. Daß der Nil sich tief nach Westen ausdehne, ist zu keiner Zeit bezweifelt worden und die merkwürdigste Stelle darüber findet sich bei Herodot, Buch 2, Kap. 31 bis 33. „Der Nil kommt weit aus Westen. Die Nasamonier östlich von der Syrte wohnend, also ungefähr in der Cyrenaica, wanderten durch die bebaute Gegend; dann durch die wildreiche Gegend am Saume der Wüste; endlich viele Tage, durch die Sandwüste selbst; und zwar, nachdem sie durch das Land voll wilder Thiere gekommen waren, in westlicher Richtung. Sie mußten natürlich nach Sudan gelangen, wo sie Neger fanden, die sie durch Sümpfe, welche den Tschadsee auch heute noch an der Ostseite umgeben, in eine Negerstadt führten, die an einem östlich fließenden Flusse liegt, darinnen Krokodile sind.“ Nichts kann klarer sein; dies ist der Nil der Neger, aus welchem Plinius und spätere Geographen den Niger bilden; ein Name, der Herodot natürlich fremd war. Bei der Unbekanntschaft mit Sudan oder Nigritia, dem Lande der Neger, und dem Vorurtheile, daß der ganze Strich zwischen Meroe und den Quellen des Nils unbewohnbar sei, oder nur von abenteuerlichen Wesen bewohnt werde, konnte leicht der Niger zu einem besondern Flusse gestempelt werden, der bis jetzt immer gesucht, und seltsam genug, von Mungo Park und seinen Nachfolgern wirklich gefunden wurde. Über die Entdeckungen des Niger von der Westseite her erlaube ich mir einige Schlüsse, die, da sie mir selbst zugehören, immer auf mein Haupt zurückfallen mögen. Was nemlich die neuern Reisenden, deren Muth ich bewundere, und deren Fußstapfen ich nicht betreten zu können bedaure; was diese nun für den Niger halten, ist alles, nur der Niger nicht; der als eigner großer Strom nirgend in dem Sinne, wie man die Alten versteht, vorhan-

den ist. Der Dscholiba, welcher an höhern Stellen Quorrah heißt, ist — der Dscholiba und nicht der Niger; und zwar um so weniger, wenn sich die Muthmaßungen seiner Einmündung in die Bai von Benin bestätigen sollten. Der Yeu, der Schary sind Binnenflüsse, deren Quellen in dem quellenreichen westlichen Bergarm des afrikanischen Hochlandes, welche man das Konggebirge nennt, sich befinden. Der Tschadsee nimmt vielleicht noch mehre Flüsse auf und gibt seine Gewässer an den Nil der Neger, den Bahr el Abiad ab; der sodann mittelbar seine Quellen im Konggebirge hätte, was sowol nach der Natur der Sache, als auch nach den Zeugnissen der unterrichtetsten alten Geographen und des Arabers Schebba Eddin das Wahrscheinlichste ist. Selbst wenn der Dscholiba und der Formoso ein und derselbe Fluß sind, könnte unterhalb Funda eine Gabeltheilung stattfinden, welche das östliche und westliche Flußsystem mit einander verbände. Aus diesem allen glaube ich folgende Resultate ziehen zu dürfen:

1. Sudan ist noch immer eine Hochebene, welche sich 1,500—2,000′ über die See erhebt.

2. Das Konggebirge ist eine vielverzweigte Berggräte, deren höchste Punkte die Quellen beinahe aller Flüsse Nordafrika's enthalten und Sudan in eine westliche und ungleich größere östliche Abdachung scheiden, welche letztere durch eine Abdachung der abyssinischen Alpen eine Widerlage findet, wodurch der Nil eine nordöstliche und endlich eine nördliche Richtung zu nehmen gezwungen wird.

3. Der Nil mit seinen Quellen und Zuflüssen durchsetzt den ganzen Kontinent von Westen nach Osten und zwar von 16° östl. Länge von Ferro bis zum 48°, wo er durch die Widerlage der abyssinischen Abdachung seine Richtung nach dem Mittelmeere zu nehmen gezwungen wird.

4. Der ganze Kontinent hat, so wie in seiner Gestalt, also auch in seinem Flußsysteme die größte Ähnlichkeit mit Südamerika. Wie hier der Amazonenstrom, so durchströmt Afrika der Nil und zwar ebenfalls von Westen nach Osten. Gleichwie das Flußsystem des Orinoko die Parimebauchung durchästelt, so auch in Afrika das System des Senegal, Gambia, Rio Grande und Formoso die Kongbauchung. Nordwärts dieser Flußsysteme liegen in beiden Kontinenten niedere Steppen, welche in Amerika fette Viehweiden, in Afrika jedoch dürre Sandwüsten sind. Der Atlas entspricht der Küstenkette von Venezuela; Abyssinien und die Lupa-

tagebirge mit ihren Küstenflüssen der Anden-Cordillere. Wenn jedoch der Flächeninhalt Afrika's vor dem seines Zwillingbruders Südamerika den Vorrang behauptet, so wird er hingegen von diesem durch die Großartigkeit seiner Natur, der Massen seiner Gebirge, der Kolossalität seiner Flüsse übertroffen; gegen welche Afrika's Gebirge nur als Berge, und Afrika's Ströme nur als schwache Nachbildungen erscheinen. Dagegen hat Afrika wieder den Vorzug einer vollendeteren Entwicklung des animalischen Lebens, gegen welche Südamerika seine kolossale Pflanzenwelt aufstellt.

In Egypten sind auch häufige und ungeheure Kanalarbeiten im Alterthum ausgeführt worden, von denen einige noch unterhalten werden; im Innern des Kontinents ist jedoch bei dem rohen Zustand des Landes an keine Benutzung des kargen Wasservorraths, zur künstlichen Bewässerung oder zum bequemen Verkehr, zu denken.

Heilquellen fehlen auch in Afrika nicht, was man bei der salzigen Beschaffenheit des Bodens und andern Umständen, welche aus der innern Ökonomie der Erde sich ergeben, ohnehin voraussetzen muß. Sie werden auch in allen Gegenden zur Heilung mancherlei Übel benutzt.

Schon die Lage Afrika's zwischen dem 37° nördl. und 35° südl. Br. bedingt ein Tropenklima. Nur der Nord- und Südrand erstreckt sich jeder auf 10 — 12° in die gemäßigte Zone. Selbst in diesen gemäßigten Strichen sind Schnee und Eis wenig bekannt und gehören in den niedern Gegenden unter die seltenen Erscheinungen. Nur auf den Höhen des Tafelgebirges und den Gipfeln des Atlasgebirges mögen Schnee und Eis für längere Zeit Schutz finden. Ob aber im ganzen Kontinent ein Punkt sei, mit ewigem Schnee bedeckt, wage ich sehr zu bezweifeln. Zwar lesen wir in Reisebeschreibungen, daß Eingeborne von Schneegebirgen, von weißen Bergen u. dgl. sprechen. Meiner sehr anspruchlosen Meinung nach aber kann dieses auch von solchen Gipfeln verstanden werden, welche in der kalten Jahrszeit sich mit Schnee bedecken.

Mehr als von der Kälte läßt sich jedoch von der zum Sprichwort gewordenen afrikanischen Hitze sprechen. Schon zu Kairo steigt trotz seiner Lage unter 30° 4′ nördl. Br. die mittlere Temperatur auf 18°, 6 R., welche von der mittlern Temperatur in Veracruz nur um 2°, 5 übertroffen wird. Da nun der größte Theil Afrika's unter die Wendekreise fällt und der Gleicher beinahe mitten durch den Kontinent geht, so müssen auch volle ⅔

der Breite des Kontinents ein Tropenklima genießen. Die Temperatur wird durch die außerordentliche Dürre des Kontinents noch erhöht. Die von den wüsten kahlen Sandsteinbergen beständig abprallenden Sonnenstrahlen und aufsteigenden Wärmeströme erhitzen die Luft so sehr, daß selbst die gemäßigten Theile Afrika's noch Tropenklima genießen; weswegen Egypten und das rothe Meer zu den heißesten Gegenden der Erde gehören. Eben so schön als wahr sagt Alexander von Humboldt: „Gleich der weiten Fläche des stillen Ozeans, hat man die Ebenen im Innern von Afrika erst in neuern Zeiten zu durchforschen versucht; sie sind Theile eines Sandmeeres, welches gegen Osten fruchtbare Erdstriche von einander trennt oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harutsch, wo in der dattelreichen Oase von Siwah die Trümmer des Ammontempels den ehrwürdigen Sitz früherer Menschenkultur bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen und entwickelt im glühenden Schooße der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. Wo die Wüste sich dem atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Wadi Nun und dem weißen Vorgebirge, da strömt die feuchte Meeresluft hin die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird."

Die Jahrszeiten kennen in der heißen Zone nur den Wechsel zwischen Trockenheit und Regen. Erstere Jahrszeit wird der Sommer, letztere der Winter genannt; wiewol es sich umgekehrt verhält. Der Regen begleitet die Sonne allezeit; weilt diese in dem Zeichen diesseit des Gleichers, so regnet es in der nördlichen Zone; weilt sie jenseit desselben, in der südlichen.

Zwischen 20° nördl. und südl. Br. ist der Unterschied der Temperatur zwischen Sommer und Winter unbedeutend, doch wird er beträchtlicher jenseit dieser Breite.

Die Winde zwischen den Tropen sind die Passatwinde oder beständigen Winde, in der nördlichen Halbkugel Nordost, in der südlichen Südost. Ausnahmen davon bewirken Lokalursachen. Zur Zeit des Wechsels der Jahrszeiten stellen sich heftige Stürme, Gewitter u. dgl. Erscheinungen ein. Furchtbar für die Reisenden durch die Wüste ist der Sandwind. Wenn unter dem sengenden Sonnenstrahle die letzte Spur des Pflanzenlebens in Staub zerfallen ist, berührt den Boden einer der entgegengesetzten Luftströme, deren Streit sich in kreisender Bewegung ausgleicht. Die Wüste nimmt nun gleichsam die Natur des Meeres an; der

Sand wird beweglich und erfüllt die Luft, welche nach Beschaffenheit des Sandes bald röthlich, bald gelblich oder bläulich erscheint. Sandhosen, vielleicht elektrisch geladen, tanzen daher und werden den Karavanen gefährlich; indem sie theils erstickend heiße Luftströme herbeiführen, theils mit Blindheit endigende Ophthalmien verursachen. Das Vorgeben, daß ganze Karavanen vom Sande verschüttet worden seien, erklären zwar achtbare neue Reisende, wie Ehrenberg, für ein Mährchen, gar mancher jedoch mag, durch die Sandwinde erstickt, in der Wüste der Auferstehung harren. Bei solchen Sandwinden steigt der Thermometer nicht selten auf 40° Réaum. Dieser Wind ist der furchtbare Harmatan, der Samum oder Samiel der Perser, der Chamsin der Egypter und der Sirocco in Sizilien.

Übrigens genießt man 8 Monate des Jahrs hindurch schönes Wetter bei einem reinen wolkenlosen Himmel, von dessen intenser Bläue, welche dem Indigo, der unter ihm gedeiht, gleich ist, der Europäer da, wo 9 Monate Winter und 3 Monate schlecht Wetter ist, sich keinen Begriff machen kann. Schnell steigt die Sonne des Morgens über den Rand der Wüste oder des Meeres senkrecht empor. Die Dämmerung ist hier unbekannt; wie die Jahrszeiten schroff wechseln, so auch Tag und Nacht. Kaum erträgt das Auge den hellen Glanz des leuchtenden Taggestirnes, eben so steigt sie auch wieder in die Ebene hinab. Durch die aufsteigenden Luftströme wird in der Wüste durch Strahlenbrechung die Luftspiegelung hervorgebracht, welche die Öde täuschend belebt und die Wüste in ein wogendes Meer verwandelt erscheinen läßt. Der Himmel selbst bietet des Nachts dem ungewohnten Auge einen überraschenden Anblick. Es sieht Sternbilder, die ihm neu sind, und auf dem Äquator stehend nehmen die Gestirne, die wir im Norden über uns zu sehen gewohnt sind, tief am Horizont eine wunderbare Größe an, während im Süden sich ein neues Meer leuchtender Welten entwickelt.

Nach 8 Monaten tritt endlich die Regenzeit ein. Stürme und uns unvorstellbare Donnerschläge verkünden die Erquickung der Natur. Die Wüste wird grün, und bald sehen wir Seen und Sümpfe vor uns und um uns. Die unaufhörlichen Schlagregen machen die Luft dunstsatt, man fühlt sich bis auf die Knochen durchnäßt und nichts kann gegen diese Feuchtigkeit schützen, welche die Schwüle der Atmosphäre noch vermehrt. Faule Dünste steigen nun aus den Niederungen auf, welche der Entwicklung giftiger Insektenwolken so günstig sind. Der Fremde, der Europäer fühlt dann den Keim jenes verderblichen Tropenfie-

bers, den Keim des Todes in sich, dem er nur selten entgeht. Jedoch trägt auch die trockne Jahrszeit zur Entwicklung dieser Fieber bei, sobald der Europäer sich des Nachts gegen die Kälte der Luft, die oft plötzlich eintritt, nicht sorgfältig verwahrt.

Noch mehr abwechselnd ist die Temperatur in dem gemäßigten Afrika und die Stürme am Cap sind zu gut bekannt. Die Eigenheiten des Klima an verschiednen Orten des Kontinents werden bei jedem Theile erwähnt.

Auch von Erdbeben ist Afrika nicht frei, und besonders die den Inseln nahe gelegenen Küsten nehmen nicht selten an den Erschütterungen jener Theil, obgleich amerikanische Erdbeben hier unbekannt sind.

Afrika, als ein Welttheil unter den Tropen gelegen, ist an kostbaren Erzeugnissen aller Art reich; obwol die Kultur diesen Reichthum zur Förderung der Civilisation weder zu benutzen, noch zu mehren verstand.

Aus dem Thierreiche hat Afrika die größten Vierfüßer aufzuweisen, so wie es reich ist an Thieren aller Klassen. Das Pferd von Dongola ist berühmt, der Büffel ist hier zu Hause und der Esel scheint hier erschaffen zu sein, wird aber dafür auch in Ehren gehalten, wie er auch hinwieder durch sein ausgezeichnetes Betragen über jedes Lob erhaben ist. Wer könnte ferner das edle, treue und gutmüthige Kameel, das Schiff der Wüste vergessen? Außer diesen sind Flüsse, Wälder und Wüsten belebt. Der Löwe, der König der Wüste, gab Afrika den Namen Lybien; den Panther und eine Reihe von Riesenkatzen lieferte Afrika schon zu den üppigen Kampfspielen der römischen Imperatoren, die in den Wüsten Afrika's einen unerschöpflichen Gau für dieses blutdürstige Vergnügen fanden, an welchen sich ein Commodus nicht enthalten konnte, thätigen Antheil zu nehmen. Herdenweise haust der Elephant in ganz Afrika und das plumpe Flußpferd nebst dem abenteuerlichen Rhinozeros sind lebendige Zeugen des eben so plumpen Landes ihrer Geburt. Mit diesen contrastiren die zierliche Giraffe, die leichtfüßigen Antilopen und Gazellen.

Der Strauß durchschreitet die Wüste und repräsentirt in kolossaler Gestalt seine gefiederten Brüder aller Größen und Farben. Die Boa Constrictor nebst einem unzähligen Heere von giftigen Schlangen machten Afrika in dieser Rücksicht schon im Alterthum berüchtigt, wo sie sich als Landplage wenigstens in der Sage der Priester erhalten haben, aber auch jetzt noch dem Europäer durch ihre Menge und Mannigfaltigkeit Grauen

einflößen. Unsere kleine schlanke Eidechse benutzte die Produktionskraft des Tropenlandes, um im gepanzerten Raubthiere des Krokodils bis zu einer Größe von 24 Fuß anzuschwellen, würdig, an der Spitze der ganzen Schar von Lazerten und Geko's zu stehen, von denen das Land wimmelt. Die Schildkröte nebst Kröten und Fröschen vermißt man nirgends. Die Fische zählen in Afrika zahlreiche und delikate Geschlechter, wiewol denen des Senegal nicht zu trauen, da sie wegen ihrer giftigen Natur eine sehr ungesegnete Mahlzeit geben. Zu einer Geißel des Kontinents aber hat sich die Klasse der Insekten erhoben; die Heuschrecken, die Thermiten, Ameisen, Mücken und Schnacken sind Namen, vor denen sogar der Neger schaudert und der Büffel bebt. Doch sind auch Wespen und Bienen und Seidenwürmer zu haben; endlich gibt es auch eine Naturgeschichte voll Würmer, von den Eingeweidewürmern bis zur Koralle und dem Badeschwamm.

Ist die Flora Afrika's auch nicht so reich, wie die unvergleichliche Vegetation von Südamerika, so trägt sie doch ganz das Gepräge des Tropenhimmels. Die Urwälder am Fuße der abyssinischen Alpen hat noch kein Botaniker betreten. Die *Adansonia digitata* und der Drachenbaum auf Orotava zeigen indessen, was Afrika auch in diesem Punkte vermag. Die Nordküsten Afrika's und das Delta Egyptens waren in alten Zeiten die Kornkammer Europa's und vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, wo sie es wieder sein werden. Außerdem bringt Afrika alle Kolonialprodukte hervor und ist überhaupt, wo Erde und Wasser ist, von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Die schönen Gewächse des Caplandes bilden eine eigne Zierde unserer Treibhäuser und Madagascar verspricht eine unübersehbare Ausbeute, da es unstreitig einer der schönsten Flecken der Erde ist. Reis, Durrha oder Moorhirse u. s. w. nähren den frugalen Neger u. s. w.

An Mineralien birgt Afrika große Reichthümer und dürfte einst das Gold eben so gemein machen, wie Amerika es mit dem Silber that. Gold! du Zauberwort! das herrlicher als Harmonikatöne in das Ohr des Europäers schallt, ja dein Vaterland ist Afrika! Jetzt kommst du nur als Staub zu uns, nur der Abfall deiner reichen Gebirge, einst aber kommt die Zeit, wo wir den Drachen verscheuchen, der dich bewacht; dann sollst du auch im Innersten der Berge nicht sicher sein und trotz aller Gnomen sollst du uns sättigen. Ja Gold hat Afrika und theils

als Staub, theils in Stücken liefern es die rohen Wäschereien, da an einen geregelten Bergbau nicht zu denken ist. Aber auch Kupfer, Blei und das wohlthätige Eisen ist nicht fremd, sondern häufig vorhanden. Außer dem Granit, der schöne Rosengranit von Syene. Basalt im Harutsch, Marmor im Atlas und der alles bedeckende Flötzsandstein, zum Pyramidenbau ganz geeignet. Die Wüste liefert versteinerte Seeprodukte und Holzopal, so wie versteinertes Holz auch in den Querthälern zwischen Egypten und dem rothen Meere keineswegs selten ist. Prächtig klingt in unser Ohr der Smaragd, dessen Gruben Caillaud wieder auffand, der Chrysoberyll in Oberegypten und Chrysopras am Cap, nebst Granaten und andern Halbedelsteinen.

Nützlicher als diese sind aber die große Menge Salz, Natron und Salpeter nebst Alaun und andern Salzen, welche der Boden, beinahe ohne Zuthun der Menschen, diesen abgibt.

In Afrika ist der schwarze Mensch einheimisch. Der Neger, als der Urstamm Afrika's, verdient zuerst unsere Aufmerksamkeit. Die eigentlichen Negervölker nehmen ihren Anfang am südlichen Ufer des Senegal; und Mittelafrika, das Sudan oder Nigritien, ist ihr Vaterland. Ihre charakteristischen Kennzeichen sind: Wollenhaar, breitgequetschte Nase, dicke aufgeworfene Lippen, große Nasenlöcher, weiße, manchmal grünliche Augenäpfel mit schwarzem feurigen Stern, starke Backenknochen, harte Züge, große Zähne, vorstehende Ohren, schwarze ölige Sammthaut, ein starker nerviger und behender Körper, wohlausgebildete Glieder, überall physische Vollendung sichtbar. Das Gemüth des Negers ist heiter wie der Himmel, unter dem er geboren, leicht wie die Luft, die er athmet, seine Leidenschaften glühend wie die Sonne, welche in seinem Körper das Öl braut, das seine Haut schwarz färbt; seine Sinne üppig wie die Natur, unter deren Einfluß er entstanden; mit einem Worte: mehr als irgend ein Sohn der Erde ein treues Ebenbild seines Geburtlandes. Dabei ist er gutmüthig, treu auf eine beispiellose Art und dankbar wie sein Boden. Diese guten Eigenschaften hatten sogar diejenigen zu rühmen, welche keinen Anspruch darauf hatten. Selbst die neueste Zeit, welche so oft in Amerika das Leben der Herren in die Hände ihrer Sklaven gab, hat rührende Beispiele dieser unverdienten Treue aufzuweisen.

Von den Negerstämmen sind uns besonders folgende bekannt: Die schlanken Jalofen, welche die schönsten der Neger nach

unsern Begriffen sind, am Senegal. Ihre Haut ist glänzend schwarz, ihre Züge noch nicht ganz negerisch. Verwandt mit ihnen sind ihre Nachbarn, die Serren. Weiter hinab und tief in das Innere wohnen die Mandingo's in vielen Stämmen, schon plumper und viel kompakter als die Jalofen; der Linie näher die untersetzten Felupen mit einer Menge anderer Völker, welche mittelalterähnlich gebildete Staaten bis nach Kordofan hin bewohnen. Tiefer gegen den Äquator finden sich die Aschanti's, Fantes u. s. w., welche einen Ritterstaat bilden voll roher Macht. Weniger noch sind uns die Völker Niederguinea's bis Angola und gar nicht die Völker des innern Hochlandes bekannt. An der entgegengesetzten Küste mildern sich Haarfarbe und Züge der Völker; und Zanguebar zeigt schon die Olivenfarbe nebst größerer Gestalt und regelmäßiger Bildung. Die gutmüthigen Kaffern und noch sanftern Hottentotten endlich fangen an in die malayische Bildung überzugehen. Ihr Haar ist nicht mehr Wolle, sondern nur kraus, die Farbe gelbbraun, der Wuchs schlanker, mit kleinen Händen und Füßen. Die Völker des Innern kennen wir nicht; so weit wir sie in Süden kennen, finden wir sie gesitteter, civilisirter als an der Küste, große Reiche und Städte bildend. Wahrscheinlich waren jedoch vor 300 Jahren diese Negerstaaten weiter in der Civilisation und sind seit der Zeit im Rückschreiten in dem Maße begriffen, wie zur Zeit der Völkerwanderung Europa war.

Außer diesen einheimischen Völkern bewohnt das Hochland von Habesch ein arabisch-äthiopisches Volk. Die Nubier, nördlich von diesen, sind Äthiopier, mit Negerblut stark vermischt. Der Egypter, ein Gemisch von Völkern, die eine lebendige Geschichte des Landes auf die Nachwelt fortpflanzen. Die Kopten, Abkömmlinge der alten Egypter und Äthiopier, wahrscheinlich indischen Ursprungs, später mit Negern gemischt. Griechen, Araber, Türken, Nüancen europäischer Abkunft.

Die Nordküste bewohnen die Berbern, Nachkommen jener alten Numidier und Karthager, asiatischen Ursprungs, später gemischt mit griechischem, römischem, germanischem Blut. Endlich ist Afrika bis zum 10° südl. Br. von den Arabern impregnirt, welche unter dem Namen der Mauren, die Sahara und Sudan durchkreuzen und bis an die Nordufer des Senegal Afrika beherrschen; jenseits aber durch Religion und Talente auf die Negervölker, die ihnen an Regsamkeit des Geistes nicht gleichkommen, großen Einfluß ausüben. Zuletzt haben

sich die Türken zu Herren Egyptens und der nördlichen Länder Afrika's gemacht; scheinen jedoch jetzt der europäischen Civilisation weichen zu müssen, indem es wahrscheinlich Frankreich gelingen dürfte, einen der merkwürdigsten Punkte in der Geschichte der Menschheit zu kolonisiren. Als Menschen, denen jede Handelspolitik fremd ist, kann uns die Ausbreitung des Christenthums auf dem Wege friedlicher Kolonisation in jenen schönen Gegenden nur höchst erfreulich sein. Soll denn nicht das Kreuz, dieses heilige Zeichen der Humanität, sich besonders da gut ausnehmen, wo es ehemals prangte, und wo die Natur recht eigentlich Paradiese geschaffen hat?

Die Zahl aller dieser Völker zu bestimmen, deren wir erwähnt und nicht erwähnt haben, weil wir sie nicht kennen, ist sehr schwer. Die Zahl der Bewohner Afrika's schwankt bei den geschätztesten Geographen zwischen 90 und 300 Millionen. Urtheile der Leser, in welcher Verlegenheit ich mich befinden muß, da ich weder mir, noch einem andern einen Bären aufbinden will? Steuerregister gibt es in Afrika nicht, Konskriptionslisten auch nicht; also was zu thun? Der herrliche Zeune, der die 300 Millionen annimmt, gibt allerdings einen Maßstab für die Bevölkerung, den ich aber wirklich nur mit Scham und Schmerz anführe, indem mich bei Berührung dieses Gegenstandes allezeit ein gewisses Etwas durchzuckt, das so eine Mischung von Wut, Scham und Mitleid ist. Zeune nimmt die Sklavenausfuhr als Maßstab der Bevölkerung an. 300,000 soll die Zahl sein, welche das verblendete Afrika von seinen Kindern für Brantwein und Spielwerk jährlich hingab. Allein die 300,000 Unglücklichen abzuliefern mußten im Innern Kriege, blutige Kriege geführt werden. Könige zünden die Dörfer ihrer eignen Unterthanen an, um Sklaven zu machen; und Sudan ist seit 300 Jahren in Bewegung, um sich gegenseitig zu vertilgen. Mit Schauder muß ich daher hinzufügen, daß, wenn 300,000 Ebenholze — so heißen die Menschenhändler das schwarze Geschlecht — an das christliche Europa abgeliefert wurden, eine eben so große Anzahl angenommen werden muß, welche durch die innern, bis jetzt fortwütenden und die blühendsten Länder verwüstenden Negerkriege vertilgt wurden. Nimmt man noch die häufigen Hinrichtungen dazu, welche theils Aberglaube, theils Despotismus gebieten, so dürften wir wenig von der Wahrheit abweichen, wenn wir im ganzen Kontinent einen jährlichen Menschenverlust auf außerordentlichem Wege, d. h. nicht durch natürlichen Tod zu 700,000 annehmen. Berechnen wir nun, daß, um solchen Verlust seit 300 Jahren zu ersetzen, wenigstens jährlich

5,000,000 geboren werden müssen, so kommen, auf 20 Menschen eine Geburt gerechnet, 100 Millionen auf die Negerbevölkerung allein. Nehmen wir nun an, daß das Hochland eben so gut bevölkert sei, und schlagen die andern Völker Afrika's dazu, so dürfte Zeune's Berechnung nicht zu übertrieben erscheinen. Allein es kommt ein Umstand hinzu, der diese Zahl von 300,000,000 bedeutend vermindern muß, und das ist die offenbare und nothwendige Abnahme der Bevölkerung, seit 300 Jahren. Alle Reisenden berichten von zerstörten Ländern, verlaßnen Dörfern und Städten. Clapperton sah öfter den Horizont vom Vulkan brennender Städte gefärbt. Ein gewisser Rittergeist und Neigung zum Zerstören hat sich der Völker Afrika's eben so, wie im Mittelalter der Völker Europa's bemächtigt und macht volkreiche Länder zu Wüsten. Jede Sicherheit des Eigenthums und der Person ist verschwunden und das Menschenleben ohne Werth. Hieraus dürfte nun mit Recht geschlossen werden, daß Afrika seit 300 Jahren sowol an Bevölkerung als Kultur abgenommen habe. Nimmt man für jetzt 100,000,000 Neger an, so dürfte man für ganz Afrika schwerlich mehr als folgende Einwohnerzahl rechtfertigen können:

Egypten	3,000,000
Tripolis mit Barka	2,000,000
Tunis	2,500,000
Algier	3,000,000
Marokko mit Fez und Tafilet .	14,800,000
Nubien nach Rüppel . . .	140,000
Abyssinien	3,500,000
Fungi	900,000
Fur	1,500,000
Europäisches Afrika	4,000,000
Madagascar	4,000,000
Die Inseln	100,000
Neger	100,000,000
	139,500,000

Die Mehrheit der Afrikaner sind Fetischheiden. Mit dieser Benennung glaubt man gewöhnlich alles gesagt zu haben, und es ist diesem gemäß allgemein gäng und gäbe, die guten Schwarzen für das unsinnigste Volk von der Welt zu erklären. Bevor man jedoch ganzen Völkern, ja ganzen Welttheilen, die menschliche Natur herabsetzend, Behauptungen und Tollheiten an den Hals wirft, sollte man doch vor allem bedenken: daß

solche Entehrungen immer die Menschheit überhaupt treffen, und dann sollte man vom religiösen Prinzip im Menschen richtige Begriffe haben. Diese Rücksichten würden uns gewiß hindern von verwandten Nationen Unsinn zu behaupten, der, wenn er wahr wäre, den Charakter des Göttlichen in uns vertilgen würde. Der Verfasser dieses glaubt da, wo es sich um das Innere oder Geistige der Menschennatur handelt, auch eine Stimme zu haben, und hält sich daher berechtigt zu versichern: daß ihm ein Fetischanbeter eben so klingt, als Atheist. Ich glaube meine Leser überzeugen zu können, daß es in Afrika keine Fetischanbeter gibt. Zwar erstrecken sich des Aberglaubens alte Rechte auf jedes Haupt; so tief sinkt aber selbst der Pescheräh nicht, daß er, wie man die Neger so leichthin beschuldigt, Zwiebel, Stroh, ein Stück Holz, ein Schwein, eine Pflanze u. dgl. anbeten und als höchstes Wesen betrachten und verehren sollte. Jeder Neger hat seinen Fetisch, das ist wahr; aber alle Neger haben einen Gott, der, nach ihrem eignen Ausdruck, die Schwarzen wie die Weißen erschaffen hat, erhält und richtet. Wie war es möglich diese Sprache in den vielen Reisebeschreibungen zu berichten; und noch immer von Krokodil-, Zwiebel-, Durrhastengel-, und was weiß ich was für Anbetern zu reden? Schon der einzige sprichwörtliche Ausdruck „Gott und mein Fetisch“ hätte sollen eines Bessern belehren.

Der Afrikaner ist Monotheist; er ist als Kind der Natur auch dem psychologischen Gesetz der Natur, dem Glauben an einen Gott getreu geblieben; und steht was Religion betrift, im Allgemeinen immer noch höher als der Heide mit seinem 30,000 Götterheer und frommen Affen ringsumher.

Der Neger glaubt einen allmächtigen unsichtbaren Gott, er scheut und verehrt ihn ohne Bild. Man lese Bowdichs Bericht von den Aschanti's und besonders jene großartige Szene zwischen Agay und dem Könige im zweiten Kapitel des zweiten Theils. „König,“ sagt dieser würdige Jüngling, dem ähnliche Rathgeber wir allen Monarchen von Herzen wünschen; „König, du hast Leute, die dich waschen, füttern, bedienen, aber du hast keine Leute, die dir die Wahrheit sagen und dich warnen, wenn deine Sache Gott nicht gefällt.“ Wahrlich, wo sich das religiöse Gefühl so ausspricht, da wird kein Zwiebel als Gott verehrt!

Die Negervölker Afrika's sind also größtentheils dem natürlichen Glauben an einen Gott zugethan, dieser Glaube ist jedoch mit alle dem Anhang von Aberglauben begleitet, womit

eine niedere Kulturstufe jede Religion verunstaltet. Der Glaube, daß jeder Mensch, Stadt, Dorf und Land u. s. w. seinen Schutzgeist oder Fetisch habe, ist uralt und selbst über Afrika hinaus weit verbreitet. Selbst die Religion der Egypter war Fetischdienst, und dadurch wird sogleich sonnenklar, wie die Ehrfurcht vor Thieren unter jenem so besondern Volke sich auf so verschiedne Weise aussprechen konnte; auch wie eine Stadt das Krokodil göttlich verehren, die andere verfolgen konnte, ohne daß, wie wir glauben, eine Feindseligkeit zwischen ihnen bestanden habe. Überdies haben bei ihnen noch Amulete, Koransprüche, auf Zettel gegen gewisse Krankheiten geschrieben, ihren Werth.

Außer diesen Fetischdienern gibt es viele Muhameder. Muhameds Lehre hat sich durch den Eifer der Mauren und Araber weit durch Afrika hin verbreitet und fährt fort sich noch immer auszubreiten. Indessen sind die Muhameder nicht weniger Fetischverehrer, wenn sie es auch heimlicher thun. Der Mensch, dem nun einmal Ehrfurcht vor dem Unsichtbaren und Gewaltigen angeboren ist, glaubt hierin lieber etwas zu viel als zu wenig thun zu müssen. Die Muhameder, welche hauptsächlich in Egypten und Nordafrika, Nubien und Kordofan, wie auch an der Ostküste zu Hause sind, zeichnen sich auch durch die gräulichste aller menschlichen Unarten, durch Fanatismus aus, der den Negervölkern und Heiden völlig fremd ist. Das Christenthum unterscheidet sich als göttliche Offenbarung auch dadurch, daß es ausdrücklich dem Fanatismus abhold ist und jede andere Verbreitung als durch Predigt verbietet.

Dennoch wollte es bisher dem Christenthum nicht recht gelingen, sich in diesem Welttheil einheimisch zu machen. Einst blühte wol im römischen Afrika und Egypten die Kirche Christi, allein sie kam ganz herab. Die Reste jener Kirchen sind: die monophysitischen Kopten und Abyssinier. Es finden sich jedoch auch unter den Heiden Spuren, als ob ein Streif des Christenthums sie nüancirt hätte. Christen aller Konfessionen haben sich indessen in neuerer Zeit wieder in Afrika als europäische Kolonisten angesiedelt. Die Brüdergemeinden haben auf das Cap der guten Hoffnung Missionäre geschickt, um die Hottentotten, Kaffern und Buschmänner zu humanisiren und zum Christenthum zu bringen; wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Im mittlern Afrika steht jedoch die Ausbreitung des Christenthums gegen den Muhamedismus, auch schon der daselbst

einheimischen Vielweiberei wegen, die Muhamed begünstigt, im Nachtheil.

Endlich gibt es auch noch viele Juden, und zwar in Egypten, der Berberei, in Habesch und Niederguinea, wo sie vernegert sind. Überall jedoch sind sie dieselben mit ihrem eigenthümlichen Gepräge.

Durchaus despotisch ist die Staatsverfassung in allen afrikanischen Ländern, und die brittischen ausgenommen, haben selbst die Kolonien einen Anstrich davon.

Jene afrikanische Majestät, die, nachdem sie in Lumpen gehüllt ihr Mittagbrot verzehrt, und dann aus der Hütte tritt und allen Völkern der Erde Erlaubniß gibt nun auch zu essen; der andere, der täglich der Sonne ihren Lauf vorschreibt, sich aber wohl hütet einen rückgängigen zu befehlen; der dritte, welcher bekennt, daß er nur ein klein wenig weniger als Gott selbst sei: diese Abnormitäten sind so ziemlich der Maßstab für die Regierungen Afrika's. Es ist selbst in den gesitteten Staaten, wie z. B. Egypten, nicht viel besser. Wie in allen despotischen Militärstaaten sind auch hier Revolutionen und Despotenwechsel häufig und immer mit Blutvergießungen begleitet. Es kann also nur von einer Regierungsform die Rede sein, wenn man unsichern Absolutismus, von Waffen aufrecht erhalten, dafür gelten lassen will.

Eben darum ist aber auf keine dauernde Civilisation ohne europäische Dazwischenkunft zu rechnen; denn wo auch durch die Talente eines Herrschers Civilisation aufkeimt, so bleibt sie doch nur sein Eigenthum, das mit ihm begraben wird. Wir werden über alle bisher erwähnte Gegenstände bei den einzelnen Theilen ausführlicher sprechen. Die einzige auf eine Dauer berechnete Staatsverfassung ist die der Kolonie auf dem Cap, welches wirklich, seit es die Engländer im Besitz haben, als ein civilisirter, der Selbständigkeit entgegeneilender Staat betrachtet werden kann. Wir wünschen und hoffen noch schönere Früchte der Civilisation von der Okkupation und Kolonisirung Algiers durch die Franzosen; welches Beispiel wol nicht ohne Frucht für die Sittigung des nördlichen Afrika bleiben würde, das die Civilisation als altes Eigenthum mit Recht in Anspruch nehmen kann.

Der Boden Afrika's, in einer heißen Zone gelegen und größtentheils mit einer dicken Flötzsandsteinlage bedeckt, bietet nicht überall bebaubares Land; und das Vegetationskleid, womit die

Erdtheile geschmückt sind, ist bei ihm ziemlich löcherig. Indessen wo das Urgebirg und Übergangsgebirg zu Tage ausgeht und der Verwitterung unterliegt, hat sich sowol fruchtbares Erdreich gebildet, als auch dem Wasser gestattet sich in Quellen zu sammeln, um es zu bewässern. Wo nun dieses der Fall ist, da prangt das Land auch mit dem ganzen Reichthum der fröhlichen und üppigen Tropennatur. Nicht zu gedenken der Inseln, welche Afrika umgeben, und des blumenreichen Madagascar; ist das Capland das Vaterland sehr großer Pflanzenfamilien, welche dem Anbau des Getreides und des herrlichen Konstantiaweines Platz gemacht haben. Zwischen den Tropen ist der Boden auch für alle diesen Breiten eignen Produkte tauglich, wie vielleicht nirgend sonst, und Bachus und Ceres segnen den Nordrand. Da jedoch die Natur ihre Gaben an Bedingungen bindet, so kann nur von der Erfüllung derselben Frucht erwartet werden. Dieses ist bis jetzt wenig geschehen und erst zukünftige Geschlechter werden trunken werden von der reichen Fülle.

Noch ist Afrika am reichsten an Hirten, welche Nomaden und Räuber sind; wol einige Striche Landes bestellen, ohne jedoch dasselbe als festes Eigenthum zu betrachten. Sie säen und verlassen das Feld, kommen zurück und ernten, um es wieder zu verlassen. Gebaut wird Weizen, Gerste, Reis, besonders in Mittelafrika und den Niederungen der Flußnetze, Durrha oder Hirse. Auch die Dattelpalme wird gepflegt, desgleichen der Pisang, die Yamswurzel u. s. w. Was gebaut wird, lohnt die Arbeit zwanzigfach. Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Pfeffer u. s. w. gehören zu den Früchten des Ackerbaues, obwol sie auch wild wachsen. Gemüse wird wenig gebaut, auf Obstkultur nur wenig Fleiß verwendet, obwol die köstlichsten Südfrüchte einheimisch sind. In Egypten wird zwar jetzt für Anbau aller Erzeugnisse auf echt türkische Weise gesorgt; allein der Hund, der nach dem Hasen gepeitscht wird, läuft nur, so lange der Treiber hinter ihm ist, und darum wird auch Egyptens Flor nur vorübergehend sein. Auch der so viel versprechende Bergbau wird nicht betrieben, und die Metalle durch Auswaschen und oberflächliches Graben gewonnen. Nur Ackerbaukolonien, aus Europa dahin gesandt, werden dem Boden die Ehre widerfahren lassen, die ihm von Menschen gebürt. Es ist auch dieses das einzige Mittel die Handelsniederlassungen emporzubringen, und sonderbar genug, daß man bis jetzt so wenig Rücksicht darauf genommen hat. Europa hat in manchen Gegenden wirklich zu viele

Menschen, und könnte Tausende beglücken und sich selbst, wenn es, Griechen und Römer nachahmend, Pflanzstädte gründete, wozu der reiche Boden Afrika's vor allen geeignet wäre. Ackerbauende Kolonien sind für den, der sie aussendet, und das Land, wohin sie gesendet werden, allezeit nützlich. Afrika war einst die Kornkammer Europa's, jetzt verhungern jährlich seine Kinder. Die Eroberungen, Sklavenjagd und andere Ursachen haben Afrika dahin gebracht, daß für ein Maß Durrha die Mutter ihr Kind zum Sklaven verkauft, zuletzt sich selbst. Dies ist der Zustand der Bodenkultur in Afrika. Auch jetzt noch ist der Landbau im Sinken, jemehr der eitle Durst nach Heldenruhm überhand nimmt und jemehr die Araberscham vor der nützlichsten und eigenthümlichsten Beschäftigung des Menschen, dem Ackerbau, überhand nimmt.

Industrie kann in Afrika, wie in allen rohen, barbarischen, schlechtbevölkerten Ländern nicht gedacht werden. Alles also, was vorhanden ist, sind Fertigkeiten einzelner Individuen bei einzelnen Gegenständen. Man ersetzt oft den Mangel an Kunstfleiß, Werkzeugen und Maschinen durch Ausdauer und Beharrlichkeit. So z. B. ahmen die Madagassen sehr geschickt selbst verwickelte europäische Kunstwerke nach; der Schmid ist zugleich Goldarbeiter; der Maurer arbeitet, statt mit der Kelle, mit der Hand, und der Weber zieht in Ermanglung des Weberschiffes mit den Fingern den Einschuß durch den Zettel. Egyptens Pascha hat zwar durch sein *sic volo* in Egypten europäische Industrie eingeführt; aber selbst Herr von Prokesch, sein begeisterter Lobredner, hoft wenig Vortheile davon. In der That ist auch Afrika vor allem Ackerbau nöthig. In einem Lande, wo einige Stunden Arbeit hinreichen, die Familie für das ganze Jahr mit Nahrung zu versorgen, werden die Arme besser für Ackerbau, als für die Fabrik benutzt, und einem reichen Boden ist die Erzeugung der Produkte zuträglicher, als ihre Verarbeitung, die dann dem übervölkerten armen Lande anheim fällt.

Der Handel des Afrikaners ist jetzt Binnen- und Passivhandel. Im Alterthume bedeckten Karthago's Flotten die Meere, welche dem Alterthum offen standen. Sie segelten über die Säulen des Herkules hinaus, gründeten Kolonien und wahrscheinlich hatten sie sogar an deutschen Küsten Handelsverbindungen. Ja, Karthago, in der Nähe des heutigen Tunis, war einst der Markt der Welt; und dieser Staat übte seinen Handelszwang, so weit seine Schiffe reichen konnten. Jetzt ist von diesem allen keine Spur mehr vorhanden. Mit

Karthago's Fall kam sein Handel an die Erben, die Römer, und nie konnte sein Aktivhandel wieder gedeihen. Egypten war nie ein Handelsstaat, bis auf die Zeiten Alexanders, von wo an Alexandrien den Welthandel in beinahe größerm Umfange noch als Karthago, obwol mit weniger Gewalt an sich zog. Jetzt ist hier nur ein auflebender Schatten davon vorhanden, und von Karthago kennt man kaum Trümmer.

An den übrigen Küsten Afrika's wurde nur Tauschhandel zum Vortheil der Verkäufer getrieben. Von diesem Handel erzählt uns Herodot: „Die Karthager haben mir erzählt, daß sie außerhalb den Säulen des Herkules nach einem Volke an der lybischen Küste zu schiffen pflegten. Wenn sie dort angelangt wären, brächten sie ihre Waaren ans Ufer, legten sie dorthin und gingen wieder zu Schiffe, nachdem sie einen Rauch hätten aufsteigen lassen. Auf dieses Zeichen kämen die Einwohner ans Meer, legten neben die Waaren Gold hin, und entfernten sich wieder. Die Karthager stiegen dann wieder aus und sähen zu, ob es genug sei. In diesem Falle nähmen sie es und gingen davon. Wäre es aber nicht genug für die Waaren, so stiegen sie wieder in die Schiffe und warteten; jene aber kämen wieder herbei und legten noch mehr Gold hinzu, bis sie die andern befriedigten. Keiner aber thäte dem andern Unrecht; denn die einen berührten weder das Gold, bis es dem Werth der Waare gleichkäme, noch die andern die Waaren, bis jene das Gold genommen hätten.“ So ist es mit diesem Handel noch heutzutage in Sudan, und der stumme Handel ist selbst im glücklichen Arabien zu Hause.

Der Binnenhandel wurde schon im Alterthum durch Karavanen, wie es die Beschaffenheit des Landes fordert, geführt. Dieser Handel besteht heute noch unverändert fort, und zwar auf dieselbe Weise und selbst auf denselben Straßen, welche schon das Alterthum benutzte, und beinahe mit denselben Waaren. Daher ist in Afrika Reisen und Handeln eins. Nördlich vom Bahr el Abiad, dem Tschadsee und dem Niger, wenn man ihn so nennt, beginnt es im Monat Oktober lebendig zu werden. Die Regenzeit ist dann vorüber, das Wasser versinkt, die Wüsten bedecken sich mit Kameelfutter, die Luft ist verhältnißmäßig kühl und in der Nachbarschaft des Atlasses zeigt sich sogar eine Art Winter. Der Boden ist eben und sandig und ganz geeignet für die Schiffe der Wüste, die Kameele, welche an den Weideplätzen mit den stachligen Gewächsen als Futter sich begnügen. Eine Kameelladung beträgt

3 bis 4 Zentner und geht des Tages ungefähr 8 Stunden weit. Unterwegs trift man auf Oasen oder andere Handelsplätze, da wird dann Rasttag gehalten, gehandelt, geruht und dann weiter gereist. Um mit Karavanen zu reisen, muß man sowol mit Waffen als Lebensmitteln versehen sein, besonders mit Wasser. Diese Gabe Gottes lernt man wirklich nur in Afrika recht schätzen; es sind Beispiele, daß für einen Becher Wasser wol tausend Dukaten geboten wurden. Die Treiber und Sklaven genießen Kameelmilch, und so ist dieses Thier in jeder Hinsicht ein Wunder der Vorsehung. Dann erhalten sie auch Gersten-, Mais- oder Durrhamehl und mitunter einige Datteln. Der Herr selbst nimmt dürres Kameel- oder Schaffleisch und Kaffee mit. Außerdem hat man als nöthiges Gepäck bei sich lederne Eimer zum Wasserschöpfen, Wasserschläuche aus Ziegenfellen, aus denen das Wasser oft trotz aller Vorsicht verdunstet; auch ein Zelt, welches Nachts vor den Einwirkungen des kalten Windes schützt. So zieht er durch die Wüste, beladen mit Gütern, mitunter von hohem Werthe. Es liegt in der Natur des Karavanenhandels, daß nur solche Güter nach dem Innern verführt werden, welche bei geringem Umfang großen Werth haben, und der Afrikaner, welcher die Bedürfnisse, die uns so stark beladen, weder kennt noch mag, trachtet auch nur nach Kostbarkeiten. Frugal, wie er ist, findet er für den rohen Genuß, der in wenigen einfachen Nahrungsmitteln und Befriedigung seines heftigen Geschlechtstriebes besteht, überall in seinem Lande Durrha, Pisangfeigen, Datteln und Weiber. Was also ihn lockt, ist Putz, der durch Glanz und auffallende Farben das Auge blendet. Also Galanteriewaaren, goldne Ketten, seidne und wollne Stoffe von lebhaften Farben, brennendem Roth, glänzendem Gelb oder blendendem Weiß; glänzend polirte Waffen, Feuergewehre, Pulver und Blei. Für diese Waaren, welche die Kaufleute aus Tombuktu, Bornu und den Niger- oder besser Sudanländern von den Weißen einhandeln, führen sie nach den Küsten und in die Berberei Gold, Elfenbein, Gummi, Straußfedern, Häute, Leder, Baumwolle, Indigo, Ebenholz, Wachs, Datteln, Sennablätter, Kupfer, Natron, Salmiak u. dgl. aus. Aus dem tiefen Innern kommt jedoch nur Gold, Elfenbein, Straußfedern und — Sklaven.

Ich muß hier meinen Lesern eine Sache vortragen, die sie im Innersten ergreifen wird, nemlich den Hauptartikel des afrikanischen Handels, den Sklavenhandel. Dieser Schandfleck der europäischen Menschheit und Kultur ist leider von solcher Wich-

tigkeit im Völkerverkehr, daß er in einem Gemälde von Afrika nicht nur nicht übergangen werden kann, sondern sogar erörtert werden muß.

Man würde Europa Unrecht thun, wenn man es für die Erfinderin dieses unmenschlichen Handelszweiges halten wollte. Afrika selbst ist die Heimat der Sklaverei, und es ist sogar aus Gründen, welche zu erörtern meine Leser ermüden würde, wahrscheinlich, daß der verruchte Gedanke, ein Mensch könne eines andern Menschen Eigenthum sein, eben so hier seinen Ursprung habe und von Afrika ausgegangen sei, wie Asien die Wiege des Kastensystems ist. Die Sklaverei in Afrika ist uralt, und es ist unmöglich ihren Ursprung nachzuweisen. Soviel wissen wir jedoch: daß in den ältesten Zeiten die karthagischen Karavanen, nebst Gold, Elfenbein, Straußfedern und Ebenholz, auch schwarze Sklaven, die in Italien und den umliegenden Ländern sehr beliebt waren, nach dem Handelsplatz brachten und verführten. Auf den ältesten Basreliefs der Denkmäler Nubiens und von Meroe kommen Negerfiguren vor, über deren Lage als Sklaven man nicht in Zweifel sein kann; und die Sklaverei ist so wenig etwas Außerordentliches in Afrika, daß jeder darauf gefaßt ist und das Begegniß Sklave zu werden für ihn beinahe nichts Abschreckendes hat. Der Sklave in Afrika und im Orient aber hat sich über sein Loos so wenig zu beklagen, daß es in sehr vielen Fällen sogar freiwillig gewählt wird. Besonders Hungersnoth bringt den freien Neger in seiner Heimat oft dahin, daß er Sklaverei als Verbesserung seines Zustandes ansieht, indem die Sorge für seinen Unterhalt nun einem andern zur Last fällt. Er wird von seinem Herrn als Kind betrachtet und gelangt nicht selten dahin, das Wort des ältesten Sohnes in der Familie zu führen. Er sieht seinen Herrn nur wenig besser gekleidet und genährt, als sich selbst und von Mißhandlungen oder raffinirtem Aufreiben seiner Kräfte ist nicht die Rede; besonders da Treue und Liebe zu seinem Herrn zu den Kardinaltugenden des Negers gehört. Erst seit 1600 ungefähr kam eine Veränderung in das Leben der Völker von Mittelafrika; eine Veränderung jedoch, die den stillen ruhigen Völkergang ihrer Entwicklung plötzlich hemmte und sie in einen Zustand von Gährung brachte, der seitdem entsetzlichen Jammer über unglückliche Generationen verbreitet hat. Es erschienen Schiffe, welche die Kinder Afrikas raubten und in einen fernen Welttheil führten, um denselben für ihre Henker urbar zu machen oder ihnen die Schätze seiner Eingeweide zu überliefern. Die Küstenvölker sahen bald den Vortheil ein, der ihren

Begierden nach Putz daraus erwuchs; und anstatt sich selbst zu Sklaven rauben zu lassen, leiteten sie einen förmlichen Küstenhandel ein, um die aus dem Innern Afrika's kommenden Sklaven für europäische Waaren von den Karavanenführern einzuhandeln und mit Gewinn an die Weißen abzugeben. Dieser Tauschhandel des Landes für Menschen griff von einer Küste Afrika's zur andern hinüber und die gesuchte Waare wurde förmlicher Maßstab des Handels; so daß jetzt die Waaren zu dem Werthe einer gewissen Anzahl Sklaven geschätzt werden. Es ergibt sich von selbst, daß, nachdem alle europäische Nationen, denen das Meer offen steht, Kolonien anlegten, auch alle der Sklaven bedurften; dieses machte den Menschenhandel so lebhaft, daß Afrika dadurch, wie wir oben sahen, jährlich an 300,000 seiner Kinder verlor. Dieses muß jedoch um so mehr Schauder erregen, wenn wir die Art und Weise betrachten, wie dieser Handel getrieben wird. Um die Sklavenzahl, welche der Europäer bedarf, an die Küste zu bringen, reichten die alten Mittel und Wege, wie man zu Sklaven gelangte, nicht mehr hin. Es entstanden also innere, von den Europäern nicht selten entzündete und unterhaltene Kriege. Die Kriegsgefangenen wurden an die Küste geliefert und dafür Waffen, Feuergewehre und Munition eingetauscht, um neue Kriege zu führen. Außerdem konnte es nicht anders kommen, als daß Häuptlinge, welche man in Europa Könige nennt, sich als Eigenthümer ihrer Herden und Unterthanen ansahen, und so wie europäische Junker in ihrem Forst auf Hasenjagd ausziehen, so ziehen afrikanische Despoten in ihrem Revier auf Menschenjagd aus und stellen förmliche Treibjagden an. Die Crooms oder Krals werden nebst dem Forste umstellt, die Unterthanen schlafen in ihren runden Hütten ruhig, plötzlich läßt der Häuptling Feuer in die Hütten werfen und mit fürchterlichem Geheul seine getreuen Unterthanen aus dem Schlafe jubeln. Nackt fliehen nun die Gejagten aus den Hütten, hinter ihnen aber sprengt jetzt mit gezücktem Säbel der Reiter; vergebens fleht die Mutter, den Säugling in den Armen; vergebens klammert sich dieser um den Hals derer, die ihn geboren; von der Brust wird er gerissen; schon hat man die Hände der Mutter an den Schweif des Pferdes gebunden, hinten auf sitzt das Kind, sich instinktmäßig um den Leib des Unmenschen klammernd, während die Hufe seines Rosses bereits auf dem Rücken des fliehenden Vaters liegen, um ihn zu Boden zu werfen. So wird zertreten, gefangen und das gefangene Wild hohnlachend und Beifall erwartend dem Damel vorgeführt. Außer dem Kriege

und der Jagd wird der freie Neger auch Sklave durch Urtheil. Schulden, Diebstahl und andere Verbrechen bringen Sklaverei durch Richterspruch. Außerdem verurtheilt auch der Ausspruch des Familienvaters zur Sklaverei. Unumschränkt gebietet der Neger über seine Weiber, über seine Kinder, welche sein freies Eigenthum sind.

Die Sklaven werden nun, sobald ihnen dies Loos zu Theil geworden, von ihren Eigenthümern mit Ketten oder mit einem durchlöcherten Holzblock um Hals oder Beine gefesselt; und so lange in strenger Gewahrsam gehalten, bis die Sklavenhändler erscheinen, von denen sie gegen Schießgewehre, Munition, Tand und Putz eingetauscht werden. Man nennt diese Sklavenhändler Sargträger, welches zeigt, daß man mit dem Loos der Mitmenschen nicht unbekannt ist. Der Händler brennt ihnen (ich verleumde nicht, ich berichte nur) nun ein Zeichen ein, um sie im Falle der Flucht wieder zu erkennen. Hat er nun dreißig bis hundert zusammengebracht und seine Waaren verhandelt; so werden sie gefesselt fortgeführt und die Kinder nebenher getrieben. Jeder Sklave ist mit einem Sack von frischem oder geröstetem Mais, süßer Maniokwurzel und Maniokmehl, welche gehörig zuzubereiten man ihnen keine Zeit läßt, beladen. Ihr Getränk ist warmes, oft unreines Wasser. Nachts sind sie der Kälte und dem schädlichen Thau ausgesetzt, und die Schwächlichen müssen unterwegs durch Strapazen sterben, und zwar in Ketten; weil der Kaufmann ihre Krankheit für Verstellung hält. Welche nun unter solchem Elend die Küste erreichen, werden hier an weiße, getaufte aber nicht menschlichere Händler verschachert und von diesen in großen hölzernen Häusern aufbewahrt. Elend gefüttert mit alten ranzigen Seefischen, preisgegeben dem Kummer und der Verzweiflung und einem tödtlichen Küstenklima, das ihnen eben so fremd als die Nahrung ist, die sie kärglich erhalten. Erkranken sie, so werden sie häufig durch Faulfieber, Ruhren und das Heimweh von ihren Banden durch den Tod befreit.

Kommt endlich ein Schiff an, so beeilt sich der Eigner seine Waare um jeden Preis los zu werden und zwar werden die Schiffe so überladen, daß weder Raum noch Provision vorhanden ist. Die Portugiesen, von deren Ansiedlungen aus die meisten Sklaven verführt werden, brennen ihnen nun noch einmal das portugiesische Wappen ein, und die Regierung erhebt von jedem Stück 16½ Crusados oder 20 fl. 36 kr. Konv. Münze Ausfuhrzoll. — Da nun die Sklavenhändler nicht für eine lange, sondern nur für eine kurze Fahrt verproviantirt sind, so tritt

häufig Mangel ein, und nicht selten wird ein Viertel bis zur Hälfte der schwarzen Waare über Bord geworfen, weil der Tod sie nicht mehr verkaufbar macht. Man sollte denken, der eigne Vortheil sollte die Sklaveneigner menschlich gegen die Schwarzen sein lassen; allein der, welcher mit seinem Hunde Mitleid fühlt, hat keines für Menschen, selbst wenn es sein eigner Vortheil geböte. Humboldt erzählt uns davon fürchterliche Beispiele; doch gehört die Behandlung der Sklaven in den Kolonien nicht hieher.

Empört von dem Seufzen und Jammergeschrei einer halben Menschheit, haben sich in Europa mächtige Stimmen erhoben und so laut gerufen; daß dieser schändliche Handel Gegenstand von Verträgen und Staatsverhandlungen wurde. Das Seufzen der Unglücklichsten der Menschen drang über das Meer herüber; und es fehlte in Europa nicht an Herzen und Köpfen, die sich ihnen öffneten, noch an Wangen, die über die entehrende Barbarei des Jahrhunderts errötheten. Der König von Dänemark war der erste, welcher seinen Unterthanen den Sklavenhandel verbot; und 1807 ward auf die Bemühungen Wilberforces der Sklavenhandel allen Engländern untersagt. Allein was helfen geschriebene Gesetze und Parlamentsakten, wo große Geldvortheile die Gewinnsucht unterstützen? Indem Humboldt auf eine Weise, die seinem Herzen eben so viel Ehre macht, wie sein Wirken seinen Talenten seinen Abscheu an der Sklaverei an den Tag legt, bemerkt er: „Unter allen europäischen Regierungen war die dänische die erste, welche den Sklavenhandel abschaffte, und doch waren die ersten Sklaven, die wir verkaufen sahen, auf einem dänischen Negerschiffe nach Cumana aus Afrika hergebracht!“

Obwol nun der Sklavenhandel durch Parlaments- und Kongreßakten abgeschaft ist, so dauert er dennoch fort, und die Berichte der afrikanischen Gesellschaft vom Juni 1827 liefern den überzeugendsten Beweis, daß bis dahin der Negerhandel mit aller Abscheulichkeit fortdauerte und von Grausamkeiten begleitet war, welche die Menschheit verabscheuungswürdig machen. Z. B. ein französisches Sklavenschiff, die Perle, hatte in Afrika 250 Sklaven geladen und die Hälfte auf Guadeloupe abgesetzt, als es von einem französischen Kutter, der zur Verhinderung des Handels abgeschickt war, angehalten wurde. Um der Konfiskation zu entgehen, warf der Kapitän, als er das Regierungsschiff auf sich zukommen sah, die am Bord noch übrig sich befindenden 65 Sklaven — ins Meer. Da indessen die Leich-

name, welche das Meer an den Strand trieb, die Sache offenbar machten, veranlaßte der Gouverneur Untersuchungen, denen der Unmensch sich durch die Flucht entzog. Den 27. December 1827 wurden von der Deputirtenkammer strenge Verordnungen gegen den Negerhandel erlassen, und der wackere Lord Brougham, jetziger Lordkanzler von England, scheint dem Spotte interessirter Lords zum Trotz in Österreichs Fußstapfen treten zu wollen, welches unstreitig die Sache am rechten Ende angriff, da es unterm 5. August 1826 erklärte: „Jeder Mensch muß nach den Rechten der Natur und Forderungen der Vernunft als freie Person erklärt werden .... Jeder Sklave, der Österreichs Boden oder nur ein österreichisches Schiff betritt, ist frei." — Dieses ist die wahre Art Sklaverei abzuschaffen und den Neger handel zu hindern. Übrigens trieben trotz aller Verbote Frankreich, die Niederlande, Spanien, Portugal und Brasilien am ärgsten unter allen; und selbst die vereinigten nordamerikanischen Staaten 1827 noch lebhaften Negerhandel. Auch Engländer haben häufig daran Theil. Brasilien hat endlich dem Negerhandel entsagt, weil es die Anhäufung der Neger fürchtet, Haitis Schicksal bedenkend. Es wäre übrigens zu wünschen, daß edlere Motive als Furcht, diesem unseligen Handel ein Ende machten.

Wie angenehm es jedoch selbst den afrikanischen Fürsten war, ihre Unterthanen als Ausfuhrartikel betrachten zu können; das erhellt aus den Verhandlungen Bowdich's mit den Aschantis: wo der König die Wiederherstellung des Sklavenhandels als eine Bedingung festsetzte, ohne deren Erfüllung er mit den Engländern nicht unterhandeln wollte. Welche Bedingung indeß nicht zugestanden ward.

Indessen tröstet uns einigermaßen der Gedanke, daß in der Hand der Vorsehung Alles, Mittel zu einem großen Zwecke wird. Es scheint, daß aus diesem stinkenden Sumpfe des Eigennutzes sich fruchtbare Keime der Kultur entwickeln; wir werden zu seiner Zeit Niederlassungen an der Küste finden, welche einer aufgehenden Sonne der Kultur gleichen, die sich bald über Afrika verbreiten dürfte; wo dann sich zeigen wird, daß die Neger nichts weniger als unempfänglich für geistiges Leben sind, sondern nur der Aufregung bedurften, um in die Reihe der Völker einzutreten. So viel ist gewiß, der Negerhandel ist im Abnehmen, und das kommende Jahrhundert dürfte keine von Sklaven bearbeitete Kolonie mehr aufzuweisen haben.

Wir wünschen, daß künftige Geographen dieses Welttheils der sauren Pflicht überhoben seien eine Sache zu berühren, welche die Menschheit so sehr entehrt. Mögen sie dieses niederträchtigen Gewerbes künftig nur als einer Verirrung der Menschheit erwähnen dürfen, welche der Geschichte und Vergangenheit angehört!

An den Küsten ist europäisches Geld im Umlauf und zwar Gold- und Silbermünzen, Dukaten und besonders spanische Piaster. In Egypten wird Geld geprägt; in den Kolonien rollirt Geld des Mutterlandes und im Innern ist es so wie zu Abrahams Zeiten, da dieser Patriarch die zwiefache Höhle von den Hethitern zum Erbbegräbnisse kaufte und den Preis darwog. Man handelt nemlich mittelst Goldstaub und Goldbarren und ist zu dem Ende immer mit einer Wage versehen, um das Gold zu wägen. Es werden auch europäische Münzen zerstückelt, um als Tauschmittel zu dienen. Als Scheidemünze gelten Otterköpfchen oder Kaurimuscheln, auch Glaskorallen und selbst Durrha oder Hirse. Maß und Gewicht sind nur in den europäischen Niederlassungen und in Egypten geregelt, in welchem letzten Staate ein ungestempeltes oder falsches Gewicht höchstens den Verlust der Nase, Ohren oder Hand nach sich zieht; kommt noch eine tüchtige Bastonade dazu, so ist der Betrüger völlig gerechtfertigt.

Die Araber im Nordlande und Egypten haben mit ihrer Religion ihre wissenschaftliche Kultur verbreitet, welche im Mährchenerzählen, Zaubern und Zaubersprüche schreiben, Hexen und Nestelknüpfen und Lesen des Korans für dermalen besteht. Der gute Mehmed Ali hat zwar echt türkisch befohlen, daß nach Egypten Kultur, Wissenschaft und Bildung zurückkehre; ob übrigens die Musen dem Türkengebote folgsamer sein werden als ihre Landsleute, das steht zu erwarten. Dennoch ist Egypten vielleicht das einzige Land in der Welt, wo die Kinder fürs Schulgehen bezahlt werden. Egypten war die Wiege europäischer Sittigung, es dient auch jetzt noch als Maßstab geistiger Kultur Afrika's. Die Mauren verbreiten jedoch mit ihrer Lehre auch die Kunst zu lesen; das Einzige, was den herrlichen Völkern der Araber nebst ihrer schönen Sprache, von ihrer vormaligen Bildung übrig ist.

Außer einigen Liedern und Fabeln, worin sich die Gefühle dieser Völker aussprechen, einer rohen Musik und lebhaften Tänzen kennt man unter Afrika's Völkern keine schönen Künste.

Eintheilung.

Eine Eintheilung Afrika's muß durchaus geographisch sein, weil es im ganzen Kontinent kein einziges Land gibt, welches strenge politische Grenzen hätte. Mithin kann auch von keiner politischen Eintheilung die Rede sein. Wir werden daher im Verlauf dieser Arbeit den ganzen Kontinent in folgende sechs Abtheilungen zerfällen:

I. Südafrika. Es umfaßt das Hochland von 5° nördl. Br. bis 35° südl. Br. und in der Länge von der Biafrabucht zwischen Kongo und Benin bis zum Vorgebirg Gardafui, von 27° — 70° östl. L. von Ferro, oder 7° — 50° von Paris, oder 9° — 52° von Greenwich.

II. Das Kongland oder das Bergland, welches Guinea, Senegambien, die Mandingostufe und Sudan umfaßt zwischen dem 5° — 16° nördl. Br. und 0° — 46° östl. L. von Ferro.

III. Die Wüste, vom nördlichen Ufer des Senegal bis an den Fuß des Atlas, von 16° — 30° nördl. Br. und 1° — 45° östl. L. von Ferro. Sie umfaßt die Sahara und Sahel.

IV. Das Atlasland vom Vorgebirge Nun bis Cap Bon, also von 29° — 36° nördl. Br. und 5° — 43° östl. L. von Ferro. Also die Raubstaaten, oder das alte Mauritanien, Numidien, Karthago und Cyrenaica.

V. Das Nilland von 10° — 30° nördl. Br. u. 46° — 61° östl. L. von Ferro. Also Abyssinien, Bertat und Fazugl, Kordofan, Senaar, Dongola, Nubien, Egypten.

VI. Die Inseln: a. Sokotora; b. die Sechellen; c. Admiranten; d. Insel Rodriguez; e. Providence; f. die Maskarenen; g. die Komoren; h. Madagascar; i. Tristan d'Acunha; k. St. Helena; l. Ascension; m. Guineainseln; n. Inseln des grünen Vorgebirgs; o. die Canarien; p. Madeira; q. die Azoren.

Südafrika.

Es umfaßt das Hochland Afrikas südlich von 5° nördl. Br. bis 35° südl. Br. und in der Länge von der Biafrabai zwischen Kongo und Benin, bis zum Vorgebirg Gardafui von 27° — 70° östl. Länge von Ferro.

I. Die holländisch-englische Capkolonie.

Indem wir das Hochland Afrikas durchstreifen wollen, wird es vielleicht am besten gethan sein, wenn wir, statt wie gewöhnlich von oben nach unten die Sache anzusehen, allmälig die Stufen hinaufsteigen. Wir langen also zu Schiffe an und siehe da! bald wären wir gestrandet. Die niedrigste Stufe des Hochlandes tritt nemlich als Nadelbank weit in die See hinaus, und manche Klippen und Felsen drohen, als Fortsätze der auslaufenden Bergarme, der Unvorsichtigkeit Züchtigung. Wir wollen nun vor allem die Gestalt des Landes betrachten, welches sich uns darstellt.

Mit einem Blick die Capkolonie betrachtend, sehen wir, daß die Benennung in einem zweifachen Sinne zu nehmen sei; in einem sehr engen Sinne ist es der westlichste und starke Vorsprung des Gebirges, dessen Gipfel sich als Tafel-, Löwen- und Teufelsberg darstellt und welcher eine Bai, die sogenannte Tafelbai, bildet. Im weitern Sinne aber versteht man unter dem Vorgebirg der guten Hoffnung das Südende Afrikas zwischen 29 und 35° südl. Br. und 35° — 46° östl. L. von Ferro. Ein Ländchen von 6,000 Geviertmeilen, welches einst ein Holländer, Namens Riebek, von den Hottentotten für einige Stücke Leinwand einhandelte und die Engländer durch Traktate mit den kafferischen Majestäten 1819 vergrößerten.

Geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an dieses Land nicht gar viele. Unter König Necho wurde es umschift, die Schiffer sollen daselbst eine Ernte abgewartet haben, um sich zu ver-

proviantiren und dagegen ein Schiff oder auch mehre verloren haben, welche Thatsachen Herodot, nebst Schiffstrümmern aus Cedernholz, die man in der neuesten Zeit daselbst finden wollte, darthun. Bis 1493 wußte man nichts vom Südende Afrikas. Diaz entdeckte es in diesem Jahre; und Gama umschiffte es 1497 zum ersten Mal. Weiter ward auch dieser Südspitze nicht geachtet, die Portugiesen fanden bei den gutmüthigen Hottentotten liebreiche und gastfreie Aufnahme, wofür man sich mit Korallen, Spielzeug, Messern und Metallstücken begnügte und dafür Vieh, Weiber und Produkte lieferte, so viel die Gäste bedurften; bis diese es zu arg machten und die Naturkinder es natürlich fanden, die Ungezognen zum Lande hinauszuwerfen, wobei freilich einige erschlagen wurden. Dieses bekam jedoch den armen Hausherren übel, die nur Hausrecht geübt zu haben glaubten; denn die Portugiesen dachten an Rache und führten sie wirklich auf folgende Weise aus. Als nemlich einige Jahre nach der Niederlage des Franz von Almeida am Cap, die Portugiesen aus Indien heimkehrten, schifften sie eine große mit Kartätschen überladne Kanone aus und machten sie den Eingebornen zum Geschenk; da jedoch die Last schwer war, so machten sie zwei lange Seile an, welche die über einen solchen Reichthum an Metall entzückten Hottentotten ergriffen, um die Kanone fortzuziehen. Jetzt feuert der Portugiese die Kanone ab, und sieht mit Hohnlachen das Gelingen der Rache, als mehr als hundert der Armen sich im Blute wälzten. Daß später die Europäer keine willkommnen Gäste waren, ist begreiflich, wie sich auch die Verleumdung erklärt, wodurch die Eingebornen sprichwörtlich das Bild des Abschaums der Menschheit wurden. Le Vaillant hat sie jedoch gerechtfertigt und zugleich gezeigt, daß es bei dem Verkehr mit uncivilisirten Völkern nur auf die Beschaffenheit desjenigen ankommt, der mit ihnen verkehrt.

Die Portugiesen flohen jedoch diesen Punkt, dessen Wichtigkeit die Holländer anerkannten und daselbst die Capstadt bauten, und unter Riebek wurde 1610 die Niederlassung gegründet. Riebek wußte von den Hottentotten nur Gutes zu rühmen. 1652 aber wurde es erst eine eigentliche Kolonie, indem Pflanzbauern dahin abgingen; und seitdem hat diese Niederlassung an Kraft und Wohlstand zugenommen und ist zum größten Gasthaus der Erde geworden. So rechtfertigte es den Namen, welchen Portugals größter König Emanuel, an die Stelle des Caps der Stürme setzte, den ihm seine Entdecker nicht ohne Unrecht gaben. Die natürlichen Hülfsquellen des Lan-

des geben den Anbauern ein bequemes Loos und dem Reisenden jede Art Erfrischung. Als daher 1672 Ludwig XIV. der Republik Holland den Untergang drohte, beschloß man im äußersten Falle lieber nach dem Cap auszuwandern, als fremder Herrschaft unterthan zu sein. 1795 nahmen in Folge der weltgeschichtlichen Ereignisse in Europa die Engländer die Capstadt ein, behielten sie auf sieben Jahre, gaben sie dann den Holländern zurück und besetzten sie 1806 aufs neue; wo sie sich dann dasjenige, was sie schon hatten, sich 1814 förmlich und für immer abtreten ließen. Für sie scheint es auch im prophetischen Sinne ein Vorgebirg guter Hoffnung zu sein, denn sie wissen es trefflich zu nützen, fördern mit dem ihnen eigenen Talent zur Kolonisirung diese Niederlassungen aufs trefflichste; und das künftige glückliche Loos dieses Theils von Afrika kann nicht zweifelhaft sein.

Dieses Land nun, wenn man es von Süden her betrachtet, bildet eine halbrunde Treppe, deren Stufen freilich Riesen gebaut haben. Die unterste liegt unterm Meer und bildet die Nadelbank, auf diese kommt das Küstenland, hierauf die Karoostufe, sodann die Neuéveldsstufe, oder die eigentliche Hochplatte. Weiteres wissen wir noch nichts mit Gewißheit. Diese Stufen sind etwas von Westen nach Osten geneigt, so daß der Granit, der am Tafelberg bis $\frac{2}{3}$ seiner Höhe reicht, in der Ebene der Algoabai hin mit dem Sandstein bedeckt ist, der die ganze Oberfläche des Granitblocks, welcher Afrika zur Unterlage dient, bedeckt. In dem nördlichen Theil des Kontinents ist die Ostseite höher, ohne daß jedoch Sudan darum weniger von Westen nach Osten geneigt wäre. Die Sahara hingegen bildet eine nach Westen geneigte Fläche, obwol nur von geringer Neigung.

Um die unterste noch vom Wasser bedeckte Stufe wälzt sich eine Strömung im Meere von Osten her, die man schon unter dem 47° östl. L. wahrnimmt. Sie geht um die Nadelbank, gegen das Südende an Schnelligkeit zunehmend hin, wendet sich dann mit gebrochner Schnelligkeit nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung. Außerhalb dieser Strömung bemerkt man öfter eine andere in entgegengesetzter Richtung. Die Nähe der Bank zeigen Seethiere und die Temperatur des Meerwassers an. Das Wasser scheint nemlich von unten nach oben geschichtet zu sein, daß, wie die Erfahrung lehrt, bei seichtem Wasser die untern kalten Schichten nach oben zu liegen kommen und hier eine niedere Temperatur als in der Meeresfläche zeigen, welche den Schiffer warnt, den seichten Grund zu fliehen. Südlich der Na-

delbank liegt unter 38° 20′ südl. Br. und 34° 30′ östl. L. eine Felsenbank, welche alte Karten die Gefahr Telemachs benennen.

Von dieser unterseeischen Stufe betritt man das Küstenland. Dieses besteht in einem mehr oder minder breiten Stück Landes zwischen dem Meere und dem Gebirge, welches im westlichen Theile etwas weiter zurücktritt. Es ist hier, wie der kundige Ritter bemerkt, mit dem Gebirgsabfall nicht so wie in Asien beschaffen, daß sich derselbe in einer langgestreckten Ebene von fruchtbaren Strichen weit zum Meere hin ausdehnt, sondern hier fällt das Bergland beinahe unmittelbar ins Meer. Dieser schmale Küstenstrich ist da, wo er wohlbewässert ist, sehr fruchtbar. Aus dem höhern Binnenlande rollen zahlreiche Ströme herab und am Fuße der Berge brechen zahlreiche Quellen hervor, welche das Land durchschneiden und sogar morastig und unwegsam machen, obwol sich auch hier die afrikanische Natur nicht verläugnet; denn die fruchtbaren Ländereien bilden auch hier Oasen im Sande. Der Abfall der Karooberge läuft an der Südseite, in vielen Gebirgszweigen von Nordwesten nach Südost streichend ins Meer aus. Diese Ausläufer bilden eben so viele Vorgebirge und Baien, die eine wunderbare Ähnlichkeit haben. Solche sind von Westen nach Osten die Struys-, Sebastian-, Nessel-, Plettenberg-, Krom-, Riviers-, Algoabai u. dgl. Alle diese Vorgebirge, die im Meere als Klippen fortlaufen, sind so viele Gebirgsarme, die tiefe Thäler bildend parallel auslaufen.

An der Westseite fällt dagegen das Hochland schnell ab, einen sandigen Küstenstrich bis zum Orangerivier (Orangefluß) zwischen sich und dem Meere lassend, der sich südlich an die bebaute Küste des Caps der guten Hoffnung anschließt.

Dieses hohe Vorgebirg liegt an der Südwestspitze und bildet nebst dem Löwen- und Teufelsberge die südwestlichen Enden eines gewaltigen Gebirges, das als zweite Stufe wie eine Mauer in gewaltigen Massen fortsetzt. Diese Vorgebirge bilden die Tafelbai und die Falschebai, welche den Namen der Falschheit dadurch erhielt, weil sie durch ihre Ähnlichkeit mit der Tafelbai die Ostindienfahrer, von Osten kommend, oft betrog. Durch diese Vorgebirge wird nun das westliche Küstenland von dem östlichen gänzlich geschieden. Ein sehr beschwerlicher Felsenpaß führte bisher über die große Gebirgskette Hottentots-Holland-Kloof. Die gegenwärtige brittische Regierung hat hier eine wohlberechnete Fahrstraße angelegt, wodurch die

Verbindung mit dem Innern und der Küste möglich geworden ist. Diese Straße ist für die Verbesserung der Kolonie und die Civilisirung des innern Afrika von unberechenbaren Folgen.

Das Vorgebirg nun, welches die Tafel- und Falschebai bildet, endet in die drei Berge, die dem Ankömmlinge im Hafen der Capstadt einen imposanten Anblick gewähren. Der Tafelberg, 3,582 Fuß hoch, hat seinen Namen von einer geneigten Fläche oder Tafel, welche den Sandsteindeckel des Berges bildet und bei einer halben Stunde Länge 3,000 Fuß Breite hat. Da diese Tafelberge aber im Hochlande sich oft wiederholen, so würde der Name Tafelgebirge für das Ganze nicht unpassend sein. Westlich vom Tafelberg liegt der Löwenberg, von seiner Gestalt, mit einem sitzenden Löwen vergleichbar, so benannt. Wollte die Natur den brittischen Löwen bedeutungsvoll hieher legen? Der Kopf ist 2,160, der Rumpf 1,093 und der Löwenschwanz 1,143 engl. Fuß hoch. Nordöstlich vom Tafelberg liegt der berüchtigte Teufelsberg, 3,315 Fuß absoluter Höhe. Mit Zittern sieht der Capbewohner sich das Haupt des Tafelberges mit Wolken umziehen, ein sicheres Zeichen fürchterlicher zu erwartender Stürme.

Ungefähr 20 Meilen nördlich von der Capstadt streichen die Piketberge hin, ein zackiges Gebirge mit einzeln stehenden Säulen von Sandstein, ähnlich den Burgruinen Europas. Von den oben erwähnten Bergästen, die gegen den Strand auslaufen, sind zu bemerken: das schwarze Gebirge, viele Schluchten (Kloofe) und Thäler bildend bis zur Algoabai hin, von denen jedoch nur wenige so steil sind, daß sie unübersteiglich wären. Man muß sich überhaupt von dem Meere aufwärts eine Anhäufung von Bergen denken, welche durch Schluchten und Hügel und Thälerhöhen immer aufwärts führen.

Hat man diesen Berghaufen überstiegen, so gelangt man zu den Karoobergebenen, die von ungeheurer Ausdehnung sind. Diese Terrasse trennt die Küstenterrasse von dem Hochlande und ist von beiden durch hohe Bergzüge getrennt. Die Karooterrasse hat eine Breite von 20 — 30 geogr. Meilen, mit welcher sie sich von Westen nach Osten um das Hochland herumzieht. Von Hexenriviers-Kloof (Hexenschlucht) bis zum östlichen Ende Graf Reynett braucht man, die Karoowüste durchziehend, 16 Tage. Diese zweite Terrasse hat drei Haupttheile, nach Ritter, dem ich hier folge:

1) Die ebene Fläche, mit hartem Thonboden, die eigentliche Karoo. Von diesen sind als die ausgedehntesten die Roggevelds,

Nieveelds, und Snieuwebergen. Wo Quellen diese Ebenen befruchten, sind kultivirte Gegenden, die statt des verhaßten Namens der Karoo die der Distrikte annehmen, wie Tülbagh-, Graf Reynettsdistrikt u. dgl.

2) Der Saum von gleichlaufenden Bergketten beginnt mit den Chamiesbergen, Hantambergen und Onder Bokkefeld. Südlich stößt daran das Bergthal mit dem Elephantflusse, der hier von Süden nach Norden strömt. Dann folgen die Hochthäler des kalten und warmen Bokkefeld.

3) Von hier beginnen die nach West und Ost streichenden Schwarzberge, Zwartebergen, davon die nördliche und mittlere Kette das nördlichste Längenthal des Distrikts Zwellendam im Norden des Ortes einschließt, die mittlere und südliche aber das Lange Kloof. Das ganze Gebirg hat hin und wieder 12 Meilen Breite. Die Ketten werden durch einige wenige Flüsse, die ins Meer stürzen, durchbrochen, aber im südlichen Afrika sind im Sommer drei Viertel der Flüsse trocken.

Diese ganze große Karoo (vielleicht Hochwüste?) hat eine mittlere Breite von 15 — 20 geogr. Meilen von Süden nach Norden und eine Länge von 60 geogr. Meilen von Westen nach Osten, eine Oberfläche von ungefähr 1,000 Quadratm. Sie ist durch die gleichlaufenden Bergabhänge eingeschlossen und im Osten noch besonders durch die Schneeberge begrenzt, welche Alpenweiden darbieten. Die absolute Höhe der Hochwüste beträgt zwischen 3000 Fuß, welche nach Südwesten und Nordwesten gesenkt ist, wie das Gefälle der Wässer zeigt, welche die Grenzberge durchbrechen, um ins Meer hinabzustürzen. Daß diese ganze Hochebene einst ein Alpensee ausfüllte, dürfte kaum bezweifelt werden. Von beiden Seiten liegen kleinere völlig horizontale Ebenen von 30 bis 40 Quadratm. Inhalt.

Der Boden der Karoo besteht aus eisenschüssigem Thon und Sand, woher auch jeder ähnliche Grund in der Kolonie Karoogrund heißt. Vor Ende Septembers ist dieser Boden 9 Monate hindurch hart wie Ziegel gebrannt, aller Pflanzenwuchs verschwindet mit den Strömen und Gewässern, nur an den wenigen nie versiegenden Flüssen zeigen sich Mimosengebüsche und in den Karoo selbst einige Saftgewächse. Endlich naht die Regenzeit, der ewig heitere Himmel wird graulichblau, Dünste sammeln sich und elektrische Entladungen von großer Stärke zerklüften den dürren Boden, auf dem sich nun das segnende Gewässer ergießt. Die Wüste verwandelt sich nun plötzlich: die Zwiebeln der Liliengewächse und wohlverwahrten

Samen schwellen, keimen, entfalten sich, und nach wenigen Tagen schon ist die graue Wüste grün. Am Strahle der glühenden Sonne öffnen sich nun die Kelche der duftenden Blumen, die Saftgewächse entfalten ihre Blüten und die Liliaceen ihre duftenden und brennenden Glocken. Tausendfarbig prangt jetzt der Teppich, die Luft mit belebender Würze erfüllend. „Jetzt, sagt Lichtenstein, belebt sich die ganze Flur. Von Süden kommen die Bewohner des kalten und warmen Bokefeldes und begegnen sich hier mit den Anbauern des Roggeveldes, das 2000′ höher als Karoo liegt. Dies ist die Zeit eines arkadischen Schäferlebens, wo alle Zwiste schweigen und selbst die reißenden Thiere die Herden nicht beunruhigen."

Aber schon nach einem Monate fängt die Pracht der Karoo zu verschwinden an, die Blüten verwelken und fallen, die Stiele der Blätter verdorren und nur die Saftpflanzen geben den Schafen eine gesunde erquickende Nahrung. Die Karoo wird immer einsamer und schon gegen Ende September ist sie völlig öde. Der dichte Letten berstet von einander, alles Grün ist verschwunden, die Blätter ausdauernder Pflanzen bekommen einen grauen Überzug und ein schwarzer Staub als Asche verbrannter Pflanzen, bedeckt den harten Thonboden. Nur in den Betten der Flüsse erhalten sich noch einige Lachen, bis die Sonne auch sie zu dicker Salzsole verdichtet.

So gewinnt nach kurzem Frühling die afrikanische Wüste und Natur wieder die Oberhand. Menschen fliehen die Wüste, aber der Strauß, wie die liebliche Gazelle und Antilope, tritt mit dem lauernden wilden Buschmann in seine Rechte wieder ein. Überall aber, wo Wasser den Boden befeuchtet, haben sich europäische Kolonisten angesiedelt, welche das süditalische Klima und der reiche Boden reichlich belohnt. Der Boden Afrika's wird indeß auch hier nicht selten dem Europäer ungetreu. Denn plötzlich versiegen oft Quellen, welche den Betrogenen hingelockt hatten und nun den treulos Verlassenen von dem zur Heimat gewordenen Boden vertreiben.

Unter den Bergen, welche die Karoo begrenzen oder vielmehr dieser aufgesetzt erscheinen, sind die höchsten die Neufeldberge, weil sie zuletzt angebaut sind, oder wie man sie schreibt, Nieuveldsberge, östlich von den Roggeveldsbergen und parallel mit den Zwartebergen. Das Nieuveldsgebirge ist das ansehnlichste in Südafrika und soll sich nach Barrow bis 10,000 Fuß in einzelnen Gipfeln erheben, die aber weder bestiegen, noch genau gemessen sind.

Diese Bergkette bildet den Übergang oder vielmehr die Umwallung zwischen der Karoo und der eigentlichen höchsten Terrasse oder dem Hochlande Südafrika's, 6000′ absoluter Höhe. Diese ganze Hochterrasse ist noch frei von europäischer Kultur und ein Eigenthum reiner afrikanischer Stämme, deren dreierlei verbreitet sind: Die Bosjemans, die Korana und die Beetjuanen. Ihr Land schildert der vortreffliche Zeune nur zu kurz also: „Das ganze Hochland, so weit man es kennt, ist körniger Sandstein mit eingemengtem Quarz und eisenschüssiger Thon mit Gerölle bedeckt, das den Boden kühl und feucht hält. Wälder findet man oben nicht, aber wol in den Flußbetten Mimosengesträuch und sumpfige Niederungen mit vortrefflichen Weiden. Die Höhen sind mit kleinen gewürzhaften Kräutern bewachsen, die ganze Luft rauh, so daß zur Winterzeit die Bewohner einige Stunden tiefer nach dem Abhange ziehen. Westlicher auf dem Roggenvelde ist das Wetter nicht so heiter wie an den Schneebergen, die einen eigenen Gebirgsknoten bilden, sondern mehr feucht und voll böser Nebel. Von diesen Schneebergen fließt nach Nordwest der Büffelfluß, nach Süden der Sonntagsfluß, nach Südosten mehre kleine Flüsse, die sich in den großen Fischfluß vereinigen; gegen Norden aber der Seekuhfluß, der sich weiterhin in den Gariep oder Orangefluß ergießt, wodurch das Hochland seinen Abfall gegen Westen bildet. Die Gegend der Schneeberge ist daher gut bevölkert, obgleich die Quellen nur sparsam mit Wasser versehen sind. Die Viehzucht ist am blühendsten in dieser Gegend, zunächst der Ackerbau, aber der Obstbau nur höchst unbedeutend. Aus Mangel an Holz wird der Kuhmist gefeuert. Ein noch größeres Übel sind die großen Heuschreckenschwärme, die Saatfelder und Viehweiden ganz kahl abfressen. Wild ist in Menge vorhanden, Antilopen und Quagga's oder wilde Pferde, aber auch lauernde Löwen und Panther. Übrigens erheben sich auf diesem Hochlande wieder einzelne Bergzüge, als die Kareeberge, ebenfalls öde Tafelberge von Sandstein, 800 bis 1000′ nach Lichtenstein über der Ebene, auf dem Südufer des Gariepflusses von Westen nach Osten, und die Magaaga oder Eisenberge, mit jenen gleichlaufend, am nördlichen Ufer des Gariepflusses, mit Höhlen voll fetten Eisenrahms, den die Beetjuanen vermischt mit Fett zum Einschmieren der Haut gebrauchen.

Unter den Gewässern bespülen die Küsten drei Meere nach

den drei Weltgegenden, wohin sich die Küsten wenden. Bei den vielen Einbuchten kann es nicht fehlen, daß nicht manche sehr fischreich seien, wie es überhaupt an Seegezifer von der Robbe bis zur Seespinne nicht fehlt.

Fischarm müssen der Natur der Sache nach die Flüsse sein, deren es jedoch keinen erster Größe, aber mehre vierter bis zehnter Größe gibt. Der bedeutendste ist der Orangerivier oder Orangefluß, eigentlich Gariep. Er entspringt auf der höchsten Terrassenstufe, hat seine Quellen in der Nähe des südlichen Wendekreises, nimmt kleine verschieden benannte Flüßchen und Bergwasser auf und fließt von Norden nach Süden, wendet sich dann südwestlich, nördlich, und endlich mit vielen Krümmungen östlich und fällt unter $28\frac{1}{2}°$ südl. Breite ins Meer. Seine Mündung ist durch eine Sandbank geschlossen. Dieser Fluß ist erst in der neuesten Zeit bekannter geworden, er gehört zu den drei größern Flüssen Südafrikas. Er hat Stellen, wo er seeähnlich sich ausbreitet, andere, wo er zwischen hohen Felswänden eingeengt daherrollt. Die Berichte verschiedener Reisenden über seine Wassermenge sind nach der Jahrszeit verschieden, in der sie ihn sahen. Zur Zeit der niedern Wasser theilt er sich oft und in seiner Mitte treten niedere Inseln hervor, die zur Zeit der hohen Wasser bedeckt sind. Lichtenstein fand ihn 1720′ breit. Wie alle afrikanischen Flüsse hat auch er Stellen von außerordentlicher Tiefe und andere von ausnehmender Seichtigkeit. Katarakten und Stromschnellen finden sich in seinem Laufe vom Gebirg herab und seine Mündung ist ganz versandet, wie er sich denn nach Einigen wirklich im Sande verlieren soll, was bei niederm Wasser allerdings möglich ist. Auf seinem Wege nimmt er mehre Zuflüsse auf, aber nicht selten kommt es vor, daß ganze Flüsse im Sand versiegen; wie dieses noch vor kurzem mit dem Nokannan der Fall war, dessen Bette jetzt trocken ist. Man könnte hieraus nicht ohne Grund schließen, daß Afrikas Dürre noch immer im Zunehmen sei, wiewol Ritter das Gegentheil daraus zu folgern scheint. Das Flußpferd ist dem Orangerivier nicht fremd. Den obern Theil des Flusses bis zur Vereinigung der Quellenflüsse, welche der gelbe, der schwarze, der Stormbergsfluß u. s. w. heißen, erklärt der wackere Campbell für die schönsten Gegenden Südafrikas. Überall, sagt er, sind Materialien zur Erbauung von Städten und die Flüsse sind fahrbar zu machen, Wälder stehen an den Ufern und Giraffen beleben sie. Der Boden ist grün und die ganze Gegend lieblich.

Südwärts vom Orangefluß fallen eine Menge Flüsse ins Meer: der Sandfluß, der Schwarzlinden-, Grüne, Schwarzdorn- und andere Flüsse ohne Bedeutung, bis zum Elephantenfluß, 33° südl. Breite. Dieser nimmt nebst dem Löwenflusse mehre andere auf. Südlicher davon liegt der lange Valley, eine Art See, mehre Flüsse aufnehmend. In die Helenabai strömen der große Bergfluß, der aber gar nicht groß ist und die 24 Flüßchen, nebst dem kleinen Bergfluß. Eben so strömt in die Tafel- Falsche- und andere Baien eine Menge Flüßchen mit hartklingenden holländischen Namen.

Der Gaurit, Infanten- oder Formosofluß nimmt alle Gewässer der Karoo und eine Legion Bäche auf und wird daher bedeutend und wegen seines oft plötzlichen Anschwellens gefährlich. Zu nennen sind nur noch der Camtoos- der Sonntagsfluß, der große Fischfluß, die ehemalige und der Keißikama die jetzige Grenze der Kolonie gegen Osten. Ungefähr hundert unbedeutender Flüßchen dazwischen nicht zu gedenken. Eben so ist das Kafferland bis zur la Goa- oder Lagoabai mit vielen Küstenflüssen durchschnitten.

Seen gibt es in der Kolonie mehre, aber von geringem Umfang, was schon ihr Name, Salzpfannen, anzeigt. Der größte ist an der südlichen Küste in der Nähe der Algoabai und hat einige Meilen im Umfang. Das Wasser dieser Seen ist ganz rein und hell, aber mit reinem Küchensalz so gesättigt, daß die kleinste Quantität sich durch Verdünstung kristallisirt. In der heißen Jahreszeit bildet sich daher durch die unverhältnißmäßige Verdünstung eine feste Rinde darauf, die in Tafeln abgenommen und als Kochsalz verkauft wird. Süßwasserseen gibt es an der Seeküste in der Gegend der Mosel- und Plettenbergsbai.

An Mineralquellen hat die Kolonie keinen Mangel. Salzquellen gibt es viele, aber auch mineralische und warme Quellen. So ist im Distrikt Goudinie an dem Brandthal (Brantvalley) eine warme Quelle. Sie entspringt an dem Fuße eines Gebirges und bildet gleich da, wo sie aus dem Grunde aufkocht, ein Becken von 40 Quadratfuß, wo es einem siedenden Kessel gleicht. Die Wärme beträgt 35° Réaumur. Das Wasser ist klar, ungefärbt und völlig geschmacklos und die Quelle ist immer gleich ergibig. Die Felsart ist Granit (?), über welchen Thonschiefer gelagert ist. Unmittelbar am Rande des Beckens ist die

Vegetation prachtvoll und die Quelle wird bei Ausschlägen und alten Geschwüren, wie auch syphilitischen Übeln gebraucht.

Eisenhaltige Quellen sind am Elephantenfluß und Zwarteberg. Als eine der vortrefflichsten Heilquellen wird eine warme Quelle in der Gegend von Rodebloemskloof gerühmt, welche von Kranken, die an Nervenübeln, Gicht, Leber- und Nierenkrankheiten leiden, stark besucht wird. Noch mehre Heilquellen gibt es in verschiedenen Gegenden.

Schon die Abstufung des Landes deutet auf verschiedenartiges Klima hin, wenn nicht auch seine Lage, als Endpunkt des Welttheils, der drei Meeren ausgesetzt ist, eine Mannigfaltigkeit desselben bedingte. Schon daß das Cap in der südlichen Halbkugel liegt, verursacht einen Gegensatz der Jahrszeiten. Dort ist Sommer, wenn wir Winter haben und umgekehrt. Der Sommer dauert vom Anfang September bis zum März und der Winter die übrige Jahrszeit. Wenn jedoch vom Winter die Rede ist, so darf man denselben keineswegs mit unserm Winter vergleichen, denn er ist unter 30° bis 34° südlicher Breite sehr angenehm und bringt nur manchmal Wind und Frost, und selten Schnee auf der meergleichen Küste. Der Tafelberg selbst bedeckt sich nur selten und selbst die Schneeberge sind kein langer Aufenthalt für diesen Gast. Die Stürme sind sehr gefährlich und manchmal zwingt er, wenn er vom Tafelberge herabkommt, die Capstadtbewohner, sich in ihre Häuser zu verschließen und alle Öffnungen zu verstopfen, um sich vor dem Staub, wiewol vergebens, zu wahren. Der schlimmste Wind kommt jedoch von Südosten und herrscht mit seiner ausdauernden Gewalt drei Monate hindurch vom Januar bis April bei 17°, 5 Réaumur mittlerer Temperatur. Seine Heftigkeit ist von der Art, daß er beladene Wagen umwirft, und der schönsten Küchengarten mit den blühendsten Gewächsen ist in wenigen Stunden rein ausgekehrt und verwüstet. Daher treiben die Bäume gewaltige, mit ihrem Stamme unverhältnißmäßige Wurzeln. Auch kehren sie ihre Äste alle nach der entgegengesetzten Seite und sind gegen die Windseite ast- und blattleer. Dieser Wind kommt aber nicht unangemeldet, sondern der Tafelberg umzieht sich mit Wolken, und der abergläubische Kolonist sagt: „der Teufel breite sein Tischtuch aus,“ er entzieht sich aber der Mahlzeit so gut er kann. Im Allgemeinen ließe sich Folgendes vom Klima dieser Gegenden sagen: Vom September bis Januar Frühlingswetter, dem unsern vergleichbar, wenn

uns der Mai nicht neckt; vom Januar bis März unser Sommer, heiß mit den heftigsten Südoststürmen; vom März bis Juni veränderlich, aber zuletzt doch schön; vom Juli bis September schön, kühl, regnerisch.

Auf der Hochebene wird die Temperatur durch den Sand der Wüste und das Abprallen der Sonnenstrahlen noch erhöht. und Campbell fand im Lande der Buschmänner im Schatten die Temperatur zu 30° Réaumur. Der Wagen war so erhitzt, daß er nicht angefaßt werden konnte. Wie in der großen Sahara erheben sich Sandhosen, gepeitscht durch die Gewalt des Südost; fürchterliche Blitze rollen, zum Zeichen, daß diese Sandtrichter elektrisch geladen sind; nach einer Stunde ist jedoch alles still.

Der kälteste Monat ist der Juli, der heißeste der Januar. Man sah jedoch auch im Oktober den Thermometer auf 3°, 5 Réaumur fallen und halbzolldickes Eis machen. Dieserwegen schaden nicht selten die Fröste dem Weinstocke sowol als andern Vegetabilien. Erscheint im Dezember oder Januar der Regen, so wirkt er, verbunden mit der hohen Temperatur, auf eine zauberähnliche Art, und schnell grünt und blüht alles. Die Gewitter sind heftig und nicht selten von Schlossen begleitet. Der Blitz soll nicht zickzack, sondern wellenförmig (?) rollen, als ob flüssiges Feuer herabströmte.

Das Klima ist indessen sehr gesund und Epidemien unbekannt, obgleich man sich über Rheumatismen und Brustbeschwerden nicht mit Unrecht beklagt; eine Folge der oft scharfen und veränderlichen Luft. Schwindsüchtige verschlimmern hier ihr Übel und diese Krankheit ist unter den Eingebornen und Kolonisten nicht selten, und wird hier unheilbar. Auch die nicht seltenen Nervenleiden erklären sich aus dem Klima. Übrigens gedeihen hier alle diejenigen Produkte, welche dieser Breite eigen sind, um so besser, je mehr man sie vor dem Südost schützen kann. Brot und Wein sind vortrefflich und Baumwolle, Pomeranzen und ähnliche Südfrüchte gedeihen herrlich; unsere Obstarten jedoch, als: Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche, Äpfel, Birnen u. dgl. arten hier jämmerlich aus und sind schlecht und geschmacklos. Blumen gedeihen desto besser und wer von ihnen lebt, kann keine bessere Welt träumen, denn die Capflora ist um so schöner, je weniger sie Früchte bringt. Außer einigen Beeren ist alles Gute eingebracht und nichts heimisch. Übrigens zeigt sich die Witterung oft sehr launisch. Nach Briefen von 1829 erfahren wir, daß mehrjährige Dürre und ungewöhnliche Hitze am

Cap geherrscht und den Viehstand beinahe zu Grunde gerichtet habe, im Anfang Juni endlich habe sich ein ungewöhnlich harter Winter eingestellt, tiefer Schnee sei gefallen und habe daher neues Leben und neue Fruchtbarkeit gebracht. Der Juni 1829 war auch bei uns ungewöhnlich kalt, und der kalte darauffolgende Winter deutet auf ein großes allgemeines Phänomen der Wärmeabnahme des Erdballs in diesem Jahre hin.

Der Boden der Capkolonie besteht aus thonigem Sandschotter, mitunter guter Bauerde; es nimmt jedoch letztere nur die Hälfte des Terrains ein. Eigentliche gute Damm- und Gartenerde findet sich wenig. Wo jedoch hinlängliche Bewässerung vorhanden ist, da ist der Feld- und Gartenbau lohnend.

Der Granit, als eigentliche Grundlage Afrikas, ist von Westen nach Osten geneigt. Er erhebt sich am Tafelberge bis $\frac{2}{3}$ der Höhe. Überall, wo er zu Tage ausgeht, ist Quellenreichthum und in seinem Gefolge Fruchtbarkeit vorhanden. Übergangskalk mit Tropfsteinhöhlen ist auch vorhanden. Auch die Chamisberge und das kalte Bokkefeld ist Granit. Alle Vorgebirge, alle Baien haben den Granit zur Unterlage, der sich bis über Guinea hinaus beurkundet. Das dritte Drittel des Tafelbergs ist quarziger Sandstein, beinahe derselbe, aus welchem die Monumente Egyptens bestehen, und der die Decke des großen Granitblockes ausmacht und über ganz Afrika sich erstreckt. Thonschiefer, Mandelstein, Kreide, Gips, Tuffstein findet sich nebst Grauwacke ebenfalls; und Humboldt bemerkt mit Recht, daß die Gebirge ziemlich überall dieselben Erscheinungen darbieten. Nur scheint in Amerika das Trappgebirge, in Asien das Urgebirge und in Afrika das Flötzgebirge vorherrschend. Edelsteine gibt es nicht, außer in Orangerevier Calcedon, in einem Hügel bei Griquastadt auf der Hochebene Kristalldrusen, auch eine Art Katzenaugen, Jaspis und verwandtes Gestein.

Das Sandsteinflötz, welches in der Nähe der Capstadt 4000′ über dem Meere aufliegt, steigt vom Ostrand bis zum Meere hinab. Es ist überall eisenhältig, mitunter von reichem Eisengehalt im Gegensatze des Nordtheils von Afrika, wo der Sandstein goldhaltig ist und an letzterem eben so reich, wie im Süden an Eisen. Auch Kupfer findet sich und in den nördlichen Distrikten Blei. Erdpech und Kochsalz sind auch und zwar letzteres, wie oben erwähnt, im Überfluß vorhanden. Auch Ver-

steinerungen sind nicht selten. Besonders merkwürdig darunter sind diejenigen, welche Lichtenstein erwähnt, die aus einer großen Masse von Fischabdrücken bestehen und sich in den Thonschieferlagen an der Quelle in der Daunisklust im Hantambezirke befinden. Es muß jedenfalls überraschen auf einer Höhe von 5000′ über der Meeresfläche solche Abdrücke zu finden. Der Gestalt nach sind es Aale, welche bis 3 Fuß in der Länge haben. Sind es Reste verschwundener Süßwasserseen? Nach Barrow sind in den Gesteinen auch Pflanzenabdrücke nicht selten; und ich selbst sah ein Stück des Flötzsandsteines vom Tafelberg, in welchem Madreporen vorkamen. Noch hat jedoch kein eigentlicher Naturforscher dieses Land durchwandert, wie denn für Afrika ein Humboldt oder Buch erst erwartet wird. Forster hat nur als Weltumsegler die Küstensäume berührt. So viel glauben wir jedoch behaupten zu können, daß das mineralogische Gerippe auch hier am Cap ziemlich dieselbe Physiognomie darbietet, wie in andern Theilen der Erde unter gleichen Verhältnissen. Vulkanischer Urgebirgs- oder Flötzgrund bietet in allen Theilen der Erde analoge Gestalten. Was den Anblick einer Gegend charakterisirt, was sie für Menschen wichtig oder unwichtig macht, ist die Pflanzendecke, womit sie bekleidet ist, und welche nach Klima, geographischer Lage, Höhe u. s. w. ewig wechselt.

In dieser Hinsicht bietet auch Südafrika Eigenthümlichkeiten dar, welche sich anderswo nicht wiederholen. Die Natur scheint das Cap zum Aufenthalt der Seligen bestimmt zu haben, denn sie rechnete darauf, daß hier nur Seelen aus elysäischen Gefilden lustwandeln sollten, welche von Ambrosiaduft sich sättigen, denn außer einigen unschmackhaften Beeren besteht die heimische Flora aus Blumen. Hier ist das Blumenland der Erde. Die schönsten Zwiebelgewächse bilden den Erstlingsflor. Die Proteen, Erica, Gnaphalium, Passerinen und ähnliche Gewächse erreichen hier eine Vollkommenheit, die wir nicht kennen. Was bei uns niedere Büschchen mit unscheinbaren Blüten sind, das werden unter dem afrikanischen Himmel Staudengewächse mit brennenden Farben, wie die Heidestaude mit Purpurblumen, die Caprarien, Thesien, Gnidien, Pedalirien, Borbonien, Apalatus und Protea und die Geranien, deren eigentliches Vaterland nebst den schönsten Mesembryanthemen das Cap ist. Merkwürdig ist die Absonderung gewisser Gewächse. So kommt die Erica nur in Südwesten auf einer kleinen Ecke vor; die

Struthiola, Passerina und Phylica nur um die Capstadt herum. Keine Protea, welche auf Hottentotsch-holland wächst, kommt auf dem Tafelberge vor, eben so wenig als sich eine Aloe von den vielen Aloearten Südafrikas auf dem Tafelberge oder auf allen Bergen, welche die Capstadt umgeben, sehen läßt. Wegen der Menge dieser einheimischen Kräuter und Gesträuche haben die Gegenden in der Blütezeit ein herrliches Ansehen, denn auch den Bäumen lockt der südafrikanische Himmel hochbrennende Blumen ab.

Waldungen findet man nur in Klüften und tiefen Thälern, wo die Bergwände voll träufelnder Feuchtigkeit Waldbäume nähren und die Sonne ihre ausdörrende Gewalt nicht ausüben kann. Diese sind daher in den östlichen und darum kühlern Gegenden häufig, wie in Sizikama, Zoetemelksthal u. s. w. Auch hier gilt das Naturgesetz, daß die östlichen Gegenden kühler als die westlichen sind. Am Orangefluß sind Mimosen, der Giraffenbaum der Malvenform angehörig, der Elephantenstrauch, rothes Ebenholz u. dgl., welche jedoch im Küstenland nicht gefunden werden. Ferner findet sich der afrikanische Brotbaum, der Ölbaum, der giftige Hammerstrauch, dessen Saft, mit Schlangengift vermischt, den Buschmännern zur Vergiftung ihrer Pfeile dient. So ist auch hier der roheste Mensch sinnreich, wo es darauf ankommt, seine Qual zu verbreiten. Jahrhunderte lang geht er am wohlthätigen Hanfstengel nackt vorüber, während er schlau die verborgensten Naturkräfte aufsucht und kombinirt, um seine Mitgeschöpfe zu verderben. Der Eisenholzbaum, der Drachenblutbaum, Wunder-, Wachs-, Stinkholzbaum u. s. w. gehören auch hieher. Der Wachsbaum, Myrica, der eichen- und herzblättrige, trägt Beeren, welche einen sehr starken Überzug von der Wachssubstanz besitzen, der die Pflaumen und anderes Obst auszeichnet. Diese Beeren werden gekocht, wodurch man Wachs erhält, das der Europäer als Licht brennt, der Hottentotte aber als Speise genießt.

Das Land ist da, wo es Wasser hat, mit Futterkräutern bedeckt. Wenn die wirklichen Gräser vorherrschend sind, nennt man sie, wie bei uns, süße Felder; wo jedoch die Gegend sumpfig und die Vegetation binsig ist, nennt man es saures Land. Wir würden jedoch kein Ende finden, wenn wir die vielen Zwiebelgewächse, wie Amaryllis, Kaiserkronen u. dgl., ferner die vielen Salbeis, Geranien, Eiskräuter,

Strelizien, Lobelien, Malven, Skabiosen, Windlinge, Phlomis u. s. w. aufzählen wollten, womit das Cap den Botaniker erfreut. Auch Bambus und spanisches Rohr ist hier vorhanden.

Mit dem allen wäre aber der Kolonie gar wenig gedient gewesen, denn, wie oben gesagt; für selige Geister oder einen wohlgepflegten Magen ist ein Capflor herrlich, besonders wem ein reingestimmtes Innere einen heitern Blick vergönnt; aber der Mensch lebt nicht vom Schauen allein, und Farbenpracht ermüdet den leeren Magen. Aus dieser Ursache fanden es die Kolonisten für gut, auch Kolonien von solchen Pflanzen anzulegen, welche als stete Begleiter des Menschen bereits an seine Dienstbarkeit gewöhnt sind und eine Geschmeidigkeit angenommen haben, die nur von der des Menschen selbst übertroffen wird. Hieher mit dem Menschen aus Europa wanderten daher auch Weizen, Roggen, Gerste, Reis, Hanf, Erbsen, Bohnen; eine Menge von Gartengewächsen, als: Kohl, Rüben, Rettig, Gurken, wohlriechende Kräuter und Blumen. Von Bäumen wurden hieher gepflanzt: die Tanne, die Eiche, Erle, Kastanie, Mispel, Maulbeerbaum, Mandelbaum, Aprikosen, Pfirsich-, Quitten- und andere Arten von Obstbäumen; Wein, Myrthen, Cypressen, die *Agave Americana*, Pisang, Gujava, Dattelpalmen.

Bei so verschiedenartigen Gewächsen ergibt es sich von sich selbst, daß die Verpflanzung nur mit verschiedenem Erfolge geschehen mußte, und daß sich diese Gewächse auch dem Einflusse des Klima und Bodens unmöglich entziehen konnten. Nordeuropäische Gewächse akklimatisiren sich nur langsam; sie wachsen sehr schnell, werden aber dadurch nur entkräftet, daß sie zu einer Lebensweise gezwungen werden, welche ihrem Charakter widerspricht. Sie genießen nemlich der Winterruhe nicht, deren sie zu ihrem Gedeihen zu bedürfen scheinen; denn kaum 6 Wochen entlaubt, zwingt sie das warme Klima zu neuen Knospen und Blättern, und Blüten und Früchten. Daher kommt die Linde, Ulme, Buche und Esche gar nicht fort, und unsere Obstsorten tragen nur mittelmäßige Früchte, gleich der Eiche und Tanne, die nur lockeres, äußerst poröses und zur Verarbeitung untaugliches Holz geben. Eine Eiche von 2 Fuß Durchmesser hat einen kaum 2 Zoll dicken Kern festen Holzes, das übrige ist Splint. Citronen, Sina und Mandarinäpfel, wie auch die dickschalige Citrone und die Dekumana hingegen,

gedeihen vortrefflich; in keinem Theile der Kolonie war man aber noch im Stande die bittere Orange zum Gedeihen zu bringen.

Die aus Frankreich durch das Edikt von Nantes vertriebenen Protestanten pflanzten ihre heimischen Reben auf dem Cap mit dem besten Erfolg an. An den 24 Bächen in Paarl, Stellenbosch und Hottentotschholland gedeihen herrliche Weine. Der Constantiawein wächst aber auf der Ostseite des Tafelberges und die Reben wurden aus Schiraz in Persien geholt. Übrigens muß man sich in Afrika die Vegetation, sie sei künstlich oder natürlich, immer nur stellenweise denken, weshalb auch dieser Welttheil mit Recht einem Tigerfelle verglichen wird, welches in seinen lichten Farben Wüste und in den Flecken die Pflanzendecke vorstellt. Man könnte Afrika im Allgemeinen eine oasirte Wüste nennen. Demungeachtet ist sie aber voll Leben in allen ihren Theilen.

Das Meer wimmelt von Weichthieren, Seesternen, dem Papiernautilus, diesem lebenden Segelschiffe; an den Küsten freut sich das Seepferdchen seines Daseins, und das Geschlecht der Napfschnecken ist hier am zahlreichsten. Austern und Miesmuscheln bieten die Küsten reichlich; und die Austern der Moselbai sind köstlich. Der Boden selbst scheint jedoch sich zu beleben, wenn ein Regenguß die Erde erweicht, und alles von einer Art Julus zu wimmeln anfängt. Seltener sind die Insekten, welche Hitze und Feuchtigkeit lieben, häufiger und sehr häufig die Sandinsekten und welche im Thierkothe leben. Der lästige Sandfloh gedeiht besonders, auch Käfer gibt es mehre Sorten und der schwarze Skorpion ist durch seinen Stich sehr gefährlich, ja sogar tödtlich; an fliegendem Geziefer fehlt es auch dort nicht und verbittert den Kolonisten das Leben. Der graue Grashüpfer vertritt bei den Hottentotten die Stelle des *Scarabaeus sacer* der Egyptier. Die Termiten, die weißen Ameisen und die Heuschrecken sind hier zu Hause. Die Termiten machen in Häusern keinen Schaden, gefürchtet sind jedoch die weißen Ameisen, welche dem Buschmanne als Nahrungsmittel, dem Kolonisten als Mast fürs Federvieh dienen. Schrecklich ist aber die erntevernichtende Plage der Heuschrecken, welche der Hottentotte und Buschmann mit Appetit verzehrt.

An Fischen ist die Capkolonie im Ganzen arm. Die Flüsse sind nicht fischreich, doch gibt es Karpfen; im Orangerivier eine Art Wels; in den östlich strömenden Flüssen aber den Aal.

Das Meer hat Ungeheuer genug in seinem Schoße: den Haifisch, den Hammerfisch in seiner Ungestalt, Kugel-, Stachel-, Schwert-, Klippfische, Zitterrochen, Kabeljau, Schollen, Zungen u. s. w.

Schlangen, unter diesen die Brillenschlange mit ihrem tödtenden Gifte, die gehörnte Schlange, die Baumschlange deren Bisse ebenfalls sehr gefährlich sind; desgleichen die Spritzschlange, welche ihr Gift ausspritzt und 3 bis 4 Fuß lang wird. Die Puffotter, eine der giftigsten Schlangen Südafrikas; sie ist bräunlich, schwarz und weiß gefleckt, anderthalb Ellen lang und bläht in ihrem Grimme den Hals gewaltig auf. An Kröten, Fröschen, Eidechsen und Schildkröten fehlt es natürlich auch nicht.

Schön im südlichen Schmucke dem blühenden Karoogefilde gleich, prangt die gefiederte Schar, die eben so zahlreich als bunt die Wälder durchflattert. Die Caplerchen, Staare, Drosseln verschiedener Art singen angenehm, Finken, Sperlinge, Fliegenfänger, Schwalben fliehen wenig die Gemeinschaft der Menschen, und die Schwalbe flüchtet eben so unter sein gastliches Dach. Ziegenmelker, Tauben und die girrende Turteltaube, Wachteln, Rebhühner, Perlhühner sind in großen Scharen vorhanden. Auch der Trappe, von den Kolonisten der Wildpfau genannt, weilt gerne in der Steppe, den Jäger schlau neckend und dem Schusse sich entziehend. In den Wüsten der Hochebenen durchschreitet der majestätische Strauß den Sandboden, vom angebauten Felde in dem Maße sich zurückziehend, wie dieses fortschreitet. Strandläufer sind häufig, unter diesen der purpurgefiederte Flamingo, dessen Hals seinen hohen Beinen entspricht, der Kranich, Reiher, Regenpfeifer und die gesuchte Schnepfe. Wirkliche Wasservögel sind der Taucher, der Meve, der Capfregattenvogel, Albatrosse, Pelikane, Gänse, Enten u. s. w. Blutdürstig schweben aber über diesen Adler, Falken, Habichte, Geier, Raben u. s. w. Merkwürdig sind die Geier, der große lichtgefärbte *Vultur percnopterus*, der heilig war bei den alten Egyptern. Er theilt mit der Hyäne das Amt des Wasenmeisters; und die Schnelligkeit, mit der sie jeden Leichnam entdecken und verschlingen, ist wahrhaft meisterhaft. Hoch über dem Haupte der Jäger schwebend, folgen sie diesem mit scharfem Blicke der Beute lauernd, die vom Schusse des Jägers fällt, oder auf ein Thier, das auf dem Zuge der Reisenden erliegt. Eine kleine

Anzahl dieser Geier zehrt einen großen Ochsen in 4 bis 5 Stunden so vollkommen auf, daß nur noch Haut und Knochen für die Hyänen übrig bleiben. Die Todten der Schlachtfelder werden daher in Südafrika nie beerdigt, die Geier übernehmen diese Sorge, und die Hyäne zernagt sogar die Knochen und erklärt eine ähnliche Erscheinung, die wir in unsern Knochenhöhlen antreffen. Die Papageien, Wiedehopfe, Spechte und Baumläufer erfreuen durch ihr Gefieder und ihren leichten Flug.

Von Säugethieren liefert das Meer Delphine, Robben, Wallfische und Nordkaper. Innerhalb der Grenze der Kolonie trift man das Nilpferd, hier Seekuh genannt, nur noch im großen Bergflusse an, selbst im Orangerivier ist es nicht häufig. See- und Capmäuse sind in unzähligen Scharen vorhanden und durchwühlen das Erdreich, dem Reiter gefährliche Fallgruben bereitend. Flüchtig durcheilt die Wüste die zierliche Antilope, die schöne Gazelle mit den Augen der paradiesischen Huri. Das Gnu, die blaue Antilope, der Kudu und die Zwergantilope sind häufig; der Rothbock wird nur nördlich gesehen. Unter den Giraffenbäumen der Hochterrasse wandert die majestätische Giraffe einher, jede Sklaverei verschmähend. Sie ist höher als der Elephant und nährt sich vom Giraffenbaum. Ihr Füllen ist wohlschmeckend, was der Buschmann auch von den alten Exemplaren behauptet, die in seine Hand fallen. Der *Bos cafer*, der wilde Büffel und das äthiopische Schwein lebt in Waldungen. Affen, Ameisenbären, Stachelschweine, Springhasen, Kaninchen, Stinkthiere u. s. w. finden sich auch ein. In großen Herden lebt das Quaggapferd. Es flieht die Sonne, indem es, wenn die Sonne in die südliche Hemisphäre tritt, nach Norden wandert und umgekehrt. Der Elephant und das Nashorn, von welchem letzterer Burchell eine Art mit zwei Nashörnern entdeckte, haben sich von dem Menschen in dem Maße in die Wildniß gezogen, wie dieser vorrückt. Der afrikanische Elephant ist kleiner als der asiatische, aber eben so wild und eben so bedächtig und zähmbar. Alle diese Vierfüßer werden verfolgt von dem Löwen, der in Afrika seine Vollendung erreicht. Es ist erstaunlich, welche Größe er hier erlangt. Man erzählt Beispiele, daß er es mit vielen wohlbewaffneten Menschen aufnahm und erst, nachdem er seiner Gegner welche zerriß, mit Mühe erlegt werden konnte. Panther, Unzen, Leoparden, Ser-

val und vom Hundegeschlecht die Hyäne, die wilden Hunde, sind lauter Feinde der Herden und der friedlichen Grasfresser, denen sie zum großen Schaden nachstellen. Die Buschmänner haben eine Art Hunde, welche dem südafrikanischen schwarzen Fuchs ähnlich, aber feig und nicht wachsam sind. Die Engländer haben Neufundländerhunde eingeführt, die Holländer Windspiele, die so kühn sind, es mit reißenden Thieren aufzunehmen. Als Hausthiere findet man hier: Pferde, nicht von der edelsten Rasse, Schafe, Rindvieh, Ziegen und Schweine. Das merkwürdigste aller Naturprodukte jedoch bleibt immer und überall der Mensch.

Derjenige Theil Südafrikas, von dem wir hier handeln, war ursprünglich von zwei Völkerstämmen bewohnt: das Küstenland von den Hottentotten und das Bergland von den Buschmännern. Erstere bilden auch jetzt noch einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung, letztere sind nur noch in einigen unzugänglichen Klüften vorhanden. Außer den Eingebornen bewohnen gegenwärtig das Capland Holländer, Engländer und Kolonisten aus verschiednen Theilen Europas, dann Neger und Malaien als — Sklaven.

Die Hottentotten werden den ältern portugiesischen Nachrichten zufolge als entmenschte, scheußliche, blutdürstige Barbaren geschildert; und um dieses Urtheil zu begründen, werden ihnen alle Laster aufgebürdet, welche hinreichten, sie unter die Affen zu erniedrigen und die Grausamkeiten zu rechtfertigen, die man sich durch Beistand der Kanonen gegen vier Fünftheile der Menschheit erlaubt hat. Le Vaillant gebürt der ehrende Ruhm, zuerst über dieses Volk in Europa gerechtere Begriffe verbreitet zu haben. Dieser würdige Menschenkenner ist ein ganz kompetenter Richter über die Eigenschaften der Nationen und ihren Charakter, und es ist gewiß, daß man, was auch darüber gesagt werde, von einem Ende Afrikas zum andern mitten durch die Völker desselben ohne Gefahr wandern kann; sobald man es als Mensch unternimmt und nicht als tadelnder oder gar gebieterischer Herr. Es kann nicht oft genug wiederholt werden; die Menschen sind sich überall so ziemlich gleich, und das Bischen Kultur, deren wir uns rühmen, entfernt uns keineswegs so sehr von dem Naturmenschen, als wir in unserer Verblendung träumen. Herzliches, aufrichtiges Wohlwollen und redliche Menschenliebe sind die wahre Ausrüstung, um wilde Völker zu besuchen. Die Britten sind aller ihrer wan-

dernden Lebensweise zum Trotz, doch schlechte Reisende. Le Vaillants Schilderung der Hottentotten ist bisher nur bestätigt worden.

Der Hottentotte nennt sich selbst Quäquä, er ist mehr gelbbraun als schwarz und bildet gleichsam das Übergangsglied vom Neger zum Malaien. Wie alle rohen Völker ist auch er stark und wohlgebaut, mit straffem Halbwollenhaar, kleinem Kopf, breiten Backenknochen, eingedrückter Nase, sehr sanft und gutmüthig, ursprünglich ein Hirtenvolk, von den Europäern aber zum Knecht des Ackerbaues gemacht. Eine physische Sonderbarkeit fällt hier auf, die fetten fleischigen Hintertheile der Weiber, welche ein Analogon des Fettschwanzes beim Schafe zu sein scheinen und vielleicht dieselbe noch unerforschte Ursache haben. Man sieht daher oft Kinder auf diesen Protuberanzen sitzen, um die manche Dame, welche die ihren von Paris kommen lassen muß, sie beneiden wird. Ja, bei manchen geht diese Mißbildung des Hintertheils so weit, daß zwei Kinder darauf sitzen können, ohne Gefahr herab zu fallen. Die Hände und Füße sind verhältnißmäßig klein, die Lippen dick, die Zähne gesund, Mißbildungen und Verkrüppeleien selten, da weder Schnürleibe noch Wickelbänder eingeführt sind. Sie sind munter und haben einen Ausdruck von Zufriedenheit, was freilich auch Trägheit genannt werden mag.

Auf köstliche Salben und Puder halten sie viel; erstere bestehen aus Butter und Kuhmist, letzterer aus Buchupulver. Kaum auf die Welt gekommen, wird das Kind schon auf diese Art balsamirt: man beschmiert es mit Kuhmist, der wenn er getrocknet ist, abfällt, wo dann Butter und das stinkende Pulver aus der Pflanze Buchu an die Stelle tritt. Hierauf wird der Nasenknorpel eingedrückt, weil eine hervorspringende Nase häßlich wäre im Auge des Volks. Diese Art des Beschmierens wird durch das ganze Leben fortgesetzt, und es ist hottentottisch unanständig, ohne eine Rinde von Butter und Buchupulver, oder mit zerrissener Rinde öffentlich zu erscheinen, und ein zerrissenes Kleid mag weniger auffallen bei unserm gemeinen Volke, als eine zerrissene Buchubedeckung beim Hottentotten. Als Kleidung tragen sie ein Thierfell, meist ein Schaffell über dem Rücken das bei dem Weibe noch eine Kapuze hat, worin das Kind sitzt. Dieser Mantel heißt Kroß. Um den Leib haben sie Gürtel, an welchen kleine Schürzen herabhängen, die bei dem Weibe oft dreifach und auch vorne in Riemen zerschnitten, hinten aber ganz sind. Die Arme und Bei-

ne sind mit Ringen aus Glaskorallen, Elfenbein, Zinn und Metall geschmückt. Die Weiber tragen deren nur an den Beinen, da aber so häufig, daß es scheint, als hätten sie Stiefel an. Diese Lederringe dürfen aber nur die Erwachsenen tragen. Manche tragen auch Schuhe, ähnlich den Schuhriemen der slavischen Völker in den Karpathen, und sehr bequem; so daß sie von den Capbauern nachgeahmt worden sind. Die Männer gehen meist mit unbedecktem Haupte, die Weiber dagegen tragen niedliche Mützen, bestehend aus einem umgekehrten Thiermagen, der oftmals recht niedlich mit kleinen Schnecken und Muscheln verziert ist. Indessen seit sie ihre Unabhängigkeit gänzlich verloren haben, fangen sie an, sich nach Art der Europäer in Tuch zu kleiden.

In der Wahl und Bereitung ihrer Speisen sind sie nicht ekel. Viele Wurzeln verzehren sie ungekocht, und selbst das Fleisch halbgesotten oder gebraten, oder auch roh. Salz gebrauchen sie nicht, und ihre Würze ist wie die der Bürger Spartas, der Hunger. Sie essen viel und gierig und so lange sie etwas haben, hungern aber auch, wenn es sein muß, mit virtuoser Ausdauer. Saure Milch ist bei ihnen ein Lieblingsgetränk und wer die saure Molke der oberungarischen Schafhirten kennt, wird gestehen, daß gegohrne Milch eben so nahrhaft und kühlend als gesund ist. Wie viel mehr ist ihnen dieser Trank zu gönnen, als der Honigtrank zu loben, den sie sich, um sich zu berauschen, aus dem Milchsaft einer gewissen Euphorbienwurzel bereiten. Auch lieben sie leider die geistigen Getränke der Europäer eben so leidenschaftlich, als das Tabakschmauchen, wozu sie auch die narkotischen Blätter von der *Phlomis leonurus* gebrauchen. In ihrem Naturstande waren sie Hirten und Jäger, und das Weib besorgte das Haus. Das Vieh hüten sie und den Ochsen brauchen sie als Lastthier, indem sie ihm den Nasenknorpel durchbohren, einen Stock durchziehen und ihn daran lenken. Das große Wild fangen sie mit Schlingen, in Gruben, oder locken es in einen Hinterhalt, von wo aus sie es mit vergifteten Pfeilen tödten. Seltsam ist, daß alle rohen Jägervölker Pflanzensäfte entdeckten, welche ins Blut gebracht unausbleiblichen Tod bringen und doch mit Speise vermischt unschädlich genossen werden. So das Curare am Orinoko, das Bejuko und Ticunagift am Amazonenstrom. Überall wird es verschieden aus verschiednen Pflanzen, meist von Euphorbien und Schlingpflanzen bereitet. Mit vieler Gewandtheit wissen sie auch die Fährten und Spuren des Wildes aufzufinden. Die Männer verfer-

tigen mit vieler Kunst Wurfspieße, Assagaien von sechs Fuß Länge und Bogen und Pfeile. Mit ihren Messern, die sie sehr gut zu gebrauchen verstehen, schnitzeln sie Schüsseln und Krüge aus Holz. Sie verfertigen auch Matten und Milchkörbe, die so dicht geflochten werden, daß sie keinen Tropfen durchlassen.

Ihre Sitten sind sanft; ihre Tänze lebhaft und mimisch, oft sogar dramatisch; ihre Musik rauschend. Ihre Sprache ist unangenehm, aus Schnalz- und Gurgeltönen zusammengesetzt. Lichtenstein glaubt, der hinten zu verengerte Gaumen, die dicke Zunge und die abweichende Gestalt der innern Sprachwerkzeuge seien Ursache dieser Mißbildung der Sprache. Allein ich bin geneigt anzunehmen, daß hier Ursache und Wirkung verwechselt sind, und daß die abweichende Bildung der Sprachwerkzeuge eine Folge des Schnalzens und der ungewöhnlichen Anstrengung des Kehlkopfes ist. Viel leichter läßt sich eine Mißbildung eines Organs aus dessen Mißbrauche, als umgekehrt erklären, und man müßte die dem Menschen angeerbte Neigung zur Bizarrerie gar nicht kennen, wenn man sich die Gewohnheiten aus seiner Organisation erklären wollte.

Die Hottentotten betragen gegenwärtig bei 28,000 Seelen, haben aber ihre Unabhängigkeit ganz verloren und ihre Stämme, welche früher namhaft waren, sind verschwunden. Die holländische Sprache wird ihnen immer mehr eigen, was meine Meinung in Hinsicht der Sprachorgane bestätigt; und künftige Geschlechter würden jene von Le Vaillant so schön beschriebenen Völker am Cap vergebens suchen. Sie leben nun in ihren Kraals oder ihren aus bienenkorbförmigen Hütten bestehenden runden Dörfern in der Kolonie zerstreut. Ihre Hütten sind aus gebogenen Stangen verfertigt und mit Binsen gedeckt in Form eines Bienenkorbs, 14 Fuß Durchmesser und kaum so hoch, daß ein Mann darin aufrecht stehen kann. Eine viereckige, 2 bis 3 Fuß hohe Öffnung dient als Thür, Fenster und Rauchfang. Diese Art Hütten, welche leicht abgebrochen und aufgebaut, und eben so leicht versetzt werden, sind in Afrika bei allen schwarzen Völkern gemein. Ihre ursprünglichen Sitten verwischen sich daher immer mehr und werden gegen europäische vertauscht. Wenig Erfolg hatten bis jetzt noch immer die Missionäre, was da nicht befremden kann, wo die Verfassung der Religion so sehr entgegenarbeitet. Die Hottentotten sind theils Hirten, theils Wagenlenker, Gärtner und Handlanger. Daß sie jedoch der Sittigung fähig sind, leidet keinen Zweifel. Ich

gestehe es, daß mich keine Behauptung tiefer empört, als diejenige: daß dieser oder jener Menschenstamm der Sittigung und Humanität unfähig sei. Ist eine solche Behauptung etwas anders als eine freche Verleumdung der Mitmenschen, welche europäische Roheit mißhandelt? Der politische Zustand eines Volksstammes, der $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung eines Landes von 6,000 geogr. Quadratmeilen ausmacht und eigentlich der wahre und natürliche Eigenthümer des Bodens ist, den seine Peiniger mit seinem Blute düngen, mag uns lehren: warum der Afrikaner mit einigem Scheine einer geringern Fähigkeit als der Europäer beschuldigt wird.

1807 nahmen die Engländer Besitz von der Capkolonie. Mit ihnen erschien für die Eingebornen eine neue Ära. Dieses gutmüthige Volk, sagt Ritter mit einer Art, die seinem Herzen Ehre macht; dieses gutmüthige, unkriegerische, aus seinen Besitzungen verdrängte Volk traf unter holländischer Herrschaft ein sehr hartes Loos. Bei den ältesten Kolonisten mußten sie, als eine niedere Kaste betrachtet, ein sehr hartes Loos ertragen, und standen bei ihnen in wahrer Dienstbarkeit. Seit der englischen Besitznahme bildete General Craig aus ihnen zuerst ein eignes Militärkorps, nach Art der Seapoys, und gab ihnen dadurch ihre Würde in der menschlichen Gesellschaft wieder. Sie zeigten sich durchaus nicht so entartet, wie sie ausgeschrien waren; die strengste Disziplin, Gehorsam, Lernfähigkeit, Reinlichkeit zeichnete sie in gleichem Grade, wie die europäischen Truppen der Capkolonie aus. Ihre Entartung ging aus ihrer Armuth und Noth hervor. Gegenwärtig tauschen sie schon allgemein ihre Schafpelze mit wollenen Kleidern um; und in den Missionen der Brüdergemeinden zeigen sie sich für das Christenthum und die Gewöhnung zur geselligen Ordnung wie zum sittlichen Lebenswandel selbst noch empfänglicher, als der Viehbauer der Kolonie.

Das klänge nun recht schön, allein es liegen Thatsachen vor, welche ein treueres obwol schaudervolles Gemälde vom Zustande dieses Menschenstammes liefern. John Philipp in seinen Untersuchungen über Südafrika sagt: daß die Eingebornen durch den Verkehr mit den Europäern weder physische noch moralische Verbesserung erlangt haben. Als das Cap in den Besitz der Engländer kam, so wurde von den neuen Herren den Eingebornen mit aller Milde begegnet, weil man ihrer zur Niederhaltung der Holländer in der Kolonie sich bediente. Nach einiger Zeit verschwand jedoch dieser Grund, die Menschenrechte

der Eingebornen zu achten. Die Holländer fügten sich der neuen Herrschaft, und das alte System der Ungerechtigkeit und Unterdrückung trat wieder hervor und dauert mit allen Gräueln bis diesen Tag fort. Das freie England konnte es trotz seiner schönen Parlamentsdebatten übers Herz bringen ein Gesetz zu geben und 1809 zu proklamiren, welches man die Magna Charta der Hottentotten genannt hat. Der sechste Artikel handelt von dem Rechte des Hottentotten, seinen Herrn zu belangen und lautet wie folgt: Wenn der Hottentotte seinen Herrn vor Gericht belangt und die Beleidigung sich nicht bis zu einer Verstümmelung erstreckt, d. h. bis zum Verlust eines Armes oder Auges u. dgl., so ist die Strafe in eine Geldbuße zu verwandeln, die nicht mehr als 50 und nicht weniger als 10 Thaler betragen darf; wenn sich jedoch zeigt, daß der Hottentotte seine Klage nur aus Muthwillen oder Bosheit erhoben hat, so wird verfügt, daß er eine solche Züchtigung erhalten soll, als die Natur der Sache mit sich bringt. Nun setze man noch hinzu: daß der Richter, welcher hier entscheidet, selbst Bauer ist, mithin selbst Hottentotte und mit den Beklagten einerlei Interesse hat; so sieht man ein, daß weder der Beleidiger etwas zu fürchten, noch der Hottentotte etwas zu hoffen hat.

Die Praxis bringt noch Folgendes mit sich: Klagt ein Hottentotte so wird er sogleich provisorisch ins Gefängniß geworfen bis es seinem Herrn, den er belangt hat, gefällt vor dem Landdrosten zu erscheinen. In dieser Lage als Gefangener kann er bleiben, entweder 3 Tage oder 3 Wochen, bis die Sache nur zur Untersuchung kommt. Man bedenke, daß die Drostei gewöhnlich weit entfernt liegt, daß der Hottentotte sich heimlich und mit Gefahr zur Nachtzeit fortschleichen muß, um zu dem Orte zu gelangen, wo er seine Klage anbringen kann; und daß ihm auf dem Wege immer Gefahr droht, ergriffen, zurückgeführt und aufs Neue mißhandelt zu werden; so muß man sich entsetzen, ihn als Verbrecher behandelt und in das Gefängniß geworfen zu sehen, ehe noch eine Untersuchung statt fand, und schon einer Strafe verfallen, die in England selbst in Folge eines Verbrechens schwer erfunden würde.

Ein Hottentottenweib, erzählt Philipp, die zur Missionsanstalt Pakaltsdorf gehörte und hochschwanger war, suchte mich in meinem Hause in der Capstadt auf, um sich zu beklagen: daß ihr Herr sie geschlagen, auf die Erde geworfen und mit Füßen in den Rücken und in die Seite gestoßen habe. Da sich in der ärztlichen Untersuchung ergab, daß die Angabe des

Weibes gegründet und die Fußtritte an ihrem Leibe sichtbar waren, so brachte ich eine Klage gegen ihren Herrn vor den Fiskal Sr. Majestät. So wie meine Klage angebracht war, wurde das Weib den gesetzlichen Vorschriften gemäß, aus meinem Hause geholt und ins Gefängniß gesandt. Über Verzug war nicht zu klagen, denn schon am folgenden Tage ward der Fall entschieden und der Herr für schuldig erklärt. Die Hottentottin war eine Person von gutem Rufe, überdies kein gemeiner Dienstbote, sondern gehörte zur Missionsanstalt und war nur gedungen worden, um die Frau des Beklagten, eines Bauers und Distriktsbeamten, auf einer Reise zu begleiten. Die Umstände, unter denen der Fall zur Kenntniß des Kronanwalds gebracht wurde, waren gleichfalls nicht gewöhnlich, dennoch beschränkte sich die Strafe darauf, daß die Dienstverbindlichkeit des gemißhandelten Weibes aufgehoben und dem Beklagten eine Geldbuße von 5 (das Gesetz sagt: nicht unter 10) Reichsthalern auferlegt wurde. Die Geldbuße wurde zwar gegen die gewöhnliche Praxis, der Klägerin zugestanden, dieses war aber auch alles, was sie für die Beleidigung, die sie erlitten hatte, für die Kosten eines dreiwochentlichen Aufenthalts in der Capstadt, bis sie eine Gelegenheit nach Hause zurückzukehren fand, und eine Reise von 250 englischen Meilen erhielt. Beleidigt hingegen ein Hottentotte seinen Herrn, so sendet ihn dieser mit einem Briefe ins Gefängniß, wo er ohne alle Motivirung nur zu sagen braucht: der Hottentotte habe sich unbescheiden oder ungehorsam betragen und er bitte den Aufseher des Gefängnisses, ihm 39 Peitschenhiebe zu geben, so wird der Urias angebunden, gepeitscht und so lange im Kerker behalten, bis es seinem Herrn beliebt ihn durch Bezahlung der Kosten daraus zu erlösen. Nachdem Dr. Philipp noch mehre grausenerregende Umstände und Mißhandlungen, welche gesetzlich an den armen Autochtonen verübt werden, beibringt, setzt er hinzu: „Während man in England sich der Menschlichkeit rühmt und die Holländer ihres Benehmens gegen die Hottentotten und Buschmänner wegen als Tirannen und Ungeheuer darstellt, würde eine genaue Untersuchung des Verfahrens, welches während der letzten Jahre stattgefunden hat, ein System ans Tageslicht bringen, welches an empörender Grausamkeit vielleicht selbst die unter der holländischen Regierung begangenen Abscheulichkeiten überträfe." Dieses also ist der Zustand der Eingebornen des Landes unter brittischem Zepter. Ist es ein Wunder, wenn die Anstalten der Missionen nur wenig gedeihen wollen?

Auch die Buschmänner, eigentlich Jägerhottentotten, haben sich keiner bessern Behandlung, sondern einer schlechtern noch zu rühmen. Der Bosjesman oder Buschmann, von den Eingebornen Saal genannt, ist kleiner als der Hottentotte, von gedrängter Statur, nicht viel über 4 Fuß hoch. Seine Gestalt ist nicht angenehm, seine Züge wild, wie sein Leben. Er bewohnte einst das Hochland und könnte als Berghottentotte betrachtet werden. Er ist Jäger, an keine Anstrengung gewöhnt erliegt er leicht. Dabei ist er aber schlau, und wo es sein kann, grausam. Ihr wahres Vaterland ist zwischen dem Orangeriver und den Bergen, welche sich von den Rokeveld nach den Schneebergen hinziehen. Sein Land ist unwirthbar zwischen den Karoofeldern und dem Kafferlande gelegen, und jahrelang befeuchtet seinen Steinboden kein Regen. Seine Landesgenossen sind die wenigen Thiere der Wüste, welche für Dürre organisirt sind; der Strauß, das Nashorn, die Elenantilope und das Schaf, Schlangen, Eidechsen, Ameisen, Heuschrecken. Alle diese Thiere dienen ihm zugleich zur Nahrung. Die Gutmüthigkeit des Hottentotten ist ihm fremd. Durch die außerordentliche Magerkeit wird sein Gesicht mit den verstauchten Augen noch mehr entstellt. Ihr Kleid ist ein Schaffell, das als Mantel zugleich dient. Den Kopf bedeckt eine Kappe aus Leder mit Glasperlen, um den Hals tragen sie Glaskorallen und ein Messer, um die Gelenke kupferne Ringe. Die Mitte des Leibes umschließt ein Gürtel mit einem Schakalfelle, unter den Füßen tragen sie Sandalen von Rindshaut. Am Arme tragen sie einen ledernen Beutel mit Tabak und einem Röhrenbeine, das als Pfeife dient. Ihr wolliges Haar ist in Zotteln durch Fett und Staub zusammengeklebt.

Ohne eigentliche Namen, sind den Buschmännern kaum die Bande der Natur bekannt; und nur das Recht des Stärkern waltet unter ihnen. Mit einem Worte: soll man den Berichten glauben, so gibt es nebst den Feuerländern keine verdorbenern Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Manche Züge scheinen jedoch diese Darstellung zu widerlegen. Obwol ihre Sprache so unvollkommen sein soll, daß sie kaum einander verstehen, was jedoch schwer zu glauben; so wissen sie doch einander durch Feuerzeichen auf große Entfernung zu verständigen, ob ein Feind nahe, ob eine Herde nahe sei und wie stark sie sei. Der Buschmann ist wandernder Jäger ohne anderes Eigenthum als seinen Bogen. Er ißt mit Heißhunger, überfüllt sich und hungert wieder und erträgt Überladung und Mangel gleichgut. Die Nächte

bringt er in Höhlen, in Erdgruben oder in einem Strauche zu; ist mit jeder Herberge zufrieden, die ihn gegen Wind und Menschen schützt. Mit Gewandtheit jagen sie Elephanten, Strauße und alles Wild bis zu den Heuschrecken und Ameisen herab. Sie essen alles, was nur immer den Magen füllt. Demungeachtet ist der Buschmann schlau, beharrlich, geduldig und unternehmend. Wie sollen diese Widersprüche in Einklang gebracht werden? Mich dünkt, sehr leicht. Der arme Buschmann, gedrängt in die unwirthsamste Gegend der Erde, mißhandelt und aller Menschenrechte beraubt, ist gewiß nicht schlimmer als jeder andere Menschenstamm unter gleichen Verhältnissen; und immer noch besser als der civilisirte Fremdling, welcher auf ihn Jagd macht. Man höre, was Dr. Philipp sagt: „So lange die Zahl der Kolonisten noch gering war und nur unzulängliche Mittel zur Unterdrückung der Eingebornen zu Gebote standen, war man zufrieden zu handeln als mit Freunden. Mit der Macht wuchs der Übermuth. Die Gegenden, die man nicht für Glasscherben erhielt, nahm man mit Gewalt. Ihres Eigenthums beraubt, raubten sie wieder, damit sie nicht Hungers stürben, und gaben dadurch Veranlassung, daß man sie selbst theils zu Sklaven machte, theils ausrottete. 1778 beschloß man den Vertilgungskrieg gegen sie und führte ihn mit solchem Blutdurst, daß man alle männlichen Gefangenen, die schon erwachsen waren, niedermetzelte und die andern zu Sklaven machte. Dieser Krieg wurde durch die Bauern der Kolonie verewigt, welche nun, so oft sie Sklaven brauchten, eine förmliche Jagd unternahmen, wie man bei uns Wildschweine hetzt. Wenn nun auch die Buschmänner vergalten, blutig vergalten, wo sie konnten, auf welcher Seite war das Unrecht? Doch, sagt Philipp, geht aus allen Zeugnissen hervor, daß der Grundzug ihres Charakters eine an Leichtsinn grenzende Gutmüthigkeit war. Man lese folgende Züge: Eine holländische Expedition hatte einen Buschmannskraal entdeckt, umringt, hineingefeuert und alles, was darin war, getödtet oder gefangen. Zugleich sandte man zwei, von zwei Buschmännern begleitete Kundschafter aus, welche versprochen hatten zu zeigen, wo ihre Landsleute verborgen wären. Statt nun sie auf den rechten Weg zu führen, leiteten sie die Kundschafter irre. Einige Tage später sandte man sieben Kundschafter aus mit ihnen, mit der Drohung: wofern sie ihre Landsleute nicht verriethen, daß ihnen unfehlbar der Tod bevorstände. Nachdem sie eine Stunde weit gegangen waren, warfen sie sich auf die Erde nieder und benahmen sich,

da man ihnen befahl aufzustehen, als ob sie todt wären. Da sie sich entschlossen hatten unter keiner Bedingung ihre Landsleute zu verrathen, und auf alle Fragen keine Antwort gaben, schlug man sie jämmerlich, ohne sie zu erschüttern; und da man sie zu nichts bewegen konnte, — erschoß man sie! Die Mörder bewegte diese Heldenthat nicht, sie entdeckten den Kraal und ermordeten alles. Im Jahre 1822 ist endlich alles Land der Buschmänner in die Hand der Kolonisten gekommen bis an den Orangeriver. Alles Land, welches Wasserquellen besitzt, mithin bebaubar ist, ist ihm ausgemessen und zum Eigenthum übergeben, ohne das Geringste für die armen Eingebornen zurückzulassen. Sollte nun der aller Subsistenzmittel in seinem eigenen Lande beraubte Buschmann, um nicht Hungers zu sterben, sich beikommen lassen ein Schaf zu stehlen, und sich und die Seinen dadurch vom Hunger zu retten; so wird er, wenn man ihn anders würdigt lebendig einzufangen, öffentlich gepeitscht, gebrandmarkt und zur Zwangsarbeit verurtheilt.

Um diese Grausamkeiten zu beschönigen, sollen diese Völker verleumdet werden, als hätten sie keine Ahnung von Gott. Im Widerspruch damit berichtet man uns, daß sie an einen Urheber des Bösen glauben und Zauberer hätten, welche Beschwörungen übten. Wo ein Urheber des Bösen geglaubt wird, da glaubt man auch an den des Guten. Oder will man ihnen darum die charakteristische Grundbedingung des Menschseins absprechen, nemlich die Religion, um sein Gewissen zu betäuben, als sendeten sie ihre Klageseufzer nicht zum Himmel empor? Vergebens, Gott hört ihre Seufzer und zählt ihre Thränen!

Wir wollen nun auch die Kolonisten betrachten, und sehen, welchen Ersatz der geduldige Boden für seine vertilgten Kinder erhielt.

Die ältesten Ansiedler im Hottentottenland waren Holländer, sie machen auch jetzt noch den größern Theil der europäischen Bevölkerung aus, und bei förmlicher Abtretung an England mußte ihnen ihre alte holländische Verfassung gesichert werden. Diese Nation brachte nach dem Cap: ihren Fleiß, ihre Genügsamkeit, ihr Phlegma und ihre Unempfindlichkeit. Da der Boden keine einheimischen Produkte hervorbringt, so haben die Holländer Ackerbau und Viehzucht aus ihrer Heimat nebst holländischer Reinlichkeit hieher verpflanzt. Später kamen auch andere Nationen hieher, von denen jede ihre Lebensweise mitbrachte, besonders die französischen Protestanten ihren Weinbau. Die Aufhebung des Edikts von Nantes brachte manchen Ländern

Industriezweige, die in der Folge höchst wichtig wurden. Das Capland kam dabei nicht zu kurz und der Weinbau ist daselbst sehr wichtig. Eben diese drei Industriezweige: der Ackerbau, die Viehzucht und der Weinbau sind es auch, welche das Cap als Erfrischungsort so sehr empfehlen. Ihnen gemäß ist die Bevölkerung abgetheilt in Korn-, Wein- und Viehbauern.

Der Weinbau verbreitet und verbessert sich noch immer, mit ihm die Lage und der Charakter des Weinbauers, der überhaupt das mildeste Gepräge hat. Die besten Weindistrikte sind in der Nähe der Capstadt, wo auch der Wein bis jetzt am besten wächst; in der Ostprovinz ist er noch selten und im Allgemeinen sehr theuer.

Die Kornbauern machen den Haupttheil der Bevölkerung aus, und wohnen vorzüglich im Norden und Osten der Saldanhabai, also in der Westprovinz und im größten Theil der Stellenbosch- und Mosselbai, zu beiden Seiten der ersten Bergreihe 4 — 5 Tagreisen von der Capstadt entfernt. Sie sind so wohlhabend, daß mancher jährlich 4 — 5,000 Scheffel Weizen auf den Kornmarkt abgeben kann, und zwar mit Abzug seines eigenen bedeutenden Bedarfs. Übrigens wird der Ackerbau noch eben so ohne Kenntniß der Wechselwirthschaft wie vor 200 Jahren betrieben. 12 — 16 Ochsen schleichen vor dem plumpen Pfluge einher, und doch ernten sie das 15te und in feuchten Jahren das 25 — 30ste Korn. Der Weizen des Cap ist der schwerste auf Erden, und da auch die neue Kolonie von Engländern eine ackerbauende ist, so wird das Cap noch immer die Kornkammer für die Kolonialprodukte bauenden Kolonien bleiben.

Die dritte Klasse der Kolonisten sind die Viehbauern oder Hirten. Sie haben sich zum Theil nomadisirt und mehr den Eingebornen genähert, als diese ihnen. Bei Gründung der Kolonie erhielten sie ihr Vieh von den Hottentotten. Bald fingen jedoch die Tauschhändler selbst an, sehr vortheilhafte Viehzucht zu treiben, und nahmen um Tabak und Brantwein den Hottentotten ihre Herden ab, die sie als Hirten und endlich als Sklaven beibehielten. Die Kompagnie theilte ihnen das Land sehr freigiebig aus, besonders die Bergweiden jenseit der ersten Terrasse in der Karoo. Sie konnten wählen, jeder so viel als er mit seinem Auge umfassen konnte, ungefähr 5,000 engl. Acker gegen eine Abgabe von 5 Thalern. Dieses machte, daß die Kolonisten weit von einander lebten auf ganze Tagreisen Entfernung; und noch viel weiter vom Sitze der Regierung, wodurch die Kolonisten, jeder in seinem Gebiete, beinahe souverän wurden.

Sie führten gewaltthätigen Krieg gegen die Hottentotten und Kaffern und waren den Wechselfällen desselben oft ausgesetzt. Diese Kolonisirung hatte viel Nachtheiliges, weil sie einen Zustand, wie den des Faustrechts im Mittelalter erzeugte und für die Eingebornen Leibeigenschaft und Sklaverei brachte.

Der Zustand der Kolonisten ist im Allgemeinen folgender. Je näher der Kolonist der Capstadt, und jetzt auch einer andern der sich unter englischem Zepter schnell hebenden Städte wohnt, desto wohlhabender ist er, auch desto gesitteter, desto civilisirter. Diese Eigenschaften nehmen nach Maßgabe seiner Entfernung ins Innere ab. Reinheit und Einfachheit der Sitten, Sparsamkeit, Treue und Gastfreiheit sind ihnen eigen, und selbst Religiosität, wenn man die Form der Religion, die man an sich trägt, so nennen darf. Diese guten Eigenschaften werden jedoch selbst nach des sie in Schutz nehmenden Lichtenstein Zeugniß, durch Selbstsucht, Gesetzlosigkeit, Hartherzigkeit und unverträglichen Egoismus überwogen. Hart und grausam behandelt er den Sklaven, unversöhnlich den Nachbar.

Die entferntern Kolonisten leben wie Nomaden. Sie haben kleine enge Häuser, an denen sich jedoch holländische Nettigkeit nicht verkennen läßt. Diese Häuser haben selten mehr als 30 — 40 Fuß Breite und 20 Fuß Tiefe. Beim Eintritt in die niedere Thür sieht man sogleich bis in die Spitze des Schilfdachs, das von einem schwachen Gesparre aus Mimosenstauden oder Bambus getragen wird. Vorn ist die Wohnung der Familie, zur Seite das Schlafgemach für alle. Einfache Tische, Wandschränke, Bänke, in der Ecke ein Eimer mit Trinkwasser, und weil dieses schlecht ist, auf dem Tische der Theekessel. Bier ist nicht zu haben und Wein und Brantwein theuer. Die Wände sind aus Schiefer, Lehm oder Erde erbaut. Neben der Hauptwohnung befinden sich die kleinen Gebäude der Hottentotten und Sklaven, einen runden Kraal bildend, und für Ochsen und Pferde gibt es Umwallungen; für Schafe, deren mancher 5000 von der schönsten Merinoart besitzt, gibt es Einzäumungen.

Die Bewohner eines solchen kleinen Staats sind sehr einfach gekleidet, wie überhaupt ihr ganzes Leben sehr einfach ist. Männer tragen Hüte mit breiten niederhängenden Krempen, ein blaues Hemd, lederne Pantalons und Schuhe von selbstgegerbtem Leder ohne Strümpfe. Die Weiber haben dickgesteppte Kappen, unter dem Kinn zusammengebunden mit zwei Lappen, die über die Schultern auf den Rücken hinabfallen,

kurze Jacke, einen Rock, aber oft keine Schuhe, und Strümpfe niemals.

Im Winter ziehen sie mit ihren Herden in die Karoo und scheinen sich nach Lichtensteins Schilderung daselbst den humanen Gefühlen zu überlassen, welche ihnen die blühende Umgebung einflößt. Überhaupt scheinen sie in den Arkadiern der Alten trefflich geschildert, welche wol eben solche Leutchen sein mochten wie diese Hollando-Hottentotten. Doch haben sie auch mancherlei Ungemach zu dulden. Der Wein- und Kornbauer wird von der Heuschrecke geplagt, der Viehbauer von den Buschmännern und Kaffern, entlaufenen Sklaven und Hottentotten. Schlechtes Wasser, wilde Thiere, allenfalls eine Viehseuche, reichen hin um ihnen das Leben zu verbittern. Dabei muß er alle Bequemlichkeiten entbehren und die wenigen theuer bezahlen. Hieraus erklärt sich aber auch der halbwilde, indolente Charakter der Kolonisten. Besser haben es, wie schon oben gesagt, diejenigen in der Nähe der Capstadt, die bequem und selbst elegant leben.

In der ganzen Kolonie sind auf jede halbe Tagreise Weideplätze, die niemand in Besitz nehmen darf, und den Pflanzern als Viehweide dienen, wenn sie jährlich oder alle zwei Jahre ihre Reise nach der Capstadt machen. Diese Reise, welche allezeit von der ganzen Familie unternommen wird dient dazu, um die Produkte, als: Seife, Butter, Aloe, Häute, Elfenbein, Straußfedern u. dgl. abzusetzen, das Geld, welches Fleischer für Vieh schulden einzutreiben, die Abgaben zu bezahlen, und sich für das folgende Jahr mit den Bedürfnissen zu versehen, die man nicht selbst erzeugt.

So verschieden ihre Lebensweise ist, eben so verschieden ist auch die Nahrung der Kolonisten. In Rokevelden ißt der Hollando-Afrikaner des Tags drei Mal fettes Schaffleisch, wie Lichtenstein sagt, und trinkt Thee. Näher der Capstadt werden viele Gewürze verbraucht und reiche Tafeln servirt. Die Weiber genießen den Ruhm der Schönheit, Freundlichkeit und Fruchtbarkeit so sehr, daß man 10 Kinder auf ein Ehebündniß im Durchschnitt rechnen kann. Weiber und Männer sind rüstig und zu Wagen und Pferd gleich gewandt. Darum gebären auch die Weiber leicht. Sie sollen jedoch eben so gern die Nachbarn anatomiren als die Europäerinnen, und bei Theegesellschaften ziemlich lebhaft sein. Aber auch gemeinschaftliche Andachten, Predigt und Bibellesen gehört in die Salons des Cap, besonders da es noch wenige Kirchen gibt und die wenigen zu entle-

gen sind. Krankheiten sind hier selten und mehr chronisch als hitzig. Steinschmerzen als Folge des schlechten Wassers sind häufig. Kinder leiden jedoch am Croup oder der Bräune. Den Blattern thut die Impfung Einhalt. Stirbt der Kolonist, so wird er in seinem eigenen kleinen Kirchhof, der an seinen Garten stößt, begraben, und Freunde und Nachbarn erscheinen an seinem Grabe, singen Psalmen und erzeigen ihm die letzte Ehre.

Der letzte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven, diese sind:

1) Malaien, die besten, aber auch die seltensten und theuersten. Was doch der Menschenhandel nicht thut! Den Afrikaner schleppt man nach Amerika und die Asiaten nach Afrika. Die Malaien sind hellfarbig.

2) Neger, sie wurden von den Europäern aus Mosambik und Madagascar eingeführt. Nachdem die Britten wenigstens auf dem Papier den Sklavenhandel abgeschaft haben, kommen nur solche Sklaven dahin, die man in Sklavenschiffen aufbringt und deren Fahrzeuge man verurtheilt. Seltsam, daß man den Negerhandel zwar verbietet, aber die weggenommenen Sklaven doch Sklaven sein läßt. So, scheint es, entsagt man dem Sklavenhandel, um mit dem Scheinruhm der Humanität sein Bedürfniß nach Sklaven zu befriedigen. Ob die weggenommenen Sklaven dafür danken, daß man sie, statt in Brasilien oder Cuba, am Cap in Fesseln schlägt, steht sehr zu bezweifeln; besonders da die Engländer und Holländer bekanntlich die strengsten Sklavenherren sind. Berghaus's treffliche Annalen bringen 1827 folgende Nachricht: Die Zahl des Sklaven auf dem Cap der guten Hoffnung beträgt 35,509, und hat sich seit 1820 um 3,370 Individuen vermehrt, die Freilassungen, welche 2 von 100 betragen, ungerechnet! So muß man also die schönklingenden Parlamentsphrasen verstehen! Nicht alles ist Gold, was gleißt.

Außerdem gibt es noch Blendlinge aus Vermischung der Hottentottinnen mit Weißen und Negern. Die letztern zeichnen sich durch schöne Körperbildung und selbst moralische Eigenschaften vor den erstern aus, die allgemein als treulos, heimtückisch und zu allen Lastern geneigt geschildert werden. Sie sind theils Sklaven, theils frei.

Geistesbildung und Religion ist vom civilisirten und feinen Capbewohner bis zum Bosjesman sehr verschieden. Für die Ausbildung selbst ist in einem Lan-

de, das so schlecht bevölkert ist, noch sehr wenig gethan. Die Erziehung ist vernachläßigt. Es sind wol neben den Kirchen auch Landschulen, welche jedoch, obwol es nicht an Kindern fehlt, wegen der Zerstreuung der Kolonisten nur sehr wenig besucht werden. Um nun doch wenigstens im Lesen und Schreiben die Kinder der Kolonisten zu unterrichten, wird die Anstellung wandernder Schullehrer begünstigt. Die reformirte Religion ist die herrschende, und den Evangelischen A. C. kostete es Mühe eine Kirche zu erhalten. Jetzt ist jedoch Religionszwang aufgehoben und sowol die Methodisten als Herrnhuter bilden Gemeinden. Die Geistlichen werden gut besoldet und genießen großes Ansehen. Den Malaien ward früher verweigert eine Moschee zu bauen, sie hielten daher ihren Gottesdienst in den Steinbrüchen. Jetzt sind in der Kolonie eilf reformirte Landgemeinden, welche jedoch einen solchen Umfang haben, daß die Prediger oft monatliche Reisen machen müssen, um die Eingepfarrten zu besuchen. Für die Hottentotten gibt es mehre Zufluchtsörter, wo sich Gemeinden zu bilden anfangen; drei derselben, nemlich Groenekbof, Gnadenthal und Enon haben die Herrnhuter angelegt, und sie werden von der Brüderunität aus erhalten. Auch die Missionsgesellschaft in London hat ihre Wirksamkeit hieher erstreckt, und erhält bei Zwellendam, Pakaltdorf, George, Bethelsdorf und Uitenhagen das ganze Missionspersonal. Die Hottentotten zeigen sich nicht unempfänglich für das Christenthum, wenn nur die Christen sie christlicher behandelten. Campbell erzählt uns herzergreifende Szenen von der Liebe dieser armen Menschen zum Christenthum. Als Campbell Abschied nahm von den Sklaven des Bauers Roos, weinten diese heftig und seufzten: Ach wie sollen wir von nun an unsern Weg wandeln?! — Dieses sind die Leute, die man uns mit niedern Fähigkeiten begabt malt.

Ein großer Theil des Landes ist des Anbaues aus Mangel an Wasser unfähig, aber auch der fruchtbare Boden ist nicht überall und mit gleicher Sorgfalt angebaut. Es fehlt bis jetzt noch Kraft und Reiz. Mangel an Händen und in den entferntern Distrikten Mangel an Absatz, lassen den Ackerbau nur langsam sich ausbilden. Mangel an Kapitalien und schlechte Fahrstraßen sind auch hinderlich.

Seltsam ist, daß man das Land, obgleich die Jahrszeiten mit denen der nördlichen Halbkugel völlig contrastiren, doch beinahe in denselben Monaten bestellt, wie bei uns! Das Feld wird

bestellt, sobald Regen es erweicht. Zu Weizen düngt und pflügt man es im April und Mai, und säet denselben im August, aber die Ernte ist Ende November und Anfang December. Weizen und Gerste sind, wie gesagt, vortrefflich; der Roggen aber ist geringer. Diese Zeit des Anbaues ist aber nicht überall gleich. In der Nähe der Plettenbergsbai z. B. wird der Frühling, d. i. der September, zur Aussaat benutzt. In Graaf Reynet hat man blos Gewitterregen, und zwar in der heißen Jahrszeit; da fördert man den Ackerbau durch künstliche Bewässerungen, bindet sich an gar keine Zeit und bereitet sich in jeder Jahrszeit sehr reichliche Ernten. Diese sind jedoch mehr dem Klima und dem guten Boden als dem Fleiße des Anbauers zuzuschreiben. Wie in Ungarn und im alten Egypten, wird die Ernte auf einer Tenne durch Pferde oder Ochsen ausgetreten.

Nach den Cerealien folgt der Wein. Der Capwein ist berühmt, obgleich er nicht immer das ist, wovon er den Namen führt. Wie schon gesagt, kamen die Reben Constantia's aus Persien. Der Weinbau ist sehr beträchtlich. 1822 zählte man 22,400,100 Tragstöcke. Von 1816 bis 1824 betrug die Weinfechsung zusammen 20,700,000 Gallonen; also ein Jahr ins andere 2,300,000. Wie bei uns sind die Weinjahre in Bezug auf Menge und Güte verschieden. 1817 wuchsen 1,600,000, 1823 hingegen 3,200,000 Gallonen. Vom Jahr 1816 — 1824 betrug die Ausfuhr 8,500,000 Gallonen, also im Durchschnitt 950,000 des Jahrs. 1820 steht aber nur mit 600,000, 1824 hingegen mit 1,200,000 in den Zollregistern. Der Preis des besten Weins fiel 1813 von 300 auf 250 das Legger zu 152 Gallonen; der ordinäre Wein von 145 auf 50. Die Ursache ist Verfälschung durch Kaufleute, welche geringe Sorten kaufen, sie mit Brantwein mischen, damit sie die Seefahrt aushalten. Nur der Konstantia und Pontak machen eine Ausnahme. Bis 1826 durfte kein Wein ausgeführt werden, der nicht 18 Monate alt war. Diese Verordnung ist jetzt aufgehoben, da sie nur zu Betrug Anlaß gab und doch den Zweck verfehlte.

Als Hausthier wird das Pferd von persischer und spanisch-amerikanischer Rasse gepflegt. Ersteres zeichnet sich in den nördlichen Distrikten durch Kraft und starken Knochenbau, Ausdauer und Größe aus; es ist lichtbraun. Man findet jedoch sehr wenig schöne Pferde. Die Engländer haben englische und arabische Zucht eingeführt und es sind gegenwärtig große Stuttereien davon vorhanden, aus denen schon Pferde von trefflicher Rasse nach Ostindien wandern.

Die Schafe sind ein Hauptzweig der Viehzucht und sehr häufig. Die afrikanischen Schafe haben Fettschwänze und keine Wolle. Man hat die spanischen Schafe eingeführt und die Herden veredelt. Es gibt bereits viele Merinosherden, deren jedes im Durchschnitt dritthalb Pfund Wolle gibt.

Das nützlichste Thier für den Kolonisten ist der Ochse. Er bestellt den Acker, trägt Lasten, zieht die ungeheuren plumpen Wagen, mehr für Elephanten, die man hier noch nicht gezähmt hat, als für Ochsen eingerichtet. Das Kameel, welches hier sehr gut fortkommen würde, ist noch nicht hieher verpflanzt.

Der Gartenbau, welcher ein schönes Bild der Mannigfaltigkeit darbietet, kann wol beweisen, welchen Einfluß der Mensch auf die Natur, besonders auf die geographische Vertheilung der Pflanzen ausübt. Die Jahrestemperatur des Caps entspricht einer Erhöhung von 1,000 Toisen unter dem Äquator und bietet daher ein Pflanzenklima, welches sehr geeignet ist, sowol die Gewächse der heißen als der gemäßigten Zone zu nähren. Diesen Umstand benutzend, bietet ein Garten am Cap wirklich das Bild zweier Zonen. Neben der Dattelpalme, dem Citronen- und Feigenbaum und der trefflichen, schon den Tropen angehörigen Banane, grünt unser Apfel-, Birn-, Kastanien-, Wallnußbaum. Ja sogar die schon beinahe nordische Haselstaude gedeiht und deckt mit ihren Schatten unsere Schoten und Kohlgewächse neben dem indischen Amaranthus. Menschen gleich, die aus allen Zonen hier zusammenströmen, begrüßt sich staunend die indische mit der europäischen Flora. Die süße Batate und die Kartoffel, unsere Gurken neben der Crescentia. Eben so unsere Rosen, Tulpen, Hyacinthen, Anemonen neben den Tuberosen und Amaryllis u. s. w. Ananas gedeihen nicht, aber die Pfirsiche scheinen hier ihr Vaterland gefunden zu haben. Daß diese Vermählung des Südens und Nordens bei vorgeschrittener Kultur noch mehr Früchte bringen wird, leidet keinen Zweifel. So verbindet der Mensch alles, und wie er in sich zwei Welten vereinigt, so strebt er auch der Erde das Siegel der Vereinigung des Gegensatzes aufzudrücken.

Die Fischerei wird vorzüglich an den Küsten betrieben, sie ist jedoch von geringem Belang. Der Ertrag wird eingesalzen, getrocknet und kommt so in den Handel. Der Wallfischfang ist bedeutend in der Helena- und Tafelbai.

Der Capkolonie fehlt noch die Handelsfreiheit, und sie wird als fremde Kolonie behandelt. Die europäische Intelligenz hat sich noch nicht bis dahin erhoben, daß sie Handelsfreiheit in dem

ausgedehntesten Sinne als das wahre Element des Wohlstandes anerkannt hätte. Noch hat die ostindische Kompagnie das Monopol und versieht die Kolonie mit ostindischen und chinesischen Waaren, wodurch wie natürlich ein, alle Industrie erstickender Druck auf einem Punkte entsteht, den die Natur als Mittelpunkt des Welthandels geschaffen hat. Die Ausfuhr besteht in jenen Produkten, welche die Kolonisten einliefern und die zur Verproviantirung, Ausbesserung und Erfrischung der Ostindienfahrer dienen; meist Proviant und wenig rohe Stoffe. Die Kompagnie, welche sogar die Souveränität sich zuzueignen gesucht hat, versorgt sie dagegen mit Fabrikaten aus Europa und Asien. Mittel für den innern Verkehr ist Papiergeld und kleine Scheidemünze.

Wenn nach Aushängeschildern geurtheilt werden darf, so muß die Regierung seltsam genug sein. Alle aus civilisirten Ländern kommenden Reisenden finden sich durch den Anblick der Menge der Galgen beleidigt, die schon unter holländischer Regierung den Strand zierten und von den Engländern beibehalten wurden.

So lange das Cap sich im Besitz der holländisch-ostindischen Kompagnie befand, war die Civilgewalt in ihrem ganzen Umfange einem von der Kompagnie ernannten Gouverneur und seinem Rathe anvertraut; der nur in Sachen der Justiz und Politik den vereinigten Provinzen verantwortlich war. Während der Periode von 1795 bis 1803, waren die Britten im Besitz des Cap und ließen im Allgemeinen die Administration unverändert, nur daß der brittische Gouverneur seine Gewalt mit keinem Rathe theilte. Durch den Frieden von Amiens gelangte die batavische Republik wieder zum Besitz der Kolonie; und nun wurde ein Kommissär an die Spitze der Regierung gestellt, mit der Macht Gesetze zu geben und Verordnungen zu erlassen, wie sie der Ortszustand der Kolonie forderte, die dann vom Mutterlande zu einer Charte umgebildet werden sollten. Die holländische Kolonialregierung war jedoch immer sehr hart. Sie hatte ihr Geschäft einer Konstituirung noch nicht vollendet, als 1806 die Kolonie wieder in brittische Hände kam, denen sie 1814 auch gänzlich abgetreten werden mußte. Der neue Gouverneur, General Jansens, mit einem Rath aus 9 Mitgliedern bestehend, verfuhr nun nach dem Beispiel des holländischen Kommissärs, und diese Administration ist bis jetzt in voller Gewalt verblieben.

Die wesentliche Veränderung besteht jedoch in der Vereini-

gung der getrennt gewesenen Gewalten in der Person des Gouverneurs. Dieser hat beinahe Souveränität. Er erläßt in seinem Namen Verordnungen, ändert Gesetze und hebt sie auf, gibt neue. Steuern und Abgaben aufzulegen, über Grundbesitz zu bestimmen, Landvertheilungen bestätigen und ertheilen, Papiergeld auszugeben; ist Recht des Gouverneurs. Das Appellationsgericht in allen 1000 Rthlr. übersteigenden Civilprozessen, wie in allen Kriminalsachen, die eine Appellation gestatten, steht ihm zu. Er befiehlt Gerichtspersonen anzuklagen, und hat das Begnadigungsrecht in allen Fällen, außer Hochverrath und Mord. Ja der Gouverneur hat sogar das Recht, alle Personen, die ihm gefährlich scheinen, ohne Urtheilsspruch aus den Kolonien zu entfernen!

Im Jahre 1812 traf die brittische Regierung die Verfügung, daß alles Grundeigenthum, welches bisher nur Lehen war, in festes Eigenthum verwandelt wurde; was für das Gedeihen der Kolonie nur ersprießlich sein kann. Die exekutive Gewalt geht fast ausschließlich von der Kanzlei des Kolonialsekretärs aus, und da dieses der einzige Weg zur Kommunikation mit dem Gouverneur ist, so erhält er dadurch einen Einfluß, der beinahe dem des Gouverneurs selbst überlegen ist. Alle Administrationsstellen, außer der des Kolonialsekretärs, Generalauditors, Kassiers und Kontroleurs des Zollwesens, werden ausschließlich vom Gouverneur besetzt; und auch in den Landdistrikten haben alle Beamten, außer dem Oberrichter und Kronfiskal, ihre Stellen nur so lange, als der Gouverneur es für gut findet.

Um die Zwistigkeiten zwischen Einwohnern der Landdistrikte in Bezug auf die Grenzen ihrer Ländereien, oder der Benutzung der Gewässer, Straßen und Brücken zu schlichten, waren von der holländischen Regierung Landdroste und ihnen zur Seite Landräthe ernannt. Mit der Zeit hat sich indeß der Geschäftskreis erweitert, und gegenwärtig hat der Landdrost alle Verordnungen der Kolonialverwaltung in Vollziehung zu bringen und besitzt die ausgedehnteste polizeiliche Gewalt. Er wird von den Landcornets unterstützt, die der Gouverneur auf seine Empfehlung aus den angesehensten Einwohnern ernennt. Jeden Monat wird vom Droste und den Landräthen eine Sitzung gehalten, um die Civil- und Kriminalsachen des Distrikts zu erledigen, und alle Wochen eine andere, in welcher sie ihre richterlichen Funktionen üben, indem sie Rechtssachen anhören und entscheiden, oder verläufige Untersuchungen anstellen. Au-

ßerordentliche Sitzungen werden zur Einnahme der Steuern ausgeschrieben. In allen Geschäften werden sie vom Distrikts-sekretär, welchen der Gouverneur ernennt, unterstützt.

Die Grundsteuer war unter der holländischen Regierung gleichmäßig von den Lehengütern abgenommen; die englische Regierung hat dafür einen nach der Beschaffenheit und dem Ertrag des Bodens regulirten Erbzins eingeführt.

Die Einkünfte der Regierung betragen 2 bis 300,000 Pf. St., welche aus der Stempeltaxe, den Zöllen und Abgaben, wie auch dem Verkauf der Grundstücke, Briefporto u. dgl. fließen. Mit diesen Einkünften werden die Staatsausgaben, Besoldungen, Kosten für öffentliche Bauten und die Garnison bestritten. Diese letztere beträgt 5,000 Mann englischer Truppen, welche der gesunden Beschaffenheit der Luft wegen, hier für Indien akklimatisirt werden, oder aus Indien kommend sich hier sehr schnell erholen.

Laut den neuesten Nachrichten besteht die ganze Bevölkerung des mit den 1819 erworbenen Strichen Landes am Fischflusse 6000 Quadratm. großen Landes aus 120,000 Seelen; darunter 84,327 freie Holländer, Engländer, Hottentotten, Malaien und Neger und 35,509 Sklaven, Malaien, Neger und Eingeborne.

Das Land wird nach der neuesten Bestimmung in zwei Provinzen, die westliche und östliche getheilt. Die Westprovinz enthält die Distrikte: Cap, Stellenbosch, Svellendam, Worcester mit der Unterdrostei Clainwilliam. Die Ostprovinz die Distrikte: Graf Reynet mit der Unterdrostei Baufort, Somerset, Albany, Uitenhage und George. Die Ausdehnung jeder der zwei Provinzen ist ziemlich gleich; nur ist die erstere mehr ackerbautreibend, während die letztere mehr der Viehzucht angehört.

1) Der Capdistrikt; bringt hauptsächlich Getreide und Wein hervor, hat 32,133 Einw., von denen 3/5 Sklaven sind. Die Bevölkerung ist hier dichter zusammengedrängt und daher sind die Landgüter besser bestellt, als irgendwo auf dem Cap. Zu bemerken ist hier

Die Capstadt, 33° 55′ 15″ südl. Br. und 36° 3′ 45″ östl. L. von Ferro, liegt auf einem flachen Ufer im südöstlichen Winkel der Tafelbai und ist troz ihrer unbequemen Lage die Hauptstadt des ganzen südlichen Afrika. Sie liegt am Fuße des Tafel- und Teufelberges und erstreckt sich bis an den Strand hinab. Die Stadt fällt den Fremden wohlgefällig ins Auge, wo-

Vorgebirg der guten Hoffnung.

zu auch wol die imposante Umgebung der Berge und des Meeres beitragen. Die Stadt selbst bildet ein längliches Viereck und ist im Ganzen genommen hübsch und regelmäßig gebaut, die Häuser meist zwei Stockwerke hoch, tragen das Gepräge holländischer Landessitte an Nettigkeit, aber nicht an Farbe an sich; denn statt dem wohlthuenden Roth sind sie blendend weiß. Sie haben flache Dächer und bilden regelmäßige Straßen, die sich rechtwinklig schneiden. Man beschuldigt jedoch die Fleischer, daß sie die Stadt verpesten, indem sie den Abfall des Schlachtviehes, als Kopf, Füße und Eingeweide auf die Straße werfen, was mit dem Auswurf des Meeres verbunden die Luft verpestet und schreckliche Halsübel erzeugt, die selbst epidemisch werden. Vielleicht ist dieses jetzt abgestellt, da die englische Regierung für die Bewohner der Capstadt so viel gethan hat. Auch das Wasser war früher so schlecht und selbst selten; aber eine von den Engländern erbaute Wasserleitung führt aus den benachbarten Bergen Überfluß des besten Wassers bis in die Häuser der Capstadt. Man zählt jetzt daselbst bei 5,000 Häus. mit 19,000 Einw., wovon $\frac{2}{8}$ Sklaven aller Art. Die Freien sind Militärs und Kaufleute, die Freigelassenen meist Handwerker und die Sklaven die Diener, Lastträger u. s. w. Die Weiber sind schön, Putz und Tanz lieben sie und das Trachten nach europäischen Moden ist unter ihnen sehr groß. Ihre Manieren indessen haben die Feinheit nicht, welche man erwarten sollte, denn man sieht es ihnen an, daß sie von Sklavinnen erzogen sind. Tanz, Klavierspielen und Singen ist die ganze Bildung des Weibes, etwas Lesen, Schreiben und Rechnen die der Männer. Gegen Fremde ist man übrigens gastfrei, gefällig, und ganz entgegengesetzt dem Innern des Landes liebt man hier besonders Spiel und Tanz und Festlichkeiten. Da der Strom der Fremden, welcher geht und kommt, aus allen Farben und Nationen gemischt ist; so bieten die Gesellschaften eine Weltmusterkarte der Menschheit dar, aber auch nicht selten eine babylonische Verwirrung der Sprachen. Die Capstadt ist auch der Hauptsitz des Handels, wohin aus dem Innern alle Erzeugnisse des Landes gebracht werden und von außen alle Bedürfnisse. Die Bauern haben eigne Agenten in der Capstadt, welche ihre Geschäfte daselbst besorgen. Bei der Überzahl der Sklaven, die, wenn das Verhältniß so fortdauerte, noch einmal gefährlich werden könnten, begegnet man meist dunkeln und farbigen Gesichtern. Hottentotten sind nicht häufig, aber der Mischlinge gibt es desto mehr, da so vielerlei Blut hier gemischt

wird. Die Frauen europäischer Abkunft sind im Allgemeinen sittsam, aber die Creolinnen verläugnen auch hier ihr heißes Blut nicht; und die farbigen Weiber scheinen keinen Beruf zur Enthaltsamkeit zu haben, und am allerwenigsten gegen die Fremden spröde zu thun. Die Mischlinge nur, welche den Farbigen angehören, heißen hier Bastarde. Die Sklaven sind meist Muhameder, die Weißen reformirt oder evangelisch.

Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu bemerken: die Hauptkirche, in welcher Holländer und Engländer Gottesverehrungen halten; die evangelisch-lutherische Kirche und fünf Moscheen für die Muhameder. Das vorzüglichste Gebäude ist das Regierungs- oder Gouvernementshaus in dem ehemaligen Kompagniegarten, der jetzt dem Gouverneur gehört; die Kaserne; die ehemalige Sklavenloge, jetzt der Sitz der öffentlichen Behörden. Hospitäler für Kranke und Wahnsinnige liegen außer der Stadt. Bei der Stadt ist der große Marktplatz eingerichtet, eben so ein Fisch- und Fleischmarkt. Drei öffentliche Plätze verschönern die Stadt: der Kirchplatz, der Marktplatz im Mittelpunkt der Stadt und der Hottentottenplatz am Löwenberge. Diese Plätze sind mit Eichen geziert. Durch starke Befestigungen und zwei Citadellen ist Stadt und Hafen im Vertheidigungszustand. Der ehemalige Kompagniegarten ist schön, in Vierecke im holländischen Geschmack durch Ulmen- und Eichenalleen getheilt. Die Vierecke sind nächst dem Gouvernementshause Blumenbeete, weiterhin Gemüsegärten, im Hintergrunde ist eine Menagerie, wo viele Thiere Südafrika's, als: Strauße, Giraffen, u. s. w. unterhalten werden. Seit 1826 hat die Capstadt auch ein Naturalienkabinet. Die Straßen und die Landstraßen um die Stadt haben durch die Engländer große Verbesserungen erfahren. Die Umgegend ist voll mit Landhäusern zwischen Weingärten und Obstpflanzungen und bis Rothbusch, Wynberg und Constantia, gewährt die Landschaft einen schönen Anblick. Die Constantiaweingärten sind weltberühmt.

Als holländisch-englische Pflanzstadt ist Wohlhabenheit ihr Hauptcharakter und Handel das einzige Interesse. Übrigens liegt im Schoße der Jahrhunderte eine wichtige Zukunft vor ihr, und die gegenwärtigen Besitzer verkennen nicht ihre welthistorische Bedeutung. Als das Verbindungsglied aller Welttheile wird sie einst die Königin der Meere werden, und Unabhängigkeit reift ihr im Schoße der Zeiten. Der Britte sieht in kluger Berechnung, in ihr den Mittelpunkt seiner Besitzun-

gen in allen Erdtheilen. Fast gleich weit von London und Bengalen strahlt sich ein ganzer Bündel Welthandelstraßen aus. In 50 Tagen segelt ein Kriegsschiff nach England; in 18 bis 20 Tagen nach Janeiro; in 64 Tagen nach Neusüdwallis und Vandiemensland; in 12 Tagen nach Madagaskar und Mauritius oder Bourbon; in 42 bis 50 Tagen nach dem rothen Meere bis Suez, und in eben so viel Zeit in die indischen Häfen; in 70 Tagen nach China. Die Zeit bringt Bevölkerung und Wohlstand, diese bringt Intelligenz und Bildung, welche hinwieder zur Mündigkeit und Unabhängigkeit führen. Von hieraus wird die Quelle des Christenthums und europäischer Bildung sich über Südafrika verbreiten und wir täuschen uns nicht, wenn wir im Cap einen welthistorischen Punkt erblicken, der gebietend auf die Schicksale kommender Jahrhunderte einwirken wird.

Im Süden der Capstadt liegt in der Simonsbai die Simonsstadt, eine Reihe von 150 Häus. und 1,200 Einw. Die gegenwärtige Regierung hat hier ein Seearsenal in dem ehemaligen Kompagniegebäude eingerichtet, woraus königliche Schiffe versorgt werden. Eine große Batterie beherrscht die Bai und mehre Strandbatterien schützen vor Überfällen. Zwischen hier und der Capstadt ist eine schöne Straße angelegt.

Im Norden der Capstadt und 30 englische Meilen davon entfernt, liegt Gronneklof, wo die Missionäre eine Brüdergemeine angelegt haben, und sich seit 1800 Hottentotten sammeln, deren 1815 schon 300 Seelen waren, welche sich durch Frömmigkeit und Fleiß auszeichneten. Nordöstlich davon ist der Paviansberg.

2) Der Distrikt Stellenbosch hat einen ausgedehnten Flächenraum, auf dem man 16,446 Seelen, darunter 8,699 Sklaven zählt. Hier wird eine große Quantität Wein erzeugt, und nächst dem Constantia auch zugleich der beste. Die Bevölkerung ist trotz der Ausdehnung etwas weniger zerstreut als in den übrigen Distrikten. Er liegt östlich vom Capdistrikt, und wird durch den Bergfluß, eine Bergkette und den Breede Rivier begrenzt.

Stellenbosch, Hauptort des Distrikts, ist eine unter 33° 50′ südlicher Breite gelegene kleine Stadt, am Eerste Rivier, der in die falsche Bai fließt. Drei gerade parallele Gassen, von Quergäßchen rechtwinkelich durchschnitten bilden das Städtchen mit 1,200 Einw., welche meist Handwerker sind, die aber auch Feld-, Wein- und Gartenbau treiben. Die Häuser sind mitunter massiv,

besonders das des Landdrosten, oben mit Stroh gedeckt; es ist auch eine Kirche hier.

Hottentotsch-Holland ist ein sehr fruchtbarer, südlich gelegener Weinstrich, welcher, da hier sehr guter Wein wächst, den Wohlstand der hier sehr gut wohnenden Kolonisten begründet. Hier ist auch der berühmte Bergpaß Hottentotschholland-Kloof, welcher der nächste und einzige Weg von dem West- zu dem Ostlande ist, und über welchen nun die schon erwähnte Straße geführt wird. Der Paß ist 2000′ über dem Meere gelegen und bietet von seinem Gipfel eine der schönsten Ansichten der Erde.

Das Dorf Paarl (die Perle), sogenannt von einem ungeheuren Granitblock, der abgerundet und kahl auf dem Gipfel eines übrigens bewachsenen Berges liegt und Perle genannt wird. Neben ihm liegt ein kleiner eckiger, der Diamant. Das Daliegen dieser Granitblöcke ist sehr räthselhaft. Das nach dieser Perle benannte Dorf hat 50 Häuser und eine Kirche. Der Paarlberg ist quellenreich und tränkt die benachbarten Weinberge, in deren Nähe der große Bergfluß rollt, welcher den Paarlbezirk vom Thal Josaphat trennt; dessen Name sogleich an die Brüderunität erinnert, welche hier wirklich im Gnadenthal ihre Hauptniederlassung mit 300 niedrigen Häusern und 1,400 Einw. hat. Die Häuser hier sind 10 bis 15′ lang, 8 bis 10′ breit, die Wände bestehen aus Balken und Rohr, sind mit Lehm beworfen und inwendig beweißt, ein Rohrdach deckt sie gegen Regen und eine kleine Lucke läßt Licht ein. Die Thüren sind so niedrig, daß man sich bücken muß. Einige Wohnungen haben 2 Abtheilungen; Schornsteine fehlen. Das Hausgeräthe ist das allereinfachste. Die Weiber flechten Matten und die Männer verfertigen kleine Eisenwaaren. In der Nähe fließt der Baviansrivier und jenseits liegt auf einer Anhöhe eine Kaffer-Kraal, wo meist christliche Kaffern wohnen.

3) Der Distrikt Svellendam enthält mit der aufgehobenen Unterdrostei von Caledon 13,746 Einw., darunter 3,040 Sklaven.

Svellendam, unter 34° 0′ 2″ südl. Br., liegt am kleinen Klipflusse, der den Ort durchströmt. Die Häuser liegen längs dem Thale auf eine Stunde weit zerstreut, manche auch in mäßigen Abständen nebeneinander. Der Klipfluß kommt aus dem Teufelsbusche, einer waldigen Schlucht, die Bewohner leben vom Ackerbau, Viehzucht, Krämerei und Gewerbe; und da hier die große Küstenstraße durchgeht, befin-

den sie sich sehr wol. Die Gegend umher hat gute Pferdezucht und ist reich an Wild. Die Ebenen und Höhen sind mit Mimosen und der *Aloë perfoliata* geschmückt. Die Fruchtbarkeit nimmt jedoch in dem Maße ab, als man sich der Küste nähert, und die Wohnungen nehmen an Zahl mit den Quellen ab. Eine halbe Tagreise östlich von Svellendam am Büffeljagdflusse liegt der Moseskraal, der Londoner Missionsgesellschaft gehörig, von Hottentotten bewohnt. Der östlich gelegne Großvaterbusch ist eine waldige Gegend mit angebauten Stellen; und südwestlich liegt die ehemalige Unterdrostei Caledon, ein freundlicher Ort mit einer Kirche, in welchem nördlich der Zwarteberg mit den heißesten Quellen, wobei man einige Häuser errichtet hat. Diese Quellen entspringen in mäßiger Höhe im Brauneisenstein, und wegen ihres starken Eisen- und Kohlensäurengehalts werden die drei stärksten häufig benutzt. Die Temperatur der Quellen nimmt mit der Höhe ihres Ursprungs zu, so daß die höchste 90° Réaumur (?), die niedrigste aber 30° Temperatur zeigt. Hier ist die Badezeit im Sommer, vom Oktober bis Dezember.

Die Gegend zwischen dem Cap Agulhas und Cap Infant, östlich von Schoonberg an der Straußbai, heißt Zwetendalsvalley. Am Cap Agulhas sind Stalaktitenhöhlen.

4) Der Distrikt von Worcester, welcher die Unterdrostei Clainwilliam und die Untermagistratur von Tulbagh einschließt, enthält 11,623 Seelen, darunter 4,711 Sklaven. Dieser Distrikt ist der nordwestlichste Theil der Kolonie und am höchsten gelegen. Im Osten die Nieuweldsberge, im Norden der Hantamsberg, die Kamiesberge und der Koussiefluß, im Westen das Meer, im Süden der Bergfluß und Svellendam. Der größte Theil dieses Distrikts ist Karoo oder Hochwüste.

Der Landstrich Gudinie ist eben und niedrig, wol bewässert und grasreich, daher viel Pferde und Ochsen, Getreide wenig, aber viel und gutes Obst. Sehr fruchtbar ist das Hexenflußthal, wo trefflicher Wein, Madera genannt, wächst. Im Hexenrivier leben auch Fischottern. An der Brodvalley sind heiße Quellen und 600' davon schlechte Badeanstalt. Nördlicher liegt Roodezand, jetzt Tulbagh, Sitz der Landdrostei unter 33° südlicher Breite in einem weiten Thale. Der Ort ist klein, hat aber eine hübsche Kirche, das Haus des Landdrosten, welches nördlich ½ Meile von der Stadt liegt.

Der Weizen dieser Gegend wird besonders geschätzt. Die Bewohner von Hantams, des Rogge- und Bokkevelds sind alle hier eingepfarrt. Bei der Kirche ist das Pfarrhaus und umher 10 bis 12 Häuser, in denen Krämer und Handwerker wohnen.

Unter den Bergen, welche das Thal Rodezand umgeben, zeichnen sich aus der Witsenberg 2,900′ über der Thalfläche; der Winterhoeksberg, noch um 150′ höher; die niedrigen Berge in Westen von Rodezandskloof und südlich davon das Wasserfallgebirge. Der Wasserfall ist 80 bis 90′ hoch und 30 bis 40′ breit. Ein Theil des großen Bergsystems, das an der Westküste hinzieht, der Schurfdeberg, macht die westliche Grenze des warmen und kalten Bokkeveldes und seines Landes. So wie an mehren Punkten Südafrikas, zeigt auch diese Gegend in ihren Zerklüftungen die Spuren gewaltsamer und gewaltiger Erderschütterungen. Der Berg ist hier nach Lichtenstein eine hohe, schräg eingesenkte, in gerader Richtung dritthalb Meilen lange Mauer, deren Neigung mit dem östlichen Horizont einen Winkel von 110 bis 120° bildet. Traurig und finster ist der Anblick dieses Gebirges, das seine nackten Trümmer vegetationslos ausstreckt. In dieser Bergruine hausen große Scharen Paviane; Klipspringer und Pardels (*felis pardalis*). Mehr als diese noch aber machen entlaufene Sklaven die Gegend unsicher, wo sie gleichsam im Beinhause der Natur, vor Menschen bei Pavianen Zuflucht suchen.

Jenseit dem Witsenberge kommt man ins warme Bokkeveld, eine der herrlichsten Gegenden der Kolonie, vier Stunden lang und drei breit. Sie bietet süße Weiden dem Rinde, und Trauben und köstliche Südfrüchte dem Menschen. Dieses Paradieschen liegt 1,500′ über Tulbagh, aber 600′ tiefer als das kalte Bokkeveld. Im heißesten Sommer gemäßigt, im kältesten Winter bewohnbar, soll hier der Mensch nur ein reingestimmtes Gemüth haben, um sich im Lande der Ureltern zu fühlen und in süßen Träumen die übrige Welt mit ihrer Qual zu vergessen. Es mag dieses etwas romantisch klingen, aber Augenzeugen bestätigen, daß die Kolonisten der 11 sich hier befindlichen Pächtereien sanfter, menschlicher und fleißiger sind, als in andern Theilen der Kolonie. Möge es immer eine physische und sittliche Oase bleiben und seine Bewohner rein wie die Luft, die sie athmen. Nördlich darüber liegt das kalte Bokkeveld, wo besonders im nördlichen Theile in Friesland

fußhoher Schnee fällt. Es besteht aus Granit mit aufgelagertem, eisenhältigem Sandsteine von tiefen Thälern durchschnitten und gut bewässert, daher auch fruchtbar. Hier gedeihen Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Melonen, Trauben, welche frisch und getrocknet versendet werden. Das europäische Obst ist hier der Ähnlichkeit des Klimas wegen besser, als anderswo in der Kolonie. Federvieh und besonders Truthühner kommen hier gut fort, Pferde und Rindvieh gedeihen; Schafe nicht.

Auf dem Winterhoek entspringt der Elephantenfluß, einer der wenigen immerfließenden Küstenflüsse Südafrikas. Nördlich am Ausflusse desselben liegt das Onderbokkeveld; der Wein gedeiht hier nicht mehr, aber desto besser das Schaf, welches die dünne Bevölkerung in Wohlstand versetzt. Hinter dem nördlichsten Punkte, dem Orlogskloof, liegt das nur Buschmännern wirthbare Namaqualand. Wasserarm und daher nur für Schafzucht geeignet ist auch der Hantambezirk, von dem östlich die Karoo-Hochwüsten liegen; welche schon beschrieben sind. Sind diese durchschnitten, so gelangt man zu den Roggevelden. Diese sind eine wasserarme schieferige Gebirgfläche, 2,000 bis 2,500′ über die Karoo. Die in einigen Schluchten wachsende Grasart, wilder Rogge genannt, gab dem Bezirke den Namen, der kaum für die Nothdurft seiner Bewohner Weizen und Gerste hervorbringt. Dagegen gedeiht Schafzucht und in den kältern Gegenden auch Pferdezucht. Von derselben Beschaffenheit ist auch Agterrokkeveld. Das Mittelroggenveld gewährt 36 Hausvätern mit Herden von 2 bis 4000 Schafen Unterhalt und Wohlstand. Ganze Scharen von Straußen, bereit die Stirnen der Damen Europas zu schmücken durchziehen diese Hochebene, welche mit Natron geschwängert ist, das oft ausschlägt und wie mit Schnee das Feld bedeckt. Das kleine Roggeveld ist zwar niedriger gelegen, bietet aber dem Kolonisten dieselben Gaben. Vom Mittel- zum Unterroggeveld führt am Komberg ein Paß hinab, von dem man eine weite Aussicht in das Beinhaus der Natur eine unermeßliche Öde genießt; groß durch die Ausdehnung der gewaltigen Massen oder durch Vertilgung jeder Spur des Lebens; außer dem traurigen Gekrächze des Aasgeiers.

Clainvilliam liegt im Bergthale (Berg Valley), Lele Fontein im Unterbokvelde nördlich vom westlichen Elephantenfluß. Durch die Sandsteinberge führt eine Schlucht, Sakriviersport, ins Thal des Sackflusses hinab; hier hat Kicherer eine Anstalt zur Bekehrung der Heiden angelegt;

eine Niederlassung mit mehren kleinen Häuschen und einem größern Hause zur Kirche; etwas weiter ist Froheaussicht, eine andere ähnliche Niederlassung.

Im Ostdistrikte, welchen die östlichen Provinzen bilden, ist 1) die Provinz Graaf Reynet mit der Unterdrostei Beaufort und einem Theil von Cradok, ein sehr beträchtlicher Distrikt, dessen Bevölkerung sich auf 27,647 Seelen, von denen nur 3,124 Sklaven sind, belauft. In den Bergen dieses schönen Distrikts wird das Schlachtvieh gezogen, womit der Markt der Kapstadt versehen ist; so wie auch das Zugvieh, das die Korn- und Weinbauern bedürfen, hauptsächlich von hier aus geliefert wird. Die Viehzüchter haben mit ihren Herden allmälig den ganzen Lauf des Seekalbflusses bis zur Einmündung in den Orangefluß verfolgt und es ist bei einer neuern Aufnahme der Grenzen daher ein weiter Landstrich, der sich an dem Winterberge bis zu einer Linie nordwärts vom Sakflusse, auf der Westgrenze erstreckt, in den Umfang der Kolonie aufgenommen worden.

Der Flecken Graaf Reynet liegt 32° 11′ südlicher Br. und zwischen 42 und 43° östlicher L. von Ferro und von allen Seiten von 1,500′ hohen Sandbergen eingeschlossen, daher unerträglich heiß. Offen ist die Landschaft gegen Süden und Südosten, aber diese Aussicht ist öde. Der Flecken selbst liegt 1,000 bis 1,200′ über dem Meere. Hinter demselben strömt der Sonntagsfluß von einem mäßigen Abhange hinab, den man benutzt, um Gärten und Felder zu wässern. Graaf Reynet hat 600 Einw., Handwerker und Krämer. Westlich davon verliert sich der Distrikt Kardeboo in die Karoo, nur durch die Nähe der Schneeberge und einige Flüsse abgekühlt und bewohnbar. Vom Vogel- bis zum Melkfluß findet man auf 10 Stunden kein Wasser. Westlich davon ist der Distrikt Zwarte Ruggens. Der nördliche Bezirk Nieuveld ist ein Theil der Karoo und den größten Theil des Jahres unbewohnbar. Nur eine schöne Stelle bei der Zauberquelle (Toverfontain), wie sie charakteristisch heißt, ist fruchtbar und läßt Wein und Mandeln gerathen. Der Bezirk vom Schneeberg hat viele, obgleich geringe Quellen, und ist daher meist überall bewohnbar. Diese Gegend jedoch ist es, wo die Heuschrecken zur gräßlichen Plage der Bewohner erschaffen scheinen. Wald ist in Überfluß da, in demselben haust aber der gewaltige Kraftherr Afrika's, der Löwe und der gefleckte Pardel mit der leichensuchenden Hyäne. Der verhetzte und seiner Heimat beraubte Buschmann

macht hier Gemeinschaft mit den wilden Thieren, zu denen er hinausgestoßen ist, um sich an den eingedrungenen Weißen zu rächen. Die Schafzucht gedeiht indessen vortrefflich, die Kühe geben gute fette Milch, deren wohlschmeckende Butter gesucht ist.

Die Gegend am Seekuhflusse ist am wenigsten in der ganzen Kolonie bewohnt; und die wilde Gewalt der Natur waltet hier noch uneingeschränkt. Zahllose Herden wilder Thiere hausen hier mit den ärmlichen Herden der Eingebornen unter den wenigen Eingewanderten. In Menge gibt es hier Löwen, Gnus Quagga's und Elennantilopen u. s. w.

Eine Unterdrostei bildet Beaufort mit dem Hauptorte gleichen Namens, welcher zugleich der Mittelpunkt eines jener Kirchspiele bildet, dessen Umkreis, möchte man sagen, nirgend. Die zwei Bergreihen aus Übergangkalk, genannt Bambusberge, enthalten viele Höhlen, in denen man Zeichnungen von Thieren findet, unter denen Barrow seltsam genug das Einhorn abgebildet fand. Manche Grotten sind mit einer Masse überzogen, welche die Kolonisten Klipgift nennen, da sie giftig sein soll.

2) Die Provinz Uitenhage ist die südöstlichste der Kolonie und dehnt sich bis zum großen Fischflusse aus. Sie befaßt 8,399 Personen, darunter 1,132 Sklaven. Das Dorf Uitenhage, 33° 39′ südl. Br., wurde 1804 angelegt, ist jetzt ziemlich beträchtlich und der Sitz eines Landdrostes mit 2,000 Einw. Südlich davon liegt Bethelsdorp, ein Missionsort, in einer aus falscher Demuth gewählten sehr schlechten Gegend mit 600 Einw. und einer Kirche. Östlich am Wittenflusse, einem Nebenflusse des Sonntagflusses liegt die Herrnhuterkolonie Enon. An der Algoabai liegt Fort Frederik auf einem Hügel in einer fruchtbaren Gegend, wo westlich aus einer tiefen Schlucht der Bakrivier kommt. Die Algoabai ist fischreich, bietet aber den Schiffen schwere Landung. Eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Südafrika's ist das Land, welches der Chamtoosrivier durchströmt, besonders das östliche Ufer desselben. Häufige Gewitterregen im Sommer lassen das Gefilde das ganze Jahr grünen, und nahrhafte Gräser bilden liebliche Fluren. Die Tiefungen sind Seen, etwas gesalzen. Saftgewächse wachsen im Schatten riesiger Bäume ebenfalls zu riesiger Größe. Die prächtige *Euphorbia officinalis* erreicht eine Höhe von 30′. Trefflich gedeiht hier die Viehzucht, und wie im benachbarten Kafferlande benutzt man die Ochsen als Streitthiere.

3) Die Provinz Sommerset ward erst neuerlich aus einem Theil von Graaf Reynet, der Unterdrostei Cradok, und einem Theil von Albany gebildet. Sie ist weder sehr ausgedehnt, noch stark bevölkert, sie grenzt an den Theil des Kafferlandes, wo die friedlichsten Stämme wohnen, und zählt nur 338 Einw., aber lauter freie Leute.

4) Die Provinz Albany hat eine Bevölkerung von 2,767 Personen mit Inbegriff von 400 Sklaven. Es ist dieses jener Distrikt, der östlich vom Fischflusse 1819 durch Verträge mit den Kafferhäuptlingen erworben wurde und eine ganz neue aus England eingewanderte Kolonie bildet. Die Geschichte dieses Erwerbes ist zu interessant und erinnert so sehr an die Verträge Roms mit Massinissa, daß ich sie hier nicht übergehen kann. Immer waren die benachbarten Kaffern als ein den Hottentotten durch Bildung des Leibes und einen gewissen Grad der Civilisation auch der Seele, überlegenes Volk, den Ansiedlern beschwerlich. Ihre Einfälle beunruhigten die Kolonisten, Herden wurden weggetrieben und nicht selten Mordthaten verübt. Endlich kam ein Häuptling Gaika in dem Lande, das am Fischflusse der Kolonie am nächsten lag, zur Herrschaft. Er suchte die Freundschaft der durch 12 bis 24 Pfünder mächtigen Nachbarn; dafür fielen andere Stämme in sein Land, behandelten ihn als Verräther der Nationalsache, trieben die Herden aus seinem Lande und trieben es so weit, daß Gaika sich ganz in die Arme Englands warf. Waren doch selbst die Kolonisten am Fischflusse mit Ausrottung durch die Kaffern bedroht. Diese Umstände veranlaßten einen starken Streifzug, der wie natürlich zum Nachtheile der Kaffern ausfiel, und wo dann in einem Vergleich der Fischfluß aufs neue als Grenze der Kolonie festgesetzt wurde. Kein Kolonist sollte hinfort das Kafferland betreten. Dieses war jedoch den bereits der europäischen Waaren bedürftigen Kaffern unbequem, und sehr naiv behaupteten sie; „gute Freunde müßten einander besuchen.“

Auch die Engländer fanden ihren Vortheil dabei und zogen daher einen Militärkordon, unter dessen Schutz gewisse Grenzplätze zu Tauschmärkten und dem Verkehr zwischen beiden Nationen bestimmt wurden. Dieser Verkehr war so friedlicher Natur, daß man 1813 das Grenzkorps zu mindern anfing. Die friedlichgesinnten und von Nationalgefühl beseelten Häuptlinge der Kaffern T'Sambie, Lynx, Congo benutzten die schwache Bewachung der Grenze und der Krieg brach aufs neue aus, und zwar nicht ohne Gefahr für die Kolonie. Sie for-

derten auch Gaika auf, sich ihnen zu verbünden; dieser gab jedoch der Klugheit Gehör, gab sein Land Preis und flüchtete ein neuer Massinissa, zu den neuen Römern. Die Kaffern fielen im Februar 1819 in die Kolonie ein, verwüsteten, was ihnen unterkam, zerstörten die neue durch La Trobe angelegte Brüdergemeine zu Enon, ohne jedoch die Brüder zu tödten, und trieben die Herden weg, wobei ein paar Hottentotten das Leben einbüßten. Im Juli 1819 ward Oberst Wilshire mit englischen Truppen dem Gaika zu Hülfe gesendet, die Kaffern verloren 2,000, dann 3,000 Stück Vieh, und endlich am Kaiskama im Osten des großen Fischflusses 13,000 Stück. Hier war die Grenze der friedlichen Häupter Hinza und Boocho, Brüder die zu den Engländern übertraten, die unruhigen Häupter aber wurden geschlagen und gefangen. Zu gleicher Zeit landete der Gouverneur Lord Sommerset in der Algoabai mit neuem Kriegsgeschwader, und 40 Meilen jenseit der Grenze am Gwangaflusse war ein förmlicher Kongreß aller Kaffernhäuptlinge veranstaltet, und ein feierlicher Friede geschlossen, am 14. Oktober 1819. Gaika, der wieder in sein Land eingesetzt ward, wurde nebst Hinsa als einzige Könige des Kafferlandes anerkannt, wer sich ihnen widersetzte, sollte als Feind der Engländer angesehen werden. Zur Sicherheit der Kolonie sollte der sehr fruchtbare Landesstrich voll Waldung am großen Fischflusse bis zur Einmündung des Keiskama abgetreten und den Britten übergeben werden. Nach diesen Forderungen senkten alle Häuptlinge ihre Häupter auf die Brust und schwiegen still, wie einst Hermanns gefangene Gattin! Und wer sollte sich hier nicht an Deutschland unter den Einfällen der Römer erinnern? Endlich hoben sie ihre Häupter auf, und bedenkend, daß die Schicksalsstunde geschlagen habe, erklärten sie die Bedingungen für angenommen und zogen sich über die Keiskama zurück. Landeinwärts sind die Kumin und Katriviersberge, als Grenze bestimmt. Zwischen dem Keiskama und dem großen Fischflusse wurden starke Festungen angelegt und das Schicksal der Kaffern, worüber dieses mehr als halb gebildete Volk sich nicht täuscht, vorbereitet. Hier nun ist der Distrikt Albany. Die englische Regierung munterte zur Auswanderung nach dieser neuen und wichtigen Besitzung auf. Sie bot freie Überfahrt und Lebensunterhalt an. Wohlhabende Ansiedler sollten in England 10 Pf. St. für jede Familie niederlegen. Jeder Anführer einer Ansiedlung erhält 100 Acker Landes als Geschenk, für

jede Person der Familie, die er geleitet, und 50,000 Pf. St. sind bestimmt für den, der wenigstens 10 wohlhabende Individuen über 18 Jahre alt, nach der neuen Kolonie geleitet. Ein Drittel des Depositums wird bei der Landung in Afrika zurückbezahlt, ein Drittel bei der wirklichen Ansiedlung und ein Drittel drei Monate später. Das besetzte Land ist 10 Jahre von Abgaben frei, dann betragen diese nicht über 2 Pf. St.; wird es verlassen, so fällt es der Regierung anheim. Hier eine Kolonie anzulegen und sie als Mittelstation nach China und Indien zu benutzen, lag auch schon im Plan des nordamerikanischen Präsidenten Adams, dem nun die Engländer zuvorgekommen sind. Ende 1820 betrug die Anzahl der Ansiedler schon 3,659 Seelen, nemlich 1,020 Männer, 607 Frauen und 2,052 Kinder. Dadurch, daß der Landstrich schnell bevölkert wird, wird er am besten gesichert. Als Boten des Evangeliums sind Missionäre der Brüdergemeinden auf Einladung Gaika's auch in das Kafferland übergegangen. Die Ruhe der Kolonie wurde indessen aufs neue gestört. Tschakka, ein gefürchteter Negerfürst, fiel ins Kafferland ein, und mit einem Heere von 30,000 Mann unterjochte er alles bis an die östliche Grenze der Kolonie. Er schickte eine Gesandtschaft und ließ dem Gouverneur sagen, er hoffe, man werde den Kaffern keinen Beistand leisten, sollte man aber, so würde er auch gegen die Kolonie marschiren; übrigens erwarte er mit seiner ganzen Macht die Antwort, an dem Ufer des auf unseren Karten mit dem Namen St. Johannis bezeichneten Flusses.

Die Kolonie bereitete sich zum Kriege, und am 1. Juli 1828 brach Major Dundas mit 30 Burgheers auf, um eine Zusammenkunft mit Tschakka zu halten, der noch immer auf seiner Stelle lag; aber eine Abtheilung seiner Truppen, die in Korps von 3 bis 4,000 Mann abgetheilt waren, hatte bereits den Omptadastrom überschritten, den Kafferhäuptling geschlagen und all sein Vieh erbeutet. Am 20. Juli jedoch vereinigten sich die Einwohner von Albany mit den Tambukikaffern unter ihrem Häuptling Wasoni, und schlugen Tschakka's Truppen zwischen dem Baschi- und Omptadaflusse aufs Haupt; unermeßliche Herden, die Tschakka geraubt hatte, wurden befreit.

So bebaut bis jetzt der albanysche Kolonist sein Feld mit den Waffen in der Hand. Der Hauptort der Provinz ist Grahamstown, 33° 18′ 37″ südl. Br. Sitz einer Unterdrostei, die man jedoch bereits als ordentliche Drostei nach Ba-

thurst, 33° 30′ südl. Br. und 45° östl. Länge, verlegt hat. Der Ort liegt schön, auf einem sanft sich erhebenden Hügel; das Land ist gut, Holz die Menge und nur das Wasser ist salzig. Das Fort Willshire am Keiskama deckt die Grenze gegen Kaffern. Östlich von Bathurst und dem großen Fischflusse wurde 1821 Friedrichsburg angelegt, durch die verabschiedeten Soldaten des Royal-Afrika.

5) Die letzte Provinz ist George, und enthält 6,737 Personen, worunter 1,919 Sklaven sind; der Hauptort ist George, 33° 57′ 30″ südl. Br. am schwarzen Flusse nächst der Muschelbai, Sitz des Landdrostes, eine Kirche. Die Häuser bestehen aus einem Stockwerk und haben auch im Dache Zimmer, sie bilden eine breite über eine engl. Meile lange Straße und jedes derselben ist mit einem Garten umgeben (ähnlich Theresienfeld in Niederösterreich). Durch die Stadt fließt der schwarze Fluß. Die Gegend ist bergig, wasserreich und mit Schluchten durchzogen. Südlich von der Stadt ist Pakaltsdorf, eine von Hottentotten bewohnte Missionsanstalt. Ihr Zustand von 1819 ist folgender: Sie war mit einem starken Wall umgeben, der den Kraal für die Herden und Gärten einschloß. Man zog Pfirsiche, Aprikosen, Bataten, Feigen, Wassermelonen, Kohl, Bohnen, Erbsen, Mais u. dgl. Die Frauen sind des Sonntags ganz europäisch gekleidet. Siebenzig Kinder besuchten die Schule, sechs Knaben und sieben Mädchen lernten Rechnen und Schreiben. Der Lehrer war ein junger Hottentotte! Am Cap St. Blaise an der Moselbai liegt das Haus des Posthalters, eine Stunde davon das Muschelloch. Dieses ist eine 20 Schritt lange, 10 Schritt tiefe und nach vorn 50′ hohe Höhle, deren Boden mit einer tiefen Lage Muscheln bedeckt ist. Sie liegt 4,000′ über dem Meere; 50′ höher ist eine kleine Grotte ohne Muscheln. In dieser Provinz sind dichte Wälder in tropischer Pracht und mit Lianen durchflochten. Das ferne Land ist im Allgemeinen mager und fordert viel Dünger, hat aber dagegen häufigen Regen, welcher dasselbe fruchtbar macht. Die dichtesten Wälder sind längs der Plettenbergbai, die Südküste ist fruchtbar und hat mehre Seen. Der nördliche Theil des Landes ist bergig, und es hausen daselbst eine eigne Art Bienen, die aus der Blüte der Brunie den schönsten Honig bereiten und in hohlen Bäumen und Felsritzen anhäufen. Er ist völlig weiß und in so dünnen und zarten Wachszellen, daß sie beim Einsammeln mit dem Honig verschmelzen und in Flaschen

gesammelt werden. Der Honig ist besonders lieblich von Geschmack. Die Provinz ist mit fruchtbaren Thälern durchschnitten, eines sorgfältigen Anbaues würdig, und wie das ganze Capland einer fünfzigfachen Bevölkerung fähig.

II. Das Kafferland.

Von Keiskama bis Guiloa wohnen die Kaffern; da jedoch von der De la Goabai an bis Kap Gardafui die Länder von Portugal in Anspruch genommen werden, so müssen wir unter dem Kafferland dasjenige Land verstehen, welches gewissermaßen unabhängig ist, also vom Keiskama bis zum Kap Corientes oder der Lagoabai. Das Kafferland welches unter diesem Namen wirklich einst Konsistenz erhalten könnte, liegt 33 und 25° südl. B. und streicht zwischen 43 und 51° östl. L. in südwestlicher Richtung herab. Grenzen sind südlich der Keiskama; nördlich die portugiesischen Kafferländer, östlich das Meer und westlich der Rücken des Lupata.

Über die Beschaffenheit des Landes läßt sich folgendes sagen: Die Küste, von den Portugiesen in Rücksicht auf die Zeit der ersten Beschiffung Natal d. i. Weihnachtsküste genannt, ist steiles, weit und klippenreich in das Meer hineinsetzendes Felsenufer, Granit. Die Küste bildet die unterste Terrasse, ziemlich sanft bis 20 Meilen in das Land ansteigend, wo man alsdann mehre Bergreihen übereinander terrassirt findet, welche genau zu beschreiben der Zukunft aufbewahrt bleibt. Es finden sich keine Karao, wol aber mehr oder weniger ausgedehnte Hochebenen, wohlbewässert und überhaupt ein glückliches Land bildend. Über die Physiognomie des höchsten Gebirgrückens berichtet uns Lichtenstein folgendes: „Zwei große Gebirgsreihen ziehen sich parallel mit den Küsten von Afrika, die eine mit der West-, die andere mit der Ostküste, von Süden nach Norden. Die östliche Kette sendet mehre mit dem Äquator parallel laufende Zweige aus, sowol in das Innere des Hochlandes, als gegen die Ostküste.“ Diesem Baue des Kontinentalgerippes gemäß bilden sich auch die Stufenterrassen nach dem Küstenlande. Die bedeutendsten Höhen sind die Schneegebirge am Südrande der obersten Terrasse; und der höchste Punkt der Kompaßberg. Diese Gegend bildet einen Gebirgsknoten mit mehren Ausläufern, die bedeutendere Lage nach Westen, die geringere nach Osten hin senkend, als Mittelterrasse. Dieses Ganze des Bergknotens bildet ein Hochland, welches Ritter

mit Armenien vergleicht. Es soll da mehre Tagreisen große Ebenen geben, mit geräumigen, ganz offnen Thälern, ohne Schluchten und Felsen. Das Land, sagt Ritter, hängt nach allen Seiten durch sanfte, reichbewässerte, grasreiche Abdachungen mit tiefen Ebenen zusammen; die Gipfel sind sanft abgerundete Kuppeln, einförmig, nackt, von Stürmen umsaust, ohne Reiz, die Heimat des scheuen Buschmanns. Dieser Schilderung nach findet hier eine Erhebung des Urgebirges statt, ohne die Sandsteindecke, welche also in Afrika einzig ist.

Dieses Hochland zieht sich als unabsehbare Ebene gegen Nordosten fort, und senkt sich endlich als Flußgebiet des Orangeriviers gegen Nordwesten ab. Die Abhänge gegen das indische Meer oder gegen Osten hin sind sanft, der Granit ist vorherrschend, daher schöne Thäler, wasser- und grasreiche Weiden, und für einstige Kultur fruchtbares Ackerland. Auf der Küste gibt es auch Waldung, tiefer in das Land ist Weideland. An der Kafferküste ergießen sich unzählige Küstenflüsse in das Meer: der Büffelfluß, der schwarze und weiße Key, der Basseh u. s. w., welche wieder eine Menge kleiner Flüßchen aufnehmen. Vorzüglich im Hochland trift man Wasserbehälter an, welche das Regenwasser sammeln und so die Gegend tränken, aber sehr oft einen Salzgehalt haben.

Das Klima ist gut und lieblich, weniger stürmisch als am Kap, regnerische Sommer, heitere Winter, starke Gewitter, die Blitze jedoch obwol feuerströmend, minder hellleuchtend. Im Sommer gewöhnlich zweimal die Woche Regen in starken Güssen, wodurch die Flüsse plötzlich anschwellen. Die Temperatur fällt im Winter nicht unter 8° R., steigt aber im Sommer bis auf 30°, so daß die mittlere Jahrestemperatur 19° R. beträgt. Ein warmes Land! Am Kussie oder Keiskama ist es mit Hochwald bewachsen, westlich und nördlich davon aber ist es kahl und nur mit Unterholz und Gebüschen hin und wieder besetzt. An den Flüssen jedoch zeigt sich überall Schlagholz. Sehr häufig ist der Dornbaum, welcher Gummi liefert. Die innere Rinde verspeisen die Kaffern, die äußere dient zum Gerben des Leders. Mimosen und andere diesem Himmelsstriche eigne Bäume finden sich auch, aber wie am Cap außer unschmackhaften Beeren keine einheimischen Früchte. Am Ausflusse des Key, wächst wilder Pisang und in den Sümpfen ein Schilf, dessen durststillender Saft sehr zu statten kommt, wo das Wasser gesalzen ist. In den Gründen und Ebenen sind süße Weiden und seltsam! auf den Bergen saure. Hingegen scheint hier das Ba-

terland der Saftpflanzen zu sein. Die Euphorbien werden bis 40′ hoch, eine Menge Aloëarten gedeihen hier mit wollüstiger Üppigkeit. Im westlichen Theile durchschwärmt dieses weidereiche Land eine Menge von Thierarten, besonders ganze Herden von Elephanten, bis 500 Stück beisammen. Der afrikanische Elephant ist zwar kleiner als der asiatische, aber eben so edel. Elephantenjäger haben mehr als einmal gesehen, wie ein Elephant seinen Kameraden aufzurichten versucht habe, wenn er auch schon verwundet war, ja sich sogar lieber habe tödten lassen, als daß er im Tod den geflohen hätte, der ihm im Leben, ich möchte sagen — Freund war. Man will ihrer am Fischflusse sogar in Herden von 3,000 Stück gesehen haben, was ich indeß bezweifle. Gezähmt hat man ihn auch hier noch nicht. Eben so gibt es viele Antilopen, Quaggas oder wilde Pferde und Schweine. An der Ostseite halten sich große Antilopen, Quagga's und Elephanten und Nilpferde auf. Bei solchem Überfluß an Speise fehlt es natürlich weder an Löwen und Panthern, noch an Hyänen und Schakalen. Der Strauß, rothe und graue Reb- und Perlhühner, nebst Pfauen, dann Gänse und Enten gibt es in großer Zahl, daher natürlich auch eine große Menge Raubvögel. In den kalten Monaten entfernen sich sowol Schwalben als die bunten Papageie in nördlichere Gegenden. Auch der Nashornvogel ist hier zu sehen. Thermiten bauen ihre Hütten, Ameisenfresser höhlen sie aus und Bienen tragen ihren Honig hinein. Ohne Schlangen und Eidechsen kann Afrika nirgends sein, und das „Kind des Himmels“ der sie essenden Hottentotten, die Fangheuschrecke wird einst von einem gebildeten Volke schwerlich als solches anerkannt werden.

Die Kaffern bilden eine große Nation; denn nicht nur nordöstlich des Keiskama bis Quiloa dehnt sich dieser Menschenstamm aus, sondern auch die geschickten Metallarbeiter Monomotapas gehören dieser Nation an; auch dort bewohnen sie die Mittelterrassen. Scharf scheidet sich dieser Menschenstamm, sowol physisch als moralisch von Hottentotten und dem Neger aus. Der Kaffer ist ein schöner Menschenstamm, groß und fest, ohne alle Abnormitäten gebaut, der Patagone Afrika's. Ihre Farbe ist graulich schwarz, da sie sich aber die Haut mit Fett und rothem Eisenoker reiben, so erscheinen sie braun. Das Haar ist schwarz und wollig. Die platte Nase der Neger sieht man hier nicht, dagegen aber hohe Stirnen und Adlernasen. Aufgeworfene Lippen zeigen nebst hervorragenden Backenknochen die noch vorherrschende Sinnlichkeit über den

Geist. Der Bart ist stärker als bei den Nachbarvölkern von allen Seiten. Das Auge ist schwarz, aber feurig, beseelt und voll Milde. Ihre Stimme ist angenehm, ihre Sprache volltönend, weich und lieblich, ihre Wurzelwörter nur ein- und zweisilbig, aber biegsam, die Schnalzlaute der Nachbarn fehlen ganz.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Reisenden und sogar der Portugiesen, waren die Kaffern bei der ersten Bekanntschaft mit den Europäern ein ausgezeichnet sanftes, liebreiches und gastfreies Volk, dabei klug und stellig. Sie sind es jetzt noch überall, wo der Verkehr mit den Europäern sie noch nicht verdorben und gleichsam zur Streitsucht und Grausamkeit gezwungen hat. Vasco de Gama nannte daher auch die Küste Natal die Küste des Friedens und der guten Leute, und dasselbe haben in neuester Zeit die Engländer, welche in der Da Lagoabai landeten, zu rühmen gehabt. Die an ihrer Küste Schiffbruch litten, führten die Kaffern mehre hundert Meilen weit bis zu europäischen Niederlassungen. Sie leben von der Viehzucht, die bei ihnen sehr ins Große geht, auch von der Jagd. Diese letztere Beschäftigung ist gefahrvoll, da die Thiere groß und zahlreich sind. Nicht selten werden sie Opfer ihres Handwerks, indem die Elephanten die Jäger umringen, sobald man auf sie gefeuert hat, und das Ende des Jägers ist doch meist ein Tod durch Elephanten. Haben sie einen Elephanten erlegt, so nahen sie demselben mit denselben Ceremonien, wie der amerikanische dem erlegten Bären, bitten ihn um Vergebung; geben vor, es sei von ungefähr geschehen; schneiden dann den Rüssel ab, den sie mit Ehrerbietung begraben: denn sagen sie: „der Elephant ist ein großer Herr und der Rüssel ist seine Hand." Ackerbau üben sie wenig, und bauen nur etwas Hirse. Ihre Hauptnahrung ist Hirse, dagegen sind sie aber Meister in allerlei Erz- und Eisenwerk. Männer sind weniger als Weiber, daher Vielweiberei und Sklaverei der Frauen. Sie kleiden sich in Felle, sind alle mit Hassagaien, Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und lernen nun auch Schießgewehre kennen und gebrauchen. Über ihren kriegerischen Muth sind die Stimmen sehr widersprechend. Manche nennen sie kriegerisch und grausam, andere kleinherzig und feig.

Wie gegen so viele Völker waren die Europäer auch gegen diese Naturkinder so ungerecht, sie schlechtweg Atheisten zu nennen, die ohne alle Begriffe von Gott wären. Wie immer hat sich die Absurdität dieser Behauptung auch hier bewährt.

Der Kaffer ist treu, folglich ehrt er Gott, dem er jedoch keinen eigentlichen Kultus geweiht hat, er macht auch kein Bildniß von ihm, spricht aber von ihm mit Ehrfurcht. Religiöse Ceremonien sind: das Beschneiden der Jünglinge, die Weihe des Viehes, Wahrsagen und der Glaube an Zauberer; welche ihre Priester sind, die aber schrecklich zu Tode gemartert werden, so ihre Weissagung trügt, oder gefordete Beschwörung ohne Wirkung bleibt. Im Ganzen ist es ein liebenswürdiges Volk, zum Christenthum sehr geneigt und sehr begierig zu lernen; einige Missionäre mit Apostelgeist könnten ihre Wohlthäter werden. Hier noch ein paar charakteristische Anekdoten: Herr Rose lebte eine Zeitlang im Kraal eines Kaffernhäuptlings und gab diesem eine Kartoffel mit dem Bemerken, daß diese köstliche Frucht mit geringer Mühe auch im Kafferlande gedeihen würde. Langsam und ruhig sagte der Häuptling: „Ich bin sehr alt, zu alt, um etwas neues zu lernen, aber ich will alles annehmen, was ihr mir gebt.“ Er wünschte ein Geschenk zu haben und sagte: „Es ist nicht um des Geschenkes willen, aber andere würden mich fragen: ob der Landdrost nicht durch meinen Distrikt gekommen sei, und wenn ich antworte ja: so würde man das Geschenk zu sehen wünschen, das ich empfangen hätte. Sagte ich nun ich habe keines, so würde man mir natürlich vorhalten, du mußt dich übel gegen ihn benommen haben, denn er ist sehr großmüthig.“ — Rührend ist folgender Zug. Ein Häuptling wurde bei einem Angriff auf das Kafferland gefangen und nach der Capstadt gebracht. Hier ward er von einem Offizier wieder erkannt, der wußte, daß er unter seinen Landsleuten wegen seiner Kühnheit auf der Jagd und der Geschicklichkeit im Wurfspießwerfen berühmt war. Man gab ihm einen Assagai mit dem Bedeuten, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Traurig ließ er ihn der Hand entfallen: „Ich kann nicht, mein Herz ist gebrochen!“ — Einem Häuptling warf man in der Rathsversammlung vor, daß er mißrathen sei und mit seinem Vater keine andere Ähnlichkeit habe, als ein dürrer Stock mit einem weitschattigen Baum. Ganz ruhig erwiedert er: „Mein Vater war allerdings ein großer Mann, und ein viel größerer als ich; allein er hatte auch Vortheile, die ich entbehre; er hatte weise und kriegerische Hauptleute und ein braves Volk!“

Die Kaffern zeigen, wie die Hindu, eine große Verehrung für den Kühdung, der nach ihrer Meinung zu allen Dingen gut ist. Herr Bain, ein Kolonist am Cap, machte bei König Hinsa einen Besuch, der so eben beschäftigt war, ein

paar Ochsen zu schlachten. Als Zeichen seiner Freundschaft überreichte er dem Gaste ein Stück, in Kühdung wohlgewälztes Ochsenfleisch. Männer und Weiber bemalen ihren Körper, manche sind auch tatouirt. Sie leben mäßig, sind thätig und daher selten krank. Die Krankheiten sind hier schon hitziger Natur, die bösartigen Fieber nicht selten, und die Blattern sehr verheerend. Die Knaben werden, wie schon erwähnt, im Anfang der Mannbarkeit beschnitten, gewöhnlich wenn ein Sohn des Oberhauptes das gehörige Alter hat. Bis sie geheilt sind, leben sie abgesondert, hernach kehren sie zur Horde zurück, erhalten Mantel und Waffen, man erklärt sie für mündig, verpflichtet sie zum Gehorsam und hält sie zu Waffenübungen an. Auch die mannbaren Mädchen werden feierlich in die Zahl der Weiber aufgenommen.

Die Hütten der Kaffern haben eine halbrunde Gestalt, sind denen der Hottentotten ähnlich, nur liegt der Kaffer ausgestreckt auf seinem Mantel, der Hottentotte zusammengerollt. Ihre Rinderherden werden des Nachts in einen bei der Hütte befindlichen Pferch getrieben. Die Ochsen werden auch zum Reiten abgerichtet. Ihre vornehmste Nahrung ist Milch, die sie frisch und sauer genießen, auch bereiten sie durch Schütteln in ledernen Schläuchen Butter, die sie aber nur zum Einschmieren der Haut gebrauchen. Sie genießen aber auch Molken und Käse. Rindvieh wird auch bei gewissen Feierlichkeiten geschlachtet, und das Fleisch, welches für gewöhnlich verspeist wird, durch Jagd gewonnen. Die Hirse kochen sie in Milch, zermalmen sie, und backen eine Art Kuchen daraus. Sie wissen, wie alle Völker etwas ausfindig zu machen, um sich des Verstandes zu berauben, auch ein berauschendes Getränk aus Hirse zu bereiten. Mehre Zwiebelarten werden nebst einigen Wurzeln und Beeren genossen. Seethiere essen, halten sie für verächtlich.

Die Kleidung besteht aus Thierfellen gegen Witterung und schmale Gürtel mit Kupfer besetzt um die Lenden. Die Weiber tragen Schürzen, übrigens dient dem Klima gemäß die Kleidung mehr zur Zierde, als zum Schutz gegen Witterung. Männer tragen eine Art ledernes Diadem, Weiber einen Turban aus feinem Leder um den Kopf. Hassagaien, Keulen, Spieße sind ihre Waffen, Feigheit ist entehrend. Die Buschmänner verfolgen sie aufs tödtlichste. Trauriges Schicksal dieses Menschenstammes, der auf die unwirthbarsten Gipfel vertrieben; ein Genosse der Thiere der Wüste, wie diese von allen Nachbarn gejagt wird! Sie machen auch Töpfe aus feinen Thon, und

von gefälligen Formen, und flechten wasserdichte Binsenkörbe. Metalle liefern die Kafferstämme des Gebirgs denen der Küste, zu verarbeiten verstehen sie aber alle Stämme. Musik und Gesang sind die rohesten Naturlaute, ihr Tanz ohne Grazie. Mehre hundert Männer, mit Keulen bewehrt und schrecklich bemalt, mit Zierathen behängt, stehen auf einer Seite; ihnen gegenüber eben so viele Weiber, beinahe völlig nackt. Beide rücken gegeneinander vor, in scheinbarer Unordnung, die Weiber in die Hände klatschend, die Männer die Keulen schwingend, fürchterliches Geheul und entsetzliche Stellungen werden in großer Ordnung und mit vielem Takt ausgeführt. Die Erde bebt, der Schweiß rinnt ihnen hinab und macht, da die Farben mit letzterem verrinnen, den Anblick noch grotesker.

Bei Krankheiten werden die Zauberer gerufen; diese nennen einen, der den Kranken bezaubert hat, nicht selten einen wolhabenden Mann, der dann getödtet oder verwiesen wird. Also auch hier Hexenprozesse! Der Sterbende wird aus dem Kraal getragen, vom Weibe bis zum Verscheiden bewacht, oder das Weib vom Manne, und die Hyänen besorgen die Leichenbestattung. Männer bleiben zwei Wochen Weiber einen Monat nach dem Tode des Gatten oder der Gattin vom Kraal entfernt. Die Regierungsart ist die, welche in allen Welttheilen unter rohen Völkern einheimisch ist.

Die Kaffern sind in viele Stämme oder Familien nach Art der Wilden getheilt. Die vorzüglichsten sind die Kussie, die Keiskama, die Tambukis östlich am Bessefluß; sie verstehen Metalle in Ofen zu schmelzen und sogar Metalle zu mischen, z. B. Silber mit Kupfer. Die Mathimbas, als Nachbarn der Tambukis und daneben die Mambukki. Diese werden von Reeren als ein gelbes mit langen Haaren geschmücktes Volk geschildert und wären daher keine Kaffern. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es Bastarde sind, die von Schiffbrüchigen mit Kafferweibern abstammen. Die Stämme endlich an der Lagoabai, sind uns noch so gut wie unbekannt.

Als Anfang einer Civilisirung ist zu bemerken auf der Küste Natal: Lowedale 32° 48′. Eine Mission aus Kaffern und im Kafferlande, östlich vom Keißieflusse, oder Keiskama. In der Nähe derselben sind noch zwei kleine Anlagen. Dieses ist das wahre Mittel, die Völker Afrikas zu civilisiren, ohne sie auszurotten. Die Kaffern können auf diesem Wege ein Staat werden.

III. Die Ostküste von Cap Corientes bis Cap Delgado.

Wir kommen hier zu dem großen lang ausgedehnten Küstenlande, das sich zwischen dem 26 bis 10° südl. Br. ausdehnt und worüber uns zur genauen Kenntniß noch viele Data mangeln. Zwischen dem 20 und 21° südl. Br. sind die Europäer auch hier bis auf 100 geographische Meilen ins Innere des Landes, ins Reich Monomotapa eingedrungen. Dadurch wissen wir, daß auch hier sich mehre von Südwesten nach Nordosten streichende Gebirgsketten terrassenartig übereinander schichten und gegen das Innere des Continents sich erheben. Die westlichste dieser Gebirgsketten, die sehr wahrscheinlich zwischen 47° und 48° östlicher Länge von Ferro hinstreicht, ist uns noch unbekannt. Sie ist wahrscheinlich die höchste und letzte Stufe und bildet den Rand einer großen Hochebene, die den ganzen Continent bis zum Abfall gegen Süden hin einnimmt. Hier ist der Schauplatz der Thaten vieler wilden Hirtenvölker, welche auf die untere Terrasse drücken, und von denen nur früher unter dem Namen der Dschakas, und in neuerer Zeit unter dem Namen der Gallas, eine Kunde auf uns gekommen ist.

Eine Menge Ströme und Flüsse zerschneiden die Küste, bilden durch ihre Mündungen viele Inseln, sind reich mit Holz besetzt, und unzählige Scharen von Flußpferden und Elephanten bevölkern sie und ihre Ufer. Das Flußpferd heißt in Südafrika auch Seekuh. Der merkwürdigste Fluß ist der Zambeze. Er entspringt tief im Innern des Landes. Nach mancherlei Berichten zieht sich auf der Hochebene der in der Einleitung schon erwähnte Zamberesee, als ein seichter schmaler Wasserbehälter durch mehre Grade hin und zwar in derselben Breite mit der nördlichen Küste von Mosambik. Sind da die Quellen des Stroms? ist Zambere und Zambeze eins? Das weiß man noch nicht. Die Quellen sind tief landeinwärts, und unbekannt. Schon im Lande Schikowa aber ist er schiffbar, von da bildet er zur tiefern Terrasse die 18 Meilen langen Wasserfälle von Schicorungo und tritt aus den Felsengen in eine große Ebene. Hier ist er wieder schiffbar, geht an der portugiesischen Stadt Tete vorbei bis zum Lupatagebirge. Diese durchsetzen den Strom aufs neue, und zwingen ihn sich durch fürchterliche Engpässe durchzuarbeiten, um einen Ausgang in das Küstenland Sena sich zu bahnen. Nicht ohne

Gefahr durchfährt man diese Stromschnellen, denen des Nils bei Elephantine ähnlich; und manches Schiff ist mit Mann und Maus untergegangen. Steile zackige Gebirge starren zu beiden Seiten des Stromes und furchtbare Klippen hängen über, die sich öfter einander nähern und dem Strome nur einen engen Durchgang lassen. Dieses von Norden nach Süden streichende Gebirge mit seinem zerrissenen Rücken, das im Norden in unbekannte Ferne sich verliert, wird von den Kaffern der Rücken der Erde, Lupata genannt. Beim Austritte aus dem Gebirge bewässert der Zambeze eine ebene Landschaft, die er im März und April überschwemmt und zu einem überaus fruchtbaren Delta macht. In diesen Ebenen regnet es eben so wenig, wie in Unteregypten. Die vier Mündungen, mit denen der Zambeze ins Meer strömt, heißen Luaboel, die südlichste, dann Luabo, Cuama und Quilimance, sie bilden die Inseln Luabo, Cuama und Quilimance. Eine Menge Ströme fallen in den Zambeze, der überhaupt den Portugiesen das Eindringen erleichterte.

Die Küste von Mosambik ist noch weniger bekannt, und nur der Rand, der ebenfalls mit Küstenflüssen durchfurcht ist, ist einigermaßen bekannt.

Das Klima in diesen Ländern ist heiß, auf den Hochebenen frisch und gesund, und auf dem Lupataberge so kalt, daß selbst Schnee fällt. Kein Fuß eines Naturforschers hat noch diese Gegenden betreten, und wer es wagte, diesen Theil Afrikas für die Naturgeschichte und physische Geographie zu entdecken, müßte sich der ausgebildetsten leiblichen und geistigen Fähigkeiten rühmen können. Denn pesthauchend ist das niedere Land, und nimmt an Miasmen in dem Maße zu, als es sich dem Äquator nähert. Von 100 Mann Europäern erlebt hier nur der Zwanzigste das fünfte Jahr, und außer dem Gouverneur, sendet Portugal nur Verbrecher oder politisch Verbannte hieher.

Dieser ganze Küstenstrich von Cap Corientes bis Cap Delgado springt in einer Bauchung gegen das indische Meer in die Straße von Mosambik vor. Der Vorsprung wird blos durch den tiefen und weiten Busen von Sofala unterbrochen. An eine eigentliche Geographie ist hier nicht zu denken, und alles was wir mit Zuverläßigkeit wissen, hat Ritters Meisterhand zusammengestellt, dem wir hier auch ganz allein folgen wollen; und zwar indem wir die oberste Terrasse, die Ebene von Schikowa, 2) Monomotapa, 3) Sena und Sofala, 4) Mosambik mit wenigen Zügen zeichnen.

1) Die Hochebene von Schikowa.

Aufwärts am Zambeze, jenseit der großen Katarakten von Schikorunga betritt man das silberreiche Hochland, die höchste Terrasse Südafrikas. Diese heißt die silberreiche Ebene von Schikowa mit reichhaltigen Kupfer- und seit Jahrhunderten berühmten Eisenminen. Wilde Kafferstämme, als Menschenfresser berüchtigt, bewohnen diese Ebene. Kaffer heißt der Ungläubige; und daher setzt diese Benennung keine Verwandtschaft mit den gesitteten Kafferstämmen der untern Terrassen voraus. Diese Leute sind treffliche Eisenschmide und die von ihnen verfertigten Schwerter und Waffen aus vorzüglich gehärtetem Stahle, sind schon seit tausend Jahren gesucht und berühmt in ganz Afrika und selbst in Indien, mit dem von hieraus schon vor alten Zeiten ein Handel bestand. Getrieben von Silberbegierde unternahm unter König Sebastian I. von Portugal Franz Bareto einen Kriegszug gegen Schikova, drang den Zambeze hinauf über die Katarakten vor, bezeichnete seinen Weg mit dem Blut der Kaffern; und fand eben darum die Silbergruben nicht. Ist der Aussage solcher Leute, die von Golddurst getrieben, über ein ruhig lebendes Volk herfallen und es vernichten, zu glauben, so fand man zwei Kaffer- oder Negerstämme. Die Mumbos und Zimbos, welche ihre Gefangenen schlachteten und aßen. Es soll sogar Menschenfleisch auf Märkten verkauft worden sein. Die Portugiesen sollen im Schlachthause zu Schikova viele zum Schlachten bestimmte Neger und Negerinnen gefunden haben, die sie befreiten. Der Platz um die Wohnung des Heerführers war mit Menschenknochen gepflastert.

Eben auf dieser Bergterrasse liegt auch das Land Butua, welches von Monomotapa abhängen soll; hier sollen die ältesten Goldminen liegen, die man im Lande kennt. Die Bewohner sollen eigentliche Kaffern sein, die verschieden sind von den kunstreichen Nachbarn in Schikowa, welche eigentliche Neger zu sein scheinen. Die Butuaner sind Viehhirten und treiben auf ihren schönen Weiden Milchwirthschaft. Die Goldminen werden nur uneigentlich so genannt. Denn das Gold wird nicht in Erzgängen sondern in Seifenwerken gewonnen. Man findet den Goldsand in einer rothen Erdschichte nicht tief unter der Oberfläche, die auf dem Fels aufliegt.

Butua oder auch Abutua liegt südwestlich von Schikowa, es findet sich hier zwischen dem 20° und 21′ südlicher Breite, ein für die Geschichte der Völker äußerst merkwürdiger Gegenstand. Das Reich Butua soll sich nach Barrow bis an die

Westküste Afrikas erstrecken. Tief im Continente soll die Landschaft Toroa liegen, mit äußerst wichtigen Monumenten. Sie sollen aus einer Feste bestehen, die neben den ältesten Goldminen vortrefflich erbaut ist. Sie ist vierseitig, aus sehr großen, sehr genau behauenen Werkstücken ohne Mörtel zusammengefügt. Die Mauern sind 10 Fuß dick, ihre Höhe ist in Vergleich mit der Ausdehnung nicht sehr groß. Eine für alle, die dort waren, unleserliche Inschrift zierte das Thor. Die Charaktere gleichen keiner jetzt in jenen Ländern bekannten Schrift. Um dieses Gebäude herum sind auf den Anhöhen noch andere von ähnlicher Art aus Mauersteinen ohne Kalk aufgeführt, darunter ein Thurm von 36 Fuß Höhe. Die Gebäude zusammen führen bei den Einwohnern dieser Gegend den Namen Symbaoe, ein Name, der Hoflager bedeutet und den alle königlichen Gebäude in Monomotapa führen. Es befindet sich hier auch eine Art Gouverneur, der Symbacayo, d. i. Wächter des Hoflagers heißt, auch einige königliche Frauen sind hier unter seiner Aufsicht. Die jetzigen Bewohner dieser Gegenden sind ein schriftloses Volk, keine Nachricht ist vorhanden, von wem diese Gebäude erbauet worden seien, und da kein gelehrter Europäer weder die Gebäude besucht, noch die Inschrift abgezeichnet hat, so weiß man nichts weiter davon. Die Eingebornen sagen nur, daß sie der Teufel erbaut habe, weil die Leute jetzt derlei nicht mehr machen können. Sonst findet sich nirgends Mauerwerk, die Gebäude dieses barbarischen Volkes sind alle Holzhütten. De Barros meint, es sei diese die Stadt Agysymba, deren Ptolemäus erwähnt, eine Anlage eines alten Beherrschers dieser Gegenden, die er nicht habe benutzen können, und ähnlich den Ruinen von Axum. Dos Sanchos sagt: dieses seien die einzigen festen Gebäude in ganz Kafraria, man habe aber den Portugiesen nicht erlaubt auf die Höhen von Furi zu steigen, weil man von da aus ganz Monomotapa übersehe, und die Goldmine leicht entdecken könne. Der Gewohnheit der Mauren an der ganzen Ostküste gemäß, hat man auch diese Gebäude mit der Königin von Saba in Verbindung zu bringen gesucht; das Land Fura erinnerte an Ophir, und jenes Gebäude wurde ein Schloß der Königin Saba, von wo sie den Zambeze herab ihre Goldschätze auf ihrer Flotte nach Arabien gebracht haben soll. Da, sind nun einmal diese Bauten und geben zu Vermuthungen reichen Stoff. Sind sie die letzten Strahlen jener im Alterthum so hochberühmten äthiopischen Bildung? Sind vielleicht nordwärts gegen Abyssinien und Axum

hin noch andere Zwischenglieder und Spuren dieses alten historischen Nachklanges?

2) Monomotapa mit Mantuca und Manica.

Wir treten nun an die Wasserfälle von Schikoronga und fahren so gut als möglich ist auf die Mittelterrasse herab, nachdem wir 18 Meilen lang uns von dem Getöse des Stromes und unzähligen Klippen umringt sahen, treten wir in eine große Ebene heraus. Wir sind in dem berühmten und goldreichen Monomotapa. Der Zambeze ist hier wieder schiffbar und fließt durch eine milde, gesunde und fruchtbare Landschaft bis zum Lupatagebirge. Auf diesem Laufe kommt er an der Stadt Tete vorbei, welche ein kleines Fort ist, das den Portugiesen gehört und in sehr fruchtbaren Gefilden liegt. Die Lupataberge streichen von Norden nach Süden und durchsetzen den Strom aufs neue, der sich nun wieder durch fürchterliche Engpässe nach Sena hinabdrängt. Nördlich vom Zambeze liegen die potugiesischen Missionen Marangoe und Zimbove, einst die Residenz der Könige. Diese Terrasse bildet ein weites ebenes Hochland mit gemäßigtem angenehmen Klima. Ein ewiger Frühling herrscht auf Hochebenen zwischen den Wendekreisen, wenn sie 500 bis 1000 Toisen nicht übersteigen. Diese Gegenden sind trocken und eben, darum auch gesund. An den Flüssen ist das Land sehr fruchtbar, der Boden ist allenthalben goldreich und soll sich, wo er es ist, durch ein eigenes Gebüsch kundgeben; was ich aber nicht glaube. Kaffern mit kunstreicher Hand bewohnen diese Terrasse.

Monomotapa scheint nur ein politischer Begriff großer Ländereien nicht aber eines Staates in europäischen Sinne zu sein, und dürfte nur Herrschaft bedeuten. Ehemals soll der Quiteve oder König dieser Gegenden ein viel größeres nunmehr zerfallenes Gebiet zu beherrschen gehabt haben, und ihm mehre Fürsten tributpflichtig gewesen sein. Heut zutage ist die Macht des Quiteve von Monomotapa gar sehr beschränkt. Das Küstenland hat er schon früher an die Portugiesen gegen einen Tribut abgetreten und scheint daher gegenwärtig nur noch im Besitz der Mittelterrasse Moçaranguá zu sein. Hier ist auch seine Residenz aus Bambusrohr gebaut und mit Elephantenzähnen verpallisadirt, in der Landschaft Manu, woher der beste Goldsand kommt. Ganz Monomotapa dehnt sich 150 geographische Meilen in die Länge und eben so viel in die Breite aus. Die Faktoreien der Portugiesen liegen in diesem Bezirke, außer den erwähnten Tete, nämlich Luanze, Manzouo und Massapa, wo ein großer Markt ist und portugiesische

Handelsartikel gegen Gold, Elfenbein und Sklaven umgetauscht werden. Alle diese Orter haben auch christliche Kirchen. Salzquellen, gesalzene Flüsse und Seen sind hier häufig, aber kein Steinsalz ist bis jetzt entdeckt.

Südwärts an das hohe Monomotapa stößt Mantuca und Manica mit Goldminen, die hier nirgend fehlen. Auch diese Landschaft ist sehr lieblich und schön, die Berge sind hoch, so daß der Südwind im Winter Schnee bringt und große Kälte, wovon jedoch die Ebene nichts weiß. Im Frühlinge ist die Luft so rein, daß Portugiesen behaupten, den Neumond am Himmel gesehen zu haben. Eben so kann man hier den schönsten Sommer der Erde erleben. Hieher machten die goldgierigen Portugiesen den Kriegszug, fanden aber tüchtigen Widerstand und kein Gold. Dieses liegt, wie schon oben gesagt, in der Erde und muß durch Wäschereien gewonnen werden. Die Portugiesen konnten daher nicht so schnell ihre Säcke mit Gold füllen, wie sie gehoft hatten, und mußten froh sein mit Schikanga, dem Fürsten des Landes, der sie friedlich empfangen hatte, einen Vertrag zu schließen und an die Küste zurückzukehren. Das Gold wird von den Bokongos zur Regenzeit gegraben, wo Wasser genug ist, um es zu schlemmen.

3) Sena und Sofala.

Jedem der Strom in die Ebene hinaustritt, breitet er sich majestätisch aus und schreitet nun ruhig seiner Vermälung mit dem Meere entgegen. Von seiner in dieser Küstenebene nilähnlichen Natur haben wir schon gesprochen. Der Strom wird nun nicht mehr Zambeze, sondern Sena genannt, welchen Namen auch die hier befindliche Hauptniederlassung der Portugiesen führet. Vom Austritt aus dem Gebirge bis zum Meere beträgt sein Lauf 56 geographische Meilen.

Dieses Küstenland ist es nun, welches von den Portugiesen vorzüglich in Anspruch genommen wird; und von dem der König von Portugal den stolzen Titel: Dominus orientalis Africae (Herr des östlichen Afrika) führt; daß er dafür Tribut zahlt, thut nichts zur Sache. Vor der Umschiffung Afrikas hatten die Europäer von diesem Theile Afrikas, außer einigen Spuren bei Ptolemäus, keine Kunde; erst durch die Portugiesen, die sich hier im sechzehnten Jahrhundert nach der Umschiffung ansiedelten, gelangten wenige Notizen davon nach Europa. Aber auch die Portugiesen hielten alle Nachrichten geheim und nur Salt, der sich 1809 in Mosambik längere Zeit aufhielt, brachte Nachrichten davon nach Europa, deren Resultate wir hier geben. Die neuesten Nachrichten Bowdichs aus dritter Hand, fordern zur Behutsamkeit auf.

Die Portugiesen waren nicht die ersten auswärtigen Besitzergreifer dieser Küste. Mit südlicher Glut hatte sich der althistorische Menschenstamm der Araber zur Zeit erhoben; da die europäischen Völker den weltgeschichtlichen Akt der alten Geschichte eben ausgespielt hatten und durch Ruhe sich zum neuen Auftreten rüsteten. Das Erscheinen der Araber war auf der Weltschaubühne ein Intermezzo, mit aller Kraft des südlichen Charakters ausgeführt. Wie ein Vulkan waren sie aus dem Schoße Arastans hervorgebrochen und hatten durch drei Welttheile ihre brennenden Laven geworfen. Beim Wiederauftreten fanden sie die Europäer, auch an der Ostküste Afrikas, bis tief ins Kafferland hinein. Hier lebten sie als Herren der Küste und Völker in Städten und Zwingburgen. Der Reichthum lockte nun die Portugiesen an, diese Vortheile den Erbfeinden der Christenheit zu entreißen, und Ausbreitung des Christenthums war nicht der geringste Vorwand, der zu Unternehmungen der Art ermunterte. Im Jahre 1505 und 1506 ward durch Verrath an den Arabern die Festung Sofala errichtet, in eben der Zeit ward Quiloa erobert und daselbst das Fort erbaut; 1508 endlich Mosambik, welche Festung seitdem der Centralpunkt ihrer Macht geblieben ist. Seit jener Zeit nun suchte man die Mohammedaner aus ihrer Macht zu verdrängen. Die arabischen Geographen beschrieben schon diese Gegenden als goldreich, voll Städte an den Flüssen, ohne Schnee, ohne Regen, ohne Schiffe und häufig von den Arabern besucht, auch von Indiern um deren Kinder zu kaufen und auszuführen. Gold und Sklavenhandel bestand also lang vor den Europäern, auch die Muscheln Kauri oder Otterköpfchen galten im Lande als Münzen. Der König Zingi gebot über 3000 Streiter, die auf Ochsen ritten, wie heute noch die Kaffern, die von den Arabern diesen Namen haben. An sie grenzt Dum-a-Dum, das Land wilder Raubhorden landeinwärts, welche schon damals wie heute noch, Überfälle wagten und die Rolle der Tataren in Afrika spielten. Sie fangen und plündern Alles, was ihnen in den Weg kommt. Durch die Portugiesen wurden die Araber am Zambezestrom ganz verdrängt und somit war diesem Volke, das eben so schnell aus der Zeit auftauchte, als in dieselbe versank, der Weg zu den Goldreichthümern Afrikas abgeschnitten. Im Jahre 1569 wurden die Überreste der Araber, jedoch ohne Vortheil für die Afrikaner ermordet. Die Portugiesen traten nun an die Stelle der Araber, und hatten Lust, die Rolle der Spanier in Amerika zu spielen. Allein hier trafen sie keine Kinder eines reichen und nassen amerikanischen Bo-

dens, sondern starke und muthige Söhne eines trocknen gewaltigen Vaterlandes; die ihre Heimat mit eben so viel Muth als Glück vertheidigten, die Pflanzungen zerstörten und sich vor dem Untergange retteten. Nur ein Überfall war ins Innere des Landes ausgeführt, aber mit wenig Glück. Es war der 1570 unter König Sebastian unternommene Kriegszug nach Schikowa, dessen wir schon oben gedachten. Sie verbrannten den Hauptsitz Zimbaoe, erreichten aber die Goldminen nicht, verloren viel Mannschaft und mußten froh sein, durch einen Vergleich sich zurückziehen zu können. Sie erhielten gegen einen Tribut von 200 Stück Vieh freien Eintritt in das Reich. Eine zweite 1600 unternommene Expedition war eben so unglücklich, sie drangen bis gegen die Silberminen von Schikowa vor, aber das wackere Volk der Moegas zwang sie zum Rückzug und erschlug die 200 Portugiesen, welche in Tete zurückgeblieben waren, um das Fort besetzt zu halten. Seitdem mußten sie sich auf Verträge und Handelsübereinkünfte beschränken. Sie blieben an den Küsten und längs dem Ufer des Zambeze, stifteten Uneinigkeit unter den Stämmen, um den Sklavenhandel zu beleben. Selbst die Versuche das Christenthum einzuführen, mißlangen wie ihre Eroberungen.

Die Hauptniederlage ihrer Niederlassungen am Zambezefluß ist der Hafen Quilimance. Er ist wie die ganze Bai von Sofala wegen vieler Sandbänke, wegen dem herschenden Südostwind und den Strömungen schwer zu befahren und man bedarf erfahrner Piloten. Die Küstenfahrten sind in der Straße von Mozambik eben so gefährlich, wie im Meerbusen von Bengalen. Aus dieser Ursache werden die Waaren im Hafen Quilimance aus großen Schiffen in kleine Panlagen überladen, und so in den nördlichen Cuama, genannten Arm des Zambezestroms eingeführt. Früher befuhr man den südlichen Arm, aber unter den Tropen geschehen solche Veränderungen der Flußbette sehr häufig, welche zu andern Wegen zwingen. Von dem Punkte, wo die beiden Arme der Cuama und Buabo sich vereinigen, sind 30 Seemeilen bis zur Stadt Sena, und von dieser 50 zur Meeresküste. Diese ganze Flußstrecke wird am rechten Ufer von den Eingebornen, am linken von den Portugiesen beherrscht. Sena ist eine Portugiesenstadt, hat gegenwärtig 2,000 Einw., ein starkes Fort und einen vom Gouverneur zu Mosambik abhängenden Befehlshaber, dem hinwieder alle Niederlassungen von Cap Corientes bis zum Ausflusse des Zambeze untergeordnet sind. Von Sena aus ist noch eine Tagreise land-

einwärts portugiesisch Gebiet, dann aber geht es noch 19 Tagreisen weit bis Manica in Südwesten, wo jährlich ein großer Markt oder Messe gehalten wird. Der Weg geht durch verschiedene Herrschaften, die alle unter dem Namen: Geschenke, Tribut erwarten. Der Tribut an das Oberhaupt in Monomotapa wird allezeit durch eine eigene Gesandtschaft nach Zimbaoe, 40 Tagreisen von Sena, und 15 Tagereisen in Südwesten von Sofala gebracht; und unter vielen Ceremonien zu den Füßen seiner schwarzen Majestät niedergelegt.

Dreißig Meilen von Sena landeinwärts ist das schon erwähnte Fort Tete, und 28 Tagreisen entfernt über Schikowa hinaus liegt Zumbo: wo die Portugiesen die Gunst erlangt haben eine kleine Faktorei anzulegen. Von hier schicken die Kaufleute ihre Kommis nach allen Seiten aus, um Gold und Elfenbein einzutauschen. Jenseit Zumbo ist alles für uns unbekannt und die Versuche der Portugiesen sich mit ihren Kolonien in Angola auf der Westküste in Verbindung zu setzen, sind alle mißlungen obwol es nicht uns wahrscheinlich ist, daß unter den Völkern eine Verbindung besteht, da wirklich auf der Westseite eingetauschte portugiesische Waaren auf die Ostseite durch Eingeborne gebracht wurden. Mehre Reisende haben erklärt, landeinwärts große Wässer und Boote gesehen zu haben, wie sie auf der Angolaseite gebräuchlich seien. Der Handel hat sich nur wenig Gewinn von solcher Expedition zu versprechen und Portugal ist nicht in der Lage, um jetzt neue Versuche zu wagen.

Die südliche Ansiedlung der Portugiesen ist ein kleines Fort am Cap Corientes: dann ein zweites Fort Insambane, welches zu Sofala gehört, als ein Comptoir zur Einsammlung der Elephantenzähne, welche die benachbarten Küstenwälder in Menge liefern. Sofala, ein elendes Dorf in einem an Reis, Orangen und allen Gaben der Natur fruchtbaren Lande. Die flache Küste ist von hier bis ans Meer mit der *Avicennia tomentosa*, dem Rakbaum bewachsen. Von Sofala nordwärts folgen nun bis Mosambik kleine Niederlassungen, an der Mündung des Luabo, einem Arm des Zambeze auf der Insel Fuogo, zu Angora, auf den Querinboinseln; überall schwache Reste ehemaliger portugiesischer Macht. Die Goldmenge hat sicher abgenommen, und diese Kolonien haben nur als Schifferstationen für die Ostindienfahrer noch einige Wichtigkeit. Obgleich die portugiesische Herrschaft im Osten und Westen Afrika's den neuesten Nachrichten gemäß, fester begründet sein soll, als man gewöhnlich glaubt; so ist doch der Glanz

des portugiesischen Namens sehr gesunken; und nur ein Schatten voriger Größe. Die Abschaffung des Sklavenhandels schwächte ihn noch mehr, denn das Ganze der Niederlassungen war darauf berechnet; und daraus muß sich der lange Widerstand der portugiesischen Diplomaten gegen die Abschaffung des Negerhandels erklären. Keine Nation trieb ihn in solchem Umfange und mit solcher Industrie, mithin hat durch die vorhabende Abschaffung keine Nation mehr zu verlieren. Nur ein neuer Aufschwung Portugals könnte seine Macht an diesen Küsten vor dem Untergange retten; allein bei dem jetzigen Zustand steht derselbe kaum zu erwarten.

4) Mosombik.

Die Stadt Mosambik liegt unter 14° 49′ südl. Br. und 58° 12′ östl. L. von Ferro. Sie ist auf einer Insel erbaut, welche die Form eines Halbmondes hat, der mit der konkaven Seite nach dem Meere gerichtet ist. Der Hafen ist vortrefflich, die Stadt liegt in der Mitte der Insel, so daß ihr in Südwesten St. Cuel, in Nordwesten die Halbinsel Cabaceiro vorliegt, deren fruchtbare Felder die Stadt versorgen. Das achteckige Fort von Mosambik hat 6 Bastionen mit 80 Kanonen, ist aber in sehr schlechtem Zustande. Die Stadt selbst zeigt ein Gemisch von indisch-arabisch-europäischer Bauart. Das bedeutendste Gebäude ist das Gouvernementshaus. Die Häuser bestehen aus weißen und gelben Korallen. Die Europäer mit Einschluß der Kreolen machen 500 Familien aus. Man findet auch noch Nachkommen der Araber und auch der indischen Banianen; die erstern sind Seeleute, die letztern Krämer und Handwerker, zusammen 800. Freie Neger und eingeborne Soldaten mögen etwa 1,500 sein. Man muß hier aus Eingebornen Soldaten bilden, da die Europäer schnell wegsterben, in 5 Jahren $\frac{19}{20}$.

Die Regierung von Mosambik ist in den Händen eines Gouverneurs, dessen Rath aus dem Bischofe, dem Minister oder Kolonialsekretär und dem Kommandanten der Truppen besteht. Der Gehalt des Gouverneurs beträgt 7,500 Gulden, der des Bischofs 900, des Kapitäns 436, des Lieutenants 180, die Truppen sind noch schlechter besoldet. Daraus entstehen Mißbräuche und die Beamten sind zur Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit gezwungen. Allein es strömt auch nur der Auswurf hierher, denn außer dem Gouverneur und seinem Rathe, sind alle hieher gesandte Soldaten und Beamte solche, denen die Kolonie als Exil angewiesen ist, welche man als die ungesun-

beste betrachtet. Darum sind auch die Pflanzer im üblem Rufe und die Plantagen in schlechtem Zustande. Statt Kolonialprodukte für den Großhandel findet man nur Maniokpflanzungen für den Sklavenhandel. Die meisten Europäer leben auch hier so zügellos, daß sie bald dienstunfähig werden. Im Allgemeinen stimmen alle Nachrichten darin überein, daß es wol schwerlich noch irgendwo ein verworfeneres Völkchen geben könne, als in Mosambik. Dadurch wird sich denn weder europäische Civilisation, noch Religion den Ureinwohnern Afrika's empfehlen. Freilich wie sollte auch eine Kolonie nicht entmenscht werden, die auf Menschenhandel spekulirt ist? Denn an keinem Punkt wird von jeher dieses Gewerbe industriöser betrieben, als von hier aus. Nach allen Weltgegenden wurde die Waare versendet, und Gold und Elfenbein nur nebenbei eingehandelt. Die Pflanzungen galten blos dem Sklavenfutter, obwol alle edlen Erzeugnisse ergibigen Boden fänden. Selbst nach den neuesten Nachrichten werden noch jährlich 4,000 Sklaven ausgeführt, die hier einem Elephantenzahn von 60 bis 80 Pfund gleichgeschätzt werden. Da jedoch dieser Handel im Verfall ist, so verfällt auch der Glanz der portugiesischen Kolonien, die auf diesen Handel ihr Gedeihen gründeten, und allen Nachrichten zufolge ist es blos Unkenntniß ihrer Schwäche bei den Eingebornen und den wieder erwachenden Arabern; welche sie vor gänzlichem Auslöschen schützt, wozu es nur eines leisen Stoßes bedarf. Demungeachtet läßt sich nicht läugnen, daß diese Kolonie eine köstliche Besitzung werden könnte, wenn der Mutterstaat sich in dem Stande befände, sie aus Handelsniederlassungen in ackerbauende zu verwandeln, wie dieses die folgende Betrachtung zeigen wird. Sollte sich dieses nicht ereignen, wozu es wirklich keinen Anschein hat, so wird vermuthlich England, das den Werth dieser Kolonie nicht verkennt, wahrscheinlich nach dem reichen Erbe greifen, um so den Gürtel seiner kolossalen Industrie um die alte Welt desto fester zu schließen, je zweifelhafter sein Einfluß auf der neuen wird.

Von den einheimischen Bewohnern von Mosambik sind uns zwei Völker in der neuesten Zeit bekannt geworden, die Monschu und Makua. Die Monschu werden von den Sklavenhändlern aus dem Innern des Erdtheils, ungefähr 100 Meilen von Nordwesten hergebracht, nach Salt wahrscheinlich aus den Gebirgen von Tegla und von den Quellen des Abavi; dem Stammland der Nubavölker, mit denen sie die meiste Verwandtschaft zeigen. Sie gehören zu den Negern,

die nach dem kaukasischen Begriffe die häßlichsten sind. Sie haben hohe Backenknochen, stark aufgeworfene Lippen, ganz klein krauswolliges Haar und eine tiefschwarze Haut. Speere und Pfeile mit Eisenspitzen sind alle vergiftet. Sie tragen immer Feuerzeug bei sich, das aus zwei Stücken schwarzen Holzes besteht, welches sie schnell in Brand zu reiben verstehen, wie solches in Senaar der Fall ist. Vor Pferden fürchten sie sich beim ersten Anblick, wie vor reißenden Thieren. Sie sind von wilder Gemüthsart, als Sklaven aber treu; und gut behandelt, wahrer Anhänglichkeit fähig. — Sie sind also wirklich sehr menschliche Menschen.

Die Makua sind hingegen die Eingebornen der Küste Mosambik, und gehören zu dem nach unserm Begriffe schönern Menschenstamm, der sich an der Küste bis zum Fuße der abyssinischen Alpen hinzieht. Die Makuas bilden das Mittelglied zwischen den Kaffern und den nördlichen Völkern. Wie jene sind sie ein großgewachsenes, starkes, schöngebautes Volk, immer zu Einfällen auf das portugiesische Gebiet bereit, die sie als Sklavenhändler erblich hassen, und öfter schon selbst auf der Halbinsel Cabaceiro überfallen haben. Sie haben vergiftete Waffen und schon viele Feuergewehre. Auch sie haben sehr aufgeworfene Lippen, die Weiber gebogenes Rückgrat und weit hervorragende Hinterbacken, den Hottentotten ähnlich. Frei sind sie wild, als Sklaven ergeben, und gelehrig, als Soldaten treu und tapfer. Ihre Nase zieren sie mit Ringen, ihre Zähne feilen sie spitz, wie Sägezähne, ohne dadurch dem Schmelz zu schaden! Ihr Gesicht entstellen sie durch große Narben über Stirn, Nase und Kinn, und quer von Ohr zu Ohr. Ihre Sprache reicht mit wenigen Abänderungen bis zu den Somaulis. Die Makuas bilden noch drei kleine Negerstaaten, in der Nähe von Mosambik, Quintangona, St. Cul und Serekma, welche ihre Scheiks haben und von den Portugiesen abhängig sind. Sie können 9 bis 10,000 Mann ins Feld stellen und schützen damit die Portugiesen gegen die unabhängigen Makuas. Wie unsicher solcher Schutz ist, läßt sich leicht erwägen; und doch ist er der einzige auf den die Portugiesen zu zählen haben.

Da das Land terrassirt ist von der Küste auf, so ergibt sich nach der Höhe der Terrasse auch Verschiedenheit des Klima und der Natur. Die Küstenterrasse, reich bewässert, mit periodischer Überschwemmung ohne Regen, bietet ganz die Physiognomie und Natur der niedern und feuchten Tropenländer dar. Die

Fruchtbarkeit ist außerordentlich, die Vegetation riesenhaft, und alles übertreffend, was wir von der Art in unsern Zonen uns vorstellen können. Reiche Waldungen der Rakbäume (*Avicennia*) bedecken die Küste. Allein unter den Tropen sind die Wälder und Fluren der Einförmigkeit fremd, welche in der gemäßigten Zone uns nur da nicht langweilt, wo die Biegungen und Unebenheiten des Bodens Mannigfaltigkeit gewähren. Hier ist alles anders, die Waldungen bieten eine große Mannigfaltigkeit der Art und Form, der Farbe und Gestalt dar. Das lebhafte Grün wechselt mit dem lederartigem Ansehen, und den in tausend Nuancen blühenden Riesenbäumen und prachtvollen Schlingpflanzen. So sieht man auch hier die riesendicke Adansonia, mit ihrem oft 30′ im Durchmesser haltenden Stamme und lederartigen Blättern. Über sie schwebt hoch in die Luft die zierliche Wachspalme und mehre noch unbeschriebene Arten, während die nährende Banane mit ihrer herrlichen Form und Farbe das Auge erquickt. Festonartig durchschlingen prachtvolle Schlingpflanzen die Gipfel der Bäume und bilden ein Pflanzenmeer von der größten Mannigfaltigkeit. Des Kletterns, kundig benuzt als eine natürliche Strickleiter diese Schlinggewebe das Geschlecht der gefleckten Katzen und der muntern Affen; während darüber das leichte beschwingte Geschlecht der Vögel, diese seine Nester beraubenden Thiere umkreist. Der schöne Flamingo, ein ganzes Geschlecht schimmernder Strandläufer, hohlschnäblichter Papageien und prächtiger Kolibris ist hier einheimisch, wo die Herden der plumpen Elephanten und Nashörner und der gefleckten Zebras die dichten Wälder durchkrachen. Nur der Mensch trägt hier die Schuld seiner Trägheit. Als von dem Schoßkinde der Natur, fordert diese von ihm Fleiß und Thätigkeit und Pflege, wenn sie ihn an ihrer Brust zur Gesundheit nähren soll. Die Flüsse wimmeln von Flußpferden, welche die Schiffahrt gefährlich machen, und Krokodile erreichen eine Größe von 20 Fuß mit minderer Wildheit. Die Gattung, zu welcher diese Eidechsen, gehören ist noch nicht ermittelt. Die Küsten sind reich an Schaal-, Weich- und Schuppenungeziefer, welches reichliche Fischerei gewährt; und Schildkröten werden hier wie in dem Busen der Havannah auf Cuba durch den Saugfisch gefangen (*Echeneis naucrata*). Dieser Fisch, von dem wir gern wüßten, ob es die amerikanische Art wäre, wird am Schweife festgebunden, er sucht die Schaalthiere, besonders Schildkröten auf, saugt sich an der Kruste fest, und da er nicht los läßt, wird mit ihm das Thier ans Land gezogen. Man findet Gegenden mit sehr

gutem Trinkwasser und überhaupt gewährt die ganze Küste großen organischen Reichthum. Die Indigopflanze, der Cacao, das Zuckerrohr, die Pisangfeige gedeihen hier nebst Reis und köstlichen Ananas und andern Früchten. Auch der Brotfruchtbaum würde fortkommen. Nur Hände fehlen, welche die Erde um ihre Gaben ansprächen.

Frischer und anderer Natur ist das Klima auf der Mittelterrasse. Hier sind nun die Ufer der Flüsse mit Wald besetzt und die leichte und schöne Mimose mit ihrem ewig frischen Grün gewährt dem Auge angenehme Ruhepunkte in diesem Weidelande. Diese Höhe ist gemäßigt, trocken, gesund. Der wilde Esel, die Quaggas, die schlanken Giraffen, welche häufig den Giraffenbaum finden, wohnen hier mit dem Strauße und den süßblickenden Antilopen und Gazellen. Rind, Schafvieh mit Fettschwänzen, Schweine, Ziegen und Hausgeflügel, das Perl- und Rebhuhn sind hier nicht mehr selten. Gern zieht sich daher die Löwenkatze herauf, ihres reichlichen Futters gewiß. Hier würden nebst wolligen Herden und milchreichen Kühen, Kaffee und Baumwolle den Pflanzer lohnen; und die Cerealien würden sich in schweren garbenreichen Feldern unter die Gärten mengen, welche die Pfirsische mit der Adamsfeige, die Kirsche mit der Brotfrucht reifen ließe. Diese Terrasse erquicken reichliche Regenschauer.

Die Felder von Schikowa liefern Gold, würden aber dabei reiche Weizen- und Roggenfelder abgeben, und der Manioc nebst der Moorhirse fänden reichliche Nahrung. Hier ist das Klima sehr gemäßigt, zur Zeit der Südwestwinde kalt, die giftigen Dünste der Küste erreichen diese Ebene nicht. Sie würden aber durch eine zahlreiche, thätige und mäßige Bevölkerung auch an der Küste verschwinden, so wie das Heer der Insektenwolken abnähme, sobald die Bearbeitung der Erde ihre Brut zerstörte. Um der Schädlichkeit der Miasmen auszuweichen, käme auch auf die Anlage der Pflanzstädte viel an.

Das Gold. Dieses Metall war es eigentlich, was die Europäer die Tödtlichkeit dieser Küsten verachten ließ und sie bewog, seit zwei Jahrhunderten immer neue Opfer herzusenden. Im Jahre 1500 fanden die Portugiesenadmirale Pedro Alvarez und Abrilus Fidalgo in Sofala, damals Zaphal, zwei Mohrenschiffe mit Gold beladen nach Melinda fahren. Dieses war der Anfang der Entdeckung jener Quelle, die den Mohren den Goldreichthum lieferte, in welchen sie zu Mosambik und Mombaza prangten. Ein Schiffbruch, den die Portugiesen hier erlitten, gab genauere Kenntniß und bald verbrei-

tete sich die Nachricht, daß der größte Goldreichthum der Erde gefunden sei. Daher auch de Barros, wenn er von dieser Küste spricht, er sie nur immer das Goldland nennt. Selbst neueste Zeugen bestätigen; daß Goldsand nach allen Richtungen zu finden sei, wenn man nur darnach suchen wolle. Das meiste Gold wird als Sand auf der zweiten Küstenterrasse, wohin es die Flüsse aus dem Hochlande führen, durch Abschlemmen gewonnen. Die Zeit des Sammelns ist die Regenzeit, weil sich da Wasser genug zu dieser Operation vorfindet, auch vielleicht neue goldhaltige Sandschichten herabgeschwemmt werden. Nach den portugiesischen Berichten findet sich das Gold in Körnern, auch in gediegenen Massen, die, wenn sie von einer rothen Erde (Goldoxyd?) gereinigt werden, wie Wachsscheiben gelöchert sind. In Manica wird auch Gold aus Gestein geklopft, dieses soll aber von grobem Gewebe sein, und wird für das schlechteste gehalten. Das feine Gold aber, welches man aus dem Sand der Bäche und der Tiefe von 3 bis 4′ in den Seifenwerken gewinnt, wird für köstlich gehalten und Dahaba genannt. Südlicher als Manica ist bis jetzt kein Gold gefunden worden, sondern Eisen, das auch, wie schon erwähnt, von den kunstreichen Kaffern verarbeitet wird, die auch mit plumpen Werkzeugen feine Goldarbeit liefern. In allen diesen Hinsichten bleiben diese Gegenden für die Naturwissenschaften vom höchsten Interesse.

IV. Vom Cap Delgado bis an das Hochland von Habesch oder Abyssinien.

Wenn wir uns schon im Vorhergehenden über Mangel an Nachweisungen zu beklagen hatten, so findet sich hier der Geograph bei den folgenden Küstenstrichen um so mehr in Verlegenheit, als er wirklich gestehen muß, daß ihm nun der Faden gänzlich ausgeht, und alle Nachweisungen durchaus mangeln. Die Küste — denn vom innern Lande kann ohnehin hier gar nicht die Rede sein — die Küste also vom Cap Delgado bis Cap Gardafui (merkt auf) ist so gut, als ganz unbekannt. Einige Punkte sind alles was nachgewiesen wird, das Übrige Vermuthungen.

Was die Natur und Produkte dieser Küstenstriche anlangt, so paßt das eben Gemeldete im Ganzen auch hieher. Das Land terrassirt sich immerfort und die hohe Cordillere oder der Lupata, Weltrücken, zieht sich bis an das Hochland Abyssiniens hin. Die Küstenterrasse soll jedoch immer schmäler werden, und ein steiles

Bergland immer weiter an dieselbe hervortreten, bis es zwischen dem 9 und 12° nördl. Br. als hohe Promontorien ins Meer heraustritt. Das Klima ist dasselbe; ungesund an der Küste, heiß und schwül, wie es die Lage unter dem Äquator mit sich bringt, gemäßigter auf der Terrasse und temperirt auf dem Hochlande, welches wir jetzt noch gar nicht kennen. Dieselben Produkte, dieselben Thiere und Pflanzen, dieselbe Kraft der Natur. Unsere Unkenntniß läßt nichts weiter vermuthen. Nur Verbrecher sind dazu verdammt, in diesem Botanybai der Portugiesen die kleinen Faktoreien zu unterhalten, die sich noch als schwache Spuren hier befinden.

Übrigens ist es etwa nicht eine Kleinigkeit, von der wir reden, denn der Küstenstrich beträgt in seiner Ausdehnung von Süden nach Norden nicht weniger als 440 geographische Meilen, 20 auf einen Grad; oder vom Cap Delgado bis zum Cap Gardafui 12° nördl. Br. ungefähr von Lissabon bis Stockholm. Wir werden versuchen, einigen Begriff von dieser Strecke zu geben, indem wir sie abtheilen in die Küste Zanguebar, die der Savauli und die Somaulis.

1) Die Küste Zanguebar.

Die Küste Zanguebar bildet einen großen Golf vom Cap Delgado bis Melinde am Quilimance. Dieses letztere ist ein beträchtlicher Strom, der tief aus dem Innern kommt, nach dem Bericht der Araber, aus Abyssinien. Der ganze Golf hat sehr schwer zu befahrende Küsten, wegen vieler Klippen, Sandbänke und Inseln. Das Land ist fruchtbar und treffliches Tekholz, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo wachsen wild. Der Baobab oder Affenbrotbaum, die Kaffeestaude, das ganze Wild Afrikas ist hier gleichfalls zu Hause. Das Volk des Küstenlandes ist arabischer Abkunft, welche überhaupt in neuerer Zeit sich hier an diesen entfernten Küsten wieder wichtig machen, und den Portugiesen gänzliche Vertreibung drohen. Besonders haben die Vornehmen ihre arabische Abkunft rein bewahrt, die niedern Klassen jedoch haben sich mit den Negern vermischt; aus beiden ist ein schwarzer schöner Menschenschlag entstanden. Tiefer im Lande findet man Spuren früherer Industrie in Brunnen und steinernen Gebäuden, deren Erbauung den jetzigen Nachkommen fremd ist. Diese ganze Küste gehorcht größtentheils dem mächtigen Iman von Muskat (siehe Asien Th. IV. S. 235 u. s. w.), der die Eingebornen als Herren leben läßt, aber ihnen einen Araber als Vezier beigibt, der eigentlich Herr ist und ihm die Einkünfte zusendet.

Sonst hingen alle diese Gegenden von Portugiesen ab. Die erwähnenswerthesten sind Quiloa, 8° südl. Br. Es liegt auf einer Halbinsel, in der Bucht von Quiloa, hat aber keine Spur mehr von ihrem frühern Glanze. Die schönen Gebäude haben ärmlichen Hütten und elenden Häusern Platz gemacht, darin ungefähr 3,000 Leute leben. Es befindet sich hier ein kleines Fort mit 3 Kanonen und einigen Soldaten, um die Stadt in Gehorsam gegen den Iman von Muskat zu erhalten. Der König von Quiloa ist immer ein Neger, er hat aber einen Araber aus Muskat zur Seite, der eigentlich die Macht besitzt. Die Insel, worauf die Stadt liegt, bringt Reis, Pisang u. s. w. hervor. Der Handel wird mit Gold, Elfenbein und Sklaven geführt. Von hier aus bis zum Äquator sind eine Menge Inseln und Felsenriffe und bis Mombassa kein Hafen. Diese Stadt liegt unter 4° südl. Br. in einer Bucht gleichen Namens. Sie hat kriegerische, den Christen äußerst feindliche Mohren zu Bewohnern, die einen freien Staat bilden und Seeraub treiben. Der Hafen ist vortrefflich und reichlich mit süßem Wasser versehen. Der Fluß Mombassa, der in die Bucht mündet, soll tiefer und breiter werden, je weiter man ihn hinaufschift und seine Quellen eine Monatreise tief im Innern haben. So vortheilhaft diese Umstände für eine europäische Handelsmacht werden könnten, so haben die Portugiesen sie doch weder zu benutzen noch zu behaupten gewußt, und wurden 1820 von den Arabern gänzlich aus Mombassa vertrieben. 1824 begaben sich die vornehmsten Einwohner in englischen Schutz. Innerhalb der beschriebenen Küstenstrecke und im Golf von Zanguebar liegen drei ansehnliche Küsteninseln, welche sich sowol durch ihre Lage, als auch durch den Reichthum ihrer Vegetation und ihrer Bewohner auszeichnen. Es sind dieses Monfia, Zanguebar und Pemba. Von Monfia wissen wir nichts. Zanguebar oder Zanzebar, unter $5\frac{1}{2}$° südl. Br. ist 8 geographische Meilen lang, 3 breit, mit der Stadt gleichen Namens, die an der Westseite einen vortrefflichen Hafen hat, in welchen man mit der Fluth, die 12′ hoch steigt, bequem einfahren und den größten Theil des Jahres sehr sicher liegen kann. Da die Insel nicht hoch und dabei doch trocken und den Seewinden zugänglich ist, so wird das Klima für sehr gesund gehalten. Ein vom Iman von Muskat abhängiger Scheik wohnt hier als Oberhaupt der Bewohner der Insel, welche Mahomeder sind. Die Insel treibt starken und kostbaren Handel mit der Insel Mauritius, Madagascar und den Küsten Arabiens. Ausgeführt wird Gummi, Vi-

triol, Antimonium, Elfenbein und Sklaven; eingeführt Waffen, indische Tücher und europäische Metallwaaren. Der Zoll wirft 80,000 fl. ab. Die Insel hat herrliches Wasser, treffliches Viehfutter und ist gut bebaut, hat Holz genug, und das Fleisch von Rind und Schafen nebst Geflügel ist sehr wohlfeil. Südfrüchte, Cocosnüsse und Bananen gedeihen trefflich. Sie hat 60,000 Einw. Vor einigen Jahren war die englisch-ostindische Kompagnie in Unterhandlung mit dem Iman von Muskat, um diese Insel zu kaufen; ob der Kauf zu Stande gekommen, ist mir nicht bewußt. Die Insel Pemba, 5° südl. Br., ist niedriger, aber auch fruchtbarer und holzreicher als Zanguebar und scheint für die Engländer als Schiffstation großen Werth zu haben. Sie ist zwischen dem Iman von Muskat, dem König von Mombassa und einem einheimischen Scheik getheilt. Die Einwohner, unkriegerisch und weichlich, kleiden sich in Seide und Baumwollenstoffe und besuchen auf ihren Schiffen Melinde und Madagascar.

2) Die Küste der Sovauli oder Sovaiel.

Von Melinde am Quilimance bis Magadoxo von 3° 26′ südl. Br. bis 3° nördl. Br. Melinde wird uns als die vorzüglichste Stadt auf der ganzen Insel geschildert, voll steinerner Häuser mit platten Dächern, mit vielen Moscheen. Der Hafen ist gut und Araber sind Besitzer dieser Landschaft. Die Portugiesen wurden schon seit längerer Zeit daraus vertrieben, und es ist zweifelhaft, ob dieselben noch irgend einen Einfluß ausüben. Der Iman von Muskat ist auch hier Oberherr, indessen soll der hier residirende Scheik oder König, oder wie man ihn nennen will, vom Süden her der erste Herrscher sein, der wirklich orientalische Pracht zeigt. Die Eingebornen sind schwarz, die Araber braungelb, sie kleiden sich in Woll- und Seidestoffen, die Weiber verschleiern sich und es zeigt sich hier, daß man sich den Gegenden immer mehr nähert, wo der Islam herrscht. Brava liegt unter 1° 12′ nördl. Br. Die arabische Stadt gewährt von der See aus gesehen, einen angenehmen Anblick; die Schiffrhede wird von mehren hier häufigen kleinen Inseln bedeckt, auf deren einer ein Leuchtthurm steht; Zeichen, daß man den Gleicher überschritt und innerhalb des Hauches der Civilisation sich befindet. Die beste Stadt, die hier Erwähnung verdient, ist Magadoxo. 3° nördl. Br., am Webbefluß. Eine große arabische Stadt mit sandigen durch Korallenriffe gedeckten Ufern. Sie gehört dem Iman von Muskat, hat steinerne Häuser mit flachen Dächern.

3) Land der Somauli.

Hier kennt man nur einige Vorgebirge! Cap Morro, Cap Basses, 5° nördl. Br. Cap Delgado oder besser Delaqua, zum Unterschied mit dem südlichen gleichen Namens, 10° 13′ 30″ nördl. Br. Cap d'Orfui, 10° 30′ 30″ nördl. Br., das Ende einer besonders hohen Bergreihe; endlich Cap Gardafui, 11° 50′ nödl. Br. Westlich von diesem ist das Vorgebirg Felix oder Ras el Fil, bei den Römern *Mons elephas*, ein steiles pittoreskes Vorgebirg. Jetzt läuft die Küste westlich bis Zeila, dann wendet sie sich nördlich bis Bab el Mandeb. Dieses Land bewohnt ein äußerst interessantes Volk, die Somaulis, welche unter einem Sultan leben, und großen und wichtigen Handel treiben. Ein Hafenort, Bunder Cassin bei Cap el Fil dient zur Ausfuhr des Weihrauchs, denn hier ist die *Regio turifera*, das Weihrauchland des Herodot; hier die Heimat der äthiopischen Makrobier. Bevor wir zur Schilderung dieser Völker übergehen, bemerken wir hier nur noch Ceila, 11° 18′ nördl. Br., 61° östl. L. von Ferro; es ist dieser ein wichtiger Handelsort der Somaulis und Berbera der Hauptort derselben, 10° 30′ nördl. Br. Das Reich Hurhur ist uns ganz unbekannt.

Am Quilimancefluß gehen die Sklavenhändler 250 bis 300 Meilen weit einwärts, um die unglücklichen Kinder Afrikas an die Ostküste zu schleppen. Es sollen landeinwärts Gallas oder Schakkas leben, wilde und räuberische Hirten, welche den Reisenden gefährlich sind; vermuthlich weil auch ihnen die Reisenden bis jetzt gefährlich waren. Man schildert diese armen Völker so gerne als Tiger, sobald sie keine Lämmer sind. Viele andre kriegerische Völker sollen mit ihnen das Gebirgsland durchschwärmen. Den Küstensaum bewohnen Mauren oder Mohren, in ihrer Nähe Marakatten, nördlich von ihnen Machidas. Im Binnenlande leben friedliche, handelnde Negervölker, und es ist historisch gewiß, daß auch jetzt noch regelmäßige Karavanen bis Sudan ziehen und der Verkehr im Innern des Kontinents regelmäßig, lebhaft und bedeutend ist. So sollen die Mohenemugen bis an die Nilseen (in Sudan?) stoßen, wie Battel schon vor 200 Jahren berichtet. Beiläufig gesagt sollte man, die Nachrichten von Reisenden vor 200 bis 300 Jahren oder zwischen 1450 bis 1550 aufsuchen und ihre Nachricht kritisch würdigen. Sie erfuhren mehr, als die neuern Reisenden, denn man kannte damals den europäischen Raub- und Mordsinn noch nicht und nahm die Fremdlinge unbefangen,

zutrauensvoll und gastfrei auf. Sie drangen überall vor, beobachteten überall, und ihre Nachrichten sind gewöhnlich eben so treu als lehrreich. Jetzt ist es anders, die armen Kinder der Sonne kennen uns nun und täuschen uns, da dieses die einzige Schutzwehr ihres Daseins ist. Diese Länder werden als angenehm, schön, reich an Gold und Früchten aller Art geschildert. Nach Deppro lebt nordwestlich das Volk Nimiemayen, die friedlich in Verkehr stehen mit den Apikoka's. Wir kennen weder ihre Gestalt noch ihre Organisation, indessen sind sie wahre Neger. Die Gallas sind ein starker gedrungener Menschenschlag, in dem sich jedoch das Negerprofil etwas verfeinert. Wir kommen nun zu einem, wie es scheint, seit Jahrtausenden afrikanisch gebildeten Volke, den Somaulis. Sie sind erst in neuerer Zeit bemerkt worden. Glücklich lebt, wer glücklich verborgen ist! Im Lande der Somaulis betreten wir klassischen Boden, nemlich das Land der Makrobier. Herodot schildert sie als ein gesundes, starkes und langlebendes Volk vom schönsten Gepräge; dieses gilt von dem Somaulier auch heute. Sie sind weder Neger noch Araber, krauses, sich schon in die Länge ziehendes Haar zeichnet sie aus; schöne Nasen, herrlicher Gliederbau, dunkle Haut, glänzendweiße Zähne, verständige und anständige Leute, durch die jeder, der sich die Gunst ihres Sultans erwirbt, sicher reisen kann. Eben so schildert Herodot ihre Vorfahren: „Äthiopien, das fernste der Länder, erzeugt die schönsten, größten und langlebendsten Männer.“ Die Somaulis sind reich, indem sie mächtig genug sind, um bis diesen Tag ihre Unabhängigkeit zu behaupten und durch ihren wohlberechneten Verkehr alle Schätze Mittelafrikas bei sich zu vereinigen. Die Karavanen aus dem Innern besuchen ihre Messen in Berbera, und indem sie die fremden Schiffe von ihren Häfen ferne halten, verführen sie die Erzeugnisse ihres Landes in ihren eigenen Schiffen nach Aden und Mokka; Myrrhen, Cassia, Zimmt und Weihrauch. Der Mohrenkönig war es, der zu den Füßen der heiligen Familie Gold, Weihrauch und Myrrhen niederlegte. Sie theilen sich in viele Stämme, und wohnen in Städten und Dörfern, womit ihr Land reichlich versehen ist, von denen wir aber nur einige Namen radebrechen, womit ich den Leser nicht behelligen will. Angenehm wird es ihm sein, zu vernehmen, daß schon vor dritthalbtausend Jahren diese Gegend in eben dem Zustande war, wie jetzt; und daß es scheint, als ob dieses Volk eines der glücklichsten auf Erden wäre, das in diesem Winkel eine lange Reihe von Jahrhunderten nach sei-

ner Art friedlich und glücklich lebt. Hier die Nachrichten, welche der Vater der Geschichte und wofür man ihn weniger ansieht, auch der Geographie, über diese Gegenden gibt. Es kann kein Zweifel obwalten, daß die Makrobier Herodots und die Somaulis nicht identisch seien. Die Makrobier wohnen am südlichen Meere, also jenseit Bab el Mandeb, sie wohnen am äußersten Ende der Erde, ganz gemäß den Begriffen des Alterthums und Cambyses hatte noch nicht den fünften Theil des Weges zurückgelegt, als er gezwungen war umzukehren; was wieder richtig ist, wenn man von den Grenzen Egyptens an rechnet. Cambyses hatte nemlich von dem Goldreichthum der Makrobier gehört, und es schien ihm der Mühe werth, sich dieses Metall zuzueignen. Er sandte also Ichtiophagen als Kundschafter in ihr Land, denen er Geschenke mitgab. Diese Ichtiophagen waren in Egypten fremd, und redeten die Sprache der Makrobier; sie waren also als Äthiopier von Süden her eingebracht. Sie bekamen, sagt Herodot, von Cambyses ihre Verhaltungsbefehle, nahmen an Geschenken mit nach Äthiopien (also ein großer Begriff bei den Alten!) ein Purpurgewand, einen goldnen Halsschmuck, Armbänder, Alabasterfläschchen mit Balsam und einen Krug Palmwein. Dem Berichte der Ichtiophagen (Fischesser) zufolge, waren die Makrobier eines der größten und schönsten Völker (das sind sie auch jetzt), das seine eigenen Gesetze und Sitten hatte, und den Schönsten und Stärksten zum Könige wählte. Der König erkannte die Gesandten für das, was sie waren, für Kundschafter. Er betrachtete die Geschenke und kannte ihren Gebrauch nicht, nur den Wein nahm er an, der ihm mundete, und worin er den Persern den Vorzug zugestand. Auch das Brot war ihm unbekannt, den Schmuck hielt er für Fesseln, das Gewand und den Balsam gab er zurück. „Der König von Persien,“ sagte er, „sendet euch mit Geschenken nicht deswegen an mich, weil ihm sehr viel an meiner Freundschaft gelegen ist, auch redet ihr die Wahrheit nicht; ihr kommt, um unser Gebiet auszuforschen. Eben so wenig ist euer König ein rechtschaffener Mann; wäre er dies, so würde er sich wol mit seinem Lande begnügen und ein Volk nicht unterjochen wollen, das ihn nicht beleidigt hat. Bringt ihm diesen Bogen und sagt ihm: der König von Äthiopien rathe dem König von Persien, dann erst mit überlegener Macht gegen die langlebenden Äthiopier zu Felde zu ziehen, wenn die Perser eben so leicht die Bogen spannen würden, wie wir. Übrigens aber mögen sie den Göttern danken,

daß die Äthiopier noch nicht auf den Gedanken kamen, zu ihrem Lande noch ein fremdes erobern zu wollen.“ Dieses paßt aber auch heute noch auf dieses Volk, das fremdes Eindringen abwehrt und friedlichen Verkehr jeder Eroberung vorzieht. Ihre Speise, berichtet Herodot weiter, sei Fleisch, und Milch ihr Getränk. So scheint es auch heute noch zu sein. Der König der Makrobier fragte: wie alt die Perser würden? Man sagte 80 Jahre. Er meinte; er wundere sich nicht, wenn sie von solchem Unrath lebten, daß sie nicht älter würden; und sie würden, wenn sie den Wein nicht hätten, der sie wieder erquicke, nicht so lange leben.“ Auf die Frage der Gesandten, wie lange die Makrobier lebten, hieß es: 120 Jahre und darüber. Als Merkwürdigkeiten zeigte man den Gesandten den Tisch der Sonne, so hieß eine Wiese, auf der viel gekochtes Fleisch lag, welches die Magistrate des Nachts hinlegten und wovon des Tages jeder aß, wer und wie viel er mochte. Es hieß: die Erde bringe es hervor. Die Gefangenen lagen in goldenen Fesseln, da man sonst kein Erz kannte. Die Todten wurden zuerst mumisirt, wie in Egypten, dann mit Gips überzogen, hierauf das Bild des Verstorbenen so treu als möglich gemalt, darauf stellte man ihn in ein Gehäuse von Glas, das bei ihnen in großer Menge gegraben wird (wahrscheinlich Glimmer, oder noch besser Gipsspath oder Frauenweis). Also schon damals war hier Kultur, Verkehr, Gesetze und Ordnung. Lage, Menschenstamm und Gesinnung weisen auf die Somaulis hin, die, wie es scheint, der gebildeten Welt nahe genug lagen, um ihre Luft zu athmen, und fern genug, um von ihren Konvulsionen verschont zu bleiben. Sie bieten ein reiches Feld dar für den Forscher. Zu allem diesem kommt aber auch noch Cosmas, der 535 Jahre nach Christi Geburt lebte; er sagt: „Das Weihrauchland liegt an dem äußersten Ende von Äthiopien, 50 Tagreisen hinter Axum, unfern dem Ozean, ohne ihn zu berühren. Die Bewohner des benachbarten Landes Barbaria holen ihn nebst andern Spezereien daher, und verführen ihn zu Wasser nach dem glücklichen Arabien und Indien.“ So machen es aber die Somaulis noch heutiges Tages. Hier lebt also eines der ältesten Völker der Erde, ein Handelsvolk, seit Jahrtausenden ihrem Berufe getreu. Auch der treffliche Ritter gibt ein dem Alterthume analoges Gemälde. Durch dieses Land der Somaulis geht gegenwärtig die einzige Handelsstraße der Waaren aus dem innern südlichen Afrika zu den südlichen Arabern. Die Somaulis führen einen sehr bedeutenden Landhandel im Innern, haben große Märkte,

aber auch sehr viel Ausfuhr auf eigenen Schiffen (also gerade wie im Alterthume), viele von ihnen sind sehr wohlhabend und haben sich an der arabischen Küste niedergelassen, z. B. bei Mocha, wo sie friedlich leben. Auch an der Howakilbai zu Arena haben diese thätigen afrikanischen Handelsleute eine kleine Faktorei angelegt und treiben da bedeutenden Küstenhandel mit Sklaven, Pferden, Vieh u. s. w. Indische Schiffe, die öfter an ihren afrikanischen Küsten stranden, am Ras el Fil und bei Zaila wurden zwar, was ihre Güter betraf, nach Strandrecht behandelt, das Schiffsvolk aber gastlich unterhalten und bis zu seiner Rückkehr ernährt. Die Europäer sind auch an diesen, wie an allen afrikanischen Küsten selbst Schuld, wenn sie als natürliche Feinde angesehen werden. Von hier aus ist es wahrscheinlich, daß auch ein Verkehr mit dem Golf von Guinea im Innersten des Kontinents bestehe.

Wir kehren nun an die Westseite zurück und werden Südafrika am Westrande jenseit des Orangeriviers bis zum Capland betrachten. Dasselbe Dunkel herrscht auch hier, und wieder nur schwache Nachrichten und Vermuthungen werden der Lohn mühsamer Forschungen sein.

V. Die freien Hottentotten und Beetjuanen.

Wir kehren ans Cap der guten Hoffnung zurück, und betreten die oberste Terrasse des südlichen Afrika, also das eigentliche Hochland von 29 bis 26° südl. Br. und bis 40° östl. L. von Ferro, das ist, die Küstenstrecke mit ihrem Hochlande von der Mündung des Gariep oder Orangeflusses, bis zum Cap Negro. Ganz unerforscht ist dieses Hochland gegen Norden, welches jedoch gewiß wenigstens 5° über den Wendekreis in die nördliche Halbkugel hinaufreicht. Es ist die Hochebene Afrikas, denn weiter hinauf weiß niemand etwas von Gebirgen, und alle Flüsse nehmen eine nordwestliche Richtung, wie einer sanften Abdachung entgegen. Gegen Süden jedoch wird diese Hochebene begrenzt durch die Roggeveld, Nieuveld und Schneegebirge. Zweierlei Gebiet haben wir hier zu betrachten: das der Hottentotten und der Beetjuanen. Wir folgen hiebei hauptsächlich dem gelehrten Ukert.

1) Die Hottentottenländer jenseit der Capkolonie.

Nördlich von der Capkolonie bei den Quellen des Orangeflusses oder Gariep unter 30° südl. Br. hausen in den

höchsten und ödesten Gegenden vom Roggeveldgebirge die Buschmänner. Klein, hager, thierischroh, durch ihre Streifereien der Schrecken sowol der Hottentotten als der Kolonisten. Ihr Land ist öde, holzleer, mit großen Herden jagdbarer Thiere bevölkert. Der Winter, der Hunger, völlige Verwilderung treibt diese Unglücklichen zu Streifereien in die niedern Gegenden, wo sie, mit vergifteten Geschoßen sich wehrend, das Schicksal des Wildes nicht selten empfinden und wie dieses umkommen. Aber ihre öde Wohnung schützt die Hottentotten jenseits, welche an beiden Ufern des Gariep wohnen, vor dem Eindringen der Capkolonisten, eine civilisirte und weiße Menschenklasse, deren Erscheinen allezeit noch gefährlicher, als das der Buschmänner ist. Hier ist der Anblick der Natur freundlicher, wie man sich jenseit des Hartlebeflusses dem Gariep oder Orangefluß nähert. Man trift hier wieder reichliche Vegetation und herrliche Grasfluren. Zebras, Quaggas, Antilopen und Giraffen erscheinen, für welche die am Ufer wachsenden zarten Mimosen reichliches Futter spenden. An den Küsten halten sich Strandläufer und Wasservögel auf. Diesseits, d. i. am südlichen Ufer des Orangeriviers, leben die Kleinnamaqua, ein wenig zahlreicher Hottentottenstamm, jenseits, d. i. am nördlichen Ufer die Großnamaqua. Diese große Hottentottenfamilie besteht aus großen, wohlgebauten und kräftiger Menschen, als am Cap. Sie sind Bergbewohner, und also allezeit schöner, kräftiger, gewandter, als die Bewohner der Tiefen. Sie sind, wie alle Hottentotten, ein guter sanfter Menschenschlag, dabei tapfer, klug und in ihrer Kleidung reinlich. Die Weiber tragen Schürzen mit Schellen, Korallen und bis auf die Erde streifenden Kettchen geziert, welche oben von Kupfer, unten von Eisen sind, und von den Damara's eingetauscht werden. Ihre Häuser sind besser gebaut als die der südlichen Nachbarn, ihre Kleidung aus Fellen gemacht. Sie sind Hirtenvölker, haben Schafherden, die sich von den Fettschwänzen am Cap durch lange runde Schwänze auszeichnen, und wie die Ziegen, schwarz und weiß gefleckt sind, aber kurze steife Wolle haben. Sie haben viel Rind und ziehen besondere Streitochsen, die sie im Kriege zum Angriffe, im Frieden zur Beschützung der Herden gebrauchen. Ihr Hauptort ist Pella, auf weißem dürren Sandboden. Die Missionäre sind bereits unter sie gelangt und haben Jerusalem und Bethania angelegt. Es werden noch mehre Stämme von verschiedenen Reisenden erwähnt, unter andern die Damara's, nördlich von den Großnamaquas;

sie sollen in Metall arbeiten und die Beschneidung bei ihnen im Gebrauche sein.

Östlich von diesen werden uns als die gebildetste Hottentottennation die Korana's genannt. Sie selbst nennen sich Koraqua, d. i. Männer, die Schuhe tragen. Sie wohnen zwischen den Flüssen, die in den Orangefluß fallen, und reichen westlich bis an die Wasserfälle des Orangeflusses. Sie reichen östlich bis an die Kafferstämme, mit denen sie in gutem Vernehmen leben, und bis an die Buschmänner südlich, die sie hassen und verfolgen. Die armen Buschmänner sind die Paria's in Afrika. Wie jedes Naturvolk sind auch sie in viele Stämme getheilt. Sie gleichen an Körpergröße und Leibesbildung den übrigen Hottentotten, nur sind ihre Backenknochen hervorstehender und ihr Profil mehr gerundet. Sie sollen jedoch weiche, wollüstige Züge haben und der Wollust sehr ergeben sein, weder kriegerisch noch von bedeutender Körperkraft. Sie sollen gutmüthig, im Tauschhandel leicht zu betrügen sein, und an Leckereien und starken Getränken sehr viel Gefallen finden. Ob diese Gutmüthigkeit und Unbefangenheit das harte Urtheil Lichtensteins, welches sie uns als ausgeartete Schwächlinge darstellt, rechtfertigt, lassen wir dahingestellt sein. Man ist nicht allezeit gut aufgelegt, und besonders auf beschwerlichen Reisen nicht immer heitern Auges genug. Sie sollen nicht drei zählen können, und wie Faulthiere sich von einem Orte zum andern ziehen. Demungeachtet sollen sie Kleider aus gegerbten Büffel- und Antilopenfellen tragen, welche sie dadurch verzieren, daß sie in die Haarseite verschiedene Figuren schaben. Sie tauschen Putzsachen, wie: Hals-, Arm- und Ohrringe von den Beetjuanen ein, behandeln ihr Vieh mit Sorgfalt, richten die Ochsen nach Hottentottenart mit dem Holz durch die Nasenknorpel zum Reiten und Lasttragen ab. Sie treiben zwar keinen Ackerbau, wohnen aber doch in Kraals beisammen. Ihr Hausgeräth besteht aus Fellen und Matten, aus Schläuchen und hölzernen Trinkbechern, den Kalebassen und Bambusröhren, Messer, die sie von den Beetjuanen eintauschen, tragen sie am Halse nebst einem kleinen Tabakbeutel, Pfeife und Feuerzeug. Nach Art der Hirtenvölker sind sie Nomaden. Sie packen Stäbe und Matten nebst Hausgeräth auf die Ochsen, und schnell ist ein ganzer Kraal in Bewegung. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Hottentottisch; jeder Ort hat ein erbliches Oberhaupt, jedoch ohne großen Einfluß. Vielweiberei ist erlaubt, findet aber selten statt. Gefällt einem Jüngling ein Mädchen, so führt man

einen Ochsen vor ihre Hütte, erlaubt sie, daß er geschlachtet werde, so ist die Ehe geschlossen, im Gegentheile geht der Ochs wieder fort. Ehe eine Frau entbindet, schlachtet man einen Ochsen zu ihrem Unterhalte, und schaft alles Geräthe aus ihrer Hütte fort. Die Abnormität der hervorstehenden Hinterbacken zeigt sich auch hier bei den Hottentottinen, und es wäre doch der Untersuchung werth, wem diese Mißbildung zugerechnet werden soll, der Natur oder der Seltsamkeit der Menschen. Fast bin ich geneigt, das letztere anzunehmen, da diese Mißbildung nur den Weibern eigen ist, die Männer hingegen schlank und wohlgebaut sind. Diese Unform wird daher wol mit den platten Nasen der Neger, den spitzen Köpfen der Amerikaner, den holprigen Füßen der Karaiben und manchen andern Verunstaltungen desselben Ursprungs sein. Die Weiber bauen Hütten und flechten Matten, die Männer bauen Kraals für das Vieh, jagen und bereiten für die Familie Kleidung aus Fellen. Ihr Tanz soll träg und wollüstig sein. Alte Leute sollen verstoßen werden. Stirbt ein gemeiner Mann, so wird er auf dem Felde begraben und mit Stein bedeckt, stirbt ein Vornehmer, so begräbt man ihn im Kraal, läßt die Herde über ihn gehen, damit der Platz unkenntlich sei.

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sind Missionäre unter diese Koranas gekommen, und haben sie nicht unempfänglich gefunden. Der Missionär Anderson legte 1802 sechs Ortschaften an: Lauvaterfontein, Rietfontein, Witwater, Taaiboschfontein, Leeuvenkuil und Ongeluksfontein. Wie natürlich konnten diese Hirtenvölker nur mit Mühe dahingebracht werden, neben der Viehzucht auch Ackerbau zu treiben. Die Bastardhottentotten wohnen in großen reinlichen Hütten und kleiden sich in Tuch und Leinwand. In neuerer Zeit sind noch mehre Ortschaften hinzugekommen, und so zeigt sich auch hier eine christliche Aurora. Am merkwürdigsten unter diesen Niederlassungen sind: Klaarwater, Griquastadt genannt, 28° 50′ 56″ südl. Br. und 12° östl. L. v. F. Der Ort ist an einer Thonschieferhügelreihe erbaut, wo die Quellen das ganze Jahr Wasser geben, hat 1200 Einwohner, welche Rindvieh, Schafe und Hunde haben; sie bauen etwas Tabak, machen Meth und lieben Thee und Branntwein sehr. Sie leben von der Jagd und Milchwirthschaft. Sie pflügen mit Ochsen, haben eine Wassermühle an einem Bach angelegt. Im Garten der Missionäre gedeiht Nord- und Südobst, nur bisweilen schadet der Frost. Auch Gemüse kommen gut fort.

Es ist hier eine Lankastersche Schule mit über hundert Kindern. Wichtig für die Kultur Südafrikas wird diese Stadt der Griquahottentotten werden, weil sie der Centralpunkt der Mission zur Verbreitung des Christenthums unter diesen Heiden ist. Hier hat das Christenthum und mit ihm Civilisation zuerst Wurzel geschlagen, und der erste Gesetzkodex in 14 Artikeln ist hier verfaßt, von den Afrikanern beschworen und aus eigner Wahl angenommen worden. Alle andern Missionen des Hochlandes sind ihnen gefolgt, und so ist endlich einmal der wahre Grund zu einer Sittigung der unglücklichen Völker gelegt, um sie der großen Menschenfamilie anzuschließen, welche doch nun einmal nur durch das Evangelium verbunden werden kann. Hier ruft die Glocke 1200 Christen täglich zum Gebet, das Abendmahl wird an Hottentotten, Holländer, Engländer und Schottländer gereicht. Über 200 Eingeborne haben hier schon lesen gelernt, und erbauen sich in der Bibel, und Campbell predigte in der Kirche daselbst immer vor 300 Zuhörern. Diese ist die einzige Art Völker zu civilisiren, und solchen Anstalten steht der ganze Erdtheil offen. Bei jedem Häuschen ist ein kleiner Garten, und die Griquas sind berühmt, redlich und treu zu sein; so sehr, daß der Bauer der Capkolonie ihnen auf hundert Meilen Weges Kredit gibt, und sie freilich auch überall übervortheilt. Besonders thätig war hier Campbell, der nach allen Seiten hin neue Missionen anlegte. Eine andere Mission in Westen ist Hordcastle mit 900 Seelen. Campbell nennt östlich von Griquastadt auch eine schöne Mission, welche die Gegend urbar gemacht und gut angebaut hat. In der Nähe ist ein Berg mit Urthonschiefer, von ihm werden Tafeln und Griffel zum Rechnen und Schreiben für die Schulkinder genommen. Die nördlichste Mission ist Kramer Fontein, worin Griquas, Buschmänner, Namaquas und Damaras wohnen. So versöhnt das Christenthum alles. In Berends Kraal hatte Campbell die Freude zu sehen, wie eine eingeborne Frau die Kinder im Lesen unterrichtete. Die östliche Hottentottenmission ist Hex-Kraal, wo 800 Koranas und eben so viele Buschmänner wohnen. Die Koranas heiraten Buschmänninnen, umgekehrt selten. Südlicher an Cradok ist ein kleiner Missionsort Kornah, der unter der Aufsicht zweier Hottentotten und Buschmänner besteht. Es liegen in diesem Hottentottenland, das sich sowol zur Viehzucht als zum Ackerbau trefflich eignet, noch viele Missionsörter zerstreut, möge nun auch der Geist des Christenthums in ihnen wohnen und Glück und Humanität verbreiten!

2) Die Beetjuanen.

Nördlich von den beschriebenen Gegenden unter 27° 40′ nördl. Br. und 40° östl. L. von Ferro ziehen sich die Kambanniberge hin. Diese Berge, deren südlichster Punkt unter 28° 18′ liegt, umwohnt ein gebildetes Kaffernvolk, die Beetjuanen. Man nennt diese Berge auch Eisenberge und wirklich besteht auch der Bliekklip ganz aus Brauneisenstein mit einer Höhle an der Ostseite, die mit Eisenrahm gefüllt ist, den die Beetjuanen holen, mit Fett mischen und sich damit die Haut einreiben. Hier auf der Ostseite der Cambanniberge entspringt auch der Fluß Krumann unter 27° 30′ südl. Br. bei Clabogourani, unter ungeheuren Felsen strömt das Wasser so reichlich hervor, daß es sogleich eine Mühle treibt. Hinter diesen Felstrümmern kennt man die Stalaktitenhöhlen, welche viele Schlangen enthalten, unter andern eine sehr große Art, die von den Beetjuanen für heilig geachtet wird. Dem Krumann strömen von Osten her mehre Flüsse zu, die an der Nordseite in ihn fallen, endlich verliert er sich nach Art der meisten südafrikanischen Flüsse in dem Sand. Nördlich vom Krumann ist der Fluß Moschova, dessen Quellen unter 27° 6′ 54″ südl. Br. und 24° 39′ 27″ östl. L. von Greenvich, er strömt nordwestwärts. Weiter nördlich ist der Fluß Maloppe. An diesen Flüssen nun zwischen 27° 30′ südl. Br. und 40 bis 49° östl. L. von Ferro wohnen die zahlreichen Stämme der Beetjuanen, welche die Missionäre, unter ihnen der fromme Campbell, besucht hat. Sie wohnen in Städten und Dörfern, sind gebildet und bildsam. Ein schöner starker Menschenstamm von gewöhnlicher Größe und zartem gefälligen Gliederbau, wohlproportionirt, von brauner Farbe, weicher sanfter Haut, hohen Nasenrücken und europäisch geformten Lippen. Sie haben ein sprechendes Auge und einen sanften Zug um den Mund mit ausdrucksvollen Geberden. Ihre Sprache ist schön und ohne die Schnalzlaute der Hottentotten. Sie haben Ausdauer bei ihren Unternehmungen, sind eifrig und thätig, schlafen nie am Tage, und durchsingen und tanzen ganze Nächte. Sie haben dünnen Bart, weil sie durch Ausraufen, wie alle Naturvölker, ihn ausgerottet haben. Sie reiben sich mit Eisenocher und Fett ein, grauen Glimmer nehmen sie für die Haare, die lang und kraus sind, also nicht negerartig. Sie scheren das Haar bei beiden Geschlechtern bis auf einen runden Büschel in der Mitte des Kopfes, von wo es dann in runden krausen Zöpfchen nach allen Seiten herabhängt. Junge Leute tragen bloßen Kopf, die

Alten aber häßliche Mützen aus Schakalsfellen. Die Kleidung besteht ebenfalls aus Fellen. Sie tragen viereckige Mäntel von allerlei Fellen, sowol zahmer als wilder Thiere. Die Männer tragen eine Art Hosen aus dreieckigen Lederstücken, zwei Zipfel werden um die Hüftem zusammengezogen, der dritte geht zwischen den Füßen durch und wird hinten befestigt. Die Weiber tragen mehre Schürzen, hinten ein längeres Leder, an dem mehre Riemen bis auf die Knöchel herabhängen. Ihr Mantel ist wie der der Männer, nur mit einer Kapuze zum Kindertragen versehen. Um den Hals tragen sie ein Messer in hölzerner Scheide, und eine kleine Schildkrötenbüchse zur Aufbewahrung des Tabaks und der Glückswürfel. Die Weiber schmücken sich mit Glaskorallen und feinen Halsschnüren, die zierlich aus Binsen geflochten sind. Die Männer tragen Schnüre aus kleinen Knochen, die als Amulete dienen. Sie binden auch das Netz des geschlachteten Rindviehs dem Besitzer um den Hals, wo es als segenbringend bleibt, bis es von selbst herabfällt. Ohr- und Armringe tragen sie aus Kupfer, mehr Werth legen sie aber auf Ringe aus Elfenbein, die sie selbst mit schlechten Werkzeugen verfertigen. Sie tragen Sandalen von starkem Leder. In der Hand führen sie Hassagaien, Stöcke aus Rhinozerosleder und auch Fliegenwedel.

Sie treiben, was gewiß merkwürdig ist, Ackerbau, und die Ärmern leben von Vegetabilien. Sie bauen Kürbisse, Wassermelonen, Zuckerrohr zum Aussaugen, Bohnen, Erdnüsse, Kafferkorn u. s. w. Sie kochen das Getreide als Brei mit Milch oder backen Aschenkuchen daraus. Am liebsten, jedoch nicht immer, essen sie Fleisch. Rindvieh schlachten sie selten, und legen sich mehr auf die Jagd. Sie essen alle warmblutigen Thiere, sogar die Hyänen und Katzenarten, verabscheuen jedoch den Überfluß an Fischen, den ihnen die Flüsse bieten. Milch genießen sie häufig und zwar zu Käse geronnen. Das Fleisch verstehen sie zu braten und auch zu kochen. Wenn jemand schlachtet, so stellen sich bei ihm alle die es erfahren, als Gäste ein, und ruhen nicht bis alles verzehrt ist. Daher Morgens die erste Frage des Beetjuanen: „Wer hat geschlachtet?“ Hat sich der Mann über die Frau zu beklagen, daß sie ihm nicht genug zu essen gibt oder dergleichen; so stellt er sich vor die Hütte und erzählt allen Leuten ihr schlechtes Betragen. Dasselbe thut auch die Frau, wenn sie sich über ihren Mann zu beschweren hat. Im Hause essen die Weiber mit ihren Männern, nehmen aber an öffentlichen Festen keinen Theil.

Ihre Häuser und Viehställe sind die besten und bequemsten in ganz Südafrika. Sie sind rund wie große Heuschober, und haben 16 bis 20′ im Durchmesser. Sie bestehen aus zwei konzentrischen Kreisen, von Zaungeflechte und mit Lehm und Kuhmist verpicht. Der innere Raum gehört für die Familie, der äußere für die Sklaven. Im Innern sind große Behälter für die Vorräthe. Das Schilfdach ruht auf Sparrwerk, das Ganze ist der Luft zugänglich und daher von dem übeln Geruche frei, womit die Hottentottenkörbe verpestet sind. Viereckige oder runde Hürden schützen des Nachts das Vieh gegen Diebe und Raubthiere. Diese Hürden sind undurchdringliche Zäune aus Mimosenzweigen. Bis zum sechsten Jahre ist die Erziehung der Kinder den Müttern überlassen, dann übernimmt der Vater die Erziehung der Söhne, die er zu Jägern, Viehhirten und Ackerbauern erzieht. Die Töchter bleiben bei der Mutter. Hat ein junger Beetjuane im Dienst seines Vaters oder eines Andern sich ein Vermögen erworben, daß er für sich bestehen kann, so kauft er sich für 10 bis 12 Ochsen eine Frau. Einige davon schlachtet und schmaust man und die Ehe ist geschlossen. Die junge Frau muß nun eine Hütte bauen und eine Hürde und so viel Feld bestellen, als man braucht, denn das ist Weiberarbeit. Der Mann geht auf die Jagd, füttert und melkt das Vieh und macht Kleider. So ist es nun einmal hier Sitte. Wird er reicher und vermehrt sich die Herde, so nimmt er noch eine Frau und diese baut dann noch eine Hütte. Sie hängen sehr am Herkommen, wie alle unkultivirte Völker überall gethan haben; und selbst bei uns das gemeine Volk noch thut. Daher konnten sie die Missionäre kaum bewegen, Kartoffeln zu bauen, so gerne sie dieselben aßen. Man ißt so lange etwas da ist und hungert, wenn alles aufgezehrt ist. Ihr Rindvieh ist ein guter langgestreckter Schlag. Sie sondern sorgfältig das Schlachtvieh von dem Zugvieh. Den Hörnern geben sie auf eine künstliche Weise allerlei Formen, ein in Afrika Jahrtausende alter Gebrauch. Schon auf den Bas-Reliefs der nubischen Tempel werden unter der Beute, den Siegern Stiere mit künstlich gewundenen ausgezackten Hörnern vorgeführt. Sie haben Schafe und die gefleckten schlichthaarigen afrikanischen Ziegen, von denen sie die Milch genießen. Junge Ziegen werden als Leckerbissen betrachtet. Sie sind sehr gute Schmide, verstehen das Eisen zu härten und allerlei Geräthe recht zierlich zu bereiten. Aus Eisenthon verfertigen sie zierliche Gefäße. In Littaku stoßen die Töpfer einen grünen Stein zu Pulver und bereiten daraus Gefäße, umgeben sie dann mit Kuh-

mist, den sie anzünden, um so dem Gefäß die nöthige Härte zu geben.

Die Weiber haben bei ihren Arbeiten die Sklaven zu Gehülfen, welche das Kriegsgeschick in ihre Gewalt gebracht hat; auch ihre Kinder sind leibeigen und der Hausherr hat das Recht über sie, über Leben und Tod. Übrigens ist die Behandlung der Sklaven nicht hart, da die Eigenthümer die Arbeit theilen; wie man überhaupt in Afrika die Sklaven mehr als ein Familienglied betrachtet und von einer Sklaverei im Sinne der Zuckerplantagen keinen Begriff hat. Jeder Stamm hat ein erbliches Oberhaupt von sehr beschränktem Ansehen. Es gibt keine Gesetze, mischt sich auch in häusliche Angelegenheiten nichts ein. Es hat einen Rath der Ältesten um sich und bezieht als Abgaben die Zunge und das Bauchstück von jedem Wild, das erlegt wird. Es hat aber große Gewalt in Beziehung auf Krieg und Frieden, indem beides von ihm abhängt; und vollstreckt auch eigenhändig die Leibes- und Lebensstrafen.

Reichthum gibt Einfluß und Ansehen, und der Arme begibt sich in den Schutz des Reichen, fügt seine Ochsen zur Herde desselben und hütet die gemeinsame Herde gegen Antheil vom Gewinn. Die Stämme führen oft mit einander grausame Kriege und schneiden den erschlagenen Feinden das Nabelstück aus, welches dann beim Siegesfest gebraten und verzehrt wird, nachdem es vom Priester geweiht wurde. Wer ohne Nabelstück zurückkehrt, muß beim Siegesfest unter den Weibern als Zuschauer sitzen. Ihre Tänze, nie ohne Musik, sind rohe Geberden und Geheul, sie sind aber lebhaft und wie bei allen rohen Völkern mimisch. Weiber tanzen beim Mondschein die ganze Nacht und gehen dann Morgens flink zur Arbeit.

Sie haben Religion und nennen das höchste Wesen Murihmo, dem bei jedem Stamme ein in großem Ansehen stehender Priester bestellt ist. Sie haben die Beschneidung, die Viehweihe und Amulete zum Schutze gegen die Zauberei als religiöse Ceremonien unter sich eingeführt. Es finden sich sogar Spuren spartanischer Sitten. So werden die Knaben vor der Beschneidung eine Zeitlang heftig gepeitscht, damit sie lernen Männer sein. Vor dieser Ceremonie dürfen sie kein Fleisch, sondern nur die Eingeweide der Thiere essen. Naht die Zeit der Beschneidung, so erhalten sie ein Bauchstück, das sonst dem Könige gehört und eine tüchtige Tracht Schläge, dabei zu schreien würde für immer beschimpfen. Die Beschneidung geschieht nach dem zwölften Jahre. Auch die Weiber müssen sich gewisse

Ceremonien gefallen lassen, ehe sie heiraten dürfen. Sie sind in gewisse Klassen getheilt und theilen einander zu bestimmten Zeiten Schläge aus. Kein Weib melkt eine Kuh, und nur junge Weiber dürfen Ziegen melken und ihre Milch trinken. Der Aberglaube hat auch hier seine Rechte geltend gemacht. So lange das Kaffeekorn auf dem Felde steht, darf kein Holz gefällt, kein Elephant erlegt werden, weil es sonst nicht regnet. Man hat bei jedem Stamme Regenmacher, die aber immer aus einem andern Stamm gewählt werden, und überall, wo sie hinkommen, liebreich und mit Geschenken empfangen werden. Sie geben vor, ihre Kunst den Regen zu beschwören, von alten Männern zu lernen und auch von Gott belehrt zu werden. Aber wehe ihm, wenn seine Kunst keinen Regen schaft! Nach der Geburt eines Kindes darf der Mann zwei Monate lang seine Hütte nicht betreten, was auf guten Gründen beruht und auch bei uns gar nicht schädlich wäre. Aber auf sehr schlechten Gründen beruht, daß von Zwillingen immer ein Kind getödtet wird. Bei Krankheiten nimmt man seine Zuflucht zu Ärzten, die durch allerlei Gaukeleien die Krankheit bannen. Oft wird sie dem bösen Geiste zugeschrieben. Stirbt jemand, so wirft man die Leichname den wilden Thieren hinaus. Junge angesehene Männer begräbt man in sitzender Stellung im Viehkraal und treibt dieses darüber, um alle Spur zu verwischen. Alte Leute soll man verhungern lassen. Die hinterlassenen Witwen werden dem zugetheilt, der die kleinste Familie hat, und sie abweisen wäre Beleidigung. Kinder aber, die sie hernach gebiert, sind Kinder des Verstorbenen; eine Sitte, die uralt ist und schon in der Genesis angetroffen wird. Die Beetjuanen sollen nicht alt werden.

Ihr Land wird als schön und anmuthig geschildert, voll reizender sanfter Thäler, wo Wasser ist. Ein lieblicher Himmel überspannt es und ein glückliches Naturvolk freut sich seines Daseins. Fromme Missionäre haben sich unter dieses Volk begeben und sie wurden freudig aufgenommen, wie es überall der Fall ist, wo reiner guter Wille und redliche Menschenliebe naht. Die Mittheilung des Evangeliums hat Wunder gethan, und Tausende preisen nun mit mildern Sitten den wahren Gott. Aber auch hier tritt das Schlechte dem Guten zur Seite und entgegen. Räuberbanden sind eingedrungen und Tabak, dieses abscheulichste aller Gewächse ist mit dem abscheulichsten aller Kunsterzeugnisse, dem Brantwein eingebracht, und leider fanden

die armen Beetjuanen Geschmack an beiden. Wir wollen nun einige Missionen und Örter in diesem Lande aufführen.

Neu-Littaku, die Centralmission im Beetjuanenlande, nicht weit vom Flusse Krumann. Am Flusse selbst zu wohnen halten die Beetjuanen für ungesund. Gewiß ein nützlicher sehr beherzigenswerther Wink für diejenigen, welche in fremden Weltgegenden Niederlassungen anlegen. Die Stadt hat 4,000 Einwohner mit hübschen Häusern im afrikanischen Sinne, großen Plätzen, Gärten und Feldern. Es ist eine Kirche vorhanden, und die Missionäre haben sich hübsche Wohnungen erbaut, einen Garten angelegt, einen Kanal zur Bewässerung desselben gegraben. Die Gegend um die Stadt wird bereits von christlichen Afrikanern angebaut. Man sage aber, was man wolle, so wäre die Klugheit der amerikanischen Missionäre sehr wünschenswerth, nemlich keine Weißen zuzulassen, bis nicht wenigstens zwei Generationen christlich erzogen wären. Denn bereits benutzt man die Treuherzigkeit zum Betrug. Ein böser Same!

Alt-Littaku ist 50 engl. Meilen von diesem entfernt, auch mit 4,000 Einw. in der Nähe des Flusses Maklareen. Hier ist ein König, der die Häuptlinge der übrigen Örter als Vasallen betrachtet. Hamapery, westlich von Littaku, mit 30 Häusern, noch westlicher Hokkooro mit 600 Einw., gut gebaut. Machatchaney mit 800 sehr geschickten Einw., die Leder gerben, schneidern und schnitzen. Petanee mit 320 Häusern am Krumann. Letakka am östlichen Rande der großen Wüste, die hier anfängt, und deren Ende im Norden man nicht kennt. Nördlich von Letakka, jenseit des Krumann, wohnen noch viele Stämme, wie die Tommafa, Barrelongs, Wankeze mit der Stadt Meleeta, stark bevölkert, mit schönen Bäumen und fetten Weiden umgeben. Marozees, der gebildetste und mildeste Stamm von sehr gutem Aussehen, in einem schönen fruchtbaren Lande mit Palmenarten und Fruchtbäumen, die der Pomeranze und den Pfirsichen ähneln. Letztere sollen so fruchtbar sein, daß zur Zeit der Reife die Städte verlassen werden, um sie in den Bergen zu sammeln. Humboldt erwähnt am Orinoko einer ähnlichen Pfirsichpalmenart, die eben so fruchtbar ist. Die Hauptstadt heißt Kureechane, ist auf einem Hügel erbaut und zählt nach Campbell 16,000 Einw. Bei jedem Hause ist ein Hofraum, der sorgfältig geebnet, mit Thon ausgeschlagen und eingehegt ist. Da dreschen die Frauen das Getreide. Man hat Speicher und Thongefäße, um das Gedroschene aufzubewahren. Diese geräumigen Gefäße lie-

gen in Kellern wie unsere Weinfässer, haben unten und oben Öffnungen, um bequem gefüllt und entleert zu werden. Wahrlich, hier ist man weit vorgeschritten, und es dürfte sich bestätigen, daß hier, wie in Amerika, die Gebirgsplateaux die Sitze der Kultur seien; daß man in Hochafrika, je tiefer man ins Innere dringt, desto gebildetere Nationen antreffe. Dieses steht wol auch daher zu vermuthen, weil die Randvölker von den Völkern der uns unbekannten und in einer Sage übervölkerten Hochebene schon seit Jahrhunderten immer mehr herabgedrängt wurden. In jedem Orte ist in der Mitte ein großer Platz für die Berathuugen. Man erscheint bewaffnet, stimmt ein Lied an, hierauf folgt Stille und die Redner treten auf und werden gehört; Beifall wird durch Pfeifen bezeigt. Man versteht Kupfer zu schmelzen und viele Handwerke werden getrieben. Glaskorallen gelten als Geld. Die Stadt Mashow, dem Stamme gleiches Namens gehörig, liegt von Dörfern umgeben auf einer steilen Anhöhe mit 12,000 Einw. Die Mashows impfen den Kindern die Blattern auf die Stirne und sagen: sie hätten es von nordöstlich wohnenden weißen Männern gelernt! —

Hier verlassen uns sichere Nachrichten. Man nennt uns zwar eine Menge Stämme und Nationen, aber Gewißheit ist nirgend; so viel ist gewiß, je weiter man gegen Norden vordringt, desto mehr Civilisation zeigt sich; Städte reihen sich an Städte, Ackerbau und Kunstfleiß nehmen zu. Gebildete, d. h. im afrikanischen Sinne gebildete Völker, füllen die Hochebene, die sich hier langsam gegen Norden zu senken anfängt, wie sie sich auch gegen Westen gelinde neigt. Von hier aus kann ein friedlicher Europäer, der sich auf Behandlung der Menschen versteht, ruhig und ohne Gefahr bis an den Nil in Mittelafrika vordringen. Es wird gastliche Aufnahme nur von seinem Benehmen abhängen. Wir kehren nun an die Küste zurück, welche zwischen dem 30 und 10° ganz unbekannt ist. Hier stoßen wir aber auf Küstenländer, welche mit Blut in die Geschichte und Geographie der Menschheit eingezeichnet sind.

VI. Nieder-Guinea.

Unter diesem Namen begreifen wir die ganze Strecke vom Cap Negro bis zur Bai von Biafra von 16° südl. Br. bis 4° nördl. Br. Diese Küste, obwol seit drei Jahrhunderten von vielen hundert europäischen Schiffern befahren, ist uns doch sehr wenig bekannt, und nur die Punkte, welche dem Sklavenhandel als

schauderhafte Sitze dienen, sind ohne genaue geographische Bestimmung als Namen in unsere Karten eingetragen. Ein blutiges Blatt in der Geschichte der Menschheit!

Die Naturbeschaffenheit dieser Gegenden ist der Ostküste nicht unähnlich. Terrassenartig erhebt sich das Land von der Küste bis zum Hochland. Als Westland ergibt sich, daß es nur noch heißer und schwüler und also für den Menschen ungesunder sei. Im Allgemeinen läßt sich ungefähr folgendes von der Gestalt des Landes sagen. Der Westrand des Hochlandes ist nur in seinem äußersten Saume etwas bekannt, und diesem nach wissen wir, daß er sich vom Lande der Beetjuanen aus als hohe Bergkette von Süden nach Norden hinzieht und seine Arme dann nordwestlich, den großen Knoten des Konggebirges bildend, ausbreitet. Die Namen des kalten Gebirges, des Schneegebirges u. dergl., welche dieser Westrand oder die oberste Terrasse führt, verleiteten die Geographen, hier Gebirge zu vermuthen, welche über die Schneegrenze reichen, und die also nothwendig hier 16,000′ absolute Höhe erreichen müßten; dieses wage ich jedoch sehr zu bezweifeln, da der Ausdruck des kalten Gebirges, den ihm die Küstenbewohner beilegen, sehr beschränkt werden muß, wenn wir wissen, daß die Einwohner von Cumana bei 16° R. erfrieren wollen und über Kälte klagen. Auf dieser Hochebene und unter 8 und 9° südl. B. soll der Dembeasee liegen, der die Quellen des Coanzo enthält; eben so soll nördlicher ein See Achelunda die Quellen des Zaire bergen. Alles dieses ist jedoch schwankend, obgleich Alpenseen hier allerdings innerhalb der Greuze der Wahrscheinlichkeit liegen und der Coanzo, Zaire und mehre minder bedeutende Flüsse diesem Hochlande entquellen.

Nördlich von den Beetjuanen soll das Hochland bis zum nördlichen Abfall eine Wüste sein, ähnlich der Wüste Sahara, von mehren größern und kleinern Oasen durchtigert, gute Weideplätze, fruchtbare Flecken und quellenreiche Inseln enthaltend. Wie die Sahara sollen sie Beduinen-Räuberstämme durchziehen, mit dem Unterschiede, daß diese Araber, jene Neger der wildesten Rasse sind. Mehre Umstände scheinen aber zu verrathen, daß es vielmehr ein tapferer, kriegerischer und kraftvoller Negerstamm ist, der bei seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit so zahlreich ist, daß er seit Jahrhunderten gleichsam neue Völkerschichten auf die Mittelstraße nach Osten und Westen absetzt und die vorgefundenen theils vertilgt, theils in sich auf-

nimmt. Die Zimbos oder Dschakkas sind nebst den Gallashorden noch immer gefürchtet.

Es war 1542, als nach dem Berichte der Portugiesen die Dschakkas unter ihrem Anführer Zimbo, von dem sie auch Zimbos oder Zinghis genannt werden, in Congo einfielen, und wie die Tartaren alles überschwemmten und plünderten. Nach einem vierjährigen Kriege wurden sie endlich hier mit Hülfe der Portugiesen vertrieben. 1589 wurden sie auch auf der Ostküste nach vielen begangenen Gräueln in Mombassa geschlagen. Sie hatten früher Monomotapa, wie Congo verheert. Dieses beweist ihre große Macht, die jener der Mongolen auf der Hochebene Asiens so ziemlich gleich ist; die einst mit der Rechten Europa, mit der Linken China erdrückten. Nach den Nachrichten Delzels bilden sie auch heute noch im N. O. des Hochlandes eine große Macht und drücken noch immer durch ihre starken Reiterscharen, unter dem Namen der Eyoes, die benachbarten Negerstaaten so sehr, daß sie sogar zu Dahomey Tribut einfordern. Diese Bergnationen haben die Gewohnheit sich zu tätouiren und ihr Gesicht durch Einschnitte zu bezeichnen. Ihre weite Verbreitung wird auch dadurch bestätigt, daß sie als Sklaven sowol nach Mosambik als an die Guineaküste kommen, wo man sie an diesen Einschnitten erkennt. Sie pflegen sich die Eckzähne spitz zu feilen, wodurch ein thierähnliches Gebiß entsteht. Diese Sitte herrscht auch bei den Bergvölkern in Sierra Leona, in Darfur, und ist so uralt, daß sie auch bei den Mumien Egyptens gefunden wird.

Eben so merkwürdig ist es, daß unter ihnen sowol die egyptische Sitte des Mumisirens der Todten, als auch des Mitbegrabens der Weiber mit den Männern, wie bei den Hochasiaten üblich ist. Die Leiche des Mannes wird mit Palmenwein gewaschen, mit Spezereien ausgefüllt und überzogen, die Haare zierlich gelegt und so auf seinem Sitze, als lebte er noch, in unterirdische Todtenkammern gesetzt. Zweien seiner Frauen zerschlägt man die Arme und setzt sie neben ihm, und so wird alles zugedeckt. Auch diese Sitte scheint sich seit 4,000 Jahren erhalten zu haben. In den Grotten zu Elethya, in den unterirdischen Tempeln Nubiens, findet man noch in den Todtengrotten eben diese Vorstellung ganz erhaben in den Fels ausgehauen. Immer sitzt in den zahlreichen Todtengrotten ein Mann inmitten zweier Frauen; und so finden wir tief in Hochafrika die Darstellung des egyptischen Alterthums, auf eine schreckliche Weise gelöst. Wir werden auch noch mehr Gelegenheit haben,

solche Zusammentreffungen zu beobachten. Blut und Palmenwein werden auf den Gräbern geopfert und monatlich Trauergesänge den Todten zu Ehren gesungen. Die begrabenen Schätze und Weiber sollen den Todten auch jenseits noch dienen. Sie sollen die Söhne der erschlagenen Feinde oft adoptiren, erst zu Sklaven machen, und wenn sie sich durch Tapferkeit auszeichnen, freilassen und unter die Krieger aufnehmen. Also eine Art Mameluken. Sie führen ihre Gefechte mit furchtbarem Geschrei, opfern und verzehren ihre Gefangenen. Sie haben Priester, die sich mit Beschwörungen abgeben und für Zauberer gelten. Der Oberpriester Shikome ist ein lebendiger Götze und regiert seine Hierarchie, wie der Lama in Tibet. Wie dieser wohnt er im heiligen Lande, wo heiliges Feuer brennt. Er hat eine Menge Gaukler, Zauberer, Männer und Frauen zu Gebot, deren jedes über ein anderes Glied des menschlichen Körpers wacht und seine Krankheiten heilt. Auch unter den Priestern Egyptens gab es solche Partikularärzte. So werden diese Völker im 16. Jahrhundert geschildert und sind wahrscheinlich auch heute noch so. Ihre Fetischbilder sollen seltsam genug, auch nach den neuesten Nachrichten des Kapitän Tukey, wie nach den ältesten der Portugiesen, europäische Gesichtsbildung haben und denen im alten Egypten selbst der Gestalt nach ähnlich sein. Sie haben freie Stirnen, Adlernasen und sind weiß bemalt.

Von diesem Rande des Hochlandes drängen Menschen und Gewässer in Katarakten schwierige Felsenpfade herab in die Mittelterrasse. Diese Mittelterrasse bildet ein schönes, fruchtbares, wohlangebautes und wohlbevölkertes Mittelland, wo ewiger Frühling herrscht, und welches das Paradies der Welt genannt wird. Ruhig durchströmen es unzählige Flüsse, die sich theils im Coango, theils im Zaire sammeln, oder noch öfter dem Meere aus quellenreichem Lande zuströmen. Dieses Land ist reich an Metallen, vorzüglich Silber, Kupfer, Eisen, aber zum Leidwesen der Portugiesen nur sehr wenig Gold. Hier liegen die Provinzen Bamba, die allein 400,000 Krieger zählen soll; die Provinz Segno, eine schützende Vormauer gegen das Hochland; Sundi, reich durch Handel; Batta, Matamba, Oakko, alle wohlbewässert, temperirt, gesund. Die Negervölker dieser Terrasse sind überall, wo sie nicht verdorben wurden, gutmüthig, bieder, gastfrei und sanft. Steigt man mit den Flüssen in das Küstenland herab, so betritt man die eigentlich bekannte und seit Jahrhunderten besuchte Küste, auf der die Portugiesen ehedem mehr noch als jetzt Meister spielten und in den Negerreichen

ihre Niederlassungen haben. Hier bietet die Natur den herrlichsten Anblick dem Seefahrer dar. Überall ist diese Küste mit dem ewigen Grün der erhabenen Urwälder bedeckt. So weit die Ebene reicht, bis an den Fuß der Mittelterrasse, die bald näher an die Küste tritt, bald zurückweicht, zeigt sich die volle Pracht der kolossalen Tropenvegetation. Die Ebenen sind mit Rhicophoren oder Manglewäldern besetzt; und in dem sumpfigen Vorland wuchern Chrysobalanen, hinter deren Dickicht sich der majestätische aus Palmen, Cäsalpinien, Adansonien, Bombax und dergl. wunderschönen Formen der Pflanzenwelt gebildete Hochwald erhebt. Oft reißen die Fluten dieser nassen Gegenden ganze Stücke dieser Vegetation mit sich, und verwundert sieht dann das ungewohnte Auge die schwimmenden Inseln. Gesellig zieren die Hügel 160 Fuß hohe Palmen, allezeit mit Adansonien gemischt, deren eine, aber nicht die riesenhafteste, von Tukey 1816 gemessen und sowol an der Erde, als 31 Fuß über derselben zu 42 Fuß Umfang gefunden wurde. Die Schlinggewächse, eine Plage der walddurchstreifenden Menschen, sind nichts desto weniger eine Zierde der Tropenwelt, indem sie mit ihrer Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit den Tempel der Natur schmücken und gleichsam die kolossalen Säulen drapiren, ihre Gipfel zu Piramiden gestaltend. Nichts kann herrlicher sein, als die beinahe beständige Blütenzeit dieser Lianen und Orchideen, welche mit ihrer Farbenpracht die Gipfel der Wälder bis in die höchste Luftregion umspinnen. Der Boden ist nicht weniger ergibig, der Botaniker sammelt herrliche Schätze und Arbeit für Wochen in wenig Stunden. Die Baumwolle wächst hier mit dem Zuckerrohr und mancherlei Pfeffer- und Gewürzpflanzen in der größten Üppigkeit wild; Nymphäen, Ananas, Riedgräser und Rohr wachsen auf dem flachen offnen Boden; ja man findet ganze Wälder jener berühmten egyptischen Papyruspflanze, deren von der Natur angebaute Felder gleich üppigen Saaten wogen. Mit weniger Pflege gedeihen der Pisang, die Orange, die Colanuß. Unter den Palmen ist hier die Öl- und die Weinpalme, hier Matome genannt, einheimisch. Sandel- und Ebenholz, nebst einer Hevea, deren Saft Caoutchouk oder elastisches Gummi liefert. Über solche Vegetation, welche durch sumpfigen Boden und stets feuchte hohe Temperatur begünstigt wird, wie auch durch modrige Luft, kann der Mensch nicht so leicht Herr werden. Der Europäer betritt diese Wildniß mit Staunen und die Gewalt der hervorbringenden Natur erfüllt seinen Geist mit dem Wunsche, in seiner Heimat ein Gleiches zu finden. Denkt er nun an die Fluren der

Heimat, vergleicht er die ungeheuren Kornfelder Mitteleuropas mit den kleinen und mannigfaltig bebauten gartenähnlichen Feldern der Tropenwelt; so ist er sehr geneigt, die Bewohner dieser Länder der Faulheit zu beschuldigen. Selbst der europäische Kolonist wird der Trägheit beschuldigt, da er der Natur nicht so viel abnimmt, als sie zu bieten scheint. Allein darin täuscht man sich. Wo die Natur in wenigen Tagen die Äcker in eine üppige Wiese verwandelt und ein Menschenalter hinreicht, um die Wiese in einen undurchdringlichen Wald zu verwandeln, da ist es nicht so leicht wie im langsamen Norden, den Herrn der Erde zu spielen. Hier wird die Herrschaft des Menschen nicht anerkannt, und seine Thätigkeit, wäre sie selbst die des deutschen Landbauers, verschwindet an der Kraft der Natur. Zudem reicht hier eine Woche Feldarbeit in einem wenige Quadratklaftern großen Garten hin, um die zahlreichste Familie ein Jahr lang mit Manioc, Paradiesfeigen, Yams und Mais zu versorgen, und der Mensch darf nicht erst eine Quadratmeile kahl machen, um hundert Familien zu ernähren. Die Wiesen oder vielmehr Savanen prangen hier mit mannhohem Grase, welche die schönsten Liliengewächse zieren. Nicht selten zündet sie der Neger an, um der Stengel los zu werden. Donnerähnlich knistert dann die Flur und mit scheuem Gebrüll stürzt dann das plumpe Nilpferd hundertweise in den nächsten Fluß, wütend rasen Löwen und Leoparden, Hyänen und Schakale nebst dem gereizten Elephanten, der mit dem Nashorn, Zebra und Mohrenschweine Wald und Dickicht bewohnt, hervor; und verloren ist, wer den reißenden Katzen oder wütenden Ungeheuern begegnet, die hier in diesen Gegenden herdenweise; die Welt mit dem Menschen getheilt haben. Scharen von Strandläufern und Flußvögeln zieren die Sümpfe, und Wachteln, Lerchen, Spatzen, Schwalben, Krähen, Älstern, Kraniche, Papageien, Kakadus, Kolibris, Perlhühner, Pfauen, Tauben, Rebhühner, Flamingos u. s. w. beleben die Luft, während Krokodile die Flüsse erfüllen und viele Schlangen, Kröten, Eidexen u. s. w. einen eben so widerlichen als gefahrvollen Theil der Bevölkerung bilden. Außer vielen Fischen sind auch Zitterrochen und andere elektrische Fische vorhanden. Heuschrecken, Ameisen, Musquitos, Skolopender und sehr giftige Skorpione verbittern dem Menschen das Leben, welches von dem höchst ungesunden Klima bedroht wird. Nicht nur den Europäern drohen böse Sumpffieber an diesem Strande Verderben, sondern selbst der Eingeborne unterliegt. Dieses Land ist schön wie die Diamantschlange

und giftig wie die Brillenschlange, die hier haust. Das Küstenland ist reich an Steinsalz, welches oft zu Tage ausgeht.

Die Portugiesen haben hieher manche Pflanzen der Heimat gebracht, die gut gedeihen; auch Hausthiere, die ebenfalls fortkommen; sie selbst finden aber ihr Grab sehr schnell bis auf den heutigen Tag, ohne es jedoch an neuen Ankömmlingen fehlen zu lassen. Die Bewohner bestehen aus Negern, die unter dem Namen Congoneger bekannt sind. Zeune berechnet sie im Küstenlande und auf der Mittelterrasse auf 6 Millionen. Sie sind wohlgestaltet, haben sich in und nächst den europäischen Ansiedlungen häufig mit den Portugiesen vermischt und daher gebleicht. Ehemals bestand diese ganze Küste und die Mittelterrasse aus einem Reiche, unter einem Herrscher und zwar noch kurz vor Ankunft der Portugiesen 1484. Bald jedoch machten sich die Statthalter unabhängig. Jedoch blieb Congo die Mitte des Reichs der alten Königsfamilie, welche auch noch gewissermaßen vorzügliches Ansehen genießt. Die Sprache ist eine, freilich in verschiedenen Dialekten. In Congo sollen vernegerte Juden leben, was jedoch ungewiß ist. Die Congoer sind gutmüthig, leicht- und frohsinnig, aber der abscheuliche Sklavenhandel hat sie verderbt. Hier die Schilderung aus der neuesten Zeit! Die Negereinwohner leben in tiefem Frieden und gehen ohne Waffen, aber die Männer zeichnen sich durch den höchsten Grad der Indolenz, die Weiber durch Geilheit und Sklavensinn aus. Die Matrosen und Sklavenhändler haben auch hier Brantwein und Liederlichkeit eingeführt. Sklavenhandel ist das Hauptgewerbe, und die afrikanischen Fürsten sind gar nicht mit der Abschaffung des schändlichsten aller Handelszweige einverstanden. Ihre erste Frage an europäische Schiffsbefehlshaber ist: ob sie Sklaven brauchen? Der König bot dem Kapitän Tukey, der die Expedition zur Erforschung des Zaire kommandirte, nach geschlossenem Bedingnisse, eine seiner Frauen zur Gesellin an, und die Hofleute machten dasselbe Anerbieten der Suite des Kapitäns. Eine furchtbare Frucht europäischer Civilisation an den Küstenländern ferner Erdtheile!

Nichts hemmt die Civilisation mehr, als der Sklavenhandel. Kein Reisender oder Wanderer ist sicher, sobald er seinen Wohnort verläßt, ob er nicht aufgefangen und verkauft wird. Daher ist aller Verkehr, alles Vertrauen vernichtet, kein Ort steht mit dem andern in Verbindung, daher die größte Unwissenheit. Kaum wird dem Fremden der Weg von einer Banza oder Stadt zur andern gewiesen. Fast alle Verkaufsklaven sind durch

Straßenraub oder im Kriege, der immer erregt wird, weggefangen. Haussklaven werden nie verkauft. Die Großen wünschen die Beibehaltung, das Volk die Abschaffung des Sklavenhandels. Lange wird noch die Wunde bluten, welche hier drei Jahrhunderte, der Civilisation geschlagen haben. Nur fromme und aufgeklärte Missionäre, mit Hintanhaltung aller Europäer, die nicht von ausgezeichnetem, moralischem Charakter sind, könnten Glück und Licht in diese Gegenden bringen.

Anlangend die Lebensweise, so sind Könige und Häuptlinge prachtliebend und schmücken sich auf die abenteuerlichste Weise durch Überladung mit europäisch-afrikanischer Pracht. Man sieht sie mit Mützen und bordirten Hüten, darüber in Purpurmänteln mit seidenen Strümpfen und Überladungen von Gold u. s. w. Die Höflinge tragen Mäntel von Damast und dem König haben die Portugiesen einen Hofstaat nach portugiesischer Art beigeordnet. Das gemeine Volk trägt Mäntel aus Leinwand und Kattun, die Vornehmen fügen noch ein mit Schellen behängtes Katzenfell als Schürze hinzu. Verschiedene Ringe aus Haaren, Elfenbein und Metall werden um Hals und Arm getragen; an Amuleten fehlt es auch nicht. Die Sklaven aber gehen nackt. Manche Könige dürfen nur Landeserzeugnisse zu Kleidung und Nahrung nehmen. Die Neger sind auch Schmide und verfertigen mit groben Werkzeugen zierliche Dinge. Ihre Speise ist gegohrner Maniokteig, gerösteter Pisang, Brei aus Mehl von Buchweizen, der zwischen Steinen zermalmt wird. Es werden aus diesem auch Kuchen gebacken, selten hat man Fleischbrühe und Fleisch. Sie jagen wenig und essen kein Wild. Sie essen Geflügel und Ziegen halbroh und ungesäubert; und sind überhaupt sehr unrein in Bereitung der Speisen. Sie essen viel, wenn sie es haben und hungern wacker zur Zeit der Noth wie alle rohen Völker. Die Anwohner der Flüsse leben von Fischen. Wie alle Schwarzen lieben sie die Ruhe; die schwerste Arbeit fällt den Frauen zu. Sie arbeiten drei Tage und ruhen allezeit am vierten. Mit Tagesanbruch stehen sie auf, waschen sich, die Reichern reiben sich mit Palmöl und lieben überhaupt Einreibungen mit rothem Oker, womit auch die Braut, wenn sie ihrem Manne zugeführt wird, über und über bestrichen werden muß, um in den Augen des Bräutigams schön zu sein. Die Männer bauen Häuser, treiben Handel und fischen; die Weiber bestellen die Äcker und das Haus, sammeln trocknes Holz und erziehen die Kinder. Sie haben Sklaven zu Gehülfen. Ehe die Mädchen heiraten, werden sie jedem, der dem Vater oder Bruder

zwei Stücke Zeug gibt, preisgegeben, ohne daß es ihrem guten Rufe schadet. Die Weiber werden streng gehalten, aber den Weißen zum Genuß gleich angeboten! —

Gesang und Tanz sind ihre Leidenschaft und verwandeln sie plötzlich in lebendige, muntere und unermüdliche Menschen. Der N'sambi, eine Art Guitarre, die Longa, zwei eiserne Glöckchen, die mit Stäbchen geschlagen werden, N'gamba, eine Art Trommel und die Marimba, ein Instrument aus 14 bis 16 Kalebassen, das einen angenehmen Ton gibt, nebst einigen Pfeifen und Trommeln aus Gazellenhörnern und Elfenbein, machen die Musik des Negers aus. Sie singen angenehm und harmonisch, aber sehr schlüpfrig, so wie auch ihr Tanz ist. Im Ganzen sind sie gesund, doch kommen Krätzen, Skropheln, Elephantiasis, Blutflüsse, Geschwülste und Fieber vor. Als Arznei gebrauchen sie Pflanzenabsüde und die Gaukeleien ihrer Priester. Die Todten werden mumisirt, in viele Tücher gewickelt, deren Qualität sich nach dem Range und Vermögen des Verstorbenen richtet und manchmal vier Jahre bis zur Beerdigung aufbewahrt. In manchen Gegenden werden die Leichen auch über Feuern aus wohlriechenden Hölzern ausgedörrt. Er wird beweint, man hat eigene Klageweiber dazu, wie in Egypten. Ist der Todte begraben, so gehen Weiber und Vermögen in die Hand des Erben über. Auf das Grab pflanzt man einen Elephantenzahn, und die Vorübergehenden eilen schnell und still mit abgewandtem Gesichte vorüber.

Der Religion nach sind sie Heiden mit allem Aberglauben, der dem afrikanischen Fetischdienste anklebt. Die portugiesischen Missionen hatten trotz dem, daß sich 1490 in der Residenz Ambasse der König samt seinem Volke taufen ließ, keinen Erfolg. Es sind wol noch Missionen vorhanden und die Neger der Küste, besonders am Zaire, nennen sich alle Christen; allein außer einigen äußern Geberden, die christlich sein sollen, wissen sie vom Christenthume nichts, und sind eben so Fetischgläubige mit allem heidnischen Aberglauben, wie die übrigen Neger. Hier findet man unter dieser Negernation auch Götzenbilder von Menschengestalt bis eine Elle hoch, die nicht übel geschnitzt sind. Sie haben alle große gebogene Nasen und keine Negerprofile; man stellt sie immer bewaffnet dar. Sie haben auch kleine Kisse oder Hausgötter von grotesker Form und eine Menge Reliquien und Amulete, eine Art Fetisch. Die Libationen sind gebräuchlich und kein Mann trinkt, ohne für den Fetisch etwas auszugießen. Die Priester haben großen Einfluß, sie prophezeien, bannen Thiere, stellen Augurien u. s. w.

Der Ackerbau ist, mit wenig Sorgfalt betrieben, reichlich lohnend. Mais, Hirse u. dgl. gibt hundertfältige Aussaat. Nur in der Nähe der Städte ist bebautes Feld. Vieh haben sie wenig, von schlechter Pflege und daher nur haarige Schafe, gefleckte Ziegen und schlechtes Rindvieh. Sie arbeiten geschickt in Metall, die Weiber machen Töpfe ohne Scheibe, die Weber weben ohne Webstuhl, indem sie den Zettel zwischen zwei Stäben spannen und mit großer Behendigkeit den Einschlag mit dem Finger durchziehen. Man macht Zeuge zu Kleidern, Shawls und Mützen. In müßigen Stunden ist alles beschäftigt, den Bast von dem Bambusrohr auszulösen, der dann getrocknet, gefärbt und gesponnen wird und zu den Geweben dient. Die Neger treiben auch Fischerei und befahren in dieser Absicht auf Kanots von 24 Fuß Länge und 18 Zoll Breite ohne Segel das Meer. Ihre Netze haben große Maschen und sind schlecht. Sie stellen auch Reusen und bedienen sich in manchen Gegenden auch betäubender Kräuter. Die gefangenen Fische werden gedörrt und für die Regenzeit aufbewahrt.

Sie treiben Handel mit den Portugiesen. Ausgeführt werden Sklaven, Elfenbein, Sandel- und Ebenholz nebst Lebensmitteln. Dafür werden eingeführt Gewehre, indische und europäische Zeuge, Schießbedarf und Korallen. Der Sklavenhandel ist zwar nicht so lebhaft, wird aber dafür um so grausamer betrieben, als die Gefahr dabei größer ist; wird auch schwerlich früher aufhören, als bis in allen Kolonien alle Sklaven frei sind, und die Küsten Afrikas so viel an Civilisation gewonnen haben werden, um das Schändliche dieses Handels einzusehen und zu verabscheuen. Eisenstangen, englische Baumwollenzeuge und Brantwein aus Brasilien werden vorzüglich gesucht. Sobald der Handel geschlossen ist, gehört, um ihn gültig zu machen, dazu: daß Käufer und Verkäufer mit einander einen Grashalm zerreißen. Auf dem Markte im Innern wird starker Handel mit dem Salze der Küste nach den höhern Gegenden getrieben. Als Scheidemünze gelten Fasern und Bambusrohrbast in kleine 18 quadratzollige Matten geflochten, deren 20 ein Huhn gelten. Fünf Fuß lange blaue baumwollene Tücher heißen Pagni oder Makuten und nach diesen wird gerechnet. Diesen Namen haben auch portugiesische Kupfer- und Silbermünzen angenommen.

Die Regierungsform ist in allen diesen Ländern rein despotisch, bis zum Patriarchalischen, das will sagen: roh und unbeschränkt. Es gibt Schatten von Gerichtshöfen, wo Gift- und Feuerproben als Gottesurtheile gelten. Für Mord wird zum

Tode, für andere Vergehungen zur Sklaverei verdammt. Der Wille des Königs raubt ohne Motivirung das Leben. Die Herrschaft und Statthalterschaften sind erblich. Weiber dürfen den Thron nicht besteigen und der König muß allezeit von königlichem Geblüte sein. Er wird von den Großwürdenträgern gewählt und nach der portugiesischen Niederlassung St. Salvador gebracht, wo er von portugiesischen Prälaten in seine Würde eingesetzt wird. Übrigens sind natürlich diese schwachen Anfänge von Staaten wol kaum Regierungen zu nennen und wol ehe mit den barbarischen Militärherrschaften der barbarischen Horden zu vergleichen, welche im Mittelalter auf Europa stürzten. Alles ist Willkür, alles vorübergehend. Menschenleben ist auch hier ohne Werth und von moralischer Würde und Gottähnlichkeit noch nie eine Idee in die Seele dieser Barbaren gekommen. Eben so wenig kennen sie, was Gemeinsinn, gesellige Pflichten und Patriotismus sind. Alles dieses hat der Sklavenhandel und die Goldgierde der Europäer längst vertilgt, da Dumheit ihrer Habsucht günstiger ist.

Diese Negerbevölkerung bewohnt Städte, oder wie sie in der Landessprache heißen, Banza's. So hörte man besonders die Residenzen mit den Namen Banza Malemba, Banza Coango u. s. w. nennen. Außerdem haben sie eine Menge Dörfer, welche Libatta heißen. Ihre Häuser sind Rohr- und Strohhütten, deren Dach aus trocknen Palmblättern artig gefertigt wird. Mitunter werden diese Hütten mit hölzernen Thüren verschlossen oder mit Strohmatten verhängt. Der Wohlhabende hat es auch hier wohl; er besitzt mehre Hütten, denn jede Frau hat ihre besondere, und der Mann hat seine eigene, und zur Küche ist auch eine bestimmt. Alle stehen in einem großen, mit Rohr umzäunten Gehöfte, das wieder abgetheilt ist. Die Abtheilung der Weiber darf kein Mann betreten. Vor seiner Hütte hat der Mann noch einen besondern Platz, wo er Fremde empfängt. In den von Europäern bewohnten Gegenden sind die Häuser besser gebaut, und die Kaufleute machen unter ihre Wohnungen einige Fuß hohe Substruktionen und solche Häuser nennt man Gidanga. Sie sind auf starke Balken aus Stroh und Rohr gebaut, mit Fenstern versehen und austapezirt. Mitunter findet man sie bei den Reichen artig möblirt und mit Kissen, Teppichen und europäischen Geräthen sehr bequem versehen. Die Wohnungen stehen in Dörfern und Banzen sehr unordentlich durcheinander und die schmalen Gassen bilden Labyrinthe. Eben darum nehmen die Städte großen Raum ein, da des Landes genug ist und die Menschen sich nicht übereinander zu

schachteln brauchen, wie wir. So hat eine Stadt, die eine Quadratmeile einnimmt, selten über 12,000 Einw. Jedes Gehöft hat aber dabei ein Stück Feld, um Maniok und Früchte zu pflanzen. Auch hat jeder Ort einen großen Platz, auf dem ein Banianenbaum steht, der den Kindern zum Spiel und den Alten zur Berathung dient.

Ganz Nieder-Guinea wird in mehre Reiche abgetheilt, in denen mehr oder weniger europäischer Einfluß herrscht.

1. Benguela. Vom Cap Negro bis zum Congofluß. Es ist niedriges Küstenland, im Innern mit kaltem Hochgebirg, das eine Menge kleine Flüsse herabsendet, wie der St. Francesco, der mehre Flüsse aufnimmt und in die Farsabai fällt. Alle wimmeln von Krokodilen und Flußpferden. Man spricht von grünen Krokodilen, welche eine ganz neue Spezies sein würde. Das Land ist ungesund und Portugal sendet seinen Auswurf, lauter Sträflinge hieher, um damit Afrika zu strafen. Das Hochland ist gesund, fruchtbar und schön. Kolonien müßten immer hier und Handelsniederlassungen auf Küstenhügeln angelegt werden, die dem Seewinde stets ausgesetzt sind. Den nördlichen Theil Benguelas besitzen die Portugiesen bis 20 Meilen ins Land hinein. Hier ist Neu-Benguela oder San Felipe de Benguela, 12° 34′ S. B. in der Kuhbai an einem kleinen Küstenflusse. Diese Hauptstadt ist ein offener Ort, sumpfig, sehr ungesund, fruchtbar. Neger müssen Soldatendienste thun, da die europäischen Truppen vom Klima und Ausschweifungen schnell aufgerieben werden. Ein Fort schützt die Stadt, der Hafen ist gut. Unter 11° S. B. liegt Alt-Benguela an der Mündung des Loango-Schitukuelo-Kakoriundo, am Berg Lumbo, ist, als gesunder gelegen, der Sitz des Gouverneurs und Schiteki-Quin-Benguela der Sitz des Negerkönigs. Dieses Königreich ist an den Küsten reich an Salz, auf den Bergen an Eisen. Der südliche Theil wird von Schagganegern bewohnt, die noch immer gefürchtet sind; in den Negern des nördlichen Theils ist europäisches Blut kenntlich.

2. Matamba, ein Land östlich von Angola und Benguela. Ein hohes, nach Süden mit noch höhern Bergen begrenztes Hochland. Mild und fruchtbar wird es von Negern bewohnt, die zum Theil Schagganeger sind. Der bedeutende Coanzo durchströmt dieses Land; er soll aus einem See der Hochebene kommen. Chilombo ist die Residenz eines Negerkönigs, und Sta. Maria von Matamba ein portugiesisches Komptoir.

3. Angola. Dieses Königreich erstreckt sich vom Congofluß bis zum Dandoflüßchen. 1578 ließen sich die Portugiesen dieses Königreich vom König von Loango förmlich abtreten, von der Küste bis zum See Achelunda. Das fruchtbare, für sie tödtliche Küstenland, besitzen sie noch, eben so die schönere und gesundere Mittelterrasse, aber das östliche Land ist beinahe ganz unabhängig. Das Land ist schön, fruchtbar, reich an Salz, Eisen, Kupfer. Pittoreske und erhabene Gegenden sind häufig. So erzählt man von einem Felsen, der am Coanzo in der Mitte der Ebene Wari liegt und das Felsenschloß genannt wird. Aus der Ferne staunt man die Bauten des Mittelalters an; kommt man näher, so sieht man die Täuschung ein. Eine ungeheure Felsenmasse, durch Schluchten in große Massen getheilt, und Säulen, Thürstöcke, Fensterbogen, Mauertrümmer darstellend, bedecken die Ebene. Sieben und zwanzig Meilen im Umfange erhebt sich das Beinhaus der Natur, durchschnitten von fruchtbaren Schluchten. Der Gipfel bildet eine weite fruchtbare Ebene, in deren Mitte sich senkrecht ein höhlenreicher Sandsteinfelsen erhebt, der eine treffliche Festung gäbe. Man findet auch frisches Wasser in ihm. Diese Ebene mit ihrem Felsen bildet ein kleines Königreich, denn 32 Dörfer umlagern diese Masse. Die Bewohner sind Neger. Angola wird in mehre Provinzen getheilt. Loanda, mit der Hauptstadt Loanda de St. Paolo, 8° 48′ 20″ S. B., Hauptstadt der Portugiesen und Residenz des Statthalters von Nieder-Guinea. Sie ist an einen Berg angelehnt, an dem sie sich durch die Ebene steil hinaufzieht. Die Stadt hat viele Kirchen und Klöster. Das Fort Vera-Cruz vertheidigt mit andern Befestigungen die Stadt. Diese hat 5,000 weiße und 17,000 farbige Einw. Es herrscht hier die größte Üppigkeit und Sittenlosigkeit, die nur immer mit schlecht und leicht erworbenem Reichthum verbunden sein kann. Die Besatzung besteht aus Verbannten aus Portugal. Die Stadt ist höchst ungesund und wird es durch Üppigkeit noch mehr. Der größte Theil der Bewohner sind Sklaven, deren die Weißen viele haben, besonders sollen sich die Damen durch Eigensinn in ihrem Betragen gegen die Dienerschaft auszeichnen. Übrigens soll keine Weiße hier noch ein Kind auferzogen haben, da sie entweder todt zur Welt kommen, oder bald nachher sterben. Und so findet man hier alles beisammen: Elend, Üppigkeit, feine Genüsse mit Barbarei, Christenthum mit — Sklaverei und Sklavenhandel. Die Provinz Bango hat ein Städtchen gleiches Namens am Meere liegen. Die metallreiche Provinz

Mosche, wo die besten Zimbismuscheln gefischt werden, mit der Portugiesenstadt und dem Sitz des Gouverneurs Massingano, am Zusammenfluß des Lukala mit dem Coanza. In letzterem Flusse ist die Insel Metschima von Portugiesen bewohnt. Am Coanza liegt auch noch der offne Portugiesenflecken Kambamba mit einem Bergschloß und einem Gouverneur. Die Provinz Kissoma, die südlichste und am Meer gelegen, ist reich an Steinsalz, aber dürre. Die Wälder haben viele wilde Bienen, die tapfern Einwohner dienen den portugiesischen Forts als Besatzungen und die sonst fanatischen Portugiesen gestatten ihren schwarzen Beschützern die freie Ausübung des Fetischdienstes. Wie gut, wie bildsam sind doch diese Völker, die ihre Unterdrücker so treu, so tapfer mit ihrem Blute beschützen, wo es ihnen doch so leicht wäre, sich ihrer zu entledigen! Eben so dienen die Bewohner der Provinz Ilamba als Soldaten. Merkwürdig ist, daß in Oberilamba die Einwohner katholische Christen sind. Südöstlich davon liegt Embakka, in welcher Provinz ein Häuptling unter portugiesischer Hoheit herrscht. Die Portugiesen haben hier das erste Fort Luiola. In der fruchtbaren und wohlbewässerten Provinz Oarii lebt noch als Vasall der Portugiesen ein Nachkomme der alten Könige von Angola in der Banza Mapungo, in dessen Nähe ein Portugiesenfort, wie auch auf Quitonga, einer Insel im Coanza.

Von Angola aus findet unbezweifelt ein Verkehr durch das innere Hochland mit der Ostküste statt, so sehr auch die Portugiesen daraus ein Geheimniß machen.

4) Das Reich Congo. Dieses Königreich war einst mächtig, als es ganz Niederguinea umfaßte. Jetzt ist es ein von den Portugiesen abhängiger Negerstaat, in dem weißes Blut auf die Hautfarbe eines großen Theils der Bevölkerung eingewirkt hat. Die Portugiesen haben es in Bezirke und Provinzen getheilt und den Chenoos oder Gouverneurs europäische Titel, als: Graf, Herzog, Marquis u. s. w., ertheilt. Seit Ende des 15. Jahrhunderts wird hier das Christenthum gepredigt, jedoch mit wenig Erfolg. Das Land wird durch den Zaire bewässert, der in neuester Zeit vom Kapitän Tukey bis zu seinem obern Laufe erforscht ist, worüber wir unten noch sprechen wollen. Das Land wird heißer, je näher die Linie. Es gibt zwei Ernten, im April und Dezember.

Die Provinz Banza Congo enthält die Stadt S. Salvador; sie ist die Residenz des Königs von Congo, 50 Mei-

len vom Meere auf einer hohen felsigen Ebene; hat mehre Meilen Umfang und 24,000 Einw. mit vielen schönen Gebäuden der Portugiesen. Die Stadt liegt unter 6° südl. Br., hat lange breite Straßen, ist sehr gesund. Das Wasser ist gut, der Handel lebhaft. In der portugiesischen Festung wohnt der König. Die Einwohner der Provinz sind nervig, stark, kriegerisch. Der Herzog ist von königlichem Geblüt, befehligt die Macht des Landes, ist beinahe unabhängig und hat selbst viele Vasallen. Vierzig Meilen von der Küste an dem Flusse Loze und Ambrig liegt seine Residenz Bamba, 7° 15′ südl. Br. Mehre portugiesische Posten sind südlich vom Flusse Massula.

Am Zaire in der Provinz Sundi, über dem großen Wasserfall am nördlichen Ufer, liegt der wichtige Handelssitz Embomma. 60 Hütten mit 300 Einw. sind alles, aber alle Waaren ins Innere haben hier ihre Niederlage. Der Chenoo von Embomma befiehlt über 1,000 mit Musketen bewaffnete Krieger. Eben so haben die Provinzen Batta und Pemba Banza's gleichen Namens. Hier haben überall die Portugiesen viel Einfluß, obwol die Engländer diesen zu theilen trachten und in neuester Zeit selbst von Niederlassungen die Rede ist. Wir haben schon erwähnt, daß Tukey den Zaire hinaufschiffte, um das Land zu erforschen. Diese Expedition, welche so ernstlich und wohl ausgestattet, wie früher keine, hätte uns, wäre sie geglückt, mit reichen Materialien zur Geographie des Südwestlandes versehen. Allein sie mißlang gänzlich, theils durch Schuld des ungesunden Klimas, theils dadurch, daß die Theilnehmer nicht alle den Reizen des Landes und den sich darbietenden Genüssen widerstehen konnten. Nur wenige sahen ihr Vaterland wieder, trotz dem, daß die Neger sich herzlich, freundlich und in der größten Noth liebevoll benahmen. Folgendes ist das Resultat dieser Expedition.

Der Kongo oder Zaire, auch Zembere von den Eingebornen genannt, welches jedoch nur eine Wassersammlung bedeutet und daher jedem größern Gewässer beigelegt wird, ist ein Fluß dritter Größe, welche durch die Portugiesen eben so wie die Ausdehnung ihrer Macht übertrieben ward. Er mündet unter 6° südl. Br. und 30° 30′ östl. L. ins atlantische Meer. Nur mit Mühe konnte Kapitän Tukey in die Mündung desselben mittelst der Flut einfahren, da auch dieser Fluß, wie alle afrikanischen Flüsse an der Mündung, Untiefen verursachenden Sand aufhäuft. Innerhalb der Barre fanden sie den Strom 3 engl. Meilen breit und 24° tief, obgleich sie Stellen von 90′ Tiefe

fanden. Auch diese Verschiedenheit der Tiefe ist diesen sandführenden Flüssen eigen. Das südliche Ufer ist ein noch schlammiger Ansatz, sumpfig mit dickem Mangrove- und Chrysobalanenwäldern bedeckt, die tief ins Meer hinein grünen und blühen. Hinter diesem Gebüsch erhebt sich der Hochwald aus Palmen, Cäsalpinien und Tropengewächsen bestehend, die reizendsten Formen der wundervollen Pflanzenwelt, die sich die Fantasie des Europäers nur immer ausmalen kann. Die Botaniker fanden Schwierigkeit im Dickicht vorzudringen und mußten überall im Wasser waten. So tief diese Sümpfe reichen, so weit reichen auch die Mangrove- oder Manglebäume *(Rhizophora)* auf anderthalb Meilen tief, bis das Land ansteigt. Hier sieht man die schwimmenden Inseln, welche vom weichen Grund häufig losgerissen werden und dem Europäer das Schauspiel eines wilden großartigen Zauberlandes gewähren. Man fühlt sich im vollen Ernst in eine neue Welt versetzt. Der Hochwald reicht an beiden Ufern bis zum Fetischfelsen landeinwärts und bildet eine theatralische Grupirung und Draperie dieser schattigen Waldungen, die von Flagellarien, Jasminen und Lianen oft bis in die Gipfel pyramidenartig umwuchert werden. In der Einfahrt kommt man durch viele Inseln des Flußdelta, die mit Bombaxarten, Riedgras und Bambus bewachsen sind. Herden der Fischadler und Schwärme verschiedener Wasservögel beleben sie. Nichts ist in diesen Gegenden todt. Höher am Strome hinauf stellen sich die Adansonien ein, und das dichte Grün des schweigenden Hochwaldes erinnerte die Reisenden an die Ufer des Ganges. Tiefe Stille herrschte hier, nur von einzelnen Singvögeln oder großen Schwärmen Papageien wurde diese Stille des Morgens unterbrochen, wenn sie auf ihren Wanderungen nach den Maispflanzungen des Südufers zogen, um am Abend zurückzukehren. Je höher hinauf, desto mehr Spuren fanden sie von Antilopen, Tigern, Elephanten und Hippopotamen, welche letztere aber an Zahl zunahmen, je höher man den Strom hinauffuhr. Da ward denn der Strom auch belebter, und er trug zahlreiche Kähne der Fischer, Schiffer und Handelsleute. Die Ufer sind aber ohne Kultur und nur einige Hütten auf Pfählen zeigen das Dasein des Menschen an, der hier nicht Herr der Schöpfung ist. Nur zur Zeit des Fisch- und Austernfanges und des Abzapfens des Weines aus den Palmenkronen zeigt sich das Gabelthier, als schüchterner Mietsmann in einer großen Natur. Wo sich die Arme des Delta zu einem Rinnsal vereinigen, hört auch die Breite des Stromes auf, und hier liegt der Fetischfelsen. Ganz isolirt erhebt

er sich gleich einer kolossalen Trümmer und beherrscht den Fluß vollkommen. Er schließt die romantische Gegend des Hochwaldes, die man von seinem hohen thurmartigen Gipfel übersehen kann. Er ist eine große Granitmasse, welche hier isolirt hervorgehoben gleich einer Insel in weitem Flachland steht und senkrecht in den Strom abstürzt. In dem körnigen Granit liegen bis 200′ mächtige Feldspathmassen eingesprengt. An seinem Fuße bricht sich der Strom in furchtbarer Wirbelbrandung, die besonders bei hohem Wasser den Kähnen der Neger gefährlich ist, die sich in seiner Brandung nahen, wo die Flußpferde ihren Lieblingsaufenthalt haben. Der Felsen hat eine Höhe von 1,500′ und gewährt eine weite Aussicht über ähnliche Zacken. Er ist die Wohnung des großen Flußgeistes Seembi, der die Herrschaft des Stromes besitzt. Solche isolirte Massen mitten in den Hochwaldungen und auf Ebenen trift man auch in andern Welttheilen öfters an. So sind uns durch Herrn von Humboldt die isolirten, manchmal mit Bildwerk bedeckten Granitmassen in den Wäldern und Ebenen des Orenoko bekannt geworden. Dort wie hier sind die Gipfel dieser Naturfesten mit Riesenbäumen geschmückt, welche das Liebliche wie Imposante dieser Landschaften noch erhöhen. Auch der Fetischfelsen ist mit Adansonien gekrönt.

Gegen Osten von hier fand nun Tukey, daß die Landschaft sich zu erheben und bebaut zu werden anfange, und bald sahen sie die aus 100 Häusern bestehende Handelsortschaft Lombi und nicht weit davon am nördlichen Ufer Embomma, die Residenz des Chenoo, der hier den Titel Großmatuk führt. Hier ist die Naturgrenze zwischen dem flachen Tieflande des Unterlaufes und dem Hochlande des Mittellaufes. Der Strom nimmt hier eine andere Natur an. Die Ufer des Zaire werden höher, er durchbricht hier das Gebirge, welches hier endet und gegen Osten sich wellenförmig erhebt. Der Strom fließt aus Bergen mit runden Gipfeln hervor, deren sanftes Gehänge gegen Norden und die Steilabstürze gegen Süden gerichtet sind. Der üppige Pflanzenwuchs verschwindet, die Berggipfel werden kahl, und nur Adansonien zeigen sich noch in einzelnen Gruppen. Embomma, dieser kleine Ort mit 60 Häusern ist der Hauptsitz des Sklavenmarktes am Zaire; und Kapitän Tukey fand eben damals 7 portugiesische Sklavenschiffe vor, um ihre Ladung Menschen einzunehmen. Hier ist der Strom nicht mehr groß und sein Ansehen zeigt auf keine Quellen hin, die tief im Lande liegen sollten. Es war der Winter der dortigen Gegend, der Monat August, in welchem der Thermometer des Tags auf 19° 55′

Réaumur stand. Die Seewinde wehten unregelmäßig von 4 Uhr Nachmittags an; der Himmel war immer mit Wolken bedeckt; der Thonboden hart wie Stein, und die Temperatur der Erde um 1°,4 höher als die der Atmosphäre.

Von Embomma aus begann Kapitän Tukey die Fahrt durch die Katarakten aufwärts auf kleinen, für diesen Zweck erbauten Schiffen. Vor Embomma liegt eine kleine Insel mit kolossalen Adansonien aus Schiefergebirg, die Tukey für eine brittische Kolonie geeignet fand. Das Flußbett hat überall 24 bis 25′ Tiefe mit gutem Ackergrund. Kleine Ortschaften liegen mit wenig Feldbau längs dieser Strecke, wo der Fluß häufig mit Felsen durchsetzt ist. Ungefähr 28 geogr. Meilen vom Meere wird der Strom so sehr eingeengt, daß man deutlich von beiden Ufern aus sich besprechen kann. Eine Reihe von Strudeln und Wirbeln stören hier den ruhigen Stromlauf, und die Fahrt wird so beschwerlich, daß die Engländer sich genöthigt sahen, ihre Schiffe liegen zu lassen. Die Stromufer treten hier von beiden Seiten als Gebirge von 1,200′ Höhe an beiden Ufern heran und zeigen sich als Syenit. Auf einer sehr steilen Gebirgswand am Südufer liegt Noki, die Residenz eines Negerfürsten, der, auf Leoparden- und Löwenhäuten sitzend, Audienz gab. Überall zeigte sich Menschenmangel und eben so Mangel an Verkehr. Den Hüttenbewohnern dieser Gegenden ist das Land unterhalb der Katarakten völlig fremd. Auch in Noki bestand ein Banianenbaum auf der Mitte des Platzes und erinnerte an Indier. Am 13. August, acht Tage nach dem Aufbruch von Embomma, erreichte Tukey Casan-Yellalla, die großen Catarakten, welche den Strom durchsetzten, nur ein Drittel frei ließen, daß er so reißend nicht beschift werden konnte und der Schiffahrt der Engländer ein Ende machte. Der Weg wurde jetzt an der Nordseite des Stroms zu Lande fortgesetzt. Es folgten nun bis zum 10. September Tagreisen voll Beschwerden, die immer zunahmen. Sie litten Mangel an frischem Wasser und Lebensmitteln, trotz der Regenzeit; machten aber die wichtige Entdeckung, daß der Zaire inmitten der Katarakten sich unter die Felsen verliere, seinen Lauf unter denselben fortsetze, und durch die unterirdischen Wasser die Wirbel verursache. In den Katarakten ist der Fluß völlig klein, aber oberhalb derselben breitet er sich wieder aus, und zeigt 52 Meilen oberhalb ein majestätisches Ansehen, wie die Themse. Hier gelangt man zu dem Dorfe N'haga. Oberhalb N'haga ist der Strom noch immer im Fallen begriffen, die Vegetation ist dürre und nur der Baumwollenbaum zeigt sich und

die Adansonie, deren Holz so mürbe war, daß es zu nichts zu gebrauchen ist. Nun kam man durch Maniokpflanzungen und ein paar Banzen oder Städte, und in Macaya zeigte der Zaire zwischen Felsen ein seegleiches Bette von 6,000′ Breite. Hier hörten sie nun vom Oberhaupte zu Macaya: der Strom werde oberhalb der Wasserfälle wieder schiffbar, nach 10 Tagereisen käme man zu einer Insel, und 20 Tagereisen oberhalb der Insel, auf dem durch diese gebildeten nordwestlichen Arme zu einem großen See oder Morast, aus dem der Zaire trete. Von der erwähnten seeähnlichen Ausdehnung des Zaire an zeigte sich am 1. September das Anwachsen des Stromes am Ende der Regenzeit. Die Vegetation wurde wieder üppig und gewährte den Botanikern reiche Ernten; aber Ameisen und beschwerliche Wege entkräfteten sie immer mehr. Der Zaire verfolgt hier einen Schlangenlauf bis Condo Yanka, wo endlich ein ebener Boden begann und sie auf der Hochebene Afrikas angelangt zu sein schienen. Sie kamen hier am vierten Tage nach der Abreise von N'Inga durch eine Stadt, die aus einer langen Reihe Häuser längs dem Strom bestand. Die vornehmsten Einwohner hatten Kleider von europäischen Zeugen. Die Weiber fand Tukey häßlich wie die Neuholländerinnen; sie brachten Lebensmittel in Menge zum Verkauf. Man sah viele Hunde, der Strom wurde reich an unbekannten Fischen. Die Äcker waren mit indischem Korn bebaut und gaben zwei Ernten. Der Strom beherbergte die großen Eidechsen in Menge, welche nicht bestimmt als Alligators oder Krokodile angegeben werden können. Flußpferde zeigten sich bis 10 Stück bei einander und eine volle Ladung aus den Musketen machte auf sie keinen Eindruck. Die Reise wäre nun weniger mühsam gewesen, aber Fieber, Mangel, Entkräftung und Noth aller Art zwang zur schnellen Rückkehr, Noch einmal bestieg man einen Hügel, mit Wehmuth sah man den Strom seine Fluten von S. O. herwälzen, man kehrte um, und nur wenige erreichten, von schwarzen gemieteten Ruderern geführt, das Expeditionsschiff, wo man die Mannschaft, von Seeluft umweht, reich mit Lebensmitteln und Palmenwein versehen, gesund antraf. Wichtig ist die Bestätigung auch hier, daß mit der Annäherung des Hochlandes Ackerbau und ein gewisser Kulturgrad, wie auch mildere Sitten zunahmen. Ob Tukey mit seiner Begleitung nicht besser gethan hätte, sich der Diskretion dieses gutmüthigen Bergvolkes zu überlassen, das ihm keine Ursache zur Klage gab, als daß er mit seinen Begleitern krank und elend umkam und in be-

schwerlichen Wildnissen verschmachtete, lassen wir unentschieden. Ohne Gefahr könnte man im Hochland weilen, die gesunde Luft hätte nebst Herstellung der Kräfte Akklimatisirung zur Folge gehabt, was durch eine gefahrvolle Rückreise verwirkt wurde. Übrigens verdanken wir dieser, offenbar nur wegen übler Leitung verunglückten Expedition die Kenntniß der Zaireufer bis auf die Hochterrasse und glauben unsern Lesern mit Lieferung der Resultate einen Dienst erwiesen zu haben.

5) Das Reich Cacongo am linken Ufer des Zaire zwischen dem Zaire- und Indiancap unter 5° südl. Br. Es ist ein reizendes Ländchen, das Paradies der Welt, mit prächtigen Häfen, nicht so tödtlich selbst für den Europäer, als die südlichen Gegenden, ausgestattet von der Natur mit allen Schätzen, die ein glückliches Volk nähren. Zum Glücke gehört aber sittlicher Werth, der sich an einer Küste nicht finden kann, deren Despot ein Sklavenmäkler ist, eben so wenig, als Völker dahin Humanität bringen, wo es um den Menschenhandel allein zu thun ist.

Cabenda, unter 5° 35′ südl. Br., 31° 16′ östl. L., an einer kleinen Bucht in der herrlichsten Gegend der Erde, die auch hier das Eden des schönen Landes heißt. Das Meer ist hier immer ruhig, der Hafen bequem zum Landen. Cabenda heißt Palmenstadt. Man kennt sie von weitem an einem hohen zuckerhutförmigen Berge, der von oben bis unten mit der schönsten Vegetation bedeckt ist. Eilf Minuten nördlicher liegt unter 5° 24′ südl. Br. und 31° 1′ östl. L. Melimba ebenfalls an einem Zuckerhutberge, doch minder hoch als der bei Cabenda. Diese konischen Berge oder vielmehr Hügel charakterisiren überhaupt die Küste von Cacongo. Die Stadt hat eine gesunde Lage, sie hat Reichthum an Lebensmitteln. Der Landungsplatz ist gut, aber die Europäer haben sich auch hier diejenige Gegend zum Marktplatze auserwählt, die sehr ungesund ist. Hier wohnt ein Häuptling aus königlichem Blute, 4 Meilen von dem Handelslager. Seine Wohnung ist eine Gimbange, wie wir oben beschrieben haben, aber auf europäische Art möblirt. Cingale ist die Residenz des Königs, liegt 10 Meilen von der Küste in einer luftigen und gesunden Gegend, und weder an der Küste noch an einem Flusse, wie unsre Karten angeben. Acht Meilen östlich von Cingale liegt Maguenza mit christlichen Ansiedlern.

6) Das Reich Coango reicht bis zum Vorgebirg Lopez, ist nicht so leicht zugänglich wie Cacongo, da die Ufer steil und nur mit Negerkähnen zu belanden sind. Übrigens sind schöne Buchten mit gutem Ankergrund vorhanden. Die Küsten

sind felsig, und jene abenteuerlichen Naturpyramiden finden sich auch hier und gereichen dem Lande zur zauberischen Zierde. Das Land ist fruchtbar, reich an Produktion aller Art. Die Bewohner des nördlichen Landes sollen ungastlicher als die übrigen sein, wozu man ihnen wahrscheinlich Veranlassung gegeben. Es gibt sehr gesunde Gegenden, aber auch fiebergebärendes Sumpfland. Im Innern sollen unbewohnte Wüsten sein. Städte sind hier Coango, 4° 37′ 37″ 10‴ südl. Br. und 30° 41′ östl. L. von Ferro. Die Stadt heißt auch Boali, liegt eine Meile vom Ufer in einem Palmenwald, ist von sehr großem Umfange nach Afrikanerart und hat 15,000 Einw. Sie sind ein gutes Negervolk, nicht ohne Nüancen, die von Europäervermischung zeugen. Sie liefern in den Handel Sklaven, einheimische Zeuge, Geflügel, Fleisch, Fische, Elfenbein, Sandel- und Ebenholz, und nehmen dagegen mit allerlei Waaren vorlieb. Sie verarbeiten auch Kupfer. Der Handel wird auf einem kleinen Berge am Meeresufer getrieben, und kein Schiffer wagt es, am Strande zu schlafen, weil die Gegend äußerst ungesund ist, obwol sehr fruchtbar. Allein so wie in ganz Südafrika tragen die Wolken von Schnacken und stechenden Mücken nebst den Ameisenheeren nicht wenig zur Unwirthlichkeit bei, wie sie auch durch den unaufhörlichen Reiz der Haut, den sie verursachen, den Körper für die Miasmen desto empfänglicher machen. Nördlicher liegt Kilongo, ein Handelsort an der Meeresküste, der Elfenbein liefert, dessen Bevölkerung aber durch den Verkehr mit Europäern ganz verdorben ist. Jumbo oder Majumbo, 3° 35′ südl. Br., 29° östl. L. von F., liegt am Küstenflusse Kombi und hat 1,000 Einw. Vom Meere aus gesehen gewährt es einen schönen Anblick; das Land ist schön bewaldet, wie man es nur unter den Tropen sieht, und das terrassirte Ansteigen des Hintergrundes mit der lieblichsten Beleuchtung des Tropenhimmels erhöht die Schönheit. Die Neger sind hier klug, sanft und gesittet. Sie liefern Elfenbein und Senegalgummi. Am nördlichen Ufer des Flüßchens liegt Sette.

Die Küste bis zur Biafrabai.

Diese Küste reicht vom Cap Lopez bis zur Bai von Biafra oder der Mündung des Camerone und dem Hochland der Amboser. Diese Küste ist noch immer sehr wenig besucht und daher von den Vortheilen und Nachtheilen des europäischen Verkehrs verschont geblieben, obgleich in neuester Zeit die Britten ihren Einfluß behaupten und immer weiter ausdehnen. Von der Lopezspitze bis zur Gaboonbai wissen wir so gut wie nichts. Letztere hat Bowdich, dieser fähige und kenntnißreiche

Britte, besucht. Mehre Flüsse durchströmen nach seinem Bericht diese Küste zwischen dem Gaboon und Camerone, dem Boro, Compo Garajam, S. Benito u. s. w. Das Land gewährt durch seine reiche Vegetation und die malerischen Bergreihen, die sich im Hintergrunde hinziehen, wie durch die Gestalt seiner Küsten einen angenehmen Anblick. Das Klima ist jedoch hier unfreundlich; die Regenzeit dauert länger als in Nieder-Guinea, die Stürme sind heftiger, die Gewitter gleichen vom Himmel sich nach allen Seiten ergießenden Feuerströmen unter einem Gekrache, das die Grundfesten der Erde erschüttert. Dicker Nebel liegt im Januar und Februar auf dem ganzen Lande, durch den nur zur Mittagszeit die Sonne bricht. Während dieser Zeit dörrt ein Nordwestwind alles aus; der Thermometer fällt um 6° bis 8° Réaum. und die Eingebornen klagen in der Ebene unter 30′ südl. Br. über grimmige Kälte, hüllen sich ein, unterhalten beständig Feuer und ihre Haut ist immer mit einem weißen Schorf bedeckt. Den untern Lauf des Gaboon hat uns Bowdich genauer beschrieben. Nach ihm hat er bei seiner Mündung in einem flachen Lande 18 engl. Meilen Breite. 25 solcher Meilen aufwärts liegen die Inseln Embenee und Dambee, oder wie die Europäer sie nennen, die Papageien- und Königsinsel. Die erstere enthält Ruinen eines portugiesischen Forts.

Das Land umher, sowol gegen Süden bis zum Nazarethflusse, als nördlich bis zur Biafrabai, ist fruchtbar, reich an allen Thieren Afrika's, besonders an Flußpferden, Elephanten und einer großen Art von Antilopen. Der afrikanische Orangutang soll hier zu Hause sein. Der Ingena, eine andere Affenart, soll 5′ hoch werden und sich vom wilden Honig nähren. Sie sollen sich oft in Wälder verstecken, um die Reisenden nach dem Innern anzufallen. Auch sollen sie sehr nachahmungssüchtig sein, sich nach Art der Menschen Lasten aufladen und daran zu Tode tragen. Ebenso sollen sie die Hütten der Neger nachahmen und sich in denselben auf die Erde legen. Der Pflanzenwuchs ist unendlich reich; das Rothholz ist nebst dem Eisen und andern Hölzern in Menge vorhanden. Die Flüsse wimmeln von Fischen und Nilpferden und Krokodilen, die Oberfläche von Wasservögeln.

Diese Länder, die unter viele Herren getheilt sind, werden von Negern bewohnt, die uns die ältern Reisebeschreiber als äußerst wild darstellen; in neuerer Zeit hat sie der schon erwähnte Engländer mild und freundlich gefunden. Jeder wohlhabende Kaufmann in einem Dorfe oder einer Ortschaft ruft sich zum Könige

aus und nimmt diesen Titel an. Die Gewalt über seine Unterthanen ist jedoch gering und alle scheinen die Oberherrschaft des Königs Georg in Georgenstadt anzuerkennen. Georgenstadt nennen die Eingebornen Naängo. Die Gewalt, Gesetze zu geben und zu vollziehen, ist in des Königs Hand, der ein Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen hat. Der Verurtheilte kann jedoch auch außer Landes gehen. Beim Ableben des Vaters theilen die Erben die Verlassenschaft in gleiche Theile; nur der Älteste erhält das Doppelte. Tödtet ein Mann einen andern, so wird er öffentlich verhört, und kann er sich nicht rechtfertigen, zum Tode verurtheilt. Tödtet er eine seiner Frauen, deren Zahl sein Rang bestimmt, so zahlt er an ihre Familie eine Geldstrafe. Tödtet er ungerechterweise einen Sklaven, so kann ihm sein eigner Sohn oder der Erbe den Prozeß machen und zum Schadenersatz zwingen. Blutschande wird verabscheut, und darum darf Niemand seine Schwiegermutter ansehen. Weiber aber leihen sie einander und wer seine Frau verspricht, muß sein Versprechen halten oder verfällt einer Geldbuße. Ohne diese Einwilligung, die nicht schwer zu erhalten ist, darf bei Verlust aller Habe und selbst des Lebens kein Liebeshandel mit einem fremden Weibe angeknüpft werden. Das Haar tragen sie in Flechten nach den Seiten herabhängend, an der Stirn stehen sie wie Hörner hervor. Weiber tragen um die Beine eine Menge eherner Ringe vom Knie bis an die Knöchel, so daß es klappert, wenn sie gehen oder tanzen. Jede Familie hat ihren Fetisch, aber vom Unsterblichkeitsglauben findet man wenig Spuren. Stirbt jemand, so verschließt man die Thür seines Hauses sieben Tage lang. Die Bewohner dieser Gegend sprechen die schönste Negersprache in Afrika. Sie ist biegsam, lieblich sich in Ohr und Seele durch geschmeidige und viele Vokalsilben spielend. Auch sprechen die Anwohner des Gaboonflusses fertig englisch, wie auch viele französisch und portugiesisch sprechen.

Der Hauptort für den Handel an dieser Küste ist Näango oder Georgenstadt. Sie besteht aus einer breiten und geraden Straße mit reinlichen Häusern aus Bambus. Sie liegt unter 30′ nördl. Br. Die Lage ist aber äußerst ungesund, die Mosquitos hier erschaft, und die Hitze unendlich groß, wie sie in einer flachen Gegend neben dem Äquator nur immer sein kann. In jeder dunkeln Nacht ließ der Häuptling Tom Lavson Herrn Bowdich nach einer Seite hinsehen, wo nach der Sage der Demantberg liegen sollte. So oft der Mond schien, ward auch wirklich ein bleiches Licht, das jedoch merklich war, als von einem

Berge jener Gegend ausgehend, gesehen, und es ging auch nur von einem einzigen aus. Diese Erscheinung ist übrigens auch in Amerika nicht unbekannt, wo man dieselbe Fabel von einem Diamantberge damit verbindet, wie hier. Eine glatte Granit= oder Glimmertafel erklärt jedoch dieselbe hinlänglich. Ausgeführt wird von dieser Küste: Camholz, Elephanten= und Flußpferdzähne, Wachs, Gummi, Reis, Honig, Malaghettapfeffer, Palmöl, mancherlei Färbe= und Galanteriehölzer im Werth von 2 Millionen.

Endlich ist auch noch in der Biafrabai, an der Mündung des Camerone, ein wichtiger Handelsort, wo Elfenbein, Palmöl, Gummi und Sklaven verhandelt werden. Europäische Niederlassungen sind an der Nazarethbai bis zur Mündung des Camerone, außer ein paar Faktoreien, keine.

Durch Bowdich haben wir auch einige Nachrichten von dem Innern des Landes erhalten. Freilich beruhen dieselben blos auf Aussagen der Sklaven und der Bewohner von Naängo und klingen wirklich seltsam. Der Gaboon erstreckt sich etwa 40 Meilen landeinwärts und theilt sich dann in 2 Arme, von denen der eine von Osten, der andere von Nordosten herkommt. Die Quellen des letztern Armes sind unbekannt; er ist zwar breit und tief, aber ein Wasserfall hindert die Kaufleute, denselben mit ihren Kähnen hinaufzufahren, und zwingt sie, ihre Kähne über einen Tragplatz zu schleppen. Den andern Bezirk bewohnen die Negerstämme Noko, Aprok und Komebag. Nachdem man wieder zwei Tage und Nächte den Strom hinaufgefahren ist, gelangt man nach Samasfialen, der Hauptstadt des Landes Kalay. Samasfialen soll eine bedeutende Stadt sein, und Asäko die zweite Hauptstadt des Landes. Die Kalays werden als ein kunstreiches Volk geschildert, die das Eisen zu bearbeiten wissen, das hier überall gefunden wird. Sie hüten sich aber sehr, diese Kunst der Behandlung dem Küstenvolk zu zeigen, da sie für ihre Messer, Scheren, Speere, Matten und Bambuszeuge Kupferwaaren und europäische Gegenstände eintauschen. Ihr Bambuszeug sieht wie ungebleichte holländische Leinwand aus, aber ihre Matten sind sehr schön, und von mannigfaltigen Farben und Mustern, die nichts Rohes an sich haben, sondern auch bei civilisirten Völkern den Ruhm der Eleganz erhalten würden.

Diese Völker sind Menschenfresser. (Ich zweifle, daß in ganz Mittel= und Südafrika bei den Eingebornen der Ekel vor Menschenfleisch sehr groß ist.) Sie essen nicht allein ihre Gefangenen,

sondern auch ihre Verstorbenen, deren Leichname sogleich nach dem letzten Athemzuge feilgeboten werden. Häufig ißt der Vater sein eignes Kind. Geflügel und Ziegen gibt es hier in Menge, aber so lange Menschenfleisch zu haben ist, werden sie verschmäht. Das Salz ist sehr theuer; Kaufleute sollen sich nur stark bewaffnet in ihr Land wagen. Nordöstlicher soll ein Volk sein, das des Nachts besser sieht, als am Tage, und an diesem schläft und in jener arbeitet und reiset! (?) Wir sehen, daß wir hier am Rande der Mährchen sind, und dahin dürften alle Berichte so ziemlich gehören, die in Bowdichs Reise sich über diese Gegenden vorfinden, besonders der Lauf der Flüsse, welcher gegen die Natur der Dinge mit Gewalt mit dem Quolla, Quorea, Wola, Dschioliba und — Niger in Verbindung sein soll. Das Schlagwort Niger setzt sogleich alle Geographen in kritische Bewegung. Hier also ist alles dunkel, unsere Kenntniß verliert sich hier über das Innere des Landes wirklich so, daß auch wir am Tage nicht sehen; mit dem Unterschiede, daß es des Nachts eben so dunkel bleibt, außer — in Träumen.

Somit schließen wir dieses unvollkommene Gemälde Südafrika's. Gewaltig wirken hier die Kräfte der Natur mit dem Geiste der Eingebornen zusammen, um uns zu verhindern, das Licht der Wissenschaft in das Dunkel, das in diesem Welttheile lagert und so viele Sünden Europa's deckt, zu bringen. Es dürfte wol noch, selbst unter den günstigsten Umständen, ein Jahrhundert vergehen, bis unser Licht einer höhern Intelligenz seinen Glanz über die Völker der Hochebenen verbreitet. Möge es das Licht des Christenthums, der Humanität, der Geistesfreiheit und der Civilisation sein! das von Süden her über diese Völker aufgeht; möge ein künftiger Geograph die blutigen Spuren europäischer Barbarei verwischt finden, und an den künftig zu beschreibenden Boden nur frohe, die Menschheit beglückende Erinnerungen zu knüpfen haben!

Das Kongland.

Es umfaßt das Bergland, welches Guinea, Senegambien, die Mandingostufe nebst Sudan begreift; zwischen 5° und 16' n. B. und 0° bis 46° ö. L. v. F.

Um in unserer Beschreibung Afrikas weiter fortzufahren, ist es nothwendig, noch einen Blick auf das Hochland Südafrikas zu werfen. Die große Hochtafel von 180,000 Quadratmeilen übertrift an Größe Europa. Sie dehnt sich von Süden nach Norden und von dem Neuveldsberge im Caplande bis Enarja auf 600 Meilen aus und mag in ihrer größten Breite 300 Meilen betragen. Gegen N. bildet sie einen 4,000' hohen Abfall, in verschiedene Gebirgsäste fransenartig auslaufend. Dieser große Abfall, Afrika in seiner größten Breite durchsetzend, bildet einen tief eingekerbten Halbmond, dessen östliche Spitze unterhalb Cairo, die westliche aber im grünen Vorgebirge zu suchen ist. Vielleicht war es diese Form, welche sich dem handelnden Wanderer durch Sudan auf seinen Karavanenzügen darstellte, die ihn veranlaßten, die ganze Abdachung mit dem Namen Dschebel el Kumri (Mondgebirge) zu belegen. Solche Benennungen, gleichsam von der Natur selbst aufgedrungen, sind bei Naturvölkern eben nicht selten. Diese ganze Hochebene scheint von S. nach N. und selbst von W. nach O. an Höhe allgemach abzunehmen, indem sie auf dem südlichsten Punkte 6,000', in der Mitte 8,000' und am nördlichen Ende 9,000' wahrscheinliche absolute Höhe darbietet. Hingegen scheint von den zwei Mondspitzen die östliche; nemlich Abyssiniens Hochland, die höhere zu sein, wogegen die westliche, nemlich das Kongland, tiefer durch seine Abdachung einwirkt und eine bis an den nördlichen Fuß der abyssinischen Alpen fortwirkende Widerlage zu bilden scheint. Auch sind es diese Mondphasen, welche vulkanische Gebirge und die westliche vielleicht noch wirkende Vulkane enthalten. Zwei große Seen, der Zambeze und Avilunda oder Achelunda senden nach O. und W. Flüsse an das Küstenland hinab; eben so die Hochebene Ströme von Wassern. Dieses alles haben wir im vorigen Abschnitte betrachtet und wenden uns nun nach der westlichen Phase und seiner Widerlage gegen das Hochland

des Osten. In diesem Theile Afrikas haben wir der leichtern Übersicht wegen folgende Abtheilung gemacht, die wir einzeln der Reihe nach zu betrachten gedenken. 1. Guinea, 2. Senegambien mit der Mandingostufe, 3. Sudan. Das Ganze, welches diese Theile umfaßt, bietet folgende Eigenheiten dar: Das Küstenland zwischen der Biafrabai und dem grünen Vorgebirge bildet unter dem 5° und 16° n. B. und 0° bis 30° ö. L. v. Ferro ein Bergland, das für sich ein kleines System ausmacht. Wie es nach allen Seiten Bergäste und Längenthäler bildet, so sendet es auch nach allen Seiten Flüsse aus. Mit Recht glauben wir daher; dies Bergsystem, welches übrigens keine bedeutenden Erhöhungen darbietet, das quellenreichste des ganzen Kontinents nennen zu dürfen. Hier, scheint es, liegt das Herz des nördlichen Afrika, von dem aus nach allen Richtungen die belebende Flüssigkeit durch den Kontinent getrieben wird, und wahrscheinlich hat der Nil hier seinen mittelbaren Ursprung. Außer einer Menge Küstenflüsse mündet der große Fluß von Timbuktu, der Dschioliba, unzweifelhaft, wenn auch nicht erwiesen, in die Bai von Benin. Nach Mollien hat er seine Quellen unweit denen des Senega und Gambia. Das Ganze dieser so viel besprochenen Sache wird viel leichter zu beweisen sein, wenn man aufgehört haben wird den Dschioliba in den Niger oder den gegen O. fließenden Fluß Herodot's zu verwandeln, was er denn doch nun einmal nicht sein kann. Der Niger der Alten ist und bleibt ein von W. nach O. fließender Fluß, und selbst, nachdem ich den neuesten Aufsatz über diesen Gegenstand in den Berghausischen Annalen gelesen habe, glaube ich mich um so mehr zu der Behauptung berechtigt, daß beim Dschioliba oder Quorrah vom Niger durchaus nicht die Rede sein kann. Dieses hindert jedoch keineswegs den Yeu oder den Schary, wenn man so will, für den Niger der Alten zu nehmen, wenn ja ein Niger sein soll. Die alten Schriftsteller und besonders Plinius, der Urheber dieses ganzen Prozesses, haben gewiß nicht daran gedacht, was er für Unheil anrichte, als er das unselige Wort Niger niederschrieb. Wirklich wird bei dem bloßen Namen jedem Geographen schwarz vor den Augen! Schade, daß der Streit bereits mit Erbitterung geführt wird und Hypothesen mit Hohn aufgenommen werden, der nun einmal auf dem Felde der Untersuchung als Unkraut betrachtet werden muß. Am Ende streitet man doch nur um einen Schatten. Die Alten wollten nach allen vorhandenen Stellen nur den weiten Lauf des

Nil bezeugen, und ihre Meinung, daß er tief aus dem Innern des Kontinents von W. herkomme, ist auch jetzt noch die herrschende in Afrika selbst. Einige Takrouripilger aus Dar Sile sagten Linant ganz ausdrücklich: sie seien zwei Monate lang am Bahr el Abiad gereist, bevor sie Senaar erreichten, und daß sie, ehe sie an den Bahr Abiad kamen, dem Laufe eines andern Flusses aufwärts folgten. Ihren Aussagen zufolge entspringt der Bahr el Abiad in einem Lande, Namens Bahr=el=Lesse, von wo, und dies ist entscheidend, viele Gewässer gegen Marok (Marokko) fließen. Da wären wir also wieder in den Kongbergen! Am besten ist es, lassen wir den Niger im Plinius und den Dschioliba im Konglande. Daß auf der Ostseite der Mandigostufe mehre natürlich nach O. fließende Flüsse entspringen, ist nunmehro gewiß; daß der Nil tief von W. herkomme, hat Linant mit überwiegenden Gründen bewiesen; daß er mit den Flüssen, die aus dem Konglande nach O. fließen, in Verbindung stehe, ist wenigstens höchst wahrscheinlich. So glaube ich, können alle Meinungen, die auf Erfahrung gegründet sind, in Ehren bleiben. Die Alten, welche den Nil von W. kommen lassen, die Nasamonier, welche einen so strömenden Strom mit Krokodilen und Flußpferden suchen; aber auch die Neuern, welche den Dschioliba entdeckten, dessen Einmündung in das atlantische Meer nicht bezweifelt werden kann. Indessen haben die Alten auch hier das Verdienst, durch ihre Nachrichten den Forschungsgeist geweckt und so das Innere Afrikas aufgeschlossen zu haben.

Außer diesem Räthselflusse entspringen in der Nähe der Dschiolibaquellen der Gambia und der Senegal nebst mehren andern bedeutenden Flüssen, wie der Volta, Mesurado, Rio Grande u. s. w. Wenn nun der Dschioliba wirklich in die Bai von Benin fließt, wie dieses beinahe gewiß ist, so machte er eben die Grenze aus, welche das Kongland als eine Ecke Afrikas isoliren würde. Indessen halten wir uns überzeugt und hoffen durch die folgenden Entdeckungen gerechtfertigt zu werden, wenn wir annehmen, daß dieser Knoten der Kongberge mit der Mandingostufe mittelst mehrer Bergrücken, die den Dschioliba durchsetzen, eben so zusammenhängt, wie alle Küsten Südafrikas.

I. Ober=Guinea.

So nennen wir den ganzen Küstenstrich zwischen der Biafrabucht und dem Löwenberg oder Siera Leona,

also von 5° bis 16° n. B. Die Gestalt dieser Küste ist folgende: Vom Cameronefluß zieht sie sich noch ungefähr 2° gegen N. fort, eine beinahe einen Grad tiefe Bucht bildend. Hinter dieser Bucht wendet sie sich plötzlich gegen W. und nachdem sie unter 23° L. von F. ungefähr, den Meerbusen von Guinea bildet, behält sie diese westliche Richtung bis zum 10° L. bei, wendet sich dann gegen N. W. und endlich wieder gegen N. bis zum 16° n. B., wo das Vorgebirg Siera Leone ausläuft. Diese ganze Küste ist flach und das Hochland zieht sich hier von der Küste weit zurück. Demungeachtet verrathen einige hervorspringende Punkte, daß tiefer im Lande wol ein Zusammenhang zwischen Hochafrika und dem Konglande mittelst Berggräten stattfinde. Auf diesen Gebirgen landeinwärts befinden sich die Wein- und Ölpalmen, Elephanten, Antilopen und glänzendschwarze Bergneger bewohnen diese Gegend, während die Strandneger erdfahl sind. Eingetheilt wird diese Küste a) in die Küste Benin, b) die Sklavenküste, c) die Gold- und Elfenbein- oder Zahnküste, d) die Malaghetta oder Pfefferküste, e) die Siera Leoneküste. Diese Namen bezeichnen jedoch mehr die Art des Handels, als eigentliche Landesnamen und sollen auch hier nur als solche beibehalten werden, die uns eine Abtheilung gewähren und die Darstellung erleichtern.

a) Die Küste Benin.

Nördlich vom Camerone liegt das Hochland der Ambofer, bergig, wie schon sein Name sagt und vulkanischer Natur. Außer dem Camerone ergießen sich in die Benin- oder auch Formosabai eine Menge Flüsse und Flüßchen, deren jeder von den Europäern einen Namen erhielt, freilich nur an der Mündung. Der beträchtlichste und merkwürdigste ist jedoch der Benin oder Formoso, wahrscheinlich aber der Dschioliba, und eben so wahrscheinlich sind alle Flüßchen vom Rio del Rey oder Königsfluß bis zum Formoso blos die Mündungen eines und desselben Flusses, nemlich des Dschioliba und die ganze flache Küste von Benin das ungeheure Delta dieser Mündungen, welches übrigens nicht größer ist als das Nildelta und bei weitem nicht an das des Orinoko reicht, womit der Dschioliba und überhaupt das ganze Kongland mit den Parimebergen die größte Ähnlichkeit hat. Diese Ansicht ist um so wahrscheinlicher, als allen Nachrichten zufolge die Ausflüsse sich oftmals verändern, und der Arm, welcher jetzt mit Schiffen befahren werden kann, ist vielleicht in einem Jahre

nicht mehr vorhanden. Andere Nachrichten behaupten sogar, auch der Lagos sei ein Arm dieses großen Flußgebietes. Dieser Lagos umfließt die Sklavenküste, und es wäre eben nicht unmöglich, daß sich obige Behauptung bestätigte. Diese Flußmündungen sind jedoch alle seicht und versandet und die Einfahrt sehr schwierig, da das Wasser kaum einige Fuß tief ist.

Schon die obige Beschaffenheit des Küstenlandes macht, daß diese Küste sehr ungesund ist, wie sich solches von einem flachen, sumpfigen und unter 4° und 5° n. B. liegenden Lande nicht anders erwarten läßt. Wir gehen nun zur Beschreibung einzelner Distrikte über und müssen hier noch zuerst erwähnen:

1) Das Hochland der Amboser zwischen 4° und 6° n. B. und 28° ö. L. von Ferro. Der Königsfluß, tief und breit wie ein Meerbusen bei seinem Ausflusse, und der Camerone südwärts schließen dieses Hochland ein und zugleich trennt ersterer es von dem flachen Lande von Benin. Vielleicht ist das ganze Hochland der Amboser eine Insel. Dieses Land ist hoch, vielleicht das höchste in ganz Afrika, vulkanisch und ganz von der Art, wie ähnliche Länder in allen Welttheilen. Die Nachrichten, welche die ältern Reisenden von diesem Lande geben, haben Robertson und Monrod bestätigt. Die Cameroneberge, wie die Piks dieses Hochlandes genannt werden, sieht man weit ins Meer hinaus; und man bemerkt mehre Piks, an Höhe dem Teyde auf Teneriffa gleich. Die Gipfel bis auf ein Drittheil herab sind kahl, und man will sie häufig mit Schnee bedeckt gesehen haben. Dieses setzt jedoch eine Höhe von 16,000 Fuß voraus, welche wir bezweifeln und daran erinnern, daß auch der Pik von Teneriffa, welcher unter 28° n. B. bei 11,000′ Höhe sich allerdings im Winter mit einer Schneeperücke versieht, dennoch selbst im Sommer beschneit scheint, sobald eine gewisse Beleuchtung diese Täuschung begünstigt; welche aber von der Farbe des mit Asche und Bimsstein bedeckten Pitou herrührt. Sollten jedoch die Cameroneberge wirklich in die Schneegrenze reichen, so müßten sie den Pik von Teyde wenigstens um 500 Toisen übertreffen. Wie auf Vulkanen, ist die Vegetation herrlich und üppig. Eine Menge Quellen lassen zahlreiche Wasser entströmen und machen das Land zu einem der fruchtbarsten und angenehmsten der Welt. Palmen sieht man nicht, aber alle Erzeugnisse Guinea's gedeihen in ungeheurer Fülle. Ungeheure Wälder bekleiden den Mittelstrich der Berge, die sich oft in Nebel hüllen und deren Gipfel feuerspeiend gesehen worden sind. Die Bewohner dieses Landes sind

die Amboser, auch Calbingo's genannt. Die Küste wird von Holländern besucht, jetzt auch von Britten.

2) Alt-Calabar oder Dunkestown im Lande gleiches Namens und an dem nördlichen Ufer des Bongo- oder Calabarflusses 5 Meilen landeinwärts. In einem kleinen Dorfe, Kingstown genannt, residirt der König. Schon diese Namen bezeugen, daß hier die Engländer Herren sind und sich des Handels bemeistert haben. Die Bewohner dieses Ländchens werden uns als ackerbauend und gebildet beschrieben. Sie selbst leben von Yamswurzeln; mit Getreide füttern sie das Vieh. Die meisten Männer lesen und schreiben englisch und halten sich ordentliche Handelsbücher. Der Handel ist hier bedeutend und die Kaufleute bilden eine eigene sehr geachtete Kaste, in welche aufgenommen zu werden ein gewisses Vermögen erforderlich ist. Sie verkaufen sehr viel Palmöl und Rothholz, etwas Elfenbein, Ebenholz, Wachs, Pfeffer und Baumwolle. Die Britten liefern ihnen dagegen indische und europäische Manufakturwaaren und Salz. Ihre Sitten sind ein Gemisch von Aberglaube und Barbarei. Menschenopfer sind gebräuchlich, Vielweiberei, besonders bei den Vornehmen, gewöhnlich. Originell, aber häufig in Afrika ist die Art, wie Weiber gezüchtigt werden. Bei uns geschieht so etwas gewöhnlich privatim und ohne Umstände; nicht so in Mittelafrika. Hier fahren die Männer, so oft eine Anzahl schuldiger Schönen vorhanden ist, an das andere Ufer des Stromes, maskiren sich mit bunten Gewändern, Troddeln und Schellen, brechen Zweige von den Bäumen und kehren so mit großem Geschrei zurück, holen so mit seltsamen Geberden die armen Frauen heraus und eine tüchtige Tracht Schläge ist das Ende vom Maskenball. Nach dieser Operation legt der Mann sein Alltagskleid wieder an. So seltsam diese Sitte sein mag, so ist sie doch nichts weniger als übel; denn da diese Operation mit so viel Ceremonien verbunden ist, wird sie wahrscheinlich nicht so häufig vorgenommen, als wo sie aus dem Stegreif vollzogen wird.

3) Bonny, unfern der Mündung des Flusses gleiches Namens, sumpfig, mit der Stadt Bonny, die 20,000 Einw. haben soll. Der König soll ziemlich mächtig sein, Kriegskähne, mit 140 Mann und einer Kanone ausgerüstet, besitzen. Hier aber sollen bis jetzt jährlich 20,000 Neger verhandelt worden sein! weniger Palmöl und Elfenbein. Um die Sklaven herbeizuschaffen, werden die Kähne bemannt, mit Waaren beladen und unter Lärm und Getrommel alle an einem Abende gelichtet;

nach 6 Tagen kehren sie beladen mit den armen Sklaven zurück. Menschenopfer sind auch hier üblich, und das Fetischhaus des Königs ist mit Menschenschädeln verziert. Eine große Eidechse ist der Fetisch wie in Egypten. Die Einwohner sind üppig, träge, haben viel Palmwein; Yamswurzeln und Tabak werden gebaut, auch Meersalz gewonnen.

4) Das Reich Qua und nördlich davon Acricok, liegt an einem Arme des Bonnyflusses. Das Land ist sehr sumpfig, die Bewohner sollen ausnehmend schwarz, wild und Menschenfresser sein.

5) Neu-Calebar am Flusse gleiches Namens, in den Schiffe von 300 Tonnen Gehalt einlaufen können, obwol übrigens die Küste sehr gefährlich durch Untiefen und Sandbänke wird. Auf einer Insel des Neu-Calebarflusses liegt die Stadt gleiches Namens, darin ein König herrscht, dem eine Art Senat beigegeben ist. Überhaupt bietet diese ganze Küste ein so ziemlich getreues Bild Italiens zur Zeit der Gründung Roms dar. Kann vor dem Senat ein Angeklagter nicht überführt werden, so nimmt man zu Ordalien seine Zuflucht. Er muß nemlich über den Fluß schwimmen, darin es sehr viele Haifische gibt, fressen ihn diese, so ist er überführt; fressen sie ihn nicht, so ist er unschuldig! — Die Einwohner sollen überhaupt ziemlich klug, gewandt und die Niedern ein nerviger Menschenschlag sein. Priester und Ärzte, die zugleich Zauberer sind, haben großen Einfluß und Gewalt über sie, die sich gern über alles, durch starke Getränke dafür trösten, wenn sie gedrückt werden. So erzeigen gleiche Ursachen überall gleiche Wirkung. Sie sprechen meist englisch, obgleich sie mit Franzosen, Portugiesen und Spaniern häufiger verkehren. Auch die Bauart der Häuser zeigt ein Volk, das die ersten Stufen der Kultur überschritten hat. Sie bauen dieselben nach maurischer Art, viereckig, mit einem Hofplatz, mehren Zimmern, welche durch die Hand der Frauen mit hübschen Arabesken verziert sind. Europäische Möbeln sind häufig, und die Wohlhabenden sind ganz nach Art der Europäer gekleidet. Sklavenhandel hat sie bereichert, aber nicht menschlicher gemacht. Auf den Gräbern der Todten werden Menschen geopfert. „Wir müssen, sagen sie, den Abgeschiedenen Bedienung nachsenden, sonst quälen uns ihre Seelen und lassen uns keine Ruhe; auch würden unsere Nachbarn uns der Feigheit und des Mangels an Verwandtenliebe beschuldigen.“ Zum Handel mit dem Innenlande haben sie große Barken, deren jede eine wohlbediente Kanone führt. Ih-

re Priester heißen Dschudschu und sind die Tirannen des Landes.

6) Das Reich Averri grenzt an den Benin oder Formosofluß. Das Land ist flach, sumpfig, waldig, fruchtbar mit großen Pflanzungen, die von Sklaven besorgt werden, während der Herr in der Handelsniederlassung wohnt. Die Einwohner sind indeß die civilisirtesten auf der ganzen Küste am Benin. Menschenopfer verabscheuen sie und man findet noch Spuren, daß die Portugiesen ehemals den römisch-katholischen Glauben unter ihnen verbreitet hatten. Handel ist die Hauptbeschäftigung, ausgeführt werden — Sklaven. Auf einer Insel im Forçadosfluß, 6 Meilen oberhalb seiner Mündung, liegt die Stadt Averri, mit 5,000 Einw. und Häusern aus Lehm, mit Palmblättern gedeckt. Es wird hier viele Töpferwaare fabrizirt. Die Stadt ist in 2 ziemlich von einander entfernte Theile getheilt. Näher an dem Meere liegt Polano und am Formoso der sumpfige Ort New-Town, wo man auf Balken von einem Haus zum andern gehen muß.

7) Das Reich Benin, wovon die ganze Küste gewöhnlich den Namen hat, wird vom Formoso oder Benin durchströmt. Niedrig und morastig wie die ganze Küste erhebt sich das Land, wie man sich von ihm einwärts entfernt. Das Königreich soll sich tief in das Innere erstrecken und das Küstenland bis Benin gehört dazu; wie auch dem König von Benin viele Herrscher tributbar sind, so daß er ein Heer von 100,000 Mann ins Feld zu stellen im Stande sein soll, was ich jedoch nicht glaube. Übrigens soll Benin mit dem Funda Clappertons eins sein, was wol wahrscheinlich, aber nicht konstatirt ist.

Dies Land ist übrigens fruchtbar und reich an allen Erzeugnissen, welche wir von den Küsten Afrika's in diesen Breiten gerühmt haben. Dieselbe reiche üppige Vegetation, belebt von denselben Thieren, durchstreift von denselben Scharen von Ungeheuern und Raubthieren, welche sich nur bei einer zahlreichen Bevölkerung und Kultur des Landes vermindern. Aber auch dieselben Plagen der Insekten, des miasmenreichen Klimas und der ungesunden Luft, wiewol weniger als an den bisher beschriebenen Küsten, da das Land Erhöhungen darbietet.

Die Bewohner des Reichs Benin sind weichlicher, wiewol weniger in der Civilisirung vorgeschritten, als die von Averri. Sie sind gut und gastfrei, aber unter einer despotischen Regierung verehren sie den Herrscher als Gott und sind

folglich von allen Nachtheilen einer solchen Regierung gedrückt. Sie sind daher auch sehr leicht zu reizen und alsdann rachgierig. Sie sind gedrückt und darum habsüchtig und geizig. Ihre Religion verbietet ihnen das Blut der Weißen zu vergießen, darum befriedigen sie ihre Raubbegierde oder Rachsucht, indem sie dieselben vergiften. Ihre Häuser sind ziemlich wohlgebaut, ihr Tisch mit Speisen aus Rind-, Hammel- und Hühnerfleisch besetzt; Fische werden gedörrt oder geräuchert nur von Armen verspeist. Yams und Banianen dienen statt Brot, Wasser und Palmenwein als Getränk. Vielweiberei ist nicht blos erlaubt, sondern scheint durch eine eigene Organisation Bedürfniß. Ohne Ceremonie folgt das Mädchen dem Manne, sobald die Einwilligung zu seinem Antrage erfolgt ist. Das Weib ist auch hier Sklavin des Mannes, sie bestellt das Haus, das Feld, die Kinder. Die ungestüme Forderung ihres Geschlechtstriebes und die Furcht vor der Verachtung wegen Unfruchtbarkeit scheint ihre Lage erträglich zu machen. Alle Mannspersonen sind der Beschneidung unterworfen und das Tätowiren gebräuchlich, besonders bei Mädchen. Dieselbe Unterwürfigkeit, welche Weiber ihren Männern erweisen, beweisen diese wieder dem König, mit dessen Leben dieselbe Idee wie mit dem Lama in Tibet verbunden wird: Er kann, wenn er will, ohne Essen und Trinken leben, und wenn er stirbt, so kommt sein Geist wieder in einiger Zeit zu seinem Nachfolger. Nicht nur seine Unterthanen, sondern auch benachbarte Völker reden mit ihm nur, indem sie sich auf die Knie werfen, die Augen niederschlagen, die Hand vor den Mund halten. Da die Europäer gleiches Rechts mit dem Fürsten des Landes sich erfreuen, so dürfen diese sitzen und durch einen Dolmetscher mit ihm reden. Der König geht oft Abends spaziren: wer ihm begegnet, muß sich wegwenden, niederwerfen oder sterben. Nur zwei Mal des Jahres, am Yams- und Korallenfest zeigt er sich öffentlich. Die Beniner glauben nemlich, wie alle Völker der Erde, an ein gutes und böses Wesen, oder an Gott und Teufel; und wie überall, spielt dieser letztere auch hier eine große Rolle, weil die Menschen immer mehr von Furcht als Liebe getrieben werden. Fetische und Zwischengeister gibt es auch hier und Opfer werden auch hier gebracht, von denen der größte Theil in die Tasche der Priester fällt. Zwei jährliche große Feste, das Yams- und Korallenfest werden nebst mehren andern gefeiert.

Menschen und Thiere werden dabei geopfert, die erstern jedoch nur in geringerer Zahl, seit man gefunden hat, daß sie

als Sklaven verkauft mehr eintragen als die Götter dafür bezahlen. Es wird jedoch auch der Fetisch bedacht und alle Kriegsgefangenen, welche von den Sklavenhändlern als Ausschuß zurückgewiesen werden, sind ihm geweiht. So weiß der Mensch sich überall abzufinden und alle seine Leidenschaften, die ihn zum Teufel machen, mit der Frömmigkeit, die ihn zum Engel stempelt, zu verbinden. Am Korallenfeste werden die Halsbänder des Königs, seine Frauen und die Großen des Reichs in das Blut der geschlachteten Männer und männlichen Thiere getaucht und die Gottheit gebeten, es nie an diesem Schmucke fehlen zu lassen. Das Yamsfest wird durch ein Wunder gefeiert, welches der König dadurch wirkt, daß er in ein Gefäß etwas trockne Erde und eine dürre Yamswurzel der letzten Ernte legt, jenes vor aller Augen in die Erde setzt und gleich darauf ein ähnliches Gefäß, das ihm mit einer in vollem Wuchs begriffenen Yamswurzel unterschoben wird, wieder hervorbringt. Das Volk stimmt nun Gesänge an, das Wunder ist vollbracht und eine gesegnete Ernte wird mit aller Zuversicht erwartet. Des Aberglaubens alte Rechte sind also auch hier in voller Kraft.

Dem König zur Seite steht der hohe Adel Fidars; die Befehlshaber, die Kaufleute und das gemeine Volk sind scharf geschieden. Der Adel erhält als Zeichen seiner Würde eine Korallenschnur und wird mit dem Tode bestraft, wenn er sie verliert. Der König und seine Hauptleute verwalten auch die Justiz und suchen in schwierigen Fällen durch Gottesurtheile die Wahrheit an den Tag zu bringen. Dreierlei Strafen erwarten den Schuldigen: Geldbuße, Tod oder Sklaverei. Der Sklave von Benin ist aber der empfindsamste. Heimweh verzehrt ihn im fremden Lande und treibt ihn, wie den Schweizer und Schotten oft zum Selbstmord. Beim Tode des Königs werden bei dessen feierlichem Begräbniß viele Menschen geschlachtet, die doch überall so gerne in ihren eigenen Eingeweiden wühlen! Neben dem Ackerbau wird auch auf dieser Küste großer Handel mit Sklaven, Elfenbein und Palmöl getrieben, wofür nebst Manufakturwaaren Europas, besonders Salz und Tabak gesucht wird.

Benin, wahrscheinlich das Funda Clappertons unter 6° 12′ nördl. Br., liegt einwärts vom Benin- oder Formosofluß in einer Gegend, wo gesundes Trinkwasser mangelt; die Stadt ist mit Wald umgeben, groß, mit Häusern aus Lehm, einem Schlosse und 20,000 Einw. und soll ehemals noch bedeutender gewesen sein. Südlich davon am rechten Ufer eines

Negerwohnungen in Benin.

Digitized by Google

Flußarmes des Benin liegt A-gatton oder Gatto in sumpfiger Gegend. Bis hierher schiffen die Europäer den Fluß aufwärts. Durch die verheerenden Kriege hat auch dieser Ort viel gelitten. Noch leidet das Land zur Zeit großer Wasser viel von den Überschwemmungen, welche die Dörfer nicht selten in dem flachen Lande fortreißen. Merkwürdig sind hier die Pferde, welche in Benin zuerst vorkommen, häufig benutzt werden und auf großen Verkehr mit dem pferdereichen Sudan hindeuten.

b) Die Sklavenküste.

Das Land zwischen dem Benin und Volta wird die Sklavenküste genannt, bezeichnend das Gewerbe, welches hier getrieben wird. Dieses Land zwischen 19° und 21° östl. L. steigt vom flachen und kahlen Ufer landeinwärts. Das Ufer ist eine grüne Savanne, tiefer hinein liegt die Waldung und jenseits Bergland. Heftig brandet die See an den grünen Küsten; und gefährliche Barren, besonders die von Fidah, machen das Befahren dieser Küste beschwerlich. Diese Barre von Fidah ist 20 Tagreisen breit und die Wogen brechen sich daran mit solchem Ungestüm, daß sie sich 20′ emporheben und senkrecht herabstürzen. Nur im August ist es möglich die Küste zu befahren, wozu in Elmina eigene Leute und Ruderer gemietet werden, die, ehe sie die Brandung durchschiffen, etwas Brantwein in das Meer und die Pirogue, eine Art Libation, gießen, den günstigen Augenblick abwarten und trotz aller dieser Vorsicht oft umgestürzt werden. Da sie jedoch treffliche Schwimmer sind, so hat dies so viel nicht zu bedeuten und sie retten sich und die Überfahrenden, wenn nicht etwa ein Haifisch, deren es hier eine Menge gibt, ihnen zuvorkommt. Jenseit der Barre, d. i. Sand- und Klippenbank, ist gutes Fahrwasser und überall guter Ankergrund. Viele Lagunen jedoch trennen die Schiffe noch immer von den Kastellen und Dörfern, jenseit welchen das Land schön und fruchtbar ist. Zwischen dem Benin und Volta fließt auch der Lagosfluß. Wie schon oben gesagt, ist vielleicht das ganze Land das Delta eines großen Flusses. Die Quellen aller dieser Flüsse und ihr innerer Lauf sind unbekannt. Das ebene Land ist aber überall mit Wasseradern durchschnitten, Norris schildert uns das ganze Land bis zum Dahomey folgendermaßen: „Unter 20° östl. L. von Ferro steigt das überaus flache Land, welches von den Lagos und einigen andern Flüssen durchschnitten wird, bis 30 geogr. Meilen landeinwärts. Zuerst ist alles eine grüne Wiese, nach 2 Tagreisen gelangt man zu den Wäldern von Agrimee, welche sehr schwer zu durchreisen

sind, weil man sie zur Regenzeit wegen des Wassers, zur Sommerzeit wegen reißender Thiere nur mit Lebensgefahr bereisen kann. Um diese Waldung zu durchsetzen, braucht man 5 Stunden. Diese Wälder entwickeln indessen die ganze Pracht der Tropennatur, und der Fremde, welcher diese Gegend zum ersten Mal durchwandert, wird durch die wilde Schönheit der Tropenwelt so bezaubert, daß er der Gefahr und Beschwerde vergißt. Die Mündungen der Flüsse führen eine Menge Erde mit sich, besonders der Lagos, was freilich wieder auf einen langen Lauf hindeutet. Jenes macht jedoch, daß seine Mündungen, da besonders die erwähnte Barre mit einwirkt, sehr seicht sind und nur kleinen Fahrzeugen die Auffahrt nach Lagos gestatten. Eben diese niedere Lage des Landes macht die Küste auch ungesund und selbst für die Eingebornen verderblich. Krokodile und Flußpferde sind auch hier zu Hause. In der Nähe der europäischen Niederlassungen ist gutes Wasser, aber das Klima heiß und sowol durch den verderblichen Harmatan wie durch die Tornados oft durchwühlt. Die Regenzeit ist hier vom April bis September. Die Temperatur fand Isert gewöhnlich vom März bis Mai 24° bis 25°, 3 Réaumur zu Mittag; Morgens 19°, 1 bis 21°, 3 und Nachts 20°, 4 bis 22°, 6 Réaumur. Es ist also nicht die ausnehmend hohe Temperatur, welche in diesen Gegenden so überaus belästigt, sondern mehr die Beständigkeit, verbunden mit der feuchten Luft, welche den Körper in fortwährende Ausdünstung setzt, und indem sie die Schweißlöcher in steter Ausdehnung erhält, vernichtet sie die Elastizität der Haut und macht sie für Miasmen desto empfänglicher. Das Thier- und Pflanzenreich bietet dieselben Erscheinungen dar, welche wir schon bei andern Ländern dieser Tropenzone angeführt haben; nur das Meer soll hier in diesen Gegenden eine Anzahl leuchtender Mollusken, viertelzolllanger Krebse und Schalthiere hervorbringen, welche das schöne Phänomen des leuchtenden Meeres darstellen. Bezaubernd und erhaben ist das Schauspiel, wenn das Schiff auf dem schwach bewegten Spiegel des Meeres unter dem ewig heitern dunkelblauen Himmel, von dem alle Welten des Universums herabfunkeln, dahingleitet; und nun der hellschimmernden Unendlichkeit über uns, eine leuchtende Unendlichkeit um und unter uns entspricht. So weit das Auge reicht, die kalte leuchtende Flut, ein Meer eines sanften Lichtes, das durch jedes Lüftchen nüancirt wird und welches die Wunden, die ihm das Schiff schneidet, durch prachtvolle Strahlenkreise erwiedert. Solche Nächte auf sicherm Verdeck versetzen den Geist in das

Zauberland und erfüllen die Seele mit Bildern aus der Welt der Ahnung.

Auch die Sklavenküste ist in verschiedene Gebiete getheilt.

1) Das Reich Lagos, das Ulkumi der ältern Geographen, liegt am Lagosflusse. — Die Stadt Lagos auf einer Insel desselben Flusses wird von den Eingebornen Awane genannt, hat 5,000 Einw., die den Fluß als Fetisch mit dem ganzen Aberglauben der afrikanischen Neger, deren Blut die Sonne gebraut hat, verehren. Jährlich wird eine Jungfrau lebendig gespießt und dem Flusse zum Opfer gebracht! Vielweiberei ist hier ebenfalls Sitte; jedoch haben selbst die Vornehmen selten mehr als 4 Frauen, die sehr eingezogen leben müssen. Die Töchter der Eingebornen haben jedoch das Recht, sich preiszugeben, wem sie wollen. Keine humane Scham hat sie noch gelehrt, den Schleier der Grazien über das Bedürfniß des vom Klima erhitzten Temperaments zu ziehen und wie die Griechen, Thierheit durch Humanität zu mildern. Der König herrscht unumschränkt und streng. Adams traf ihn bei einer Audienz, bei welcher die Hofleute auf allen Vieren zum Throne krochen, die Stirne mit Staub rieben und als Geschenk ein Stück stinkend Rindfleisch empfingen, dieselbe Ceremonie wiederholten und wieder auf ihren Platz krochen. Da es scheint, daß jeder dieser Könige eine andere Gabe zur Erhaltung des Heidenthums besitzt, so hat auch der König von Lagos die Herrschaft über die bösen Geister. Bei jedem Vollmond sendet er daher einen derselben aus, der alle, die ihm begegnen, erdolcht. Wohlweislich läßt er jedoch diese Erscheinung vorher verkünden, damit sich jeder in sein Haus verbergen könne. Indessen ist Lagos ein viel besuchter Handelsort, wohin Kaufleute tief aus Sudan und von Haussa herkommen. Auch werden hier schon Mauren gesehen. Als Scheidemünze gelten Kauris, als Tauschmittel Tabak, den die Portugiesen bringen.

2) Das Reich Ardrah, afrikanisch Essaam, ist ein von Hio abhängiger Staat, dem er Tribut entrichtet, damit er ihn gegen Dahomey schütze. Das Land, unter 6° 26′ nördl. Br. gelegen, ist dem beschriebenen ähnlich, zeichnet sich durch einen großen See aus, welcher den Volta und Lagos verbindet. Er ist 5 geographische Meilen breit und voll Inseln. Das Land ist eben, daher auch sumpfiger, als die übrige Küste. Das Volk ist kräftig, kühn, unternehmend, sehr schwarz und tätowirt sich; besonders sind sie durch drei Einschnitte an den

Schläfen und die dadurch entstandenen Wülste kenntlich. Der Staat ist eine Demokratie, wo jedoch die vornehmen Familien viel Einfluß haben. Überdies ist das Volk betriebsam, und ihre Baumwollenzeuge wissen sie trefflich mit Indigo zu färben. Um rothe Streifen hervorzubringen, ziehen sie, da sie kein Roth haben, die Fäden indischer Zeuge aus und weben sie wieder ein. Sie sind gute Schmide, Seifensieder, Töpfer u. s. w. und überhaupt ein kunstreiches Volk. Ihre Hauptstadt ist Arakassie, oder wie Europäer sie nennen, Ardrah oder Allata, und liegt unter 6° 26′ nördl. Br. und 21° 23′ östl. L. von Ferro. Sie liegt tief im Lande auf einer Anhöhe in einer schönen und fruchtbaren Gegend. Drei Meilen davon an der Küste ist der Hafen Porto novo, wo sich eine Bevölkerung von Lastträgern und Hafenarbeitern findet. Die Stadt Ardrah hat 20,000 maurisch gekleidete Einwohner, die in Häusern von maurischer Bauart wohnen und einer wirklichen Civilisation sehr nahe sind, wenigstens nicht unter den Römern zu Tarquinius Zeiten stehen. Sie haben auch Pferde, die in ganz Guinea nicht so häufig sind. Die meisten Einwohner sind Muhameder, und der Einfluß des Korans ist im Mangel an Menschenopfern sichtbar. Was würde nicht erst das Evangelium wirken?! Man findet hier die ersten gegrabenen Brunnen. Jede Woche ist Markt zu Ardrah. Ein solcher Markt bietet allerdings ein eigenes Schauspiel dar, besonders für das Auge eines Europäers. Bei jeder Szene, die man in den Tropenländern sich denkt, darf man weder den tiefblauen Himmel noch die magische Beleuchtung der senkrechten Sonne vergessen. Nun denke man sich dieses Land voll Reiz und Leben und auf einem Marktplatz zu Ardrah, wo in einem unabsehbaren Raume unter bunten Zelten und Sonnenschirmen die mannigfaltigsten Waaren den kauflustigen Fremden und Einheimischen zu Gebote stehen. Einheimische auf obige Art verfertigte Zeuge, Baumwollengarn, gegerbte und mannigfach gefärbte Ziegenhäute oder Korduan, Sandalen, Strohhüte, Haken, Asche, Seife, Indigokraut, Getreide, Banianen, Erbsen, Yams, Erdnüsse, Ananas und Pisangs, Enten, Hühner und Fleisch aller Art, Palmöl und Palmenwein; außerdem europäische Luxus- und Manufakturwaaren, Leinwand aus Schlesien, Tücher und Zeuge aus Manchester, Seidenzeuge aus Madras, Tabak aus Brasilien, Quincalleriewaaren aus Frankreich, und alle diese Waaren werden noch bunter durch die bunten Menschen. Der tückische Maure, der kalte Holländer neben dem Neger aus

Sudan, der vielleicht in Kordofan eben so gut zu Hause ist wie hier, der vielgereiste ewig grübelnde Engländer, der kräftige Sohn des Hauses, der freie Ardraher, hinter dem der unempfindliche Sklavenhändler aus Portugal steht, und mit blitzenden Augen seine kräftigen Muskeln betrachtend, berechnet; wie lange er, als gute Waare verpackt, die Reise nach Brasilien ausdauern würde. Seitwärts noch ein Bazar mit Sklaven, die gemustert werden, und denen man Zähne und Augen befühlt nach Pferdeart. Denke man sich dieses Alles bunt sich bewegend und durcheinander kreisend im Rahmen eines Marktplatzes, und man hat ein Bild des Marktes zu Ardrah oder wo immer an diesen Küsten. Zum Frühstück sieht man hier auch Brei aus Mais verkaufen, und für Europäer und Muhameder sogar Milch. Außerdem gibt es noch andere Örter von minderer Bedeutung, wie Havie ein kleiner Ort mit einem königl. Palaste, Agirah, Vhibow, Sitz eines Statthalters, Tore an einem Sumpf, um und in dem sich viele Elephanten aufhalten; und einige Stunden davon Asoway, wo sich in dem umgebenden Wald ein ganzes Paradies reißender und nicht reißender Thiere aufhält, die in stillen Nächten, besonders wenn Regenzeit naht, ein Konzert anstimmen, daß es der Fürst der Finsterniß nicht besser haben kann. Doch wir müssen Löwen, Tiger, Affen und alle Katzen heulen lassen und

3) nach dem Reich Dahomey gehen. Westlich von Ardrah, aber nicht ganz bis an den Volta reichend, ist ein Küstenstrich, an Beschaffenheit den bisher beschriebenen gleich, ungefähr 12 englische Meilen breit. Nach Innen zu wird er aber breiter und streckt sich tief ins Land hinein. Vor hundert Jahren waren die Dahomeyer, noch unbekannt. Sie haben sich jedoch bekannt gemacht durch ihre Einfälle in die Küstenländer, die sie schrecklich verheert haben. Sogar eine weibliche Leibgarde soll den Guadja Trudo, den Eroberer umgeben und eben so wie die streitbaren Männer gewütet haben. Er besetzte Whidah, Ardrah, Torri, Didouma, Ajirah, Jaquin u. s. w. Fühllos gegen alles Elend, ohne Erbarmen verheerte er das eroberte Land, verwüstete die Städte und vernichtete den Wohlstand dieser civilisirten Gegenden so sehr, daß ein Jahrhundert nicht hinreichend war, ihn wieder auf den vorigen Stand der Kultur und Wohlstand zu bringen. Dieser Attila Afrikas starb 1751, mit ihm hörten die Kriege dieses Volkes auf, aber sein Name stillt noch immer die weinenden Kinder, wird bewundert und dient den Negern als

Schwur. Sein Reich zerfiel und hatte das Schicksal aller Eroberungen; seine Nachkommen traten in die Dunkelheit zurück. Dieses Volk hat jedoch viele Züge mit den Spartanern, Egyptern und Indiern in Sitte, Lebensart und Gemüthsbeschaffenheit gemein. Unerschrocken und standhaft, wie der Sparter, ist ihm der König, was diesem das Gesetz war. Sie gehören, sagt Ritter, unbedingt dem Könige an, nennen sich selbst seine Sklaven, leben, fechten, sterben nur für ihn. Was er befiehlt, wird befolgt. Alle Neugebornen werden den Eltern entrissen und als Eigenthum des Königs erzogen. Kein solches Beispiel einer so strengen Durchführung der Despotie ist auf Erden bekannt. Die Durchführung der ärgsten Grausamkeit ist als ein Gottesrecht des Königs anerkannt. Ausdrücklich heißt es: „Der König geht im Blut von seinem Throne bis ins Grab und bewässert jedes Jahr die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut.“ Man kennt hier auch das Majestätsverbrechen und es ist ein solches, zu behaupten: Der König von Dahomey sei, wie andere Menschen, auch sterblich, esse, trinke, schlafe. Wer erinnert sich nicht an Alexander, der daran zu zweifeln anfing, ob er Mensch oder Gott sei?! Besteigt er den Thron, so erklärt er, daß er niemand kenne, keine Bekanntschaft machen wolle, sondern nur Gerechtigkeit handhabe. Es liegt eine tiefe Wahrheit in diesem Ausspruche! Er hat das Monopol der Weiber, die alle sein Eigenthum sind. Wer eine Frau will, bringt 20,000 Kauri vor die Thür des Palastes und wirft sich in den Staub, worauf ihm ein Weib gegeben wird. Indessen hat dem allen ungeachtet der König seine Minister, die ihn immer umgeben und die aus den Ministern und dem Befehlshaber der Truppen, dann dem Vizekönige von Widah und dem Oberstallmeister bestehen. Tritt einer von diesen in den Palast, so muß er sein seidenes Kleid ablegen und mit einem wollenen vertauschen. Mit einer Korallenschnur um den Hals, silbernen Armbändern, dem Säbel an der Seite und einem Stock aus Elfenbein in der Hand tritt er ein. Läßt ihn der König rufen, so kriecht er auf allen Vieren in den Saal, wirft sich in den Staub, reibt sich den Kopf mit Staub; in dieser Stellung empfängt er Befehle, oder hält in den demüthigsten und kriechendsten Worten seinen Vortrag. Selbst die königlichen Prinzen machen hier keinen Unterschied. Sie genießen nur das Vorrecht, anstatt enthauptet, erdrosselt oder ersäuft zu werden. Außer dem Tamejah und dem Mehu, seinen beiden vornehmsten Ministern, besteht seine nächste Umgebung aus einigen

tausend Verschnittenen und Weibern, welche letztere bewaffnet sind und seine Leibgarde bilden. Ihm müssen alle Unterthanen Abgaben entrichten, welche bei Gelegenheit eines großen Festes eingebracht werden. Dieses Fest hat die Abgabenentrichtung zur Ursache, aber die freiwillige Darbringung der Geschenke zum Hauptzwecke. Dieses Fest fällt in den Januar. Alle angesehenen Personen müssen erscheinen und Geschenke darbringen, und selbst die Gouverneurs der europäischen Forts werden ganz eigentlich dazu eingeladen, müssen Geschenke bringen, werden aber auf Kosten des Königs erhalten und von ihm wieder beschenkt. Das Fest dauert einen ganzen Monat. Die Abgaben werden eingebracht, sowol an Vieh als Getreide. Der König hört die Klagen und Beschwerden seiner Unterthanen an, jeden vierten oder fünften Tag wird ein Schauspiel gegeben. Sänger umgeben den König und singen ihm sein Lob, tragen die Geschichte des Landes vor, und er versäumt nicht, seine Schmeichler zu loben. Unwillkürlich wird man an die Pharaonen Egyptens erinnert! Das Fest schließt mit Vertheilung von Geschenken. Nahe am Palast ist ein 100 Fuß langes und etwa 46 Fuß breites Gerüst errichtet und mit einer Einfassung umgeben. Das Ganze ist mit Teppichen bekleidet. Fahnen und Wimpeln flattern und prächtige Sonnenschirme sind aufgepflanzt. In einiger Entfernung ist ein Zaun von Dornen zur Abhaltung des Volkes angebracht. Eine Menge Kaurischnüre, seidene Stoffe, Korallen, einheimische und fremde Zeuge, Tabak, Pfeifen u. dgl. liegen da. Der König erscheint mit seinem Hofstaat und Vasallen, unter denen auch Europäer figuriren und theilt an sie Geschenke aus, dann wirft er etwas unter die Menge und sein ganzes Gefolge ahmt dies Beispiel nach, bis alles vorbei ist. Das wäre nun immer alles noch recht schön, — aber ohne Menschenopfer kein Fest und alle Tage des Festes fallen deren zahlreich. Den Schluß macht, daß ein gefesselter Mensch unter das Volk geworfen wird, das sich darum balgt, um den Kopf dem Herrscher zu bringen, der ihm dafür ein Geschenk gibt. Nun werden noch 40 bis 50 Menschen geschlachtet, um das Grab der königlichen Vorfahren mit Blut zu benetzen, und in das aufgefangene Blut taucht der König den Finger und leckt ihn ab. — Welcher Ausartung ist der Mensch fähig! Diese Sitten sind eines Volkes würdig, das den Tiger zum Fetisch hat; denn, sagen sie, wir müssen mit diesem zufrieden sein, weil ein besserer Gott, der den Weißen so vieles gegeben, sich uns noch nicht kund gethan hat. — Beim Feste tanzen die Leute; wer fällt,

wird enthauptet, ohne daß die Lust der übrigen gestört wird. Die öffentlichen Mädchen, deren jede Stadt eine Anzahl hat, thun das Gleiche in üppigen Tänzen und zahlen Gewerbsteuer. Stirbt der König, so wird im Palaste so lange gemordet und zerstört, bis die beiden Minister aus der Familie des Königs einen Nachfolger gewählt haben. Man findet auch viele Kapellen, wo Schlangen unterhalten werden und Priesterinnen Orakel ertheilen. Sie werden als Jungfrauen gewaltsam geraubt, um mit Schlangen vermählt zu werden.

Das Volk, das unter einer so lieblichen Regierung lebt, ist in 4 Stämme getheilt: Soldaten, Kaufleute, Handwerker und Taglöhner. Sie sind stark gebaut, aber mit verwilderten Zügen, die Weiber wie natürlich bei solchen Sitten, häßlich. Sie sind mehr erdfahl als schwarz, verschlagen, habsüchtig, diebisch, weniger civilisirt als die Küstenbewohner, aber keine Menschenfresser. Sie haben Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt. Die Paläste des Königs vierthörige Lehmhütten von größerm Umfange, sind, wie sich's für Se. Majestät geziemt, mit Menschenschädeln geziert. Dalzel hatte das Glück in einen dieser Paläste zu gelangen, und das Schlafgemach zu sehen; er gibt uns folgendes erfreuliche Bild davon. „Es war rund, 18′ im Durchmesser mit kegelförmigem Schilfdach, die Lehmwände weiß bemalt. Vor diesem Ruhekämmerchen war ein Platz, mit einer Mauer eingefaßt, die aber mit Menschenkienbacken aufgeputzt waren. Der Weg zur Thüre war mit Menschenschädeln gepflastert! Die Matratze und das Bette des Königs waren europäische Arbeit, die Möbeln bestanden in einem kleinen Tisch, einem Kasten und ein paar Stühlen.“ — Die Kleidung der Männer in Dahomey ist übrigens malerisch und der altegyptischen nicht unähnlich. Sie tragen weite Beinkleider, mitunter aus weißen baumwollenen Zeugen, über die ein großes viereckiges Tuch aus afrikanischer oder europäischer Manufaktur geworfen wird. Je vornehmer, desto größer ist das Tuch, welches um die Lenden geschlagen mit 2 Zipfeln an der linken Seite gebunden, mit den 2 andern aber fliegend gelassen wird. Die Cabocers tragen Seide oder Sammt und brauchen 16 Ellen zu einem Anzuge. Der Kopf ist mit einem Hut bedeckt, die Füße aber bloß und nur der König darf Pantoffel tragen. Die Krieger tragen Zeuge aus Palmenbast und malen sich Gesicht und Leib. Ein Beutel bewahrt Tabak und Feuerzeug nebst Tabakspfeife. Die Kleidung der Weiber ist noch kostspieliger, da sie auch den obern Theil des Körpers verhüllt. Hals, Arm

und Knöchel sind mit Korallen und Kauris, die Finger mit Ringen verziert. Die Ohren sind so durchbohrt, daß man einen Finger durchstecken kann. Die Mädchen tragen vor der Mannbarkeit eine Schnur aus Korallen oder Schnecken um den Leib. Die Kleidung der Reichen ist vornehmer. Mehre Tücher werden umgeworfen, Arm= und Halsbänder nebst Finger= und Fußringen sind von Gold und Perlen. Die Männer tragen europäische Hüte, die Weiber flechten ihr Haar künstlich. Bis zur Mannbarkeit gehen beide Geschlechter nackt, sie tätowiren sich und haben einen geraden Einschnitt von der Stirn bis zum Nasenknorpel. Ihre Zeitverkürzungen, wenn sie nicht durch Kopfabhauen verkürzt wird, bestehen in einer Art Würfelspiel, im Rauchen, Trinken und Schwatzen; wie alle Neger tanzen sie gerne bei rauschender Musik. Übrigens pflegen sie gut zu schmausen, besonders wird eine schwarze Suppe gerühmt! Ihre Speisen sollen scharf gewürzt sein. Auch Getränke bereiten sie, eine Art Bier, Pitta genannt, Palmwein und der europäische Brantwein sind beliebt. Das Fleisch der Hunde gilt für einen Leckerbissen. Indessen zweifle ich, ob meinen Lesern unter einem solchen Volke und bei solchen Sitten die Kostbarkeiten munden würden. Höchstens ein — Sklavenhändler kann sich da wohlfühlen! — Da gereuete es ihn daß er den Menschen gemacht hatte!

Der Boden ist leicht zu bearbeiten und fruchtbar; in Fidah pflanzt man des häufigen Regens wegen zwei Mal des Jahres: Hirse, Mais, Pataten, Yams, Erbsen und Wassermelonen geben reichliche Ernte; allein es scheint, das Menschenleben gelte um so weniger, je leichter seine Erhaltung ist. Die Krankheiten Guineas, Fieber, Durchfall und Hautausschläge sind auch hier nicht selten.

Ausgeführt werden auch hier Sklaven und Elfenbein gegen Tabak, Gewehre, Pulver und Brantwein. Die Schiffe welche anlanden, sind einem Zolle unterworfen.

Die Hauptstadt Dahomey, auch Abomeh, liegt unter 7° 12′ nördl. Br., hat 24,000 Einw., 2 Paläste der Caboirs und außerhalb einen für den König. Es gibt hier auch Mauren oder Mohren. Die Stadt liegt in einer angenehmen, bergigen und mit vielen großen Wäldern besetzten Gegend. Südlicher liegt Calmina, mit 15,000 Einw., mit Lehmmauern umgeben und einem mit Menschenschädeln gezierten Palast geschmückt. Widah oder auch Fidah, unter 6° 17′ nördl. Br. und 3° 6′ östl. L. von Guinea, liegt in einer Sandebene nahe der Kü=

ste. Es ist hier ein großer Bazar, ein Schlangentempel, Handel und Webereien. Drei europäische Forts sind hier, unter denen das französische und portugiesische verlassen sind. Das englische Fort William steht auf einem heiligen Platze, weswegen die Neger Erlaubniß haben hineinzugehen und darin den Nabaku nach ihrer Weise zu verehren. Gregory ist eine Stadt mit 6,000 Einw. Jeder Fremde, der hieher kommt, muß dem Kapitän der Weißen gemeldet werden.

4) Westlich von Dahomey liegt das Land Kerrapay oder Krope, ein Haufe kleiner von einander unabhängiger Gebiete. Sie sind meist den Aschantis tributbar, was man sogar von Dahomey behauptet. Die vornehmsten sind: Grephie mit 8,000 Einw., liegt landeinwärts; Popo, auf einer Düne in der Mündung des Monoö gut gebaut; es hat 10,000 thätige aber zurückgezogene und die Europäer meidende Einwohner, weswegen sie auch keinen Handel besitzen; Klein Popo mit 4,000 Einw. hat starken Handel mit Guineaprodukten und geschickte Arbeiter in Eisen und Gold. An der baumlosen Küste steht ein schöner Hain, in ihm die Stadt Guitta, hat 5,000 Einw., guten Handel mit den Dänen, die hier das Fort Prinzenstein besitzen. Dieses Volk soll ein schöner, wohlgebauter, aber unruhiger und streitsüchtiger Menschenstamm sein. Am See Amoö liegt Agwuna mit 10,000 Einw.; sie bereiten Salz und versenden es in das Innere; dieses ist ihre Hauptnahrung. Landeinwärts gegen Norden ist das Reich Janna am Fuße des 2,500′ hohen Kong, welchen Clapperton überstieg, um nach Jurriba in Sudan zu gelangen. Der Kong selbst ist mit volkreichen Städten, wie Maloni, Tschaka, Avari u. s. w. besetzt.

c) Die Goldküste.

Derjenige Theil von Guinea, dessen Bild wir hier in einem kurzen Abrisse zu geben Willens sind, hat vor kurzem durch die Britten eine neue Beleuchtung erhalten; und besonders ist es die Goldküste, welche durch Bowdich's Reise nach Cumassie erhellt wurde. Dieses Land erstreckt sich von Rio Volta gegen Westen und Nordwesten bis Kap der Palmen unter 4° 27′ nördl. Br. und 11° 30′ östl. L. von Ferro. Diese ganze Küste zerfällt in die Gold- und Elfenbeinküste. Auf der Goldküste hat sich seit ein paar Jahrzehenden ein Volk furchtbar gemacht und ein mächtiges Reich gegründet, wodurch es zum Herrn der ganzen Goldküste geworden ist. Wir werden daher

hier auch dieselbe unter einem Namen betrachten und zwar unter dem Namen des Reiches

Aschanti.

Obwol, wie wir oben sahen, Spuren vorhanden sind, daß sich die Tributpflichtigkeit von diesem Staate bis Dahomey ausdehnt, so kann doch als eigentliche Grenze der wirklichen Oberherrschaft der Aschanti's der Rio Volta in Osten und der Cabrafluß mit seinem linken Ufer bis Apollonia hinaus in Westen, bis zum Assiniflüßchen angesehen werden. Übrigens bringt der Zustand der Dinge bei diesen Völkern es mit sich, daß ihre Grenzen sich gewöhnlich so weit erstrecken, als ihre Macht; und daß diese nur da aufhört, wo ein Mächtigerer imponirt. Für jetzt gehorcht dem Könige der Aschantis alles Land bis zum 10° nördl. Br. Mithin um eine annähernde Größe dieses Staates zu geben, umfaßt das Aschantireich den Länder- und Völkerstrich von 4° 36′ bis 9° 58′ nördl. Br. und von 14 bis 20° östl. L. von Ferro.

Dieses Land schildern uns die Reisenden, besonders Bowdich, der hier beinahe einzige Autorität sein kann, als ausnehmend schön. Wie man sich von der ungesunden und flachen Küste entfernt, so steigt man nach und nach aufwärts in ein bergiges Land, voll reizender Thäler, alle reich bewässert und in der Prachtvegetation des Tropenklimas prangend. Herrlich ist der Anblick der Flüsse, welche sich durch die waldigen Thäler winden. Das Auge streicht da über einen Wechsel von Farben, wo sich Licht und Schatten im prächtigen Laube glücklich mischen. Felsstücke drängen sich durch der Ufer Grün hindurch und die Welle tanzt murmelnd und sprudelnd über sie hinweg. Das dunkle Laub der Schicksalsbäume, den zartesten Pinsel verspottend, wogt, hoch über das Gesträuch sich erhebend, in der blauen Luft. Der lebhafte Farbenglanz der Mimose, der Tamarinde erhöht die Wirkung, durch die hervorstechende Zartheit des Laubes. Seidenwollenbäume, mit Convolvulus umwunden, wogen über das Ganze empor und den Hintergrund der Aussicht schließt der Hochwald der überragenden Palmen. Der Glanz der Sonnenstrahlen wird durch den üppigen Wiederschein des Wassers gemildert und es herrscht in der ganzen Landschaft die bezauberndste Lieblichkeit. Versenkt die Sonne ihre Strahlen ins Meer, so breitet sich das heitere Himmelsgewölbe mit seiner Strahlenpracht aus und Millionen Glühwürmer, über die prächtige Landschaft verbreitet, scheinen den Strahlen des Himmels zu antworten. So wird uns das Land geschildert, das sich von

der flachen Küste aus nach Innen, als eine Vorterrasse des Konggebirges erhebt, und auf welcher die ganze organische und unorganische Natur eine andere Gestalt annimmt. Da das Land Übermaß an Quellen, Flüssen und Wasser hat, so sind die Wege schlecht und sehr schwer zu bereisen. Wie in allen tropischen Urwäldern, und Urwald ist der größte Theil des Landes, verflechten Schlingpflanzen sich so in einander, daß überall die Pfade erst durchgehauen werden müssen; und diese so mühsam gebahnten Wege sind nach einigen Wochen schon wieder im alten Zustande. Bowdich und seine Gefährten waren ohne die Treue der Diener und die Menschlichkeit der Landeseingebornen auf ihrer Rückreise verloren, da sie sich verirrt und in den sumpfigen Gegenden vereinzelt hatten.

Unter der Menge von Flüssen und Seen sind der Rio Volta als der größte Fluß und die östliche Grenze bemerkenswerth. Westlich davon fließt der geringere Ainschue und Saccomo. Der noch westlichere Bousempra ist der Sammler vieler Flüsse. Seine Mündung wird durch einen Felsen, Zuckerhut genannt, verengt; drei Tagreisen oberhalb bildet er einen großen Fall, den die Neger für einen gewaltigen Fetisch oder Geist halten. Beim Drei-Spitzen-Cap fällt auch ein Fluß ins Meer, der weiter hinauf schiffbar ist, und mit einem Süßwassersee bei Apollonia in Verbindung stehen soll, was von allen Flüssen dieser Gegend behauptet wird. Der Cabre, Rio Cobra, Schlangenfluß, Ankobra der Eingebornen, wird auch ein paar Tagreisen ins Innere befahren. Man glaubt nicht zu irren, wenn man die Quelle aller dieser Flüsse im Konggebirge sucht. Die Küste hat mehre Süßwasserseen, und das Innenland viele Sümpfe, in deren einem selbst die Hauptstadt liegt. Der Boden soll nach dem Nilthale der fruchtbarste und kulturfähigste in ganz Afrika sein. Die Küste ist übrigens nicht übermäßig heiß, wie die der Sahara näher, aber unter höherer Breite gelegene Küste des Senegal. Im Dezember zur Zeit des nordischen Winters steigt der Thermometer am Senegal auf 27° auf der Siera Leoneküste 8° nördl. Br. auf 29°, 4 und auf Cap Coast Castle 5° nördl. Br. nur auf 23°, 5 bis 27° Réaumur obgleich diese Position für die heißeste der Goldküste gehalten wird. In den östlichen Landschaften steigt sie selten über 24°, 4. Das Klima ist also gemäßigtes Tropenklima; die Jahreszeiten theilen sich in die trockne und nasse Jahreszeit, mit dem Vortheile, daß die nasse zwei Mal des Jahres hier eintritt und also zwei Ernten möglich macht. Der

Regen ergießt sich im Mai und Oktober in gewaltigen Strömen und mit furchtbaren elektrischen Entladungen begleitet herab. Hier ist alles gewaltig! Beim Erscheinen des Regens kann man behaupten, daß das Sprichwort: „er hört das Gras wachsen," hier entstanden sei, so schnell entwickelt die Vegetation, Keim, Blüte und Frucht. Westwinde, die sich zur Regenzeit in Ostwinde verkehren, reinigen die Luft. Heftige Tornados d. h. Sturmstöße, die wirbelnd von allen Seiten zu kommen scheinen sind zur Regenzeit häufig. Ein schwarzes Wölkchen zeigt sich am Himmel verbreitet sich plötzlich über den ganzen Horizont, die Blitze flammen, der Donner kracht, Bäume liegen entwurzelt umher, Häuser sind abgedeckt, Pflanzungen verwüstet, ein Meer stürzt vom Himmel herab und nach einer halben Stunde — ist alles vorüber und das schönste Wetter will das Vergangene verwischen. Der Harmatan ist eine andere Plage. Da wir ihn schon öfter erwähnt, wollen wir ihn hier beschreiben. Er stürmt im Dezember, Januar und Februar von Nordosten, wahrscheinlich aus der Sahara und von dem dürren wüsten Plateau Südafrika's und Sudans durch die große Schlucht zwischen dem Abfall der Hochebene und dem Konggebirge auf die Küste von Guinea herab. Die Luft ist dunkel und neblicht, aber nicht feucht, so wie eine Art Höhenrauch; es fällt kein Thau. Der Wind bläst eben nicht stark aber kühl mit einer brennenden Schärfe. Das Gras, das Laub, die Bäume verdorren, die Früchte schrumpfen ein und fallen ab; die hölzernen Möbeln und alles gefügte Holzwerk kracht und zerspringt, der Erdboden zerklüftet, selbst die Rinde der Bäume springt auf, das Thermometer 4° bis 4°, 5 Réaumur fällt, und der Mensch zittert vor Kälte und dorrt ebenfalls aus. Alle Ausdünstung ist gehemmt, die Lippen springen auf, der Körper zeigt einen weißen Schorf und bei längerem Anhalten löst sich die Haut ab, wie die Rinde sich im Frühjahr bei uns von den Bäumen schält. Nur zu Mittag dringt die Sonne durch und röthet die Atmosphäre. Aber Epidemien werden durch ihn gezähmt, Krankheiten, die von Feuchte herrühren, bessern sich, Wunden heilen und Kraftlose nehmen schnell an Kräften zu, Fieber verschwinden und der gefürchtete und verschriene Harmatan bringt neues Leben. Bowdich empfiehlt daher diese Gegenden seinen Landsleuten sehr zur Civilisation und rühmt sie vor den Gegenden Westindiens und der Antillen. Der Boden ist fruchtbarer, das Klima temperirter, die Bewässerung besser und die Luft gesünder. Die furchtbaren Orkane sind hier selten, welche Westindien so oft verwüsten,

die Plantagen würden reichlich lohnen und einheimische Produkte und die Metalle die Pflanzer bereichern. Wir fügen diesen Vorzügen noch bei: Hier sind keine Vulkane und verheerende Erdbeben unbekannt. Dieses Land wimmelt von allen wilden und zahmen Thieren, welche wir schon als Leben Afrika's beschrieben haben. Besonders lobenswerth ist der Esel, dieses edle Thier, welches bei so geringen Ansprüchen so viel leistet, als das Pferd bei seinen stolzen Forderungen versagt. Die Esel Afrika's sind überhaupt ein edler Thierschlag, der nicht nach unsern verwahrlosten Grauеseln beurtheilt werden darf, mit denen er nur die Genügsamkeit, Geduld und den Fleiß gemein hat. Leider kann man nicht allen Thieren Eselsgaben nachrühmen, denn das Geschmeiß der Insekten und Würmer ist hier eben so zahlreich, als irgendwo, und die Mosquitos sollen es sogar mit denen auf dem Cassiquiare aufnehmen können. Heuschrecken, Termiten, giftige Ameisen und der berüchtigte guinea'sche Faden- oder Muskelwurm sind häufig zu haben. Letzterer besonders ist eine seltsame Plage. Er legt auf eine unbegreifliche Weise seine Eier in die Muskeln der Waden und Schenkel und wird dann mehre Ellen lang. Dieser fatale Wurm, *Gordius medinensis*, heißt in Guinea Colebrilla. Er ist fadenförmig, glatt und an beiden Enden spitzig. Die Mundöffnung besteht aus zwei Bläschen. Man spürt sein Dasein daran, daß, sobald er dem Auswachsen nahe ist, eine beständige Kälte in dem Gliede, wo er haust, vorhanden ist. Ist er ausgewachsen, so bohrt er sich durch die Haut, es fließt eine wässerige Feuchtigkeit aus der Wunde, das Glied entzündet sich, und endlich kommt der Kopf zum Vorschein, der zwei haardünne Fühlhörner hat. Der Kopf ist platt, der Körper rund und dünn wie ein Faden. Um ihn aus dem Körper wegzuschaffen, muß er über einem Stäbchen herausgewunden werden, doch täglich nur etwas, weil er sonst abreißt und der zurückgebliebene Theil gefährliche Entzündungen verursacht. Die Operation des Herausziehens dauert oft 40 Tage lang; ein böser Gast! Das Pflanzenreich ist prächtig ausgestattet und das Mineralreich liefert das allmächtige Gold in Menge, aber auch Eisen, das noch mächtiger ist. Das Salz dieses Landes ist köstlich. Das Hauptprodukt ist aber auch hier der Mensch.

Die Einwohner theilen sich hier in Küsten- und Binnenvölker, wie das Land selbst. Diese kennen wir unter dem Namen der Aschanti's oder auch der Assianthis, Ashantee's: jene

unter dem der Fanti (Fantee) der Akim u. s. w. Wir wollen diese zuerst beschreiben.

Zuerst finden wir aufwärts vom Rio Volta, an der Grenze der Sklavenküste, im Innern das Bergland Aquapim. Man gelangt dahin nach einer Tagreise am Westufer des Volta. Ein Land voll Felsen und Urgebirgen, reizend, quellenreich, bewohnt von einem Bergnegervolk, das eine Stadt mit 9,000 Einw. hat und jetzt den Aschanti's tributbar ist. Sie sind wohlgebaut, gutmüthig, thätig im Anbau ihrer Felder, und waren, als Isert, der Däne, sie besuchte, ein unverdorbenes Naturvolk von sanften Sitten. Isert gründete unter ihnen eine Kolonie und führte den Pflug bei ihnen ein. Iserts Nachfolger, Flint, mit seiner Schwester, gründete eine zweite Kolonie, lehrte sie Baumwollenspinnerei und Weberei. Was seit 1796 aus ihnen geworden, ist mir unbekannt.

Am untern Rio Volta, d. h. unterhalb der Aquapims an der Küste war ein Volk Strandneger, die Akims. Wie die meisten Küstenvölker waren auch sie meist erobernd vom Hochlande zur Küste herabgestiegen, denn so scheint sich in diesen Ländern Völkerwelle auf Welle zu drängen. Sie vertilgten das Küstenvolk und traten mit den Europäern in Verbindung, bis ihnen 1794 durch die Aschanti's das Gleiche widerfuhr. Sie sind jetzt unterjocht und beinahe verschwunden. Sie verstanden besonders das Goldgraben und da seit ihrem Volkunglück das Gold wirklich an der Küste abgenommen, so bedauern die Europäer ihren Untergang gar sehr. Übrigens sollen sie ein kluges, treues, redliches und wohlhabendes Negervolk gewesen sein und nach den Berichten der Dänen besser und gesitteter als ihre Unterdrücker.

Merkwürdig durch ihre einstige Macht, ihre Sitten, Ausartung und Nationalunglück, das in unsere Tage fällt, sind die Fanti, oder wie die Engländer schreiben: Fantees. Sie haben die ganze Goldküste inne und waren bisher diejenigen, denen alle europäische Niederlassungen und Forts Tribut bezahlten Aber *vae victis!* sie werden uns als das verworfenste, betrügerischste, gegen die Weißen hämischste Volk vom Engländer Meredith geschildert. Ich glaube jedoch nicht alles, wie überhaupt selten eine Nation schlechter als die andere ist, wenn sie auch verschieden nüancirt ist. Sind ihre Sitten schlechter, als die der Aschanti's, so zeigt dies nur an, daß sie mit den Europäern schon seit längerer Zeit Sklaven-, Gold- und Elfenbeinhandel getrieben haben, und da wir bekanntlich zu die-

sem Handel nicht unsere Fenelons, St. Pierres und Franklins gebrauchen; so ist es kein Wunder, wenn sie zu ihren Lastern die unsrigen bekamen, indeß wir unsere Tugenden zu Hause behielten. Zudem ein wenig Verweichlichung durch Wohlhabenheit, und die armen Fantis sind — der Auswurf der Menschheit! Ihre Geschichte zeigt sie nicht so unvortheilhaft. Sie waren früher ein Binnenvolk unter Aschantikönigen, eine Revolution trieb sie zur Auswanderung an die Küste; eine Operation, die in Asien oft vorgenommen wurde und noch wird und deren Wirkung auch Europa empfand. Hier nun wählten sie eine ihnen passendscheinende Regierungsart. Ihr Oberhaupt mußte aus der Familie der Braffoe, die die Hauptstadt Abrah bewohnen und mit ihren Sklaven die Umgegend beherrschen durfte, gewählt werden. Als Zeichen der Ergebenheit an sein Volk mußte er sich den linken Arm abhauen lassen! Ihre Sprache ist ein wenig verschiedner Dialekt der Aschantisprache! Ihr Schicksal ist kürzlich folgendes: Vor den Aschanti's und ihren wildern Sitten und härtern Regierung entflohen, sahen sie zwischen sich und dem Brudervolk gern das Negervolk der Assin's. Die Aschanti's, ein eroberndes Volk, das aus dem Innern ebenfalls zur Küste sich zudrängt, schlugen den König der Assins und nahmen sein Land ein. Die geschlagenen Häupter der Assins suchten in Anamaboe Hülfe und Schutz und fanden ihn. Der König der Aschanti's forderte die Auslieferung der geschützten Gäste; und die Fantis, trotz ihrer Verworfenheit! lieferten sie nicht aus, die an ihrem Herd saßen. Die Aschanti's überzogen sie mit Krieg, schlugen sie mehrmals und nahmen 1806 Abrah, die Hauptstadt der Braffoes, ein, und rotteten hier beinahe den ganzen Adel der Nation aus. Auch die holländischen Forts, Cormantine, Amsterdam und zuletzt Anamaboe wurden von diesen neuen Römern erobert; und letzteres zerstört und nur 3 bis 4,000 Einw. retteten sich. Auch den Engländern und ihren Schutzverwandten in Anamaboe hatte also das Verderben genaht, 8,000 Fanti's wurden von den Aschanti's unter den englischen Kanonen des Forts zu Anamaboe niedergehauen, und das Fort selbst war ohne Hülfe aus Cap Coast Castle verloren. Die tapfere Vertheidigung des Forts veranlaßte den Negerkönig, der sie bewunderte, den Bitten der Britten um Friede Gehör zu geben, der Friedensstab ward im Lager der Aschanti's mit aller Art civilisirter Völker angenommen, der Gouverneur erhielt Audienz und eine ausgebrochene Seuche

im Lager der Aschanti's, die als Binnenvolk an die Miasmen der Küste nicht gewohnt waren, hatte einen Friedensschluß und schnellen Rückzug aus dem Lande der racheschwörenden Fanti's zur Folge. 1809 belagerten die Fanti El Mina und 1810 Akkrah, wurden aber 1811 von den Aschanti's abermals mit Krieg überzogen, ohne jedoch nach dem Willen ihrer Feinde gänzlich vernichtet zu werden, aber ihre Macht ist gebrochen. Durch diese Ereignisse ist zwar den Europäern der Verkehr mit dem Innern der Goldküste geöffnet, aber die Fanti's stehen noch immer zwischen diesen und jenen. Trotz dem Unglück sind also die Fanti's noch vorhanden. Ihre Sitten sind von eigenthümlichem Gepräge, und Meredith, der sie das verworfenste Volk nennt, erlaubt uns aus seiner Beschreibung folgende Züge zusammenzustellen. Todes= und Körperstrafen haben sie nicht, sondern alles wird mit Verlust der Freiheit gestraft; ein Mord bringt sieben Mitgliedern der Familie des Mörders die Sklaverei. Sie sind unter einander redlich und treu, und unter ihnen sind ihre Güter auf offener Straße sicher. Reinlichkeit ist eine Kardinaltugend und Waschungen und Salbungen sind häufig. Die Mädchen sieht man schon im 10. Jahre Mütter und die Knaben im 12. Jahre Väter werden, dagegen übereilt sie das Alter schnell. Ihre Todten begraben sie aus Achtung für dieselben in ihren eigenen Häusern. Ihre Regierungsform, schon oben berührt, wechselt oft mit republikanischer Form und im Fall der Noth mit der Diktatur ab. Sie parlamentiren, zanken und prozessiren gerne und haben in ihrem Rechtsverfahren Ordalien in Gebrauch. Giftiges Wasser von sich gebrochen zeigt Unschuld an, stirbt man daran, so ist man überwiesen. Eine Negerin, die freigesprochen ist, zeigt sich rein weiß gekleidet, — auch hier die Farbe der Unschuld! In diese Farbe kleidet sich der Fetisch, der Teufel und der Marabute. Sie glauben an Woorah, Agah Monnah, den Meister der Meister, Vater Aller! Außerdem hat aber jedes Haus seinen Fetisch und an Aberglauben aller Art ist man hier reich.

Die Elfenbeinküste, westlich von den Fantis, wird von dem Stamme der Apollonier bewohnt, einem fleißigen Ackerbau treibenden Negervolke. Ihr König Ammoni vertrieb mit Hülfe der Engländer die Holländer und steht seitdem unter dem Einflusse der Britten. Diese letztern suchen hier überhaupt immer mehr Einfluß zu gewinnen, was ihnen jedoch nach den neuesten Nachrichten nicht sehr zu gelingen scheint. Schon daß sie beschuldigt sind, den Sklavenhandel abzuschaffen, macht sie

den Völkern der afrikanischen Küsten verhaßt. Die Aschanti's sind in der neuern Zeit zu berühmt geworden, als daß wir flüchtig über sie hinwegeilen könnten, wir müssen daher schon die Geduld des Lesers für einen größern Abschnitt in Anspruch nehmen und wollen dann über das, was wir nicht wissen, desto schneller hinwegeilen. An Meredith und Bowdich hat diese Nation beredte Berichterstatter gefunden, so daß wir diese Nation besser als irgend einen Negerstamm in Afrika kennen.

Der Staat der Aschanti's ist ungefähr im Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden. Die Dänen sprechen von ihm als einem rohen und wilden Bergvolke um 1749. Bald kamen sie als Handelsleute nach Akkrah, indem sie ihren Weg über das Hochland von Aquapim nahmen. Ihr Ruf als einer großen Kriegernation verbreitete sich tief nach Afrika bis an die Küste von Tripoli und bis Dahomey östlich. Uns machten sie ihre Kriege 1806, 1811 und 1816 bekannt und die Britten sahen plötzlich ein Volk vor sich, das 150,000 Mann ins Feld stellen konnte und in der Civilisation viel weiter als alle Negervölker Guinea's vorgerückt war. Die eigne Sicherheit, wie auch die Hoffnung nach Gewinn durch Handelsverhältnisse mit einem so reichen Volke, bewog die Britten 1817 eine Gesandtschaft dahin zu schicken, die auch ganz nach Art civilisirter Völker aufgenommen wurde. Statt trockner systematischer Aufzählung der Einzelnheiten, gebe ich dem Leser eine gedrängte Geschichte dieser Gesandtschaft, nebst ein paar Festen, wie sie Bowdichs an sehr unhaltbaren Hypothesen reiche Erzählung und Beschreibung dieses Landes gibt.

Es war am 22. April 1817, als die Gesandtschaft der Britten von Cap Coast Castle's Fort aufbrach. Gleich hinter Anamaboe betraten sie die Waldungen voll Aloen, Palmen, Bananen und kolossalen Tropenbäumen, bis sie nach Payntrée gelangten, welcher Ort sehr reizend in fruchtbarer Gegend liegt. Hier wurden sie sehr gastfreundlich empfangen und in ein nettes Haus geführt, welches zwar luftig, aber zierlich gebaut und sehr rein war, auch in mehre Gemächer abgetheilt. Der Croom lag sehr freundlich auf einer Ebene mit schönen Bäumen umgeben und hatte breite und wohlgereinigte Straßen. Sie fanden hier gute Feldwirthschaft und alles zeigte ein Volk, das die Vortheile des Ackerbaues versteht. In dem Meierhof Payntrées, des Häuptlings, wurden sie durch die herrschende Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit über-

rascht. Als sie Payntrée verließen, kamen sie durch romantische Thäler, leider auf schlechten Wegen; denn Straßenbau kennt man hier noch weniger als in **. Aber die Mannigfaltigkeit der Bäume nahm zu und schmückte die Berge mit jeder Eigenthümlichkeit der Farbe und des Laubes. Als sie Cottacomacasa erreichten, zeigte sich ihrem Blicke die reizendste Landschaft. Der Vordergrund war mit großen Seidenwollenbäumen dunkel beschattet, in der Ebene verschiedene malerische Hügel; die seltsamen Umrisse derselben, so wie der schöne Wechsel der lebhaften und dunkeln Farben von den kleinen Hainen, die sie umgeben, erinnerte die Reisenden an die schönsten Berglandschaften ihres Vaterlandes. Hier maß Bowdich einen Seidenwollenbaum und fand, daß er 139' hoch war, obwol sie an noch höheren vorbeigekommen waren. Bis nach Mansue, dem ehemaligen Hauptsklavenmarkt der Fanti's, kamen sie durch einen Wald, den nicht ein Sonnenstrahl durchdringen konnte. Auch jenseits kamen sie durch so sumpfige als dichte Waldungen, daß das Gesträuch niedergehauen werden mußte, um sich einen Weg zu bahnen. Der Pfad glich einem Labyrinthe voll der wunderlichsten Krümmungen, wobei die Wurzeln der hohen Seidenwollenbäume sie im Gehen hinderten und ihre Reise mehr einem Auf- und Niedersteigen als einem Gehen glich. So ging es bis Fouson, einer ehemaligen Fantistadt, die, so wie das ganze Land der Fanti's, die traurigen Spuren des Kriegs überall an sich trug und Zeuge der Grausamkeit war, womit diese Barbaren Krieg führen. Wo ehemals volkreiche Städte der Fanti's standen, fand Bowdich einige elende Hütten. Eine Menge lichter Plätze zeugten von dem ehemaligen Wohlstande der Fanti's und waren jetzt das Grab ihrer Städte. Nicht neue Ansiedlungen verwischen im Frieden die Spuren des Kriegs in diesen Ländern, wo die Kriege gewöhnlich mit der Vertilgung des einen Volkes enden; aber die Natur deckt liebreich den Mantel über die Schande ihrer Kinder und die üppige Pflanzendecke läßt schnell die Erinnerung verschwinden, daß hier eine volkreiche Stadt stand. Hinter dem Fantilande kamen sie durch das der Assins, welches, auch von den Aschanti's unterjocht, die Spuren dieser, für jedes Volk so schmerzlichen Operation trug. Am 5. Mai, also nach 13 Tagen, betraten sie das eigentliche Land der Aschanti's, der dichte Wald dauerte fort und hemmte jede Fernsicht. Quesha war der erste Aschanti Croom, und bald kamen sie durch eine beträchtliche Stadt Fohmanee, um den ersten Charakterzug aschantischer Sitten zu sehen. Ein alter,

ehrwürdiger Mann nöthigte sie und bewirthete sie mit Palmwein und Früchten. Seine Sitten waren sehr sanft, und es war daher schmerzlich für die Gesandten zu hören, daß sein Leben in Folge des Nationalaberglaubens verwirkt sei. Er lebte nur noch um den Erfolg einer Bitte vom König abzuwarten, daß dieser mit seiner Gebrechlichkeit Mitleid haben, und ihn in seinem eigenen Croom hinrichten lassen möge, damit die Reise nach der Hauptstadt seinem Alter erspart werde. Demungeachtet unterhielt er seine Gäste ganz heiter, wünschte sich Glück, vor seinem Tode noch weiße Männer gesehen zu haben, breitete ganz würdig seine Decke über seinen plumpen Tisch. Der König hatte ihm wirklich Gnade widerfahren lassen, und einige Tage nach der Gesandtschaft kam sein Haupt zu Coomassie an. Hinter Fohmanee sahen sie seit Payntree wieder die ersten Kornfelder. So kamen sie nach Doompassie. Wieder ein Charakterzug! Dieser Ort war vorher groß, volkreich und blühend, aber der Cabocer hatte mit einer von des Königs Sai Condjoe Weibern einen Liebeshandel; sie hatte nemlich hier einige Verwandte besucht, und ihr afrikanisches Blut spielt ihr einen bösen Streich mit dem Cabocer, in Folge dessen der Ort größtentheils zerstört und der Cabocer enthauptet wurde. Das Weib hatte aber einen unwiderstehlichen Zauber, also auch hier! Darum schonte ihrer der König und gebrauchte sie nun, mit ihrer Schönheit auf die entfernten Cabocers, nach deren Leben und Eigenthum er trachtete, zu wirken und sie zu verführen. So ist der Mensch nur da roh, wo es um Civilisation und Menschlichkeit zu thun ist, aber schlau ist er überall — zum Verbrechen! Diese Stadt war übrigens auf dem ganzen Wege die einzige, wo sie Industrie antrafen. Von hier aus trafen sie gute Fußpfade, ein cultivirtes Land, reiche Städte und Dörfer, und das Land voll Leben. Jeder Croom hatte eine breite Mittelstraße und große Ganianbäume an den Enden. Am 19. kamen sie durch den Sumpf, der die Hauptstadt umgibt, in der Nähe derselben an, alle waren in Staatskleidern, und eine Stunde von Coomassie, der Hauptstadt der Aschanti's, meldeten sie dem Könige ihre Ankunft. Sehr gut wissend, was Sitte ist, ließ er sie ersuchen in Patiasoo einem kleinen Croom auszuruhen, bis er nach genommenem Bade ihnen seine Hauptleute entgegensenden könnte. Der Einzug gewährt eine sehr merkwürdige Szene in der Kulturgeschichte der Völker. Ich gebe ihn hier als beste Charakteristik des öffentlichen Lebens dieses merkwürdigen Volkes, in seiner ganzen Ausdehnung.

Um 2 Uhr Nachmittag, sagt Bowdich, hielten wir in Coomassie unter einem Fetisch oder Opfer eines todten Schafes, das in rothe Seide gehüllt zwischen zwei hohen Stangen aufgehangen war, unsern Einzug. Über 5,000 Menschen, größtentheils Krieger, kamen uns mit einer fürchterlichen kriegerischen Musik, die durch ihr Gemisch noch mißtönender wurde, entgegen. Hörner, Trompeten, Klappern und Gangans wurden mit einem an Raserei grenzenden Eifer in Bewegung gesetzt. Von dem Abfeuern der Musketen, die stets um uns knallten, waren wir in einen Rauch eingehüllt, der uns die Aussicht benahm und die nächsten Gegenstände verhüllte. Wir waren genöthigt Halt zu machen und unter dem Schwenken einer Menge englischer, holländischer und dänischer Flaggen führten die Hauptleute in einem von ihren Kriegern gebildetem Kreise einen Tanz auf. Die Fahnenschwenker sprangen von der einen Seite zu der andern mit einer leidenschaftlichen Beweglichkeit, die nur von der der Hauptleute noch übertroffen wurde, die ihre glänzenden Gewehre so nahe davon abschoßen, daß die Flaggen in Feuer zu stehen schienen. Ihre Geberden glichen denen der Wahnsinnigen. Die Kleidung der Hauptleute war ein Kriegshut mit vergoldeten nach vorn herausstehenden Widderhörnern, der, nach beiden Seiten mit einem Busch von Adlerfedern geziert, unverhältnißmäßig sich ausbreitete und unter dem Kiene mit Kaurischnüren befestigt war. Die Westen waren von rothem Zeuge mit Fetischen und Saphies oder Amuleten aus auf Papier geschriebenen Koransprüchen, in Gold und Silber gehüllt, bedeckt; und gestickte Futterale beinahe von allen Farben, die ihnen, wenn sie sich bewegten, an den Leib schlugen und mit kleinen ehernen Schellen, Hörnern und Schwänzen von Thieren, Muschelschalen und Messern abwechselten. An einem kleinen mit Fetisch bedeckten Bogen, hingen lange Leopardenschwänze von dem Rücken herab. Sie waren mit leichten Matrosenkleidern aus Baumwollenzeugen und ungeheuren Stiefeln aus rohem groben Leder bekleidet. Diese reichten bis auf den halben Schenkel hinauf; und waren durch kleine Ketten an ihrem Leibgurt befestigt auch diese Stiefel waren mit Schellen, Pferdeschwänzen, Amuleten und Lederstücken herausgeputzt. Von ihrem Handgelenke hing ein kleiner Köcher vergifteter Pfeile herab und zwischen den Zähnen hielten sie eine lange eiserne Kette, an deren Ende Papierstreifen mit maurischen Schriftzügen befestigt waren. In der linken Hand trugen sie einen kleinen roth überzogenen Speer, von dem seidene Troddeln

herabhingen. Ihre schwarze Hautfarbe erhöhte die Wirkung dieses Putzes und vollendete den Eindruck, sich unter Teufeln zu glauben.

Diese Vorstellung dauerte ungefähr eine halbe Stunde, bis ihnen das Weitergehen gestattet wurde. Von Kriegern und einer unermeßlichen Menge Volks umgeben konnte ihre Bewegung nur sehr langsam vorwärts gehen. Alle Straßen waren voll mit Menschen gepfropft, und da die Gassen gegen die Linke einer Anhöhe zu liefen, so sah man eine unendliche Reihe von Köpfen über einander. Die breiten offenen Hallen der Häuser waren Schaubühnen gleich, mit Weibern und Kindern der Vornehmen angefüllt, die alle voll Ungeduld waren zum ersten Mal weiße Männer zu sehen. Ihre Ausrufungen verloren sich unter dem unaufhörlichen Schießen und der Musik; ihre Geberden drückten desto lebhafter die Bewegungen ihres Gemüths aus.

Als sie den Palast, eine halbe Meile von dem Platze, wo sie die Stadt betreten sollten, erreichten, mußten sie wieder Halt machen, und hier setzte sie die Vorbeikunft mehrer Cabocers (ungefähr so viel als Lords in England oder Grandes in Spanien) in Erstaunen. Musiker, wohlgeübt mit ihren Hörnern und Flöten zusammenzublasen, schienen durch wilde Melodien ihr Gehör ergötzen zu wollen, während sehr große Sonnenschirme, die auf- und niedergezogen wurden, nebst Fächern ihnen Kühlung zuwehten, deren sie bei der brennenden Hitze und dem dicken Staube gar sehr bedurften. So drängten sie sich noch eine Straße hinauf, als ein Bote des Königs sie bat, still zu halten, um eine fernere Einladung des Königs abzuwarten. Hier sahen sie mit Entsetzen einen Mann mit großer Feierlichkeit an sich vorüberführen, der geopfert werden sollte und noch vorher gepeinigt wurde. Die Arme waren ihm auf den Rücken gebunden, durch seine Wangen hatte man ein Messer gesteckt, worin seine Lippen in Gestalt eines g gesteckt waren, ein Ohr war abgeschnitten und wurde vor ihm hergetragen, während das andere noch an einem Stück Haut am Kopfe hing; mehre Wunden hatte er in seinem Rücken und unter jedem Schulterblatte stak ein Messer. Durch die Nase war ein Strick gezogen, an welchem er von Männern mit großen schwarzen Zottelmützen unter Trommelschlag weiter gezogen wurde.

Ich suchte vergebens nach einem Punkte in dem mit diesen Völkern abgeschlossenen Traktate, der ihnen die Menschenopfer unter-

sagte, obwol man sie zu viel Unbedeutenderem mit Kartätschen zwang.

Endlich kam die Erlaubniß zum Könige zu gehen, und was sie nun sahen, übertraf alle Erwartungen so sehr, als die Verwirklichung eines Feenmärchens unsere Idee von der Wirklichkeit übertreffen würde. Eine fast meilenlange Ebene war von niegesehener Pracht vollgedrängt. Der König, seine Vasallen und Hauptleute strahlten aus der Ferne, umgeben von Begleitern jeder Art und vor ihm eine Masse von Kriegern, die ihn unzugänglich zu machen schien. Die Sonne strahlte mit einem Glanze, der eben so wenig als die Hitze zu ertragen war, von den massiv-goldenen Zierathen zurück, die allenthalben entgegenglänzten. Mehr als hundert Musikertruppen ließen auf einmal ihre Lieblingsstücke hören. Hörner schmetterten, Trommeln wirbelten, metallene Instrumente lärmten durch einander und schwiegen dann eine Zeitlang vor den sanften Tönen ihrer Flöten, deren Ton in der That harmonisch war und welche ein angenehmes Instrument gleich einer Sackpfeife ohne Pfeife begleitete. Wenigstens 100 sehr große Sonnenschirme, welche wol 30 Personen schirmen konnten, wurden mit vieler Wirkung auf- und niedergezogen. Sie waren aus scharlachrothen, gelben und hellfarbigen Seidenzeugen verfertigt und auf der Spitze mit Halbmonden, Pelikanen, Elephanten, Fässern, Waffen und Schwertern von Gold noch besonders verziert. Sie waren verschiedenartig gestaltet, meist gewölbt und mit herunterhängenden Zierathen, kleinen Spiegeln und dergleichen fantastisch ausgeziert und gezackt. Aus einigen ragten Rüssel und kleine Elephantenzähne hervor und einige waren mit Leopardfellen und ausgestopften Thieren verziert. Die Staatstragsessel waren gleich langen Wiegen hinten höher, und ihre Stangen lagen auf den Häuptern der Träger. Sitz und Kopfkissen waren mit karmoisinrothem Sammt überzogen und an den Seiten hingen die reichsten Zeuge herab. Eine unzählige Menge kleiner verschiedenfarbiger Sonnenschirme, die sich dazwischen drängten, nebst verzierten Bäumen vermehrten noch den Eindruck.

Des Königs Boten mit goldenen Brustplatten machten Platz für die Gesandtschaft, welche nun, indem englische Flaggen und Bambusstöcke vor ihnen hergetragen wurden, ihre Runde machte. Die Cabocers befanden sich in ihrem vollen Schmucke, von ihrem Gefolge umgeben; und zu jedem mußten sie hingehen, ihm die Hand zu reichen. Diese Cabocer sowol als ihre Diener trugen Aschantikleider aus fremder kostbarer

Seide von allen Farben und Mustern. Sie waren unglaublich groß, schwer und wie eine römische Toga um die Schultern geworfen. Ihre Schläfen umgab ein kleines seidenes Netz, und an künstlich aus Gold massiv gearbeiteten Halsbändern, hingen von Mauren geschriebene Koransprüche in goldenen Kapseln herab. Einige trugen solche Halsbänder, die bis auf die Mitte des Körpers hinabreichten. Die Knie waren von Perlschnüren mit ähnlichen Fransen umwunden. Reife, an denen Goldmünzen, Ringe und Thiergestalten herabhingen, umgaben die Knöchel. Die Sandalen waren von rothem, weißem und feinem Leder. Armbänder und unbearbeitete Goldstücke hingen so schwer von den Armgelenken herab, daß sie diese auf einen gewöhnlich durch Schönheit ausgezeichneten Knaben stützten. Goldene und silberne Röhren und Bambusstöcke blendeten das Auge von allen Seiten. Eine große Menge Schwerter von Sichelform wurden um sie herumgetragen, und von den Griffen derselben hingen aus Gold gegossen, dem Leben nachgebildete Wolf- und Widderköpfe herab. Die Klingen waren durch Blut verrostet, die Scheiden von Leopardfell oder einer Art Leder, wie Chagrin. Die großen Trommeln, welche ein Mann auf dem Kopfe trug, waren von den Schädelknochen der Feinde umgeben, und mit ihren Schädeln geschmückt. Auf dem Boden standen Pauken mit Leopardenhaut überzogen, auf welchem man mit nassem Finger kratzte. Die Handgelenke der Pauken waren mit Schellen und wunderlich geformten Eisenstücken behangen, welche beim Rühren der Trommel laut klingelten. Die Hörner aus jungen Elephantenzähnen bereitet, waren am Mundstück mit menschlichen Kinnladen geschmückt. Die Kriegsmützen aus Adlerfedern ragten im Hintergrunde hervor, und große Fächer von Schwungfedern des Straußes bewegten sich um die Vornehmen, hinter deren Stühlen aus schwarzem Holze mit eingelegter Arbeit aus Gold und Elfenbein die schönsten Jünglinge standen, geschmückt mit Gürteln aus Leopardenhaut, mit Muscheln bedeckt, mit herabhängenden kleinen Messern in goldenen Scheiden, deren Griff aus blauem Achat war. Patrontaschen aus Elephantenleder und auf gleiche Weise verziert hingen auf die Erde herab. Ein großes Schwert mit goldenem Griffe an der linken Schulter befestigt, und seidene Schärpen und Roßschweife, gewöhnlich von weißer Farbe, hingen von den Armen und Westen herab. Ihre langen dänischen Flinten waren in gleichen Zwischenräumen mit goldenen Reifen und Muscheln verziert. Hinter den Stühlen einiger Personen standen schlanke Mädchen mit silbernen Becken.

Ihre Tragsessel auf die mühevollste Weise eingelegt, mit zwei Schellen versehen lagen auf den Köpfen, ihre Lieblinge und Scharen kleiner Knaben saßen ringsumher und schwenkten seltsam geschmückte Elephantenschweife. Die Krieger saßen auf der Erde und so dicht, daß die Gesandten nicht durchkonnten, ohne auf ihre Füße zu treten, was ihnen indessen völlig gleichgültig zu sein schien. Ihre Mützen waren von Pangolin- und Leopardshaut, von denen die Schwänze hinten hinabhingen. Die Seiten ihrer Gesichter waren mit weißen Strichen seltsam bemalt, und die Arme so gestreift, daß es wie Rüstung aussah.

Der Anblick von siebzehn vornehmen Mauren überraschte sie neu; sie waren in Mäntel von weißem Atlas mit reicher Stickerei verziert, gekleidet. Hemde und Beinkleider waren von Seide und ein sehr großer Turban von weißem Musselin war mit verschiedenfarbigen Steinen besetzt. Ihre Begleiter trugen rothe Mützen und Turbans, und sehr lange weiße Hemden hingen über ihre weiten Hosen herab; die der Gemeinen waren von dunkelblauem Zeuge. Das Janitscharenwirbeln der Trommel und Hörner und die Zwischenmusik verkündete, daß man sich dem Könige nähere. Der Hofstaat war folgender: der Kammerherr, der Goldhornbläser, der Kapitän der Boten, der Befehlshaber bei den königlichen Hinrichtungen, der über Kauf und Verkauf gesetzte Kapitän, der Aufseher über den königlichen Begräbnißplatz, das Oberhaupt der Musiker, alle umgeben mit einem Gefolge und einem Glanze, der von der Würde und Wichtigkeit ihrer Ämter zeugte. Hinter dem Koche standen eine Menge Gerichte mit Leopardfellen bedeckt, und eine große Menge massives Silbergeschirr war vor ihm aufgestellt: Punschnäpfe, Kessel, Kaffeekannen, Deckelkrüge und ein sehr großes Gefäß mit schweren Griffen und Klauenfüßen, welches wahrscheinlich Weihrauch enthielt. Auf einem der Gefäße war eine portugiesische Inschrift, und alle schienen von dieser Arbeit zu sein. Der Scharfrichter, ein Mann von ungeheurer Größe trug ein massives goldnes Beil auf der Brust; ihm vorgetragen wurde der Armensünderstuhl mit geronnenem Blute und Fett überdeckt. Die vier Dolmetscher des Königs waren mit einer Pracht umgeben, die alles Gesehene übertraf, und ihre Insignien, goldene Bambusstöcke, aber in Bündeln wie Fasces zusammengebunden, umgaben sie ringsum. Der Schmatzmeister vermehrte seinen Pracht noch durch Auslegung seines ganzen Geschirrs: Schüsseln, Büchsen, Wagschalen, Gewichte waren alle aus Gold.

Die Gesandten nahten sich dem König, um seine Hand zu

fassen. Seine Haltung zog die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Eine angeborne Würde zeichnete diesen Barbarenfürsten aus. Seine Manieren waren seinem Stande angemessen und doch zugleich herablassend. Obwol auch sein Erstaunen groß war, so vergaß er sich doch keinen Augenblick, und behauptete die Haltung eines Monarchen. Er schien 38 Jahre alt, zur Korpulenz geneigt und von wohlwollendem Wesen. Um seine Schläfe trug er ein Stirnband aus rothen Korallenkugeln, ein Halsband von goldenen Mispelschalen, die an breiten Enden aufgereiht waren, und über seine rechte Schulter eine seidene Schnur, an der drei blau- und goldgefaßte Saphies herabhingen. Seine Armbänder waren das reichste Gemisch von Korallen und Gold, seine Finger mit Ringen bedeckt. Sein Kleid war von dunkelgrüner Seide. Ein ausgezacktes Diadem war mit weißer Farbe zierlich um seine Stirne gemalt, so wie eine Art Epaulettes auf jeder Schulter, und ein anderer Zierath gleich einer aufgeblühten Rose, wo ein Blatt sich über das andere erhob, auf seiner Brust. Seine Kniebänder bestanden aus rothen Korallen und seine Knöchelbänder aus goldenem Schmuck von der reinsten Arbeit, woran kleine Trommeln, Becken, Stühle, Schwerter, Flinten und Vögel dicht an einander hingen. Seine Sandalen, aus weichem weißem Leder, hatten Querbänder von erhabener Arbeit mit Saphies in kleinen goldenen und silbernen Einfassungen. Er saß auf einem niedrigen reich mit Gold verzierten Stuhle und hatte ein paar Castagnetten an seinen Fingern und Daumen, mit denen er Stillschweigen gebot. Die Gürtel der Wachen hinter seinem Stuhle waren reich mit Gold und Zierathen, die menschlichen Kinnbacken von demselben Metalle glichen, besetzt. Die Elephantenschweife, die wie kleine Wolken um ihn wogten, funkelten von Gold und große Straußfedern schwenkte man dazwischen. Der Eunuch, der den Vorsitz der Dienerschaft führte, hatte ein Stück massives Gold um den Hals. Der Thron, mit Gold fast bedeckt, stand unter einem glänzenden Schirme, von welchem Trommeln, Becken, Hörner und verschiedene andere musikalische Instrumente von Pergamentdicke herabhingen. Eben so hingen große goldene Reifen an scharlachenem Tuche von Staatsschwertern herab, deren Schneiden und Griffe eben so eingefaßt waren. Beile eben so verziert hingen dazwischen. Die Brust des Oorahs und anderer vom Gefolge, war mit großen Sternen, Stühlen, Halbmonden und Kapseln der Baumwollenstaude, alles aus Gold verziert.

Ich bitte die Leser herzlich um Verzeihung, wenn sie die-

ser lange Auszug gelangweilt haben sollte. Solche Szenen geben jedoch den richtigen Maßstab des Kulturzustandes und Charakters eines Volkes ab, das gewissermaßen als Repräsentant der Negervölker Mittelafrika's gelten kann. Welchen tiefen Blick läßt uns diese barbarische Szene in das Leben der Völker, in das Herz des Menschen thun! Der Geschichtschreiber hat hier ein Modell zu seinen Völkergemälden. Dieses ist die Mittelstufe, auf welcher Völker zwischen Civilisation und Barbarei stehen. So war das Troja belagernde Griechenland beschaffen, so war des Darius Perserheer gerüstet, eine solche Macht zog den Römern in Mithridates entgegen, dieses ist das Bild der über Europa hereinstürmenden Barbaren. Eine solche Audienz mochte Leo der Große bei Attila bestanden haben.

Bei den Unterhandlungen zeigte der König und sein Rath Schlauheit und stolze Politik; und ist ein Gesandter an einem solchen Hof der Meinung, es mit Barbaren zu thun zu haben, so wird er leicht überlistet.

Da uns der Einzug so lange aufhielt, so dürfen wir nicht mehr weitläufig sein, sondern in wenigen Zügen muß das viele Vorliegende geschildert werden.

Die Regierung ist monarchisch-aristokratisch und in den Händen des Königs und seiner Hauptleute. Menschenleben hat geringen Werth. Sklaverei ist üblich und hart. Je gebildeter das Volk, desto härter haben es die Sklaven. Vielweiberei ist erlaubt, die Weiber sind Eigenthum des Mannes. Viele treiben demungeachtet mit ihren Reizen Handel: Weiber nebst Sklaven sind Lastthiere des Landes.

Tanz gehört wie bei allen Negervölkern so auch hier, zum Wesen des Lebens. Die Aschantis sind besonders behende Tänzer und wissen ihre Schönen zierlich zu umgaukeln. Ihre musikalischen Instrumente sind oben beim Einzuge beschrieben und sie haben sie ganz in ihrer Gewalt. Sie sollen sogar die Kunst besitzen durch ihre Hörner und Instrumente gewisse Sätze auszudrücken, eine gleichsam figurative Musik. So blasen die Hörner des Königs: ich übertreffe alle Könige der Welt. Jeden Abend begeben sich die Hörner des Königs um Mitternacht auf den Marktplatz und blasen folgendes Lied: König Sai dankt seinem ganzen Volke und allen Häuptlingen für heute.

Auch Spuren einer Gesangweise finden sich, und oft sollen sich Männer und Weiber durch Wechselgesang ergetzen, z. B.

Frau.
Mein Mann liebt mich gar sehr,
Er ist für mich zu gut.
Doch kann ich ihn nicht lieben,
Und höre die Stimme des Geliebten.

Mann.
Meine Frau gefällt mir nicht,
Denn ich bin ihrer satt,
Eine andere suche ich mir,
Die der Liebe würdiger ist.

Frau.
Süße Worte gibt mir mein Geliebter,
Aber auch mein Mann ist gut mit mir.
Diesen muß ich also lieben;
Und ihm treu verbleiben.

Mann.
Mädchen, du bist schöner als meine Frau;
Aber treu bist du nicht zu nennen.
Die Frau will nur dem Mann gefallen,
Du aber, du gefällst gern allen.

Man sieht aus diesen Proben, daß die Aschantis bis jetzt ein sehr unpoetisches Volk sind, denn diese Laute verrathen nichts Charakteristisches, nichts Geistvolles.

Die Wohnungen der Aschantis bestehen aus Flechtwerk, das doppelt errichtet und dessen Zwischenraum mit Erde ausgestopft wird. Die Mauer wird dann mit Lehm übertüncht, mit zarten, in Figuren gebogenen Reisern ausgelegt und wieder übertüncht, sodann weiß angestrichen. Die Zierathen erinnern an die Hieroglyphen. Der Fußboden ist aus Steinen und Thon festgestampft, höher als der äußere Boden, und wird täglich mit Wasser, worin eine rothe Farbe, vermuthlich Eisenocker ist, übertüncht. Als Thür dient ein mit Schnitzwerk verziertes Bret des Baumwollenbaumes. Sie haben auch eine eigne Art Schlösser, die sie aus Haussa beziehen. Statt der Fenster haben sie Bambusgitter, deren Rahmen oft mit Gold belegt sind. Den Häusern werden oft auch Stockwerke aufgesetzt. Das Haus des Königs ist groß, besteht aus mehren aneinander gefügten Höfen und Gebäuden. Ein Theil der Höfe ist mit Arkaden umgeben, deren Gesimsverzierungen an den Stil der Egypter erinnern. In jedem der viereckigen Höfe ist an jeder Seite ein großes vorne offenes Zimmer mit Säulen, hoch, regelmä-

tig mit einem Vorhange von künstlich geflochtenem Rohre. Die Möbeln bestehen aus reich mit Gold gestickten Sesseln und Sofas mit seidenen Decken. In den meisten Gegenden haben aber die Häuser die afrikanische Bienenkorbform. Ein kleiner bedeckter Herd ist gewöhnlich neben dem Hause. Der Hausrath des Volkes ist sehr einfach. Eine Matte als Bette, Koch= und Trinkgeschirre sind alles. Stühle sind selten, statt zu setzen, kauern sie sich auf die Fersen. Alle diese Züge haben Ähnlichkeit mit den Figuren, die wir auf egyptischen Monumenten sehen, und entschuldigen nebst mehren andern Zügen die Hypothese Bowdichs, der sie von Egyptern, Meroern oder Abyssiniern abstammen läßt, obwol sie nicht haltbar ist. Sie leben frugal wie alle Neger, und wenige Speise aus Palmöl, Fleisch und Cuscus genügen. Ihr Getränke ist Palmwein, aber schon auch Rum. Diese Aschantis sind übrigens ein hübsches Volk, und tragen nicht ganz das Negerprofil an sich. Sie sind glänzend schwarz, stark und schön gebaut, ihre Muskeln sind von großer Elastizität. Sie sind gesund, wiewohl Hautausschläge nicht selten sind. Die Weiber gebären viel und leicht. Sie sind reizend, von schönem Profil, ihr Busen rund und voll, nur die Weiber verderben ihn durch das Flachbinden. Sobald ein Kind geboren ist, bekommt es in Gegenwart eines Fetischmannes einen Namen. Auf der Küste von Akra werden auch Mädchen beschnitten. Sobald sich die Zeichen der Mannbarkeit einstellen, müssen sie sich einsam ins Gehölz begeben, wie auch jede Frau zu dieser Zeit, wo sie als unrein betrachtet wird. Für den Ehebruch rächt sich der Mann, indem er von dem Verführer Geldbuße nimmt, das Weib kann er wegjagen. In einigen Gegenden trift beide der Tod.

Die Religion der Aschanti's ist dieselbe, welche wir bisher bei allen Negervölkern antrafen. Die Idee eines Gottes ist auch in ihnen lebendig, und diese Menschen, da sie kein Gesetz haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz. Die Ehrfurcht vor Gott, Glaube an seine Gerechtigkeit und die Fortdauer der Seele nach dem Tode ist der Ahnung des Aschanti auch nicht entgangen. Alle Menschen sind im Glauben an Gott einig. Nur wo sie diesen suchen, verehren und anbeten wollen, irren sie, und irren von einander wieder ab. Der Mensch konnte wol durch eigene Schuld seinen Gott verlieren, aber nimmer findet er ihn ohne Handleitung durch eine höhere Offenbarung. Diese tausendfachen Religionen lehren keine die unendliche Liebe, alle nur den Zorn Gottes. So auch die Religion der Aschanti's. Unzählig sind die

Opfer, welche der Aberglaube bringt, um Gott oder den Fetisch zu gewinnen oder zu versöhnen. Keine Begebenheit wird ohne Menschenopfer gefeiert, kein Fest ohne Menschenblut. Je vornehmer der Opferer, desto mehr Opfer! Die geringste Beleidigung des Fetisch macht, daß der Beleidiger geopfert werde. Diese Gott zugeschriebene Blutgier ist das charakteristische Zeichen aller Religionen, außer der christlichen. Agamemnon opfert seine Tochter, um glücklichen Erfolg zu sichern. Das Judenthum war nur mit Mühe entwöhnt und noch Jephta opfert seine Tochter. Der Moslemismus dürstet eben so nach Blut und nur das Christenthum verabscheut die Vergießung des Menschenblutes und hat neuere Gesetzgebungen bis zu der Stufe der Humanität erhoben: daß man zu zweifeln anfängt, ob das Blut der Verbrecher zu vergießen gerechtfertigt werden könne. Davon ist der Aschanti noch so fern, daß man beinahe annehmen kann, die Hälfte der Bevölkerung sterbe den Tod durch Menschenhand. Man hat mit Kartätschentraktaten so manches aus diesen armen Völkern herausgepreßt, sollte denn nicht auch die Abschaffung der Menschenopfer auf diese Art zu erhalten sein? Ich glaube: Ja!

Die Fetische haben kleine runde Häuser und ihre Priester befragen die Orakel. Eine zweite Art Priester besorgen die öffentlichen Religionsgebräuche, veranstalten Ordalien, Beschwörungen u. s. w. und sind überhaupt überall zugegen, wo es um Beziehungen auf das Unsichtbare zu thun ist. Übrigens sind die Priester hier eine sehr zahlreiche Klasse, und in manchen Örtern wimmelt es davon. Wie bei den meisten heidnischen Völkern gibt es einen Nationalfetisch, Provinzial-, Stadt-, Dorf- und Hausfetisch. Diese zu gewinnen wird alles aufgeboten.

Wenn eine Hinrichtung stattfinden soll, oder ein öffentliches Opfer, so verkünden es die Hörner des Königs. In diesem Augenblicke hört die Sicherheit des Lebens auf. Auf der Straße werden die Leute aufgefangen, nach dem Palaste geschleppt und ermordet. Cabocers, wie sie den Palast betreten, fließt ihr Blut. Wer irgend dem König mißfällt, wird herbeigerufen, des Nachts aus den Häusern geschleppt und geopfert. Solche Feste dauern oft wochenlang. Daß auch Habsucht dabei ihre Rechnung findet, ist gewiß; denn die reichsten Cabocers mißfallen am ersten. Eben so ist der Tod tödtlich. Stirbt ein Aschanti, so werden Sklaven an seinem Grab geopfert; je vornehmer, desto mehr. Stirbt der König, wird ihm ein schreckliches Leichenfest

gefeiert und alle Leichenfeste seiner Regierung wiederholt, und allenthalben fließt Blut.

Die Aschanti's werden in fünf Kasten getheilt; die königliche Familie; die Cabocers, Häuptlinge und Befehlshaber, oder der Adel: die Kaufleute, das Volk und die Sklaven. Letztere sind kriegsgefangen oder sonst in Sklaverei gerathen. Nichts verliert man hier leichter als Freiheit und Leben. Dennoch sind dieselben Aschanti's reinlich, höflich, gastfrei, klug, bescheiden und milde. Sie haben sogar Liebe unter einander und weder Mitleid, noch irgend eine menschliche Regung zum Bessern ist ihnen fremd. Edelmuth, Freimüthigkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe sind geschätzte Tugenden. Heldenmuth ist ihnen angeboren und Feigheit wird mit dem Tode bestraft. So ist der Mensch! — Noch eine Tradition der Aschanti's!

Am Anfang der Welt schuf Gott 3 weiße und 3 schwarze Männer und eben so viele Frauen: damit sie später ihn nicht beschuldigten, ließ er ihnen die Wahl zwischen Glück und Unglück, zwischen Gut und Übel. Eine große Kalebasse ward auf die Erde gesetzt, und ein versiegeltes Papier. Gott gab den Schwarzen die erste Wahl. Diese wählten den Kürbis und fanden darin nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und andere Metalle, deren Gebrauch sie nicht kannten. Die Weißen öffneten nun das versiegelte Papier und dieses sagte ihnen alles. Gott ließ die Schwarzen nun im Gebüsch und führte die Weißen dem Meere zu. Jede Nacht ging er mit ihnen um und lehrte sie ein Schiff bauen, das sie in ein anderes Land führten, von dem sie nach langer Zeit mit vielen Waaren zurückkamen, um mit den Schwarzen zu handeln, die ohne diesen Umstand das erste Volk der Erde gewesen sein würden. Dieser Abfall der Schwarzen von Gott, der die Weißen lieber hatte, als die Schwarzen, machte; daß sich diese zu den untergeordneten Geistern und Fetischen wendeten, die den Flüssen, Wäldern und Bergen vorsitzen. Eine merkwürdige Völkersage, die jedoch in ihrer jetzigen Gestalt nicht so alt sein kann als diejenige, welche zum Original gedient zu haben scheint, aber auch nicht mehr rein ist.

Noahs drei Söhne waren einer schwarz, der andere braun, der dritte weiß. Als Noah gestorben war und sein Weib auch, sammelten die Söhne die ganze Erbschaft, um sie zu theilen. Sie bestand aus Gold, Silber, Edelsteinen, Vieh, Waffen, Hausgeräth, besonders aber Pfeifen und Tabak. (Letzteres zeigt auf neuen Ursprung der Sage.) Nachdem sie alles Vorräthige

untersucht und gewerthet, legten sie sich zur Ruhe und beschlossen die Theilung bis künftigen Morgen zu verschieben. Sie aßen, tranken, rauchten, schwatzten und legten sich dann zur Ruhe, schliefen aber nicht gleich lang. Der Weiße erwachte zuerst, als der wachsamere; er stand ohne Geräusch auf, nahm das Beste der Erbschaft und flüchtete damit ins Land der Weißen, das sie noch jetzt bewohnen. Nach ihm erwachte der Braune und that gleich also, er nahm, was nur noch Werth hatte, lud es auf Ochsen und trug es bis in das Land der Mauren. Endlich erhob sich der Schwarze von seinem Lager, sah mit Erstaunen, daß die Brüder mit allem fortgezogen waren und ihm nichts gelassen hatten, als einige Pfeifen, Tabak, etwas Hirse und Baumwolle. Voll Wut stopft er sich eine Pfeife, überlegt, was zu thun, beschließt, nur eine günstige Gelegenheit zur Rache abzuwarten, und alles, was er könnte, für die Erbschaft wegzunehmen. Diese Sagen lassen uns tief in die Seele der Völker blicken, so wie sie auf einen Zusammenhang und uralten Verkehr der Völker hinweisen.

Der Aschanti beschäftigt sich mit Ackerbau und erntet zwei Mal des Jahres. Er gräbt Metalle und schmelzt sie und wäscht Gold aus dem Sande. Am Strande ein geschickter Fischer, ist er im Walde ein vortrefflicher Jäger. Seine Wasser bieten ihm Fische die Fülle von allen Geschlechtern, sogar der Wallfisch besucht seine Küsten, seine Wälder sind reich an allem Wilde; Singvögel beleben die Gipfel der Bäume wie die Sümpfe; Eidechsen, Schlangen und Kröten aller Art und Größe, wie auch das lästige Geschmeiß aus dem Reiche der Insekten und Würmer aller Gattungen belästigen das Land. Der Leuchtkäfer macht des Nachts Himmel und Erde in einander verschmelzen. Das Pflanzenreich bietet ihm Holz und köstliche Farbenstoffe, Baumwolle und Indigo; die Hausthiere Fleisch und Leder. Alles dieses hat der Aschanti bereits benutzen gelernt. Sie spinnen, weben und färben und bereiten sogar eine grüne Farbe aus Indigo und Gelbholz; dauerhafte und zierliche Gefäße werden aus Thon verfertigt, Gold und Eisen zierlich verarbeitet; und das Leder verstehen sie unter allen Negern am besten zu gerben. Sie haben vortreffliche Schreiner und Ebenisten, und in der Bildschnitzerei sind sie weit vorwärts. Der Binnenhandel ist lebhaft, in den Städten täglich Markt. Zu den Artikeln, die zu Markt gebracht werden, gehören auch Sklaven, deren einer im Innern ungefähr 3 fl. C. M. gilt! — 2,000 Kauris. Ein großer Elephantenzahn gilt 16 fl. C. M. Aus dem innern Lande

holen sie vegetabilische Butter, Teppiche, Elfenbein. Aus Dagcumba, einem verbündeten oder vielmehr abhängigen Königreiche und aus J'Nta: Seiden- und Wollengewebe, dafür geben sie Salz, Rum und Eisen. Mauren und Mandingo's aus Haussa und Sudan trift man als Kaufleute überall. Aus Europa bringt man Eisenwaaren, Rum, Flinten, Pulver; von diesem sehr viel, da die Aschantis gern Lärm machen und oft bei einem einzigen Feste 50 Fässer verpuffen; Säbel, Messer, portugiesischen Tabak, Kattun, Seidenzeug, rothes Tuch, Wollmützen, Korallen, Spiegel u. s. w. werden gegen Gold, Elfenbein und Sklaven eingeführt.

Die Zahl der Einwohner wird von Bowdich auf 1,362,000 Seelen geschätzt, und die waffenfähige Mannschaft auf 204,000; die noch nicht waffenfähige Jugend aber auf 150,000. Daß diese Berechnung nichts taugt, ist leicht anzusehen. Das Verhältniß der Kinder zur waffenfähigen Mannschaft ist zu gering, und ein Fünftel der ganzen Bevölkerung kann nicht waffenfähig sein. In einem Lande, wo Vielweiberei herrscht und die Weiber so fruchtbar sind, muß die Zahl der Jugend den Erwachsenen wenigstens gleich sein, um so mehr, als keine Kinder geopfert werden. Wie schon gesagt, sind die Aschantis schöner als andere Neger, und Bowdich rühmt besonders die höhern Stände und will darunter sogar griechische Schönheiten bemerkt haben.

Die Erbfolge geht in der weiblichen Linie fort, und immer folgen die Kinder der Schwester, wegen der Gewißheit des königlichen Bluts, was eben nicht übel ist in einem Lande, wo das Blut so heiß ist. Auch darf die Schwester des Königs sich ergeben, wem sie will, wenn der Mann nur kräftig und stark ist. Auch die Spartaner sahen darauf.

Bei allen Verträgen mit dem Auslande müssen die Cabocers und der König von Dagwumba zu Rathe gezogen werden, und alle müssen die Traktate beschwören. Eben so wurde auch der Vertrag abgeschlossen, den Bowdich negozirte. Der Vertrag war ganz zum Vortheile der Engländer, die sich aber verpflichten mußten, den Tribut für die Forts, welchen sie bisher an die Fantis bezahlt hatten, nunmehr an den Sai, als Überwinder der Fantis, zu entrichten. Dagegen sollten die Fantis, als Unterthanen des Königs betrachtet, desselben Schutzes wie die Aschantis theilhaftig werden. Der Sklavenhandel jedoch, dessen Abschaffung den Aschantis nicht vortheilhaft sei, sollte wieder erneuert werden. Dieses war die Klippe, an welcher der Vertrag scheiterte, wie Ritter sehr scharfsinnig

voraus vermuthet hatte. Die Spanier setzten den Sklavenhandel fort, und der brittische Handel kam ganz in Verfall und machte auch die Britten bei den Eingebornen verhaßt. Daraus erklärt sich die Menschlichkeit der brittischen Regierung, welche der spanischen eine bedeutende Summe für die Aufhebung des Sklavenhandels bezahlt hat. Nicht lange dauerte daher der Friede mit den Aschantis, die Unruhen brachen aus und 1823 ward der brittische General, Sir Charles Maccarthy, auf's Haupt geschlagen. Er nebst vielen seiner Offiziere wurde getödtet, und noch lebend waren ihnen die Kinnbacken zur Verzierung der Trommeln ausgeschnitten, die Herzen aber von den Häuptlingen als Ragout verspeist, und davon nach Landessitte den jungen Kriegern mitgetheilt. 1824 führte nun der Aschantikönig sein Heer vor Cap Coast Castle und belagerte es förmlich und nur die Blattern, welche ausbrachen, hinderten ihn, seine Drohung: die Weißen ins Meer zu werfen, zu erfüllen.

1825 sandten die Aschantis Gesandte nach Cap Coast Castle, rühmten sich ihrer Siege und drohten wieder zu kommen und alle Weißen zu vernichten. Obwol die Engländer auf die Fantis und Akims gerechnet hatten, diese auch mit vieler Pralerei alles verheißen hatten, so wurden sie doch, als es zur Sache kam, als gänzlich unnütz befunden, und die Engländer mußten sich selbst helfen. Auf der ungesunden Goldküste mußte das afrikanische Corps aus Mangel an Zugvieh mit eigenen Händen Geschütz, Munition, Brandraketen in die Ebene von Dudwah, 16 Meilen von Akra, führen. Die Schwarzen, zu deren Vertheidigung es geschah, legten keine Hand an. Mit großer Umsicht wählten die Aschantis ihre Stellungen, griffen die Engländer an und fochten mit einer Kriegskenntniß, welche bis jetzt in keinem Barbarenstamme angetroffen wurde. Die Engländer waren nebst ihren Besitzungen verloren, wenn nicht die Brandraketen, welche sie in ihrem Aberglauben als Fetische betrachteten, sie zum Rückzuge bewogen hätten. Die Fantis setzten ihnen nicht nach, sondern verübten an den Gefangenen und Gefallenen Grausamkeiten, welche man von den Menschen, die schon so viele Jahre unter den Europäern gelebt haben, nicht hätte erwarten sollen. Sie schnitten die Kinnbacken ab, verspeisten die Herzen und empörten sich zuletzt gegen die Engländer selbst, so daß sie durch Geschenke besänftigt werden mußten. Seitdem hat die Regierung die Niederlassungen an der Goldküste einer Gesellschaft von Kaufleuten übergeben, welche sie jährlich mit 4,000 Pf. St. unterstützt und unterhält bei den Aschantis

einen Gesandten. Dieses alles zeigt die Energie einer Nation, so wie, daß ihr zur Civilisation nichts abgehe, als eine reine milde Religion, welche ihre Sitten umgestaltete und sie auf die Bahn der allmählichen Ausbildung geleitete. Daß man Alles anwenden sollte, um diese Stämme zu bilden, stellt England nicht in Abrede.

Wir gehen nun zur Topographie dieser Länder oder der Aufzählung der einzelnen Länder und Gebiete, über welche sich bis jetzt nach den Berichten mehrer Reisenden und Geographen bestimmen lassen. Auch hier ist besonders Bowdich unser Führer. Als Mittelpunkt des Ganzen betrachten wir

1. Aschanti. Das eigentliche Aschanti ist waldig, hügelig und fruchtbar, wohlbewässert und ziemlich gut angebaut. Die Luft ist rein und gesund. Bemerkenswerth einer seltsamen Sage wegen, ist der See Busmakie. Seine Ufer sind wohlbebaut und über 30 Dörfer liegen an seinem brakkigen Wasser, welches Fetisch der Weißen heißt. Einst, so sagt die Tradition, einst wird das Volk der Weißen dieses Land erobern und diesen See mit dem Meere verbinden. Ohne zu bemerken, wie sehr diese Sage das wahrscheinliche Schicksal dieses schönen und für europäische Kultur so geeigneten Landes voraussagt, erinnern wir nur an Mexiko und daß die Spanier eine ähnliche Sage daselbst vorfanden, die zur Eroberung nicht wenig behülflich war. Woher aber diese Sagen? — Hauptstadt ist hier:

Cumassie oder Coomassie, auch Akoamassey. Sie liegt unter 6° 34′ 50″ n. B. und 15° 30′ ö. L. von F. Die Stadt liegt an einem Felsen, von einem Sumpfe umgeben und hat drei bis vier Stunden Umfang, mit 15,000 Einw., die sich jedoch zur Zeit großer Feste, wo die Cabocers mit ihrem Gefolge einrücken, wol bis 100,000 ansteigen. Vier lange Hauptstraßen theilen die Stadt in eben so viele Viertel, deren jedes seinen eigenen Cabocer hat. In jeder Straße ist ein runder Hügel für des Königs Stuhl, wenn er kommt um Recht zu sprechen? Nein, um Palmwein zu trinken. Die Burg oder Residenz des Königs steht in der Mitte, er muß 3333 Weiber haben, von denen er jedoch wieder an seine Lieblinge verschenkt. Der Marktplatz ist groß, aber unrein, da er nur auf Befehl des Königs oft nach mehren Jahren erst gereinigt werden darf. Denn alles Gold, das auf dem Markt aus der Hand fällt, darf nicht mehr aufgehoben werden, sondern gehört dem Könige und muß liegen bleiben bis zur Reinigung. Eine solche Reinigung

soll gewöhnlich 800 Unzen in den Schatz bringen. Hinter dem Marktplatze ist ein kleines Gehölz, bevölkert mit Geiern und Panthern, und hinter diesem Gehölze ein Anger, wohin die Menschen, welche geopfert sind, geworfen werden. Die Vögel und Panther fallen über sie her, vermögen sie aber nicht zu verzehren. Ein unausstehlicher Pestgeruch ist daher die Folge dieser entsetzlichen Barbarei. Der Hain heißt die Wohnung der Geister. Der Theil der Stadt, welcher vom Sumpfe nicht geschützt ist, ist mit einem Erdwalle umgeben. Der Sumpf verursacht, daß die Stadt alle Morgen in Dünste eingehüllt ist, und diese, verbunden mit dem Pesthauche des Todtenangers, sind sehr schädlich und verursachen Durchfälle. Eine halbe Stunde von der Hauptstadt liegen Assafu und Bontama und bilden Vorstädte. Ein bedeutender Ort in Aschanti ist unter mehren andern auch Dumpassie unter 6° 11′ 30″ n. B. und 15° 35′ ö. L. v. F. Diese Stadt ist von lauter Handwerkern, Webern, Schmiden und Töpfern bewohnt. Sie war früher noch bedeutender, wurde aber durch den oben erwähnten Liebeshandel des Cabocers mit einem Königsweibe größtentheils zerstört. Zwischen dieser und der Hauptstadt ist alles mit angebauten Fluren bedeckt. Mehr oder wenig abhängig, oder auch ganz unterworfen dem Reiche der Aschantis sind:

2. Das Reich Gamba. Ein Innenland, das viele Sklaven an die Küste liefert. Sie sind mit drei meridianartigen Linien über das Gesicht bezeichnet. Die Aschantis nennen sie Dunka, was denselben Sinn, wie bei den Griechen Barbar, hat.

3. Das Reich Dagwumba im N. von Aschanti und ein Bruderstaat, dessen König der stete Verbündete der Aschanti's ist und in Yahudi residirt. Diese Stadt liegt unter 8° 38′ n. B. und 16° 46′ ö. L. Sie soll größer und besser gebaut sein als Coomassie. Der König von Dagwumba ist durch die Mauren zum Muhamedismus bekehrt und eine Menge Muhameder bewohnen die Hauptstadt. Diese soll reich, mächtig und durch Handel wichtig sein. Auf ihre Märkte strömen eine große Anzahl Völker aus dem innern Afrika zusammen. Große Herden Rindvieh, Pferde und andere Thiere finden hier ihren Markt. Ganz dem Geiste aller Marktplätze gemäß, sammeln sich hier die Völker Afrikas um ein berühmtes Orakel, von dem wir jedoch nichts als sein Dasein kennen. So war es auch bei den Alten. Je berühmter das Orakel war, desto größer und wichtiger war auch der Markt. Selbst heute noch sehen wir dieselbe Erscheinung sich wiederholen.

4. Das Reich N'ta. Es wird vom Adirri oder Rio Volta bewässert. Die Bewohner dieses Landes haben mit denen von Dagwumba oder Sarem große Ähnlichkeit. Sie sind gebildeter als die Aschanti's, und da der Islam hier schon lange Eingang gefunden, so sind die Sitten auch milder. Sie wissen Erze zu schmelzen und die Metalle feiner als die Aschantis zu verarbeiten. Alle Cabocers sind Muselmänner, dabei aber noch immer Fetischverehrer, doch ohne Menschenopfer. Hauptstadt ist Sallagh oder Sarem, 7° 5′ n. B. und 17° 32′ ö. L. v. F. Sie liegt 17 Tagreisen von Cumassie und treibt starken Handel. Maronko ist eine bedeutende Stadt, die sich durch eine besondere Sicherheitsmaßregel auszeichnet. Da man die Einwohner gern zu Sklaven fortführte, so haben sie keine Thüren an den Häusern, sondern steigen mit Strickleitern durch ein Dachloch aus und ein, damit sie nicht überfallen werden.

5. Burum, mit der Hauptstadt Guia;

6. Coranza, sieben Tagereisen von Coomassie mit gebildetern Bewohnern;

7. Soko;

8. Takimba;

9. Ataumbu sind kleine Reiche, alle den Aschanti's zinsbar.

10. Die schon erwähnte Vorterrasse Aquapim, voll herrlicher Thäler, Negerdörfer, Anbau. Die Luft ist gesund. Die Vegetation üppig, das Volk mild. In diesem Lande ist die Dänenkolonie, welche Isert gegründet; die Hauptstadt heißt Akropong.

11. Akim, ein kleines Negerreich, wo Banasu 5 Tagereisen von Cumassie als Hauptstadt genannt wird.

12. Assin liegt zwischen der Fantiküste und Aschanti und ist letzterem unterworfen und von diesen Eroberern gräßlich verwüstet worden. Die Einwohner sind gebildeter als die Eroberer. Städte sind: Kikiwherry 5° 56′ 40″ n. B. und 15° 44′ ö. L. v. F. mit 2,000 Einw. mit vielen Dörfern umgeben. Ansa, mit 1,500 Einw. Akrofroum, 6° 20′ n. B. und 15° 34′ ö. L. v. F. Eine große volkreiche Stadt, von welcher aus das Land sich immer mehr erhebt und waldiger wird. 13. Tufel und 14 Dankara liegen östlich und nordöstlich von den Aschanti's und sind weniger bedeutend. Wichtiger dagegen ist 15. Warsaw und 16. Aowin oder Awin wegen des vielen Goldes, das vorkommt, besonders im ersteren. Mehre von einander unabhängige Cabocers beherrschen das Land und zahlen an Aschanti Tribut in dem reinen Golde des Landes, das auch reich an Öl und Weinpalmen ist.

17. Das kleine Reich Adampi ist ziemlich ausgedehnt und reich an wildem und zahmen Vieh. Es liegt östlich von Aschanti am Volta. Ihre steilen Ufer erlauben ihnen keinen Fischfang im Meere, den sie jedoch desto eifriger in ihren Flüssen und Seen betreiben. Das Land ist in mehre von den Aschanti's abhängige Republiken getheilt. Bei ihrer Hauptstadt Ningo ist das Dänenfort: Friedensburg, so wie am Volta Königsstein angelegt. Adda ist auch eine dänische Niederlassung am Volta mit 3,000 fleißigen Einw. welche Baumwolle ziehen. Die Pflanzungen, welche die Dänen hier versucht haben, gedeihen vortrefflich, und an den kühlern Bergen von Aquapin kommt der Kaffeestrauch sehr gut fort. Die Vertilgung und gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels würde wahrscheinlich die Colonisation dieser fruchtbaren Gegenden, die für Zucker, Indigo, Kaffee, Cacao, Baumwolle u. s. w. so geeignet sind, zur Folge haben, und neue, ähnlichere Quellen des Reichthums eröffnen. Freilich ist dann zu befürchten, daß der letzte Betrug ärger denn der erste werde; weil man dann wahrscheinlich wieder die Pflanzungen mit Sklaven aus dem Innern bevölkern, und die Scenen Westindiens wiederholen würde. Es müßten daher die Regierungen, welche solche Colonien anlegten, durchaus zur Bedingung und Grundgesetz machen, daß die Colonisation nur durch freie Hände, die entweder aus Europa auswandern oder in Afrika gemiethet werden, geschehen dürfe. Eben so müßte noch vor Gründung der Colonie festgesetzt werden, daß das Gebiet der Colonie betretend, jeder Sklave frei sei. Nördlich von Adampi liegt Krobbo, eine Berggegend mit einem Bergvolke, das tapfer und klug, seine Unabhängigkeit gegen die Aschantis muthig behauptet hat.

18. Akkra oder Inkran ist ein Küstenstrich, welcher angenehm, gesund und fruchtbar ist und von einigen zu dem Berglande Aquapin gerechnet wird, aber ein unabhängiger kleiner Staat ist. Kein Punkt der Goldküste ist seines gesunden Klima's wegen für Ansiedlung der Europäer so geeignet. Schon 1482 siedelten sich daher hier die Portugiesen an; da jedoch ihre Grausamkeit ihrer Habsucht gleich kam, so stand das Volk auf, brachte diese ungeschlachten Gäste um und zündeten ihre Stadt an. Der Platz, wo die Portugiesen getödtet wurden, ist den Einwohnern noch jetzt heilig, und sie holen von hier Erde, um damit die Stirnen der Neugebornen zu reiben. Die Hauptstadt ist Akkrah 5° 20′ n. B. u. 16° 43′ ö. L. v. F. Die Ameisenstadt, drei Forts der Europäer, der Dänen, Holländer

und Engländer liegen hier beisammen, um die gesunde Lage und die Handelsvortheile zu benutzen, welche der von den Aschanti's stark besuchte Markt gewährt. Das Fort James Castle gehört den Engländern und hat den Vortheil, daß es in einiger Entfernung von der Negerstadt liegt und darum gesünder, reinlicher und bequemer ist. Es ist gut gebaut und würde stark sein, wenn es Besatzung hätte. Es bedarf 50 Mann zur Vertheidigung, die aber nicht da sind. Der Landungsplatz ist übrigens gefährlich. Nahe dabei sollen Salzgruben sein. Wir bemerken hier ein für allemal, daß es mit den Forts an den Küsten folgende Bewandtniß hat. Es sind diese Miniaturfestungen, so ziemlich unsern alten Ritterschlössern vergleichbar; sie liegen immer an Landungsplätzen und Häfen und sind dazu bestimmt, die Schiffe derjenigen Nation, welcher das Fort gehört, aufzunehmen und ihren Handel gegen die etwaige Raubsucht der Eingebornen zu beschützen. Da die Unterhaltung der Mannschaft in so entfernten Gegenden sehr kostspielig ist, so sind sie nicht immer im Vertheidigungszustande. Sie dienen auch zur Zeit des Kriegs mit einer Negermacht zum Schutz der Bundesgenossen, welche gewöhnlich ihre Stadt oder Wohnungen unter dem Schutze der Forts anlegen. Das zweite Fort zu Akkra heißt Crevecoer, wurde aber im amerikanischen Kriege zerstört. Das dänische Fort Christiansburg wurde von den Portugiesen erbaut und kam 1657 in den Besitz der Dänen, welche weiter östlich noch 3 andere Forts und noch 2 am linken Ufer des Volta erbauten. Die Dänen haben hier die Hauptniederlassung und waren die ersten, welche den Sklavenhandel an diesen Küsten abschafften; obwol ihre Schiffer die Menschlichkeit ihrer Regierung nicht theilten und heimlich den Sklavenhandel fortrieben. Auch gebürt den Dänen das Lob, die ersten Pflanzungen in diesen Ländern angelegt zu haben. Sie errichteten auch Negerschulen und haben für die Urbarmachung des Bodens und die Civilisirung der Eingebornen das meiste gethan. Akkra ist in mehre Bezirke, unter verschiedene Obrigkeiten getheilt, die sich jedoch zur Zeit der Gefahr alle vereinigen. Die Aschantis betrachten sie als Bundesgenossen und haben sie gegen die Fantis 1811 kräftig beschützt. Zwei Stunden von Christiansburg ist Labodei, berühmt durch seine Fetische, die von den Negern sehr verehrt sind, ihre Priester haben, welche ihren Einfluß auf das ganze Land erstrecken. Nimbo hat ein dänisches Komptoir, in Pram-Pram an der niedern sumpfigen Küste liegt das englische Fort Agrico.

19) Das Reich der Fantis hat durch den blutigen Krieg mit den Aschantis sehr gelitten. Es ist waldig, bergig, hat sehr kräftigen Boden und wäre zu Pflanzungen besonders geeignet. Die jetzige Hauptstadt der Fantis ist Mankasim, von der Königsfamilie der Braffos bewohnt. Ihre Vorrechte haben sie eingebüßt und erheben nur noch einige Abgaben in Städten, erlauben sich aber in kleinen Dörfern manche Erpressungen. Früher nahmen sie überall, was ihnen gefiel von Rechtswegen. Nahe bei dieser Stadt liegt Nakampong, wo eine große Fetischhöhle liegt, in der eine Menge alter Priester wohnen, die man als unsterblich betrachtet. Im Lande der Fantis liegt auch das schon erwähnte Payntreé, 5° 20′ 30″ Br. und 50° 54′ östl. L. v. F. An der Küste von Osten nach Westen liegen folgende Örter: Barracou, ein holländisches Fort. Die daran liegende Stadt heißt Seniah, Wienebah, ein englisches Fort, vortrefflicher Landungsplatz in einer schönen fruchtbaren Gegend auf einer Anhöhe und also gesund. Es ist süßes Wasser vorhanden. Die Negerstadt hat 4,000 Einw., die gegen die Weißen, deren Schwäche sie kennen, böswillig sind. Tantumquerri ist ebenfalls ein kleines englisches Fort bei einer Negerstadt von 2,000 Einw. und einem schlechten Landungsplatz. Nicht weit davon liegt das holländische Fort Apam, das 1811 von den Aschantis überrumpelt wurde. Cormantine war die erste englische Ansiedlung an dieser Küste. Das holländische Fort Amsterdam wurde 1807 von den Aschantis zerstört. Annamaboe ist das stärkste englische Fort, mit 30 Kanonen besetzt, an einer felsigen, gefahrvollen und waldigen Küste. Dieses liegt unter 5° 4′ nördl. Br. und 15° 58′ östl. L. v. F. und war früher der Hauptsklavenmarkt auf dieser Küste. Zu dieser Zeit war die Stadt reich, blühend und hatte 10,000 Einw. Mit der gräßlichen Industrie ist auch ihr Wohlstand verfallen; seit 1812 ist auch eine Schule da, wo die Kinder lesen und das Christenthum lernen sollen. Cap Coast Castle ist der Mittelpunkt brittischer Macht an dieser Küste, 5° 6′ nördl. Br. und 15° 51′ östl. L. v. F. Das Fort ward 1652 von Schweden angelegt, kam nacheinander an die Dänen, Holländer und endlich an die Engländer und wird von den Eingebornen Ynwa genannt. Es ist ein großes steinernes rechtwinkliches Gebäude mit 90 Stück Geschütz und von der Seeseite unbezwingbar; von der Landseite aber wird es von Bergen beherrscht, die gleichfalls mit Kanonen besetzt sind. Im Fort sind die Waarenmagazine, prächtig möblirte Zimmer, das Kastell ist mit starken, mit Eisen beschlagenen

Thoren versehen. Seit 1828 hat die Regierung das Fort aufgegeben, und es hat nun die afrikanische Handelskompagnie dasselbe übernommen, der die Regierung 4,000 Pf. St. bezahlt. Die Schilderungen, welche englische Blätter von den Besitzungen in Westafrika machen, sind sehr nachtheilig. Die Schulen sollen dem Zwecke eben so wenig als die Etablissements entsprechen. Das Volk der Neger ist durch dieselben, wo möglich, noch schlechter geworden und soll sich durch Demoralisation und Aberglauben allein auszeichnen. So viel versprechend die Kinder in der Schule sind, so betriegen sie doch später die Hoffnungen der Missionäre, zeichnen sich aber dagegen durch größere Schlauheit und Entmenschung aus. Wir finden dieses ganz natürlich, so lange nicht im Allgemeinen jene Völker einer civilisirten Regierung unterworfen werden. Wenn sich die frühern Jahrhunderte durch fanatische Wut an diesen Königen versündigten, so versündiget sich dagegen unsere Zeit durch einseitige Empfindelei. Will man im Ernste das Bessere, so entsage man allen romantischen Gaukeleien. Man hat es hier mit keinen arkadischen Naturkindern, sondern mit durch Schuld Europas und den Sklavenhandel, durch Brantwein und Betrug entsittlichten Völkern zu thun. — Statt sie unter einheimischen Völkern zu lassen, lege man förmliche Besatzungen unter sie, führe man strenge Polizei und ein geregeltes Regiment unter ihnen ein. Aber man sende keine Sträflinge, kein Gesindel hin, wie uns das Edinburgmagazin Blakwoods sie schildert; sondern man wähle menschenfreundliche, gesittete und gebildete Männer zu Befehlshabern und Offizieren. Ein weiser, durch Menschenliebe geleiteter aber ernster Zwang kann allein Civilisation unter die entarteten Geschlechter Afrikas bringen. Europa könnte auf diese Weise zugleich seiner Übervölkerung einen Abfluß verschaffen, und sich dadurch selbst manche Sorge erleichtern. Zu Cap Coast Castle gehört die Fantistadt, welche vor den letzten Kriegen 8,000 Einw. hatte, aber 1827 ließ sie der Gouverneur selbst abbrennen, um sie vor den Aschantis zu vertheidigen. Seitdem erholt sie sich nur langsam. Westlich vom Cap Coast Castle liegt Elmina, von den Negern Adoina genannt, unter 5° 1′ nördl. Br. und 15° 36′ östl. L. v. F. Es ist dieses das bedeutendste Fort und die Hauptniederlassung der Holländer. Es liegt auf einer Halbinsel an der Mündung eines kleinen Flusses, über welchen eine Brücke geht und der Schiffe von 100 Tonnen Last trägt, welche sich hieher unter das Fort lagern können. Elmina wurde schon 1481 von den Portugiesen fest

erbaut, aber schon 1637 von den Holländern erobert, die auf Schußweite von diesem Kastell ein zweites Fort errichteten, das sie Konradsburg oder auch St. Jago nannten. Im Jahre 1641 trat die Krone Portugall alle ihre Küstenländer von Guinea an Holland ab, welches nun Anspruch auf den alleinigen Besitz der ganzen Küstenstrecke vom Cap Palmas bis Cap Lopez machte. Die Hauptblüte des dortigen Handels ist aber vorüber. Diese Festung hat nun 150 Soldaten und 900 schwarze Sklaven zur Besatzung. Die letztern sind meist Handwerker, als Maurer, Zimmerleute, Schiffer, Schmide u. s. w. In der daran liegenden Stadt Elmina sind 10,000 Einw. Seit den Einfällen der Aschantis hat aber auch diese Stadt sehr abgenommen. Man findet in ihr steinerne Häuser und gepflasterte Straßen. Der Hafen ist ein Freihafen. Die Holländer haben in dem leichten, sumpfigen und mit Hochwald besetzten Lande mit vielem Glücke Kolonialprodukte: Kaffee, Ananas und andere Südfrüchte anzupflanzen gesucht. Commenda ist eine Stadt mit einem englischen jetzt verlassenen Fort und dem holländischen Fort Vredenburg. Die ehemaligen durch Handel reichen 2,500 Einw. sind jetzt arm. Die Stadt theilt sich in zwei Theile; die Handels- und die Fischerstadt, die oft mit einander in Streit gerathen.

20) Das Reich Ahanta ist fruchtbar, reich an Gold und westlich von Fantie gelegen. Der Boden ist zum Anbau aller Tropenerzeugnisse besonders geeignet, die Einwohner sind gesittet, treiben Ackerbau und sind fleißig. Sie bauen selbst Kähne, womit sie ihre an Buchten und guten Ankerplätzen reichen Küsten befahren. Es ist das reichste Goldland an dieser Küste und wird von einem zu Bussua residirenden Könige beherrscht. Da dieses Volk das fleißigste der ganzen Küste ist, so tritt hier nie Mangel ein, sondern immer ist Überfluß an Nahrungsmitteln vorhanden, Weizen, Reis, Mais, Palmwein, Palmöl sind Hauptnahrungsmittel. Selbst jeder Bewohner der Stadt hat noch seinen Landsitz und Pflanzungen, welche er besorgt. Bei der Stadt Sucondie haben die Holländer das Fort Orange auf einer Höhe an einem Flusse. Hier liegt auch Axim mit dem ehemals portugiesischen, jetzt holländischen Fort Antonio, Sitz des holländischen Vizepräsidenten, hat einen bequemen Landungsplatz. Der Boden ist fruchtbar, die Erde röthlich und fett und an einigen Stellen sandig. Auch auf Cuba wird der röthliche Boden für fett und zu Zuckerpflanzen tauglich erachtet. Daher gedeiht auch hier alles, was der Mensch säet, die Tropengüter

wie diejenigen Südeuropas. Getreide baut man in Menge und die Ananas wachsen ohne Pflege. Landeinwärts vom Ancobraflusse hatten früher die Franzosen eine Faktorei, da hier das feinste Gold der ganzen Küste eingehandelt wird. Die Holländer verdrängten sie bald und erbauten 20 holländische Meilen landeinwärts, bis wohin der Ancobrafluß beschifft werden kann, das Fort Elisa Karthago. Ein ominöser Name, der ziemlich auf das nachmalige Schicksal desselben hindeutete. Elisa Carthago ward von dem holländischen Gouverneur Ruighaven erbaut, der, wie sein Grabstein in Elmina zeigt, vor 1700 starb. Viele Jahre lang hatte sich das Fort eines einträglichen Handels erfreut, als der Befehlshaber von Elisa Karthago mit den Eingebornen in Streit gerieth, die das Fort anfielen und ihn aufs äußerste brachten. Als er sah, daß alles verloren war, feuerte er aus Mangel an Kugeln mit Gold und lud zur scheinbaren Unterhandlung die Feinde in die Hallen des Forts. Dorthin hatte er einige Tonnen mit Pulver bringen lassen und einen kleinen Jungen mit brennender Lunte aufgestellt mit dem Befehle: anzuzünden, sobald er mit dem Fuße stampfen würde. Er warf nun den Eingebornen ihre Habsucht und Treulosigkeit vor, stampfte mit dem Fuße und das Fort mit allem Inhalt flog in die Luft, nachdem ein Jüngling mit den wichtigsten Papieren entkommen. Mit Entsetzen haben die Eingebornen die Kunde dieses Ereignisses unter sich bewahrt.

Dicht am Cap der drei Spitzen liegt das Fort Hollandia, einst Friedrichsburg, auch Brandenburg. Es war ein Eigenthum der preußischen Handelsgesellschaft, die der große Kurfürst von Brandenburg gestiftet hatte. Man fand sich jedoch 1720 bewogen, diese Niederlassung an die Holländer zu verkaufen, die es dann 1730 auch erst erobern mußten, später aber aufgaben. Am Vorgebirg der drei Spitzen liegt auch Akhouma und Aquiwa, wo die Holländer ein Fort haben. Östlich davon haben die Holländer das Fort Dixcove. Es gibt hier einen Flecken mit 1,000 Einw. und viel Schiffbauholz ringsherum. Die Einwohner haben zum Fetisch einen Alligator in einem Teiche, den der Oberpriester Tando Cuajo füttert. Überhaupt findet man in diesen Ländern die Priesterkollegien häufig, und die Unterhaltung heiliger Thiere erinnert wider Willen an Egypten. Bowdich bemüht sich, aus mehren solchen Analogien die Abkunft dieser Völker von den äthiopischen Geschlechtern am Ostufer abzuleiten. Das Land ist fruchtbar und lohnt die nachläßige Kultur mit reichlichen Ernten.

Noch östlicher liegt die Residenz Bussua, dann Butrie, wo die Holländer das Fort Badenstein am Butrieflusse besitzen. Die Ufer dieses Flusses sind stark bevölkert. Endlich liegt unter 5° nördl. Br. und 15° 52′ östl. L. v. Ferro Chama oder Shama, auch Yama mit 1,000 Einw. Am Flusse St. John haben die Holländer das Fort Sebastian. Es werden hier Piroguen verfertigt, welche die Guineafahrer kaufen und zu deren Führung an diesen Küsten sie auch Neger mieten. Lange haben die Neger mit Franzosen gehandelt, und sprechen daher etwas französisch. Die Männer fischen, die Weiber bestellen die Äcker.

21) Das kleine Reich Apollonia, bei den Eingebornen Amanahea, ist ein kleines fruchtbares Land, westlich vom Dreispitzencap. Das Land ist ebenfalls fruchtbar und reich an allen Gaben der Natur. Die Küste ist arm an guten Landungsplätzen, dafür aber auch frei von allen Abgaben. Der Kaufmann gibt dem König ein freiwilliges Geschenk. Rind, Palmöl, Elfenbein und Gold wird ausgeführt, und dagegen Pulver, Schießgewehre, Blei, Eisen, Tabak und Manufakturwaaren eingeführt. Die Einwohner sind wohlgewachsen, stark, mit merklichem Negerprofil. Assinie, eine Negerstadt, ward im Kriege zerstört, erhob sich aber wieder aus dem Schutte. Die Franzosen hatten hier ehemals ein Fort. Apollonia ist das westlichste Fort auf der Goldküste im Besitze der Engländer am Goldflusse, mit Waldung umgeben. Amanahea, auch Yea Mynheer, wo die Britten ein Fort haben. So weit reicht der Einfluß der Aschantis.

Zur Gold- und Zahn- oder Elfenbeinküste gehört auch noch der Küstenstrich zwischen Apollonia und Cap Palmas, welche wieder in die Küste der guten und in die Küste der bösen Leute abgetheilt wird. Das ist aber nur eine Fiktion und leider leben sie auch hier durch einander! Die Küste aber, wo diese Scheidung, ich meine der Guten und Bösen, wirklich stattfindet, ist gar weit! Wir nehmen daher zuerst die Küste der guten Leute und finden hier westlich von Apollonia

1) Das Land Issini, dessen Boden flach ist und aus trocknem Sande besteht; wo er aber feucht ist, hat er viele Vegetation. Die Erzeugnisse des Bodens sind dieselben, die wir an diesen Küsten kennen. Elephanten und Löwen, nebst Mäusen und Ratten, Geziefer und Ungeziefer sind in Menge vorhanden. Neben der Kokospalme sind Wald und Flur reich an Gewächsen

aller Art, und da sich Europäer eingefunden haben, gibt es natürlich auch Gold. Das Land wird von Weteresnegern bewohnt, aber auch andere spätere Ankömmlinge, die Issini genannt wurden, fanden in den Küstenstrichen Aufnahme. Die Issinesen treiben Handel, die Weteres Fischfang; diese bauen ihre Hütten auf Pfählen, haben Pagnen oder Umhängmatten aus Gras, scheren sich die Haare, bewaffnen sich mit Säbeln und Spießen, einige auch mit Feuergewehren. Sie fischen mit Netzen, verstehen aber auch ihre Spieße geschickt nach den Fischen zu werfen. Die Weiber kochen Salz und treiben damit, wie auch mit den Fischen Handel, indem sie diese Erzeugnisse an die nördlich wohnenden Kompaßneger vertauschen. Die Kompaßneger sind Ackerbauer und bilden eine Art Republik in einem fruchtbaren hügeligen und schönen Lande. Sie gehen beinahe nackt, und erhalten von noch nördlicher wohnenden Völkern Gold durch Tausch.

Die Issinesen sind ein schöner Menschenstamm, ohne platte Nasen, mit schönen Zähnen und starkem Körperbau. An ihrem Körper dulden sie kein Haar, täglich reiben sie den ganzen Körper mit Palmöl ein, und die Haare werden zierlich geflochten mit Goldzierathen geschmückt. Sie sind klug und vorsichtig, in ihrer Nahrung nicht ekel, verspeisen aber meist Yams, Reis und Hirse, aus welchem sie auch Teig machen und gekocht oder gebacken verzehren. Eben so essen sie Fische mit Gewürz gedämpft. Die wohlgewachsenen Weiber tragen Pagnen von glänzenden Farben um den Leib; Ringe von Eisen, Kupfer, Elfenbein um Arme und Beine; einen großen Schlüsselbund mit Erzstücken und einer großen Tasche um den Leib, um wohlhabend zu scheinen. Die Mädchen sind zärtlich, ohne sich Schande zuzuziehen, aber Ehebruch wird bei dem Weibe mit Tod, beim Manne mit Geld gebüßt. Der Vater sucht das Weib für den Sohn, und dieser hat sein Wohl- oder Mißfallen zu äußern. Im ersten Falle ißt man Fetisch zusammen, belustigt sich durch drei Tage mit Tanz und führt die Braut in das Haus des Mannes. Er kann mehr Weiber nehmen, aber die erste ist die Frau. Die Weiber gebären leicht, benennen ihre Kinder nach Bäumen, Flüssen, Thieren oder einem Europäer; weswegen die Namen: Adam, David u. s. w. nicht selten sind. Im zehnten Jahre übernimmt der Vater die Söhne, und richtet sie zu seinem Geschäfte ab; die Töchter bleiben bei der Mutter. Die Wohnungen sind kleine Hütten aus Rohr; der Mann und das Weib haben eine besondere, das Ganze ist mit einem Zaune eingefaßt. Fieber und sy-

philitische Übel sind häufig, letztere besonders bösartig. Jeder sucht sich bei Zeiten einen zierlichen Todtenschmuck zu verschaffen, weil er diesem gemäß jenseits aufgenommen zu werden hoft. Die Todten werden beheult, in eine viereckige Kiste eingehockt und im Walde verscharrt. Bank und Topf wird ihm mitgegeben und über seinem Grabe feuern Jünglinge ihre Gewehre ab. Schon diese Gebräuche zeugen von Religion. Gott und Fetisch werden auch hier verehrt. Sie thun dem Fetisch Gelübde, feiern ihm Feste. Am Geburtstage streicht jeder seinen Fetisch weiß an, hängt ihm eine weiße Pagne um, manche thun es jeden Freitag. Jedes Dorf hat seinen Fetisch in einer Art Kapelle inmitten desselben aufgerichtet. Glück und Unglück kommt vom Fetisch. Sie haben einen eignen Fetischmacher oder Priester Ofnon genannt. Die Issinesen stehen unter einem Könige, der Cabocers an der Seite hat, die er ernennt. Das Volk ist arm. Drei Verbrechen werden mit Tod bestraft; Entlaufen der Sklaven, Verrath und — Zauberei. Meineid, Mord u. dgl. wird mit Geld und Sklaverei gebüßt. Auch Schulden führen zur Sklaverei.

2) Das Land bis Cap Lahu wird auch von den guten Leuten bewohnt, die aber zu einem andern Volke als die Issini gehören. Das Cap Lahu liegt 5° 6′ nördl. Br. Die Bewohner dieser Küste heißen Quaquaneger, ihre Sitten und Gebräuche sind einfach. Sie verfertigen Alaun und weißgestreifte Zeuge, haben also etwas Manufaktur. Ihr Land ist reich an allen Produkten, und da es waldiger als Issini ist, haben sie auch viel Elephanten u. dgl., folglich Elfenbein, desgleichen Gold und andere Produkte dieser Gegenden. An die Europäer geben sie besonders viel Gold und Elfenbein ab. Die Stadt La Hou oder Lahu ist Hauptstadt, hat 150 Häus. und 800 Einw. Sie sprechen alle englisch, einige auch portugiesisch. Die Regierung ist republikanisch mit einer Mischung von Oligarchie. Sie haben keine Kriminalgesetze, nur bei Ehebruch wird das Weib Sklavin, der Mann zahlt Geld; es ist aber auch ein gütlicher Vergleich erlaubt. Sie feiern den sechsten Tag und geben als Ursache an, daß einige Mal, wenn sie an diesem Tage arbeiteten, die Kanoes umschlugen. Die Religion ist Fetischismus, und die Fetischmänner sind reich. Beide Geschlechter gehen anständig gekleidet, tragen Goldschmuck in den Haaren, lassen sich dieses wachsen oder in verschiedene Figuren scheren. Die Männer haben gewöhnlich einen langen Bart. Der dünne Bart oder der Mangel an Bart kommt in den Tropenländern also vom Aus-

rotten desselben her, welches, wenn es durch Generationen fortgesetzt, habituell wird. Die Stadt Piquininy-Bassam ist größer, hat 3,000 gute und sanfte Einw., aber schlechten Ankergrund, der wegen einer grundlosen Tiefe, das Teufelsloch genannt, gefährlich ist. Als Handelsort ist auch Wallak zu nennen.

3) Das Land vom Cap Lahu bis zum Palmencap heißt das Land der bösen Leute. Hier liegt Frisco an einem Fluß gleiches Namens und einer steilen felsigen Küste. Westlich davon sind die rothen Klippen, und St. Andrews am Andrewsfluß, 4° 57′ nördl. Br. und 11° 50′ östl. L. v. Ferro. Dieser Ort ist der westlichste unter allen, wo Gold feilgeboten wird. Der Ort soll unter den Aschantis stehen und einen tributpflichtigen König haben. Die Bewohner, besonders die Vornehmen tragen Goldschmuck in den Haaren, Goldringe an Arm und Beinen. Sie sind freundlich und gefällig, reinlich und haben ein wohlgeordnetes Hauswesen, guten Ackerbau und reiche Fischereien. Die Waldungen sind voll Wild, besonders wilder Hunde, die Fluren voll Schafe, Ziegen, Schweine; die Höhen voll Geflügel. Sie verfertigen Canots von 20 Rudern, aus hartem, dauerhaften Holze. 40 engl. Meilen westlich von hier liegt Bassa, am gleichnamigen Flusse. Die Stadt ist groß und volkreich. Elfenbein, Reis, Pfeffer sind auf diesem guten Landungsplatz immer in Vorrath und wohlfeil, aber Gold ist hier nimmer zu laden. Westlicher noch liegt Tabo oder Taboö mit 700 armen Einw., welche Reis pflanzen und Kleider aus dem Baste eines Baumes, den sie Offotto nennen, bereiten. Noch westlicher aber liegt das Reich Cavalli mit einer gleichnamigen Stadt in einem Walde mit 10,000 Einw., die aber auch kein Gold haben und vermuthlich darum böse Leute heißen; denn man hat sie in neuern Zeiten nicht so gar böse gefunden. Wir wissen sodann, warum die andern in Andrews u. s. w. gute Leute heißen. Übrigens sollen sie nicht so fleißig als ihre Nachbarn sein und auf ihrem fruchtbaren Boden nur etwas Reis bauen, den sie mit Fischen gekocht ohne Salz als Hauptnahrung genießen. Auf ihren fetten Weiden ziehen sie Rind-, Schaf-, Ziegen- und Borstenvieh, welches sie aber selten selbst genießen, sondern an die Schiffe verkaufen. Der Boden soll dadurch, daß er beinahe ohne Kultur: Pisang, Bananen, Ananas, Orangen und Kürbisse hervorbringt, zur Trägheit beitragen. Ich glaube jedoch, daß die größere Schuld ihre Regierungsart trägt; denn sie werden von Oligarchen mit der härtesten Willkür beherrscht.

In allen Staaten des Orients klagt man über Trägheit der Völker, allein sobald das Volk bei der Kultur des Bodens kein Interesse mehr hat und der Gebieter alles nimmt, läßt es den Boden liegen. Sie verfertigen aus einer korallenähnlichen Substanz, die sie aus dem Meere fischen, kleine Kügelchen, welche als Scheidemünze gelten, und von den Nachbarn als Schutzmittel gegen die Zauberei gebraucht werden. Auch bauen sie gute Kähne, sind ausdauernd, standhaft in Ertragung des Hungers und Durstes. Tabak und Brantwein lieben sie sehr. — Endlich kommen wir unter 4° 37′ nördl. Br. und 8° 24′ östl. L. v. Ferro zum Palmencap oder Cap Palmas. Es ist das Westende des Meerbusens von Guinea. In der Ferne erscheint es wie ein Berg, in der Nähe erkennt man es als einen Hügel, auf dem einige Palmen stehen. Der Hafen soll der beste und sicherste auf der ganzen Küste sein.

d) Die Malaghetta- oder Pfefferküste.

Mit einem herzlichen Vergnügen und einem frohen Gefühle gehe ich an die Beschreibung dieser Küste; warum? das werden meine Leser bald erfahren. Diese Küste, Malaghetta-, Pfeffer- oder auch Körnerküste, erstreckt sich vom Palmencap bis zum Cap Mesurado. Hat auf dem Palmencap die Natur die Palme des Friedens gepflanzt? Soll von hier aus der Friede der Humanität und Civilisation über die Kinder Afrika's sich verbreiten? Kein Sklavenhändler landet mehr an dieser Küste; auch die wilden Völker müssen, um ihre Sklaven los zu werden, sie durch das Innere des Kontinents nach Tripolis treiben. Dieses macht den Transport kostspielig und also gewinnlos. — Die Pfefferküste ist steil, mit Felsen besetzt, an denen das Meer tosend brandet, so daß das Landen schwer ist. Das Innere des Landes ist höchst fruchtbar, flach und mit Hochwald besetzt. Manglebäume wachsen überall. Entfernter von der Küste wechselt Thal und Hügel; bedeckt mit der mannigfaltigen Pracht tropischer Natur, laden sie glückliche Menschen ein sich ihres Lebens zu freuen. Der Rio Sino und Wapo bewässern den östlichen Theil; der Sanguin gibt nordwestlicher seine Fluten dem Meere, und der Sestos ist 12 Meilen ins Land schiffbar. Der Mesurado ist noch weiter hinauf der glückliche Fluß, in dessen Fluten sich Liberia spiegelt. Das Klima ist gesund, die Regenzeit währt vom Mai bis Oktober; Thiere aller Art vom grasfressenden Elephanten bis zur leichenraubenden Hyäne, die sogar in Dörfern und Städten auf Raub ausgeht, bis zur Schnake, sind im Überfluß vorhanden. Tauben scheinen hier erschaffen

und Rebhühner die Menge. Aber auch das feiste Rind, das wollige Schaf, die Ziege, das Schwein mit einer unermeßlichen Menge Geflügel, liefern Nahrung und Reichthum. Das Pflanzenreich gewährt Pfeffer, der so gut als der cayennische ist, Reis, Ignamen, Manioc, Baumwolle, Indigo, Kaffee, Zuckerrohr u. s. w. Aber auch der Weizen, die süße Batate u. s. w. kommen fort. Diese Küste wird von Negerstämmen bewohnt, die kein Gold haben, und daher früher zu den bösen Leuten gerechnet wurden. Sie sind aber fleißig und gelehrig, kühn, ausdauernd; sie verfertigen Kähne, auf denen sie ins Meer hinausrudern. Sie sind treffliche Schwimmer. Nach Art der Patriarchen ist der älteste Sohn Erbe der Güter und Herr über seine Brüder, bis sie Familienväter werden. Sobald ein Mädchen Zeichen der Mannbarkeit gibt, wird sie geschmückt und von den Weibern umhergeführt mit großem Geschrei. Die Ehen werden durch die Eltern mit dem Bräutigam geschlossen und dabei nichts beobachtet, als daß das Hemd der Neuvermählten umhergetragen wird, als Zeichen ihrer Verbindung. Die Regierung dieser Negerstaaten ist oligarchisch, da alle die Königleins oft zu gemeinsamen Unternehmungen sich mit einander berathen. Sie nehmen gern europäische, meist englische Namen an. Zu bemerken ist

1) Zwischen dem Kruh- und Sestosflusse liegen viele Dörfer, die aber seit Abschaffung des Sklavenhandels herabgekommen sind. Die Bewohner von Garravay sind fleißige Ackerleute. Sestos war früher Sklavenmarkt, noch haben die Bewohner keinen andern Ausfuhrartikel zu erzielen gewußt, und verkaufen blos Reis.

2) Das Land Kruh zwischen 5° 7′ und 5° 54′ nördl. Br., ein waldiges Land, von vielen Küstenflüssen zerschnitten, die voll Inseln und Sandbänke sind. Dieses Land hat 5 Flecken: Wills-Town, Kruh-Setra, Kruh-Bah, Sitta-Kruh und Klein-Kruh. Die Bewohner sind ein wackeres, arbeitsames Völkchen, die sich zu Arbeiten gern verdingen. 1809 lebten zu Sierra Leone 800 als Arbeiter und man trift ihrer in allen Faktoreien über 80 Meilen im Umkreis. Sie dienen auch auf Schiffen und manche haben auch die Reise nach England mitgemacht. Die Kruhier sind von gedrungener kräftiger Gestalt, elastisch, thätig, leicht gekleidet, aber gegen die Kälte der Regenzeit empfindlich und damals mit wollenen Jacken bekleidet. Ihr Kopf nähert sich in seinem Bau dem europäischen. Sie sind heiter, frohsinnig, tanzen und schwatzen gerne. Dabei sind sie aber fru-

gal, genügsam, unter einander gastlich, treu und verschwiegen. Kein Kruhier darf als Sklave verkauft oder gebraucht werden. Sie haben eine gelindmonarchische Verfassung, und das Vorrecht des Königs besteht darin; daß er, wenn er stirbt, sieben Tage beklagt wird. Die Gesetze sind gelind, Diebstahl wird mit Peitschenhieben, Ehebruch mit Abbitte, Mord aber mit dem Tode oder Geldbuße gesühnt. Vielweiberei ist gebräuchlich. Jeder Kruhier sucht so viel in den Faktoreien zu verdienen, daß er sich ein Weib nehmen kann; hat er eine zeitlang mit ihr gelebt, geht er abermal auf Verdienst, um sich noch eines nehmen zu können. Dieses wiederholt er 12 bis 18 Mal und muß jedesmal von seinem Weibe eine Abgabe an die Ältesten bezahlen! Ihre Sklaven bringen sie aus dem Innern des Landes. Sie treiben Fischfang und Ackerbau, verkaufen Reis von besonderer Güte und Pfeffer. Englisch verstehen die meisten, aber lesen und schreiben wollen sie nicht lernen, und gestatten es auch ihren Kindern nicht.

3) Nördlicher, oder vielmehr nordwestlich liegt das ehemalige Reich Sanguin, das aber jetzt zerfallen ist. Trümmer davon das sind, Land den von Kruhier naufwärts bis Bassa. Eine Menge Dörfer und Flecken liegen dazwischen, von Negern bewohnt bis zum Mesurado. An diesem Flusse jedoch hat sich seit 1821 eine merkwürdige Veränderung zugetragen, deren Einfluß auf die Negervölker Afrika's unberechenbar, aber gewiß höchst wohlthätig ist. So weiß die Vorsehung aus dem Bösen Gutes abzuleiten. Die Nordamerikaner, wohl einsehend, wie höchst gefährlich für die Zukunft der Unterschied der Farben unter den Bürgern werden würde, konnte aus Vorsicht den schwarzen Sklaven und ihren freien Nachkommen noch immer nicht gleiche bürgerliche Rechte gestatten. Allein, auch damit noch nicht beruhigt, hält man es für zweckdienlich, so viel sich mit der Humanität verträgt, die farbige Bevölkerung wieder in die Heimat der Schwarzen zu übersiedeln. Es haben sich daher Vereine gebildet, an deren Spitze ein Centralverein zu Neu-York steht, welcher die Absicht hat, Afrika durch schwarze Auswanderer aus Nordamerika zu kolonisiren. Jeder freie Schwarze kann sich zur Übersiedlung melden und wird auf Kosten des Vereins übers Meer nach seinem oder seiner Väter Vaterland übersiedelt. Er erhält hier außer Grundeigenthum, auch den Genuß des ausgedehntesten politischen Rechtes und erfreut sich eines Zustandes, der ihm in Amerika nie hätte zu Theil werden können. Der Verein kauft auch Sklaven los und die Regierung

setzt in den neuen Kolonien auch die von Sklavenhändlern abgenommenen Afrikaner in Freiheit. Wir glauben, daß der Leser gerne bei der Kolonie Liberia einen Augenblick verweilen und mit Theilnahme das Gelingen einer Unternehmung betrachten wird, die als das erste Opfer betrachtet werden kann, das uns mit Afrika versöhnt.

Gegen das Ende 1821 brachte der Verein das Land am Mesurado, welches die südliche Spitze der Mündung dieses Flusses bildet und unter dem Namen Cap Mesurado bekannt ist, käuflich an sich. Eine kleine Anzahl freier Neger, Auswanderer aus Amerika, gründeten unter Aufsicht der Agenten des Vereins Monrovia oder Liberia, 6° 50′ nördl. Br. und 7° 40′ östl. L. v. F. Ein dichter Wald mußte gelichtet werden, und mit den Eingebornen, welche die schwarzen Ankömmlinge nicht als Brüder anerkennen wollten, mußte eine Hand voll Kolonisten einen blutigen Krieg bestehen. 35 Mann mußten gegen 900 Bassaneger, die mit Flinten bewaffnet waren, um das redlich erkaufte Land ihrer Väter kämpfen. Endlich kam Friede zu Stande und neue Auswanderer folgten nach; Städte und Dörfer erhoben sich; und 1827 fanden sich bereits 1,200 Individuen in der neuen Republik, darunter 142 von Sklavenschiffen Befreite. Ich bemerke, daß nur die Kommissäre des Vereins, die Oberbeamten und Ärzte Weiße sind; alle andern sind Schwarze. Diese zerfallen in drei Klassen: 1) Neger, welche in Amerika ihre Freiheit erlangt haben, 2) Neger, die in Amerika geboren, Nachkommen freier Neger sind, daselbst eine Bildung genoßen, Christenthum empfangen haben und darin gebildet wurden, auch einen gewissen Beruf erlernt und dadurch sich manchmal bedeutendes Vermögen erworben haben, 3) Neger, die von Sklavenschiffen befreit wurden. 1828 hatten sich abermal 600 gemeldet und sechs Eigenthümer hatten unter der Bedingung der Übersiedlung 165 Sklaven angeboten frei zu geben. Durch solche Bevölkerung, die bereits zum Bürgerthum herangebildet ist, blüht die Kolonie herrlich auf, und einstimmig rühmen alle Berichte ihr Gedeihen.

Mit den Eingebornen hat man sich in Frieden vertragen, und so sehr anfangs ihre Existenz bestritten wurde, so sehr breitet dieser wahre Phönix, der aus der Asche der Kinder Afrika's heilbringend auflebt, seine Flügel aus. Gegenwärtig begreift die Republik außer Monrovia acht Stationen, die sich von Cap Mount bis Trades-Town über eine Fläche von 140 Meilen erstrecken. Das nöthige Land wird von den Eingebornen

auf dieselbe Weise gewonnen, wie einst der fromme Penn in Amerika es gewann, durch Verträge für Waaren. Solche Verträge waren bis 14. Mai 1828 acht abgeschlossen, welche die Republik ohne Blutvergießen oder Gewalt in den Besitz der fruchtbarsten Ländereien setzte. Die Amerikaner geben für das Land Waaren, als Tabak, Rum, Pulver, gegerbte Büffelhäute, Pfeifen, Gewehre, Sonnenschirme, wenige eiserne Töpfe, einige Paar Schuhe, Feuersteine u. dgl. Freilich sähen wir lieber, daß man den Eingebornen statt dieser verderblichen Artikel Pflugscharen, Ackergeräthe, Handwerkszeuge, einfache Maschinen, wie Töpferscheiben u. dgl. gäbe; aber es fragt sich, ob sie jetzt noch für solche Dinge bereit wären, Land zu geben. Wir hoffen jedoch auch dieses noch zu erleben. Der Fortbestand der Kolonie ist also gesichert.

Das Klima ist gesund, und obwol die Ankömmlinge im Anfang unter dem Einfluß des Tropenklima leiden, so wird es doch nichts weniger als tödtlich. Was der Verfasser schon längst vermuthet, das bestätigt sich hier. Gute Polizei, welche die Ausschweifungen hindert, eine regelmäßige Lebensweise, mäßiger Genuß geistiger Getränke sind das sicherste Mittel gegen das Tropenklima. Die Kolonisten äußern sich auch über die Fruchtbarkeit des Bodens also: „Glaubt den Gerüchten der Armuth des Bodens nicht, welche Unwissende und Übelwollende ausgestreut haben. Auf der ganzen Erde gibt es keinen ergibigern, als den wir bebauen. Die Eingebornen bringen mit ihrer rohen und trägen Bearbeitung mehr hervor, als sie verzehren oder verkaufen können. Rinder, Schweine, Schafe, Ziegen, Enten, Hühner vermehren sich ohne andere Sorge, als daß sie sich nicht verlaufen. Die Baumwollenstaude, der Kaffeebaum, der Indigo und das Zuckerrohr kommen von selbst hervor. Mais, Reis, Hirse gedeihen trefflich. Drei Arten Pfeffer geben dem von Cayenne nichts nach. Fragt ihr nach Baum= und Gartenfrüchten? Da gibt es Pisang, Limonien, Citronen, Sauerdatteln, Orangen, Katschus, Trauben, Pfirsiche, Kirschen, süße Bataten, Manioc, Yams, Kokosnüsse, Gemüse, Gurken, Melonen, Bohnen, Erbsen, alles im Überfluß.“ Die Lebensmittel sind wohlfeil trotz dem, daß der Sklavenhandel beinahe allen Ackerbau vernichtet hat. Man kann einen Ochsen in der Nähe der Kolonie um 5 bis 6 Dollar kaufen, den Scheffel Reis um ½ Dollar, die Gallone Palmöl um 20 Cents, ein Pfund Kaffee um 5 Cents u. s. w. Auch hat sich der Associationsgeist des Vaterlandes bereits hier geregt. Die Kolonisten haben eine Gesellschaft zur Verbesserung

der Schiffahrt auf dem Mesurado gebildet. Man will einen Kanal graben, der den Weg von der Rhede zur Stadt um 5 Meilen verkürzt und das Bett des Mesurado so vertiefen, daß die Schiffe bis Monrovia segeln können. Ist der Geist der Schwarzen unbildsam? Ist durch Schulen, durch Humanität wirklich nichts bei ihnen auszurichten? Man höre! 1821 siedeln sich 35 schwarze Amerikaner an. 1828 spricht man schon von Kanalbauten! Es wird auch bereits Handel getrieben und die Rhede ist von englischen und amerikanischen Kauffahrern nie leer. Der Handel des Landes besteht in Reis, Palmöl, Elfenbein, Schildkrötenschalen, Färbehölzern, Wachs, Kaffee, Gold. Man nimmt dafür Manufakturwaaren; und es gibt bereits Pflanzer, die sich ein Vermögen von mehren tausend Dollars innerhalb drei bis vier Jahren erworben haben! Eine kleine Goelette ist das Eigenthum der Kolonie und besorgt den Transport zwischen den Plätzen der Kolonie. Sie verdient bereits 4 bis 5,000 Dollars jährlich, die nebst den Zöllen, welche die Schiffe entrichten, zur Bestreitung der Administrationskosten hinreichen.

Souverän dieser Kolonie ist eigentlich der große Verein zur Kolonisation freier Farbigen aus den vereinigten Staaten. Er besteht aus einem Präsidenten-Sekretär, Schatzmeister, Notar und 12 Mitgliedern. Er erfreut sich des Schutzes der vereinigten Staaten, die den Zweck lieben, ohne daß die Gesellschaft etwas anders als ein Privatunternehmen bliebe. Als souveräne Behörde entwarf sie die Verfassung der Kolonie. Wir geben sie hier, wie sie unsvorliegt.

1) Der Agent des Vereins, der in der Kolonie residirt, ist mit der Obergewalt bekleidet, die er der Konstitution und den Entscheidungen des Raths gemäß auszuüben hat. (Er kommandirt auch die Miliz, ein Korps Freiwilliger aus der Kolonie.)

2) Jeder Farbige, der die Verfassung beschworen hat und Grundeigner ist, hat das Recht, bei den jährlichen Wahlen der Civilbeamten mitzustimmen und sich als Kandidat zu melden.

3) Die Civilbeamten der Kolonie sind: ein Viceagent, zwei Räthe, ein Scherif, ein Sekretär, ein Schatzmeister und ein Notar und für jede Ansiedlung von 60 Familien, zwei Ackerbaukommissäre, zwei Gesundheitsbeamte und zwei Censoren; letztere mit der Befugniß der großen Jury in Amerika, als Aufseher über die öffentliche Moral und Beförderer der Nationalindustrie. Endlich gibt es eine Schulkommission, welche die Leh-

rer ernennt. Dem Agenten steht bei der Wahl der Beamten ein Veto zu, das er jedoch seiner Zeit motiviren muß. Es wird sodann sogleich vom neuen gewählt. Der Viceagent und die beiden Räthe bilden den Rath, der bei allen wichtigen Angelegenheiten beizuziehen ist. Ersterer vertritt im Verhinderungsfall die Stelle desselben.

4) Der Gerichtshof besteht aus dem Agenten und einer hinreichenden Anzahl von Friedensrichtern, die er beruft. Die Entscheidung geschieht immer durch Geschworne; das Verfahren richtet sich nach dem gemeinen Recht und den Erkenntnissen der Gerichtshöfe Großbritanniens und der V. St.

5) Verrath, Aufruhr, Meuterei, Ungehorsam gegen die Obrigkeit und großer Diebstahl werden mit Staupbesen, Gefängniß, Zwangsarbeit und Kerkerstrafe geahndet.

6) Zänkereien, Schlägereien, Völlerei, Verletzung der Sonntagsfeier, Gottlosigkeit und Liederlichkeit werden als Friedensstörungen betrachtet und mit Geld, Gefängniß, Halseisen und Staupbesen bestraft.

7) Wer sich eines einfachen Diebstahls schuldig macht, wenn der Werth nicht mehr als 5 Schillinge beträgt, hat vierfachen Schadenersatz zu leisten und zwanzigfache Caution zu stellen.

8) Jedes Individuum männlichen Geschlechts, das gesund und stark ist, und von dem Staate Ration empfängt, muß zwei Tage in der Woche unter der Aufsicht der Kommissäre für öffentliche Arbeiten Frohndienst thun.

9) Wer sich den Entscheidungen des Raths der Direction widersetzt, dessen Güter werden konfiscirt und er wird verbannt. Auch Ruhestörer kann man verbannen. Ihr Vermögen geht dann auf ihre nächsten Verwandten in der Kolonie über, oder fällt, wenn sie deren keine haben, dem Staate anheim.

10. Niemand kann sich in der Kolonie ohne Erlaubniß des Vereins oder des Agenten niederlassen, und niemand kann Eigenthümer werden, ohne seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen. Er muß zum mindesten zwei Morgen Landes anbauen oder ein Handwerk treiben, auch muß er ein solides Haus auf seinem Grund und Boden aufbauen lassen. Das Haus muß von Steinen, Backsteinen, gestampfter Erde oder Zimmerholz erbaut, mit Ziegeln gedeckt und groß genug sein, eine Familie bequem unterzubringen. Jeder Verheiratete erhält außer seinem Gemeindeantheil fünf Morgen Landes zum Anpflanzen, zwei für seine Frau und einen für jedes Kind, das er bei sich hat; doch

kann keine Familie mehr als zehn Morgen besitzen; auch darf kein Privatmann den Eingebornen Land abkaufen.

11. Jedes Mitglied hat das Recht, über sein Vermögen testamentarisch zu verfügen.

12. Der dritte Theil aller dem Eigenthümer bewilligten Ländereien wird für allgemeine Bedürfnisse ausgeschieden; diese Gemeingüter müssen mit Pallisadirung umgeben werden.

Diese Verfassung ist mit großer Weisheit entworfen. Alle vernünftige Freiheit, deren ungebildete Menschen fähig sind, ist geschützt. Gegen verderblichen Libertinismus oder Liederlichkeit, der Ursache des Mißlingens aller ähnlichen Ansiedlungen, ist Vorsorge getroffen. Eigenthümer des Bodens, den ihre Hände bebauen, genießt jeder der Freiheit, deren er immer empfänglich ist, so wie eines öffentlichen Schutzes und Sorgfalt, deren er sich in seinem Geburtslande nie zu erfreuen gehabt hätte. Die Aussichten für die Zukunft sind die günstigsten. Die wilden Eingebornen empfinden den wohlthäigen Einfluß eines so wohlgeregelten Nachbarstaates. Sie lernen die Vortheile der Civilisation schätzen. Sie sehen ein, daß Civilisation und Religion die Übermacht verleihen, welche der Mensch über seines Gleichen hat. Bisher glaubten sie das Mährchen vom Kürbisse und dem Briefe; nun aber sehen sie in ihrer Nachbarschaft Menschen von ihrer Farbe dieselben Vortheile genießen und sind begierig sich zu unterrichten. Ja selbst die Häuptlinge, welche früher die Kolonie mit Mißtrauen beobachteten, kommen nun in dieselbe, bitten Kolonisten sich unter ihnen niederzulassen und ihre Lehrer zu werden. Wahrscheinlich hat sich daher bereits die Kolonie bis zu den Quellen des Mesurado ausgedehnt, und dürfte sich bald so weit ausdehnen, daß sie die Eingebornen in ihren Schoos einschließt, und ihnen das wird, was einst Manko Capak den Peruanern ward. O, erwache, schwarzer Bruder, erwache! Sobald die eingebornen Völker nur zu dem Bewußtsein gelangen, daß es ihnen möglich ist, ihren Zustand zu verbessern, sogleich wird die Civilisation Fortschritte machen, die als Wunder erscheinen werden. Die Menschheit schreitet schnell vor; die Kunst ist, sie in Gang zu bringen!

e. Sierra Leona.

Die Sierra Leona heißt diejenige Küste, welche vom Cap Mesurado sich nordwestwärts bis zum Cap Vergas erstreckt, und hat ihren Namen von dem hohen Löwengebirge, welches als ein Ausläufer der Konggebirge, als gewaltige Masse in das Meer hinaustritt. Sowol südlich als nördlich der Sierra Leo-

na verflächt sich die waldige Küste, indem sie jedoch bei heiterm Wetter die Bergzüge des Innenlandes mit ihren bewaldeten Gipfeln in luftigen Umrissen sehen läßt und dadurch beurkundet, daß das Land gegen innen zu sich erhebt. Von dem innern Lande haben wir nur äußerst unvollkommene Nachrichten, nur Bruchstücke, welche zusammenzuleimen öfter eine Karikatur als ein treues Bild geben mag. Übrigens ist die Küste gut bewässert und das Land schön. Die Engländer schildern es äußerst reizend. Tausendfach zerbuchtet sich die Küste und die Flüßchen lassen weit ins Land hinauffahren und erlauben durch mannigfaltige Kanäle Verbindungen nach allen Seiten anzuknüpfen. Das Auge erblickt überall die reizendsten Landschaften, welche sich immer verändern. In Europa ganz unbekannte Pflanzenformen beugen in ihrer Mannigfaltigkeit ihre Äste über die Flüsse, gleichsam am eignen Bilde sich ergötzend. Ihr unermeßlich hoher Wuchs, die lebhaften Farben ihres üppigen Laubes, das immer mit den Blumen der Schlingpflanzen durchwebt ist, der düstere Schatten, welchen sie trotz den senkrechten Strahlen des Sonnenlichts weit um sich her verbreiten; die feierliche Stille wird in diesen, selten von Menschen besuchten Gegenden nur des Nachts unterbrochen. Um diese Zeit werden nach gewissen Pausen alle Töne laut; der Katzen wilde Schar jagt dann das Zebra, klettert dem Affen auf die Bäume nach, welcher hinwieder der Vögel bunte Scharen und die girrende Taube weckt, und dann durch das bunte Geräusch das Schauerliche der Umgebung vermehrt. An Fruchtbarkeit ist dieses Land dem des übrigen Guinea gleich. Zwischen dem 6 und 10° n. B. gelegen, ist dieses Land um so heißer, als es gegen Westen gelegen und von keinem hohen Gebirge abgekühlt wird. Auch hier gibt es also nur eine nasse und eine trockne Jahreszeit. Doch ist zu bemerken, daß in dem Maße, wie sich das Land vom Äquator entfernt, auch die Regenzeit später eintritt. Die Regenzeit, von den Einwohnern auch die böse Zeit genannt, tritt erst mit Ende Mai an der Leonaküste ein, wo sie dann bis Oktober dauert. Böse heißt sie, weil sie allezeit von bösen Krankheiten begleitet ist. Alle, den Tropenländern eigene Phänomene ereignen sich auch hier: heftige, aber kurz dauernde Gewitter, gewaltige Stürme mit erquickendem, aber dem Unvorsichtigen auch Krankheit bringenden Wechsel der Temperatur. Die Dämmerung kennt man hier nicht, und Tag und Nacht sind scharf geschieden. In der Regenzeit ist es an der Küste so feucht, daß der Hygrometer gewöhnlich völlige Sättigung anzeigt. Salze werden dann nur schwer vor dem Zerfließen bewahrt, Eisen rostet schnell, faul-

bare Dinge zerfallen, und Fleisch geht schon nach drei Stunden in Fäulniß über. Gegen Innen zu nimmt die Nässe ab. Die Sonne erscheint dann immer mit rothem Dunste umhüllt, den sie kaum zu durchbrechen vermag. Die mittlere Temperatur läßt sich an der Küste zu 23°,1 bis 24°,2 bestimmen, weiter im Lande höher. In Freetown war die niedrigste Temperatur zu 18°,5, die höchste zu 29° beobachtet. Im Januar stellt sich auch der Harmattan ein. Das Klima ist übrigens sehr ungesund, und wie man sagt, nicht nur den Europäern, sondern selbst den amerikanischen Negern tödtlich. Die Sterblichkeit ist außerordentlich, so daß sich die brittische Regierung in der neuern Zeit genöthigt gesehen hat, ihr Etablissement aufzugeben und nach der Insel Fernando Po zu verlegen. Von der Familie Turner, der als Gouverneur nach Sierra Leona kam, starben in kurzer Zeit, ihn selbst mit eingeschlossen, nicht weniger als vier kräftige junge Männer. Im Jahre 1824 verstärkten 283 Mann die 63 Mann alter Truppen und im Laufe des folgenden Jahres starben 301 davon. 1825 wurde durch frische Truppen die Besatzung auf 1,193 Mann gebracht, davon starben 621. Daß übrigens von dieser Sterblichkeit nicht das Klima allein die Schuld trägt, hoffen wir weiter unten zu zeigen.

Wollte ich meinen Lesern die Produkte vorführen, so müßte ich wieder die ganze Tafel wiederholen, welche als diesen Gegenden eigen, bereits vorgeführt wurde: vom Elephanten bis zur Schnake und von der Adansonie bis zum Reishalm, welcher letztere hier von vortrefflicher Qualität ist. Die Gegend ist um so fruchtbarer und um so mehr für den Anbau geeignet, als sie vulkanisches Erdreich enthält und durch Erdstöße öfters erschüttert wird. Als einen außerordentlichen Beweis der Fruchtbarkeit dieser Gegend und der Vegetationskraft wird von Ukert ein Beispiel angeführt. 1821 wurden am 6. August einige Rebenschößlinge gepflanzt, die nach vier Tagen schon im vollen Triebe waren, am 21. August hatten sie schon Traubenblüten, und am 25. August zählte man schon sieben Trauben, während seine Schößlinge 6 Zoll lang gewachsen waren. Alle Südfrüchte, alle Tropenprodukte gedeihen trefflich. Kaffee und Baumwolle wachsen nächst Tabak beinahe wild. Die Berge sind salz- und eisenreich.

Als bemerkenswerthe Flüsse werden uns genannt: der Mesurado, er kommt von dem Mandingolande her; desgleichen der Kuranko, er kommt weit aus dem Innern her. Der Sierra-Leonafluß, der tief hinein ins Land selbst für gro-

sie Schiffe fahrbar ist. Die Küste ist steil wo sie flach ist untief und mehre Inseln liegen an ihr, darunter die Scherbroinsel am Eingang der Scherbrobai und die Loosinseln beim Vergascap.

Dieses Küstenland wird von vielen Negerstämmen von wilden Sitten bewohnt, unter ihnen werden uns genannt: Bergneger, darunter die Kongo= oder Mangreeneger und die Fulahneger, nicht bigotte Muhameder. Die Susuer, Balbomer und Timmanier als Küsten= oder Strandneger. Auch hier drängen sich seit Jahrhunderten Bergvölker an den Strand herab, gleichsam ein überlaufender Menschensee. Indem nachfolgende Stämme die vorhergehenden drücken, werden sie wieder gedrängt, vertilgt, in Sklavenfesseln geschlagen, oder sie vermischen sich. So waren die Bullomneger ehemals Herrn der Küste und des Landes, sind aber gegenwärtig unbedeutend geworden durch die Timmanen, die jetzt die Küste einnehmen. Auf dieselbe Weise kamen die Susustämme nördlich der Sierra Leona an den Strand. Übrigens werden auch sie schon wieder von den Mandingonegern von der Mandingoterrasse herab gedrängt. Ähnliches Vorrücken, bemerkt Ritter sehr scharfsinnig, der Völker vom Hochlande zur Küstenterrasse zeigt sich rund um diesen Vorsprung nach West, und daher unstreitig kommt die außerordentliche Menge kleiner, von einander durchaus verschiedener Völker in Körperbau, Sprache und Lebensart, welche alle diejenigen, welche diese Küste nordwärts bis zum Gambiafluß besucht haben, in gerechtes Erstaunen setzten.

Die Sitten dieser Völkerstämme betreffend, bieten sie ein wunderliches Gemisch der Roheit, Natürlichkeit und raffinirter Ausartung dar. Wie alle Afrikaner leben sie in kleinen leichtgebauten Hütten, oder wenn man sie so nennen will, Häusern. Städte und Dörfer sind hier klein, meist in Wäldern versteckt und selten mehr als 30 bis 50 Haushaltungen zählend. Da sie immer die dichtesten Wälder aufsuchen, und darin Plätze für ihre Banzen lichten, so sind sie, um den Nachtheilen durch Menschen zu entgehen, allen Nachtheilen des Klima ausgesetzt. Außerordentliche Nässe, Hitze, Muskiten, Schlangen und Geschmeißplage verbittert ihnen das Leben und macht ihre Wohnörter zu den ungesundesten des Landes. Eigen ist, daß in der Mitte ihrer Dörfer überall das Palaver oder Gerichtshaus steht, wo sie zum Schwatzen und zu Berathungen zusammenkommen. Die Hütten sind rund mit kegelförmigem Dache und zwei Thü-

ren, vor denen eine Matte die Thür vertritt. Indessen sind die Häuser der Mandingoneger besser gebaut. Ihre Hauptnahrung ist Reis und Palmöl, wiewol sie auch Fische, Fleisch und andere Nahrung nicht verschmähen. Reis ist aber über alles. Als Getränk dient ihnen Wasser und Palmwein. Sie bereiten auch gegohrne Getränke, eine Art Meth aus Honig, Beeren und Milch; aber aus den Wurzeln narkotischer Pflanzen auch berauschende Getränke. Der nüchterne Mandingoneger jedoch verabscheuet alle diese Getränke und trinkt blos Wasser. Selbst wenn nur ein Tropfen eines Rauschtrankes auf sein Kleid kommt, legt er es ab und nimmt es nicht wieder auf sich, bis es gewaschen ist. Der Tabak ist jedoch leider nicht in der Kategorie der Abscheue, sie schnupfen, rauchen und kauen ihn, wie auch die speichelerregende Collanuß.

Im Allgemeinen sind sie eben nicht großer, aber gedrungener Natur, schön gebildet, stark, mit einem stolzen offnen Auge. Ihre Bewegungen sind fein und zeigen nicht das leidenschaftliche Zucken der Geberden, welches sonst wilden Völkern so eigen ist. Der Farbe nach sind die Bullomneger schwarz, die Susu gelblich, die Mandingo aber nicht eben schön schwarz, dafür aber groß und muskulös. Von weitem gesehen gleichen sie in ihrer Statur und Form den Basaltstatuen der alten Egypter. Sie sind gut und gastfrei; gereizt aber, von heftiger Gemüthsart und rachsüchtig. Die Küstenbewohner sind überdem durch den Umgang mit Europäern verdorben. Die Männer verbringen die meiste Zeit in Palaver mit Schwatzen, die Weiber mit Arbeit. Die Mädchen, besonders der Mandigoneger, sind hübsch, spinnen Baumwolle, helfen den Müttern in der Bereitung des Salzes und der Töpfe. Mährchen hören sie über alles gern.

Die Männer tragen ein Hemd, lange weite Beinkleider und wollene Mützen, wo sie ihn haben können noch lieber einen europäischen Hut. Die Vornehmen kleiden sich gern europäisch, in grellfarbige, mit Gold besetzte seidene Kleider. Die Fuhlaneger als Muhameder kleiden sich mehr in lange weiße Gewänder. Die Männer sind weit eitler als die Frauen und äffen europäische Moden mit Affenungeschicklichkeit nach. Die Weiber kleiden sich in ein Stück Baumwollenzeug, das um den Leib befestigt wie ein Rock bis auf die Knöchel sich herabfaltet; um die Knöchel haben sie Ringe mit Schellen.

Übrigens finden gewisse Feudaleinrichtungen statt, welche an die ganze Barbarei des europäischen Mittelalters auffallend erinnern. So gehen zwar die Knaben bis ins dritte Jahr nackt.

Dann aber hängt man ihnen Putz um, und als köstliches Zeichen der freien Geburt wird ihnen ein Leopardenzahn um das Handgelenke gehängt. In Europa leistete ein Wolfzahn denselben Dienst. Kein Sklave darf seinem Kinde etwas ähnliches thun. Sie bringen viel Zeit mit Schminken und Haarflechten zu, auch pflegen sie sich zu tätowiren, in welcher Kunst sie eine eigne Fertigkeit besitzen, welche darin besteht: auf Rücken, Brust, Unterleib und Arme Figuren zu tätowiren, welche wie erhabene Arbeit aussehen. Beschneidung ist allgemein. In einigen Gegenden wird diese Operation auch an Mädchen vorgenommen. Bei beiden Geschlechtern geschieht dies unter vielen Ceremonien; während der Zeit der Heilung sind sie in einem abgelegenen Walde, werden in dieser Einsamkeit in allen heiligen Gebräuchen unterrichtet, dann kehren sie des Nachts mit Gesang und Tanz zurück und sind nun mannbar. Je reicher der Mann, desto mehr Weiber, nach ihrer Zahl schätzt man ihn. Die erste Frau hat jedoch den Vorzug. Immer aber bleiben auch hier die Weiber Sklavinnen des Mannes, eine nothwendige Folge der Polygamie. Tanzen, Singen, Musik sind auch hier Lieblingslustbarkeiten der Neger; die Jugend ergötzt sich überdies mit gymnastischen Spielen. Sie haben auch Dichter; besonders figurirt der Kaiman und Leopard als die schlauesten Thiere ihres Landes in ihren Fabeln.

Eine ganz besondere und gewiß sehr überraschende Eigenheit dieser Völker verdient jedoch unsere Aufmerksamkeit, nemlich das Institut des Fehmgerichts. Wie kommt dieses Ungeheuer, das in unsern zahlreichen Rittermährchen spukt und zu den schrecklichsten Ausgeburten des barbarischen Wahnsinns gehört, unter dieses Volk? Dieses furchtbare Fehmgericht, das hier mit allen seinen Schrecken und beinahe den nemlichen Umständen waltet, heißt hier Purrah. Man muß erstaunen über die Identität, welche zwischen den Ausgeburten einer bei uns, Gottlob! vergangenen Zeit und diesem Purrah herrscht. Durch einen fürchterlichen Eid, dem man im Falle der Noth fürchterlichen Nachdruck geben würde, sind die Glieder dieser Gesellschaft an einander gebunden. Geheimniß wie der Tod ist und muß ihr Schweigen sein über diesen Bund. In einem fernen Walde werden schon Knaben darin eingeweiht und in den Geheimnissen unterrichtet. Alle Eingeweihten erkennen Vorgesetzte, die wieder unter einem gemeinsamen Oberhaupte stehen. Nachts, an entlegenen Orten versammelt sich dieses Gericht. Diebstahl, Zauberei, Mord, Widerspenstigkeit der eignen Mitglieder wird im

Dunkeln gerichtet und eben so die Strafe vollzogen. Der Verbrecher entgeht nie der Schlinge; er wird so geheimnißvoll, so schnell ums Leben gebracht, daß man nie erfährt, woher der Schlag kam. Niemand wagt darnach zu fragen, denn Furcht bemächtigt sich jedes Gemüths beim bloßen Andenken an die Unsichtbaren. Gerathen zwei Männer mit einander in Streit, so droht man mit dieser Fehme; eben so werden streitende Familien bedroht und schnell ist der Friede geschlossen. Auch unter den Weibern besteht ein ähnlicher Bund, der über das Betragen derselben wacht und die Schuldigen bestraft. Schrecklich ist's, in die Hand dieser Gewaltigen zu fallen. Jede der fünf Völkerschaften hat ihren Purrah für sich, vor den Tummanier können aber nur Weiber gefordert werden. Indessen stehen alle diese Purrahs wieder in Verbindung und bilden die große Purrah.

Um ein aktives Glied dieser Purrah zu werden, muß man dreißig; um in die große Purrah zu gelangen, muß man 50 Jahre alt sein; die Ältesten stehen an der Spitze. Nicht leichte Proben hat der zu überstehen, der ein Mitglied der Purrah werden will. Es ist sogar ein gewisser Familienadel dazu nöthig und große Bürgschaft, um zu den Proben gelassen zu werden. Gewisser Tod erwartet den, der die Proben nicht besteht oder die Geheimnisse verräth. Der Aspirant muß sich in den Bundeswald begeben, deren jeder Bezirk einen hat; hier bleibt er mehre Monate einsam und schweigend in einer Hütte, wohin ihm Vermummte, in Thiermasken, die ein helles Licht auf Egypten werfen, zu essen bringen. Bei unvermeidlicher Todesstrafe darf er weder ein Wort sprechen, noch aus der Hütte gehen; nach dieser Vorbereitung wird er zu den Proben gelassen, welche schrecklichen Stufengang befolgen; Löwen, Leoparden schrecken ihn, Wälder lodern in Flammen auf, furchtbare Erscheinungen u. s. w. bedrohen ihn; weicht er, so ist sein Leben verwirkt. Führt Neugierde einen Ungeweihten zur Belauschung, so verschwindet er spurlos. Nach überstandenen Proben wird er eingeweiht, schwört furchtbare Eide und unbedingten Gehorsam. Wer gegen den Purrah etwas verbricht, den trift der Tod, da, wo er es am wenigsten vermuthet; plötzlich erscheint ein verkleideter Krieger und spricht: „Die große Purrah sendet dir den Tod.“ Mit Schrecken flieht alles, und der Schuldige ist todt. —

Dieses Tribunal besteht bei jedem Volke aus 25 Gliedern, die wieder davon 5 für den großen Purrah auswählen. Die kleine

Purrah urtheilt über alle Verbrechen des Stammes und kein Schuldiger entgeht. Die große Purrah versammelt sich bei außerordentlichen Gelegenheiten, wenn Jemand Ordensgeheimnisse verrathen oder ungehorsam gewesen ist. Sie verhindert Krieg, verurtheilt wol selbst eine ganze Völkerschaft zu 4tägiger Plünderung und wehe dem, der sich widersetzt. In der Mitte der Nacht brechen die Krieger mit häßlichen Masken verlarvt auf, in Scharen von 40 bis 50 Mann dringen sie ins Land der Schuldigen und verkündigen den Ausspruch der Purrah. Alles flieht und verbirgt sich in die Häuser; wer im Freien gefunden wird, fällt unter dem Dolche oder wird in die Sklaverei geschleppt. Die gemachte Beute fällt zur Hälfte dem beleidigten Theil, zur Hälfte der großen Purrah zu, die damit die Krieger belohnt. Wird irgend eine Familie zu mächtig, so wird sie zur Plünderung verurtheilt, und die Familienhäupter, welche sich zu widersetzen wagen, sind todt. So ist diese afrikanische Fehme der Schrecken dieser Völker, um so mehr, je undurchdringlicher der Schleier ist, mit dem sie sich umhüllt. Der Verurtheilte erfährt das Urtheil erst bei der Vollziehung.

Die Religion dieser Völker ist aber eben so ausgezeichnet durch manche Eigenheiten. Sie glauben an Gott, aber halten ihn für zu gütig, als daß sie ihn verehren sollten. „Er thut uns ohnehin nichts zu Leide.“ Desto größer ist die Furcht vor den bösen Dämonen, womit Berg und Thal bevölkert ist. Sie sind in zwei Klassen getheilt, in Obere und Niedere. Die Termitenhäuser, Felder, Wälder sind ihre Wohnungen; Wasser, Bäume, alles ist mit ihnen bevölkert, ja jeder Mensch steht unter dem Einflusse eines derselben. Darum werden ihnen auch häufige Opfer gebracht, und zwar Schafe, Ziegen, Vögel und Fische. Libationen werden ihnen stets gebracht und kleine Häuserchen errichtet, in welche ein Termitenhaufen geschaft wird. Auch die Unsterblichkeit der Seele glauben sie, freilich ohne bestimmte Begriffe. Viele Seelen, besonders die der Hexen und Zauberer, verwandeln sich in Erdgeister, die als gute Geister an dem Menschenleben und Wohlsein theilnehmend umhergehen. Mit großer Feierlichkeit wird von den Susuern vor jeder wichtigen Unternehmung ein Stier geopfert, den der Priester des Dorfes schlachtet, alle Dorfgenossen berühren und zuletzt gemeinschaftlich verzehren. Weiß ist die heilige Farbe; bei jedem Opfer halten sie daher einen weißen Vogel oder ein weißes Papier in der Hand. Obwol die Fulah und Mandingo Muhameder sind, glauben sie doch eben so an alle diese Gebräuche. Selbst die Zukunft

ist vor diesen Leuten nicht sicher; sie erforschen dieselbe durch Sandwerfen; Zauberer mit verbundenen Augen schreiben Figuren in den Sand, und weissagen. Andere werfen Nüsse und weissagen aus ihrem Falle. Blinde Zauberer haben Vorzug vor denen mit verbundenen Augen, darum bedient man sich jener bei allen wichtigen Angelegenheiten.

Sie haben auch etwas Ackerbau; indem sie ein Stück Wald niederbrennen, säen sie nach dem Regen Reis, den sie nachläßig mit Erde bedecken. Später wird die Saat vor den ungeheuren Scharen der Reisvögel gehütet. Vier Monate nach der Saat ist die Ernte reif, die nun geschnitten wird. Man schneidet mit gewöhnlichen Messern die Ähren kurz ab, bindet sie in Bündel, dörrt sie an der Sonne, drischt das Korn aus, welches in kleinen Mulden gewunden, unter die Familien des Dorfes vertheilt und aufbewahrt wird. Große mit Lehm bestrichene Körbe dienen zur Aufbewahrung, sie werden im Freien unter einen Schoppen gestellt. Der Vorsteher des Orts läßt sich aufrechtstehend seinen Antheil über den Kopf schütten, so lange, bis er denselben mit dem Munde erreicht. Dafür muß er jedoch die Fremden bewirthen und einen Aufwand bestreiten, der ihm wenig übrig läßt. Jedes Dorf arbeitet gemeinschaftlich und vertheilt den Ertrag. Nie wird der Acker zwei Mal besäet, sondern nach einer Ernte bleibt er sechs Jahre brach. Pflug und Sichel sind unbekannt; der Karst und das Messer müssen den Mangel ersetzen. Die Europäer brachten Gewehre, Tabak und Brantwein; aber keinen Pflug. Mais, Hirse, Kassave u. s. w. werden ausgezogen. In der Kolonie versteht sich von selbst, daß der Ackerbau nach europäischer, die Pflanzungen aber nach westindischer Sitte betrieben werden. Viehherden gibt es die Menge und das Vieh der Fulaher bedeckt die grasreichen Savannen. Der Kunstfleiß ist auf niederer Stufe, dagegen sind die Mandingos unternehmende Handelsleute, welche den an der Goldküste üblichen Handel sowol an der Küste als im Innern des Kontinents mit vieler Energie betreiben. Sie werden von Königen beherrscht, welche meist Wahlkönige und durch beigegebene Räthe sehr beschränkt sind. Einige Stämme wählen jedesmal den König aus einer andern Familie, damit jede ans Regieren komme. Niemand darf anders, als in Folge eines Urtheils als Sklave verkauft werden. Auch Schulden machen zum Sklaven. Beklagte können sich vertheidigen und Gottesurtheile sind auch hier gebräuchlich, damit unser Mittelalter ja ganz dargestellt sei. Glühendes Eisen anfassen, einen

Ring aus einem Kessel siedenden Öles holen, rothes Wasser trinken, sind die gewöhnlichen Mittel zur Erforschung der Wahrheit. Das rothe Wasser wird öffentlich aus der Rinde eines Baumes bereitet, indem man sie wäscht, zu Pulver stößt, in eine große kupferne Pfanne mit Wasser thut, und so lange mit Ruthen peitscht, bis es schäumt. Nun wird ein Gebet darüber gesprochen und in einer ein Nössel haltenden Kürbisflasche wird ihm 8 bis 16mal schnell nach einander zu trinken gereicht. Wirkt es als Brechmittel, ist die Unschuld erwiesen; wirkt es als Durchführmittel, so ist er schuldig. Wer ein Gottesurtheil glücklich bestanden hat, wird höher geachtet und geehrt denn zuvor.

An Einzelnheiten wird auf diesem Küstenstriche erwähnt:

1) Cap Mount. Die amerikanischen Ansiedler haben bereits einen Theil dieses Landstriches käuflich an sich gebracht und die Eingebornen ziehen sich in dem Maße zurück, als die oben erwähnte Ansiedlung Liberia sich ausbreitet. Seit dem Sklavenhandel an diesen Küsten in etwas gesteuert wird, verfallen die darauf gegründeten Negerstädte.

2) Am Scherbroflusse liegen auch eine Menge kleiner Gebiete, als Scherbro, die Insel York u. s. w.

3) Limbo mit der Hauptstadt Boulla, oder Kassana, auch Medina der Mauren, 5,000 Einw., sehr gut befestigt. Die Bewohner Muhameder.

4) Logos an einem Flusse gleichen Namens, der in den Sierra Leona fällt. Hauptort davon ist Port Logos. Drei Tagreisen davon landeinwärts liegt Arebat. Vier Tagreisen weiter das Land Limbo und östlich davon das Land Timbo, mit der Stadt Timbo, 10 Tagreisen von Port Logos das Land der Fulahneger. Auf dem Wege zwischen Logos und Timbo, unter 10° 52′ nördl. Br. mit 8,000 Einw. muß man überhaupt folgende Route zurücklegen.

1 Tagreise von Port Logo nach	Cabatha	Timanenland.
2 " " "	Bankarro	
3 " " "	Pa Yams, eine Stadt	Limboland.
4 " " "	Canti Banka, Hauptstadt	
5 " " "	Masooterra	
6 " " "	Coocona, Stadt im Mandingoland.	
7 " " "	Berri Coorte	Soos = Soos und Mandingoland.
8 " " "	Kooforia	
9 " " "	Fordia	
10 " " "	Samia	
11 " " "	Doorinja	
12 " " "	Novunga	

13 Tagreise von Port Logo nach Karri Moonga		Fuhlahland.
14 " " " Sedulah		
15 " " " Yanbilorah		
16 " " " Felko		
17 " " " Cooma		
18 " " " Nafeghee		
19 " " " Timbo		

Timbo ist die Hauptstadt von Futa Jallu, einer Nation, die sehr mächtig ist und über alle Handelsvölker der Küste ein entschiedenes Übergewicht behauptet. Die Limba und Futah sind geschworne Feinde und beständig im Kriege begriffen. Indessen wird der Leser leicht fühlen, daß der Geograph hier selbst nicht recht zu Hause ist; und es ist wirklich so. Alles, was ich daher von der geographischen Lage, Größe u. s. w. sagen kann, ist selbst bis auf die Namen ungewiß. Der wichtigste Punkt auf dieser Küste bleibt daher

5) Sierra Leona. So nannten auch Cadamosto und die ersten Entdecker dieses Cap, wegen des fürchterlichen Wiederhalls des Donners an diesem Berge, dessen Spitzen beständig in Nebel und Wolken gehüllt sind. Vom Cap Schelling bis an den Fluß gleicht es einer 10 Meilen weiten steilen Bergwand; das Ende eines Astes des Konggebirges. Es liegt unter 8° 50′ in gleicher Breite mit dem Berglande Akim und Dahomey. Hier wurde im Jahre 1787 durch eine Gesellschaft in England die Kolonie für befreite Neger gegründet und verdient als solche eine Stelle in der Geschichte der Menschheit, trotz dem, daß sie mißlungen scheint. Nach vielen Vorschlägen, Debatten und glänzenden Parlamentsreden fielen die freigewordenen Negersklaven, welche durch den englisch-amerikanischen Krieg in London Unterkunft suchten, sehr zur Last. Es bildete sich daher 1786 ein Verein, an dessen Spitze Granville Scharp stand, zur Unterstützung derselben. Doktor Smeaton machte nun den Vorschlag zur Gründung einer Kolonie freier Neger in Afrika selbst, und sammelte zu dem Ende alle freiwilligen Anpflanzer aus Europa nebst solchen Negern, die schon in Amerika Ackerbau getrieben hatten, aber bei Gelegenheit des Kriegs ausgewandert waren. Im Mai 1787 wurden 400 Neger und 60 Weiße; unter diesen feile Dirnen, mit Proviant und Ackergeräth versehen, eingeschift. Die Aus- und Anführung ward Kapitän Thomson anvertraut. Dieser kaufte von dem Negerfürsten Naimbama einen zwei Quadratmeilen großen Landstrich und vertheilte das Land unter der Bedingung eines jährlichen Grundzinses an die Ansiedler. Liederlichkeit und Krankheit vernichteten die Ansiedlung bald, und schon 1789 retteten sich

die Überreste mit genauer Noth auf die Insel Bance zu einem Negerfürsten, der sie aus Mitleid aufnahm.

Nicht viel besseres Schicksal würde der zweite Versuch 1791 erfahren haben, welchen Falkonbridge zur Wiederherstellung der verunglückten Kolonie unternahm, wenn sich nicht die Sierra-Leona-Kompagnie unter dem Schutze des Parlaments gestaltet hätte; diese bestand aus 13 angesehenen Mitgliedern, welche den Sklavenhandel abschwuren und vom 1. Juli 1791 an auf 31 Jahre sich konstituirte. Es wurden nun 5 Schiffe mit allen Kolonialbedürfnissen abgeschickt. Im März 1791 brachte Kapitän Clarkson 1,200 neue Kolonisten aus Amerika und so wurde mit großer Anstrengung die Kolonie aufs neue gegründet. Freetown (Freistadt) wurde wieder kolonisirt, und selbst die in der Nachbarschaft gelegene Insel Balama erhielt Ansiedler. Allein alles dieses scheiterte an der Ungesundheit des Klima, der Faulheit der Kolonisten, und der schlechten Verwaltung und 1793 mußte man das Ganze nach einem Aufwande einer Million Gulden wieder aufgeben. Indessen siegte die Beharrlichkeit der Europäer. Man gab die Ansiedlung doch nicht auf und der neueste Bericht meldet Folgendes:

Die Kolonie Sierra Leona hat jetzt einen Umfang von 8° 50′ bis 7° nördl. Br. Sie bildete sich aus dem Erwerbe der Ländereien, welche die Engländer nach und nach den Eingebornen abkauften. Die Bevölkerung besteht aus nordamerikanischen Negerkolonisten, aus jamaika'schen Maronnegern, aus barbadischen Sklaven, aus Negersoldaten und aus Negern verschiedener Theile Afrika's, endlich aus Negern, die von Sklavenschiffen genommen wurden. Es befinden sich auch Weiße in der Kolonie, nemlich Soldaten von der Garnison, Beamte, Richter, Geistliche. Unter den letztern waren jedoch im Jahre 1826 mehre Schwarze, da der Tod diejenigen sehr vermindert hatte, welche der Eifer für das Evangelium aus Europa dahin führte. Es bestanden 22 Schulen mit sechs Lehrern und zwei Gehülfen für die Knaben und fünf Lehrerinnen nebst vier Gehülfinnen für die Mädchen. Die Gehülfen und Gehülfinnen waren Schwarze. Der größte Theil der Kolonisten will noch nicht recht zum Ackerbau sich bequemen. Die Kaffeepflanzungen sind indeß ziemlich bedeutend. Die Baumwolle wird vernachläßigt und mit Indigo ist noch kein Versuch gemacht worden. Man baut Manioc und eßbare Wurzeln, Kakao und Reis; der letztere findet den besten Absatz. Seit 1817 hat ein Ausfuhrhandel begonnen: die Gegenstände desselben sind: Kaffee, Reis, Gold-

staub, Silber, Panther-, Affen- und Hirschhäute, gereinigter Senegalgummi, Kopal, Guineapfeffer, Wachs, Palmöl, Rothholz, Ebenholz, Elfen- und Flußpferdzähne, Honig u. s. w.

Das Einkommen fließt aus den Zöllen und belief sich 1823 auf 3,890 Pf. St., wozu aus England noch 37,243 bezahlt werden mußten. Die Kolonie wurde nach englischen Gesetzen regiert; doch kann der Gouverneur Verordnungen, die für das gemeine Beste zweckdienlich sind, erlassen. Der Regierungsrath besteht aus 9 Mitgliedern. Außerdem bestehen mehre Gerichtshöfe, eine Admiralität u. s. w., kurz alles wie in Großbritannien. Ohne Militär betrug 1822 die Bevölkerung 15,081. Unter den Weißen verhielten sich die Sterbefälle wie 1 und 3. Nicht nur den Europäern, sondern auch den Negern ist das Klima verderblich. 1826 belief sich demungeachtet die Bevölkerung auf 16,240. Dabei ist die Niederlassung, von welcher, der Absicht ihrer edlen Stifter nach, die Civilisation eines Welttheils ausgehen sollte, der sittenloseste Ort in der Welt. Auf allen Straßen begegnet man völlig nackten Negerinnen, mit denen Handel getrieben wird, der wo möglich noch empörender ist, als der Negerhandel selbst. Diese Züge klingen freilich nicht sehr tröstlich und stimmen gar nicht mit dem überein, was Ritter und Ukert rühmen. Auch die Schulen sollen elend sein. Eine drollige Anekdote wird erzählt. Ein Engländer besuchte die Schulen und freute sich des fertigen Lesens der schwarzen Knaben. Er wollte jedoch versuchen, ob sie auch aus einem andern Buch, als der Bibel, lesen könnten, und gab ein Buch hin, welches der Knabe sogleich aufschlug und ohne Umstände las: „Und als Paulus sprach, zitterte Felix." — Man urtheile! Zudem ist auch die Kolonie in militärischer Hinsicht schlecht gewählt, da Sachkundige versichern: daß 50,000 Mann nicht hinreichen würden, sie zu vertheidigen. Es soll daher barer Unsinn sein, daß England Geld und Menschen verschwendet. Dieses scheint auch die Regierung eingesehen zu haben, und laut öffentlichen Nachrichten hat sie das Etablissement aufgegeben und auf Fernando Po übersiedelt. Örter der Kolonie Sierra Leona sind: Freetown, auf der Südseite des Flusses, eine deutsche Meile von der Mündung, liegt auf einer Erhöhung von 300′ über dem Flusse. Die Stadt ist schön angelegt mit breiten geraden Straßen und einem Garten um jedes Haus. Das Gouvernementshaus steht auf dem Hügel Tornhill. Die Stadt hat 4,000 Einw., fünf bellankasterſche Schulen, Kirche, Theater, Kasernen. Glocestertown hat auch

eine Kirche. Regentstown mit 2,000 Einw., in einem von acht Bergen gebildeten Amphitheater, in der reizendsten Gegend, die gedacht werden kann. Die Landschaft ist fruchtbar, wohlbewässert, mit herrlicher Weide. Die Kirche ist so wie die Häuser, deren mehre zwei Stockwerke haben, schön gebaut. Außerdem sind eine Menge Ortschaften durch die Engländer angelegt, als Kingstown am Schweinefluß; Tornton, eine Festung mit einer Kriegsschule; Leicester-Mountain mit 1,200; Kissei mit 1,200; Leopold mit 700; Wilberforce mit 300; Bathurst mit 300; Charlotte mit 400; Kent mit 300 Einw. Waterloo, an der Grenze des Timmanielandes, mit 700 Einw.; Hastingsyork, am rechten Ufer des Wallfischflusses, aus Soldaten eines Antillenregiments gebildet, die Breter schneiden. Zu Mandinare ist eine Niederlassung von Wesleyanern. Um die Kolonie herum sind auch noch Ortschaften der Eingebornen in Menge, die jedoch den Einfluß der Civilisation nicht zeigen, welchen die Nachbarn der Liberianer darstellen.

Es ist gewiß nicht wenig der Frage werth: warum die amerikanische Kolonie mit so geringen Mitteln so herrlich gedeiht, daß sie die Trümmer der brittischen Niederlassung wahrscheinlich in sich aufnehmen wird, wo dagegen die so reiche Kolonie Britanniens zu Grunde ging? Meine unmaßgebliche Meinung ist die: Kinder gedeihen nach den Eltern, und tragen den Stempel der Erziehung an sich. Das einfache Kind des einfachen Nordamerika gedeiht, da es naturgemäß erzogen wird; das stolze Kind Britanniens erstickt im Luxus des Mutterlandes. In Sierra Leona loses Gesindel, Bälle, Theater; in Liberia Kirchen, Schulen, Censoren für die öffentliche Moralität. In Leona der ganze Prunk und Mißbrauch des englischen Rechtsverfahrens, in Liberia angemessene strenge und weise Gesetze. In Sierra Leona der Wahlspruch: lebe und genieße; in Liberia: bete und arbeite. Wo unter heißem Tropenhimmel der reiche Europäer schwelgt, da ist es kein Wunder, wenn ihn das Klima tödtet. Lebt er aber fleißig und naturgemäß; so erkennt ihn jeder Himmelsstrich als seinen Sohn. Zudem ist Sierra Leona gesunder als Liberia gelegen. Ersteres ist Bergland, nördlicher gelegen, mit gutem Wasser reichlich versehen; da hingegen Liberia in tiefern mit mehren Sumpfwäldern besetzten Küsten liegt. Unter allen Ansiedlern akklimatisirt sich der Engländer am schwersten, weil er zu eigensinnig ist, die Lebensweise seines Nebellandes gegen eine natur-

gemäßere Art zu sein zu vertauschen. Muß man nicht staunen, wenn man von Punschaden am Tschadsee liest? Und ist es ein Wunder, wenn der mit halbrohem Fleisch und starken Getränken genährte und daher überblutvolle Engländer ein Raub der Gallenfieber wird in einem Lande, das frugalen Negern ein hundertjähriges Alter schenkt? Das Tropenklima fordert nun einmal Thätigkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit; nur unter diesem Panier werden Kolonien gedeihen!

Schließlich haben wir an dieser Küste noch der Inseln zu erwähnen, womit sie umgeben ist. Zuerst ist hier die 15 Stunden lange Scherbroinsel zu merken. Nicht weit davon ist die Insel York, auf welcher die Stadt Jenkins liegt und den Engländern zugehört. Westlich von Scherbro liegen eine Anzahl kleiner Inseln, die man die Schildkröteninseln nennt. Unter 8° liegen die Bananasinseln, vulkanischer Natur. Sie sind sehr fruchtbar und die Engländer haben Niederlassungen. Etwas südlich vom Cap Vergas sind die Loosinseln, ebenfalls vulkanischer Natur, fruchtbar, gesund. Die Engländer haben auf diesen wahrhaft glücklichen und wunderschönen Inseln verschiedene Niederlassungen. Alle diese Inseln, womit diese Küste von der Pfefferküste bis zum Cap Verde umgeben ist, können als ein kolossales Riff betrachtet werden, gleichsam die Spitzen eines versenkten Landes. Die Schiffahrt innerhalb derselben ist schwierig und erfordert viele Gewandtheit.

II. Senegambien und die Mandingoterrasse oder Konghochland.

Derjenige Theil Westafrika's, welchen ich mit dem obigen Namen zu bezeichnen mich bemühe, umfaßt die Küste vom Cap Vergas bis Portandik, oder vom 10° bis 18° 20′ nördl. Br. Gegen Osten zu dehnen wir es bis 13° östl. L. von Ferro aus. An dieser Ostgrenze umfaßt es jedoch nur eine Breite von 10° bis 16° nördl. Br., also ungefähr 1,400 Quadratm. Im Westen ist es vom atlantischen Ozean, in Osten von Sudan, im Norden von der Sahara und in Süden von Oberguinea begrenzt.

Um dieses Land etwas genauer kennen zu lernen, wollen wir versuchen, so weit es in unserer Kraft steht, ein Bild von demselben zu entwerfen. Dieses Land dürfte vielleicht, denn nur mit Scheu wage ich meine Ansicht auszusprechen, auf folgende Art gedacht werden können.

Man denke sich eine große 1,700 Quadratm. ausgedehnte Fläche, in die sich von einem Riesenrumpf ein Riesenarm ausstreckt und seine flache Hand in diese Fläche niederlegt. Natürlich wird der kleine Finger mit dem Ballen nach der Seite hin einen Abfall bilden, die Hand selbst eine stark geaderte Hochebene und die Finger nach allen Seiten hinlaufende Berge. Sollte ein Zufall die Adern öffnen, so würde das Blut nach verschiedenen Seiten ausströmen, die Fläche durchfurchen und nach ihrer Neigung die Flüsse aussenden. So ungefähr kann man sich das Land denken, das wir jetzt in einer flüchtigen Skizze abbilden wollen. Der Riesenleib ist das hohe Südland, der Riesenarm das Konggebirge und die Riesenhand dessen nördlicher Abfall, das Mandingoplateau mit seinen Ausläufern nach allen Seiten, als Riesenfinger; der Knöchel der Hand möge Sierra Leona sein. Die große Terrasse, welche gleichsam, um im Gleichnisse zu bleiben, den Raum zwischen den Fingerwurzeln der Riesenhand bildet, eine Terrasse, welche den Nordrand des Konggebirges ausmacht, und von wo der Daumen der Riesenhand, die Mandingostufe, ausläuft. Die vielen Äste, welche der Nordabfall des Kong aussendet, bilden eben so viele Thäler, in denen unzählige Quellen ganze Systeme von Flüssen veranlassen. Unstreitig ist das Konggebirge die wasserreichste Gegend von ganz Afrika und nicht unwahrscheinlich, wenigstens noch nicht widerlegt ist die Vermuthung, daß sein Wasserreichthum sogar dem Nil eine Beisteuer sendet. Herrliches Weideland und ein gesundes Klima, nebst lohnendem Boden sammeln eine starke Bevölkerung auf der Hochebene. Die Abhänge nebst dem Fuße der Berge sind mit einem dichten Hochurwald umgürtet, auf den reichbewässerte Ebenen folgen, die ihren fruchtbaren Boden nach Osten, Norden und Westen hin dem Fleiße der Ackerbauer anbieten. Mithin haben wir auch hier ein Stufenland vor uns, gegen das Meer, gegen die Sahara und gegen Sudan hin sich verflächend, dann allmälig aufsteigendes Waldland mit aller Pracht einer wildromantischen Natur ausgestattet, endlich ein gemäßigtes Hochland.

Flüsse sind hier zahl- und wasserreich; der Nunez, der Rio Grande, der Katharinenfluß und der Domingo oder die obere und untere Geba, der Gambia, der Senega, endlich der Dschioliba. Eine Menge, ich möchte sagen, eine unzählige Menge Flüsse von kurzem Laufe entspringen zwischen den größern Strömen nach allen Seiten; sie geben ihre Wasser theils den genannten Flüssen, theils

dem Meere ab. Wie sich das Land tiefer gegen Westen in das atlantische Meer ausdehnt, und der ganze Kontinent an Breite zunimmt, so tritt auch das Gebirge in das Innere zurück, und verlängert dadurch den Lauf der Flüsse. In der Maßgabe also, als die Strombetten nördlicher liegen, ist auch ihr Lauf länger, so daß der Nunez den kürzesten, der Senega hingegen den längsten Lauf hat. Der Rio Nunez hat seine Quellen unter dem 5° L. und fällt schon unter 6° 20′ L. ins Meer, welcher kurze Lauf ihn doch nicht hindert, mehre Nebenflüsse aufzunehmen und eine ziemliche Wassermasse dem Meere zuzuführen. Der Rio Grande soll seine Quellen schon viel tiefer landeinwärts haben, ungefähr 12° L. v. F. und 9° nördl. Br. Er kommt also schon aus dem Hochland, bildet mehre Raudals oder Gefälle und Stromschnellen, nimmt mehre Nebenflüsse, unter andern den Donso und Bentala, auf. Kurz vor seiner Einmündung theilt er sich und bildet ein niederes Delta wie alle ins Meer fallende Flüsse. Seine Mündung liegt unter 11° nördl. Br. und 2° 57′ östl. L. v. F.

Der obere und untere Geba entspringen auf der Mandingostufe, bilden unterm 5° L. einen See, strömen von da dem Meere zu. Ihr Unterlauf gleicht mehr einer Art Mündung mit einem ungeheuren Delta, das sogar mit dem des Gambia in Verbindung zu stehen scheint. Bis zur Mündung des letzteren Flusses bilden die Gewässer in diesem flachen Lande ein eigentliches Netz, wodurch längs der Küste eine Menge Inseln entstehen, die den ganzen Raum zwischen 10° und 14° nördl. Br. und 45′ bis 3° östl. L. v. F. einnehmen. Außerdem hat sich vor den Mündungen des Rio Grande und der Gebaflüsse im Meere selbst eine ungeheure Sandbank gebildet, aus der sich bereits die zahlreichen Bissagosinseln losgewunden haben. Übrigens ist hier die Fahrstraße für Schiffe gut und die Häfen vortrefflich. Zwischen den Gebaflüssen und dem Gambia sind eine Menge tiefer Küstenflüsse; das ganze Land jedoch noch immer unbekannt.

Der Gambia ist einer der größten Flüsse Afrika's. Seine Quellen liegen unterm 13° östl. L. und 11° nördl. Br. nach Durand, dem wir die besten Nachrichten über diese Gegenden noch immer verdanken. Molliens abenteuerliche Reise hat nichts gefördert, während des Erstern Nachrichten auch durch Mungo Park Bestätigung erhielten. Zwischen dem Gambia und Senegal findet keine Verbindung statt. Rogers

Nachrichten sind mir nur aus Zeitschriften fragmentarisch bekannt. Die Quellen des Gambia liegen westlicher als die des Senegal, obwol so ziemlich unter gleicher Breite, zugleich mit denen des Dschioliba. Der Gambia soll bei seinem Ursprung einen Alpensee bilden, aus demselben nordwestlich durch ein tiefes Thal strömen. Auf diesem Wege nimmt er mehre von Nordwesten kommende Nebenströme auf, von denen der Nerico der bedeutendste ist. Er durchströmt nun durch Nordwesten eine der herrlichsten Gegenden der Welt. Hohe Berge, mit Tropenwäldern bedeckt, umgeben seine Ufer, reizende Thäler öffnen sich nach allen Seiten und führen ihm neue Wasser und neue Kräfte zu. Uneingeschränkt waltet hier noch die Natur an seinen von Löwen umbrüllten Ufern. Park war entzückt von dem Reichthum der Natur, welcher vor seinem Blicke entfaltet lag, als er die erste der Höhen, welche den Gambia durchbrechen, erstieg. Er nannte ihn: Panoramaberg, und vergleicht das Tiefthal, welches die Bergreihen von Futa Jallu und Mukanda bilden, mit der Insel Madeira. Der Gambia kommt hier von Südsüdost und behält diese Richtung bis Barakonda 4° 45′ L. Er tritt nunmehr in das flache ebene Land hinaus, hat die Wildniß verlassen, die Bergstufen, die ihn durchzogen, stürzend überwunden und geht nun durch reichbevölkerte und fruchtbare Länder seinen Schlangenlauf dem Schoße des Ozeans ruhig zu. Sein Lauf möchte in gerader Linie 120 geographische Meilen, 15 auf 1° gerechnet, betragen; seines vielen Krümmens wegen beträgt er wenigstens das Doppelte.

Östlicher, aber ebenfalls der Mandingostufe entquellend, liegen die Quellen des Senega oder Senegal, ungefähr zwischen 11° und 12′ nördl. Br. und 10° bis 11° östl. L. Die Quellen dieses Flusses sind sehr zahlreich; oder richtiger: Dieser Fluß wird aus sehr zahlreichen Flüssen, die alle unter derselben Breite in der Ausdehnung von 3 Längengraden entspringen und gegen Norden fließen, gebildet. Sie vereinigen sich alle in drei Hauptarme, deren östlichster der Kokora, der mittlere Ba-Fing und der westlichste Faleme heißt. Diese Zuflüsse zeigen uns die Finger der Riesenhand, oder die Ausläufer der Mandingostufe, deren beträchtlichster, also der Mittelfinger zwischen den Faleme und Ba-Fing fällt.

Von dieser Bergkette strömen unzählige Waldströme in den Faleme. Schon oberhalb der Vereinigung der genannten 3 Hauptarme, bei der Verbindung des Kokora mit dem Ba-

Fing, durchbricht er das Gowinagebirg, bildend die Katarakten von Gowina; 20 Meilen tiefer durchbricht er die Felukette und bildet die Felukatarakten. Diese Katarakten, welche die ganze hier schon bedeutende Breite des Stromes durchsetzen, bilden keineswegs so hohe Fälle, wie man uns früher berichtete. Man erzählte früher oft Mährchen davon. So berichtet Pater Labat von einem Falle des Senegal von 30 Toisen Höhe! Der Gowinafall soll noch höher sein, und nach Bruns soll man sein Getöse 60 Meilen weit hören. Der sehr beachtenswerthe Durand hingegen vergleicht diese Fälle ganz richtig mit den Katarakten des Nil und Roger, in seinem Schreiben an Jomard vom 14. August 1824, berichtete aus dem Tagebuche des Herrn Duranton, der die Felufälle besuchte, Folgendes.

Gegen 1 Uhr Nachmittags gelangten wir an die Wasserfälle; die Idee, welche ich mir nach den Berichten der Reisenden von diesem Falle gemacht hatte, übertrafen die Wirklichkeit, die ich vor Augen hatte, bei weitem. Die Felsen von Felu, welche den Strom von einem Ufer zum andern durchsetzen, sind weit entfernt, den Namen eines imposanten Wasserfalles, ähnlich dem Niagara in Amerika, zu verdienen. Hier fällt das Wasser von keiner Höhe herab und bringt den feinen Thauregen der durch Felsen zersplitterten Fluten nicht hervor. Es ist zwar eine Kaskade, die bei weitem schöner und majestätischer ist, als welche Menschenkunst erschaft, es ist jedoch nichts als eine Kaskade, welche den Namen eines Wasserfalles nicht verdient. Die ganze Höhe also, über welche der Senegal sprudelt, beträgt nicht mehr als Mannshöhe. Auch der Fall von Gowina ist nicht bedeutender. Zwei Bäume von bedeutender Größe auf einer Insel in der Mitte der Felukaskade sind mit Vegetation umgeben und beweisen, daß die Bank, welche das Flußbette durchsetzt, auch zu schlimmer Jahreszeit nicht ganz mitbedeckt wird. Alle diese Fälle, Strudel und Stromschnellen bilden den Übergang des Oberlaufes des Senegal zu seinem Mittellaufe und die Naturgrenze zwischen der Mandingostufe und den tiefen Ebnen Senegambiens. Die Lage des Felukatarakts ist 14° 8′ nördl. Br. und 6° 58′ östl. L. von Ferro und ungefähr 260 P. F. über dem Meere. Zur Zeit der hohen Wasser nimmt der Strom einen schnellen Lauf an und doch ist das Wachsthum desselben nicht groß genug, um die Klippen unschädlich zu machen; darum wagen sich auch die Eingebornen um diese Zeit nicht, ihn zu befahren. Unter dem Fe-

lukatarakt liegt die Insel Lantu. Die unterste Stromschnelle scheint oberhalb Sumi zu sein. Von da an ist der Senegal ein sanftströmendes Wasser über ein Bett von Sand und Kies, mit grünem Ufer. Er verläßt das Alpenland und die hochwaldige Wildheit, welche eben so menschenleer als thierreich ist. Sieben Meilen unter dem Felukatarakt liegt das französische Fort St. Joseph. Es ist hier die Völkerscheide. Nördlich Mauren, südlich Mandingos, findet sich hier europäische Civilisation zwischen asiatischer und afrikanischer Barbarei eingeklemmt und behauptet sich nur durch geistige Überlegenheit. Hier beginnt in einem fast wagerechten Laufe die überaus langsame Bewegung des Senegal dem Meere zu. Er macht eine unzählige Menge Krümmungen, verursacht durch seine Überschwemmungen viele Sümpfe und Seen, welche die Luft verpesten, ungesund machen und die Franzosen zwingen, das Fort St. Joseph zu verlassen. Der Strom bildet eine Menge Inseln, von denen viele besonders gegen das Delta hin vortrefflich angebaut und mit Negerdörfern besetzt sind. Endlich gelangt der Strom bis Podhor, einem französischen Fort, 60 Lieus vom Meere; hier bildet er die Seen Cayor gegen Norden und Paniefulla gegen Süden. Sie werden zur Zeit der Überschwemmung gefüllt und bewässern nach derselben weit und breit die anbaufähigen Ländereien, wie der Möris in Egypten. Durch diese Seen befeuchtet liefern die Sandwüsten die reichsten Mais- und Reisernten und mit Verwunderung sieht man durch diese Erscheinung, aus dürrem Sande ein reichbewohntes Fruchtland gebildet. Das Land um den Cayor bildet ein solches Fruchtland von 56 Stunden Umkreis. Der Senegal theilt sich nun in mehre Arme, um sein Delta zu bilden und in das Meer zu schleichen. Allein hier beurkundet sich die nahe Sahara. Durch den gewaltlosen Eintritt des Senegal in das Meer hat sich hier ein ungeheurer, anderthalb Grad langer gegen Süden zugespitzter Küstenvorsprung gebildet, der den Senegal zwingt, um sich mit dem Meere zu vermählen, bei seiner Mündung plötzlich eine südliche Richtung zu nehmen. Diese Sandbank oder Küstendüne heißt Zunge der Barbarei, sie geht bis 16° 15′ gegen Süden herab und sperrt endlich die Flußmündung völlig durch einen gefährlichen Riegel, welcher sich 11 Fuß unter dem Wasser fortzieht. Innerhalb und außerhalb der Barre ist 7 bis 8 Klafter Wasser; aber die Barre kann von den Kauffahrern nur mittelst der hohen Flut überwunden werden. In der Landessprache heißt der

Ba-Fing, Schwarzfluß; Ba heißt in ganz Nordafrika Fluß. Senegal wird er von den Entdeckern 1445 nach einem Negerfürsten Senega genannt, mit dem die Portugiesen früh in Verkehr traten.

Um ein so viel möglich treues Gemälde des Landes zu liefern, müssen wir jetzt von den Bergen, Thälern, Ebenen und Wüsten sprechen. Es ist schon erwähnt worden, daß sich die Hochebene Südafrikas bis hier herüber erstreckt und einen Arm unter dem Namen Konggebirg nach Westen herübersendet, und zwar zwischen 7° bis 10° nördl. Br. und 7° bis 18° östl. L. v. F. befindet sich das Land, von dem wir sprechen. Es ist ebenfalls eine große Hochplatte, wahrscheinlich stark bevölkert, bis jetzt aber noch nicht betreten. Park will von Sego aus die schönen Kongberge gesehen haben, die sich 10 Tagreisen (zu 4 Meilen oder 8 Stunden) von ihm gegen Süden erhoben. Sie sollen in die Grenze des ewigen Schnees reichen. Man vermuthet auf ihr die Nigerquelle. Da mir jedoch nichts Bestimmtes von dieser Hochplatte bekannt ist, so will ich auch nicht lange dabei verweilen. Dieses Hochland bildet nach drei Seiten Abdachungen und zwar nach Nordost und Norden, nach Westen und nach Süden. Gegen Osten hin dacht es sich nicht ab, sondern hängt mit dem Mondgebirge zusammen, dessen Westhorn es bildet. Gegen Norden fällt das Hochland zur Mandigoterrasse, gegen Westen zu dem Hochlande von Timbo ab. Zwischen dem Hochlande und den Terrassen ist es mit den Jallonkaduwildnissen umgürtet, in denen Löwen, Wölfe, Hyänen und Schakale zwischen den Quellen und Bergströmen hausen, aber keine Menschen. Die Karavanen durcheilen zitternd diese Wildnisse, wo Park in fünf Tagreisen auf einer Strecke von 20 geogr. Meilen auch nicht eine Menschenseele antraf. Aus der mit Hochwald besetzten Jallonkaduwildniß tritt man auf die Terrassen der Mandingos, Fuhlas und Timboer herab. Hier bebaut die Hand der Menschen das schönste der schönen Länder der Erde. Stadt- und dorfreich ist hier das Bergland, welches unzählige Äste von Süden nach Norden auslaufen läßt. Von diesen Terrassen stuft sich nun das Bergland gegen die Ebene durch reizende Pässe und Thäler ab. Überall lebensfrohe glückliche Völker in einem herrlichen, gesunden, mit allen Gaben der Natur ausgeschmückten Lande. Von den reizenden Gipfeln schöner Berge sieht der wackere Mandingo, der sanfte Fulah sicher in das flache Land, in das flache Leben hinaus. Im Norden die Sahara von unsichern und unsichermachenden Beduinen durchrast; im Westen

das flache Senegambien, der Wohnsitz des flachen, von Europäern verdorbenen Strandnegers. So betrachtet, bietet dieses Land, nemlich Senegambien mit Hochsudan, ein eigenes Gemälde von besonderer Lieblichkeit dar. Vom Meere umspiegelt gegen Westen, vom Sandmeer im Norden, muß es sich besonders glücklich fühlen, seine Festigkeit durch Gebirge vor den Fluten, seine Fruchtbarkeit durch den Strom vor dem Sandmeere verwahrt zu sehen. Die reichbewässerte Ebene voll Fettigkeit und Überfluß bildet gleichsam die Arena, auf der die Völker der Erde aus allen Zonen das Schauspiel des Völkerverkehrs aufführen, und ihre Sitten und Gebräuche, ihre Wünsche und Leidenschaften bunt durch einander spielen lassen. Der kalte, stolze, nur wo es auf Handelsvortheile ankommt, geschmeidige Britte; der gesittete, immer und überall fröhliche und bewegliche Franke; der ernste Deutsche, der harte Holländer, der biedere Amerikaner, der bigotte Portugiese, alles sieht man hier einkehren, um den verschmitzten Strandneger zu seinem Vortheile zu benutzen. Die Bergvölker bezahlen als Zuschauer mit ihrem Golde und den Gaben, die ihnen ihr glückliches Land für ihren ackerbauenden und handthierenden Fleiß zollt; während der fruchtbare Mensch der Hochebene von Zeit zu Zeit neue Völkerlagen in die Tiefe sendet, um sie dem Theater der Welt und Thätigkeit zu nähern. Indessen deckt ein bunter Pflanzenteppich die Ebene des Tieflandes sowol wie die Terrassen; und wallende immer grüne Waldungen bilden den Kranz um die Erhebungen, welche, von reizenden Längenthälern durchfurcht, den Reiz der Mannigfaltigkeit mit der Beständigkeit der herrlichsten Natur verbinden. Man könnte dieses ganze Land mit einer Stufenpyramide vergleichen, und sollten sich die hohen Bergkuppen ihrer Gipfel vorfinden, so würde die Ähnlichkeit mit einer Teokali nur um so größer sein. Hier ist Afrika, der reinste Ausdruck seines Welttheil-Charakters. Jene Eigenthümlichkeiten, welche Afrika zu Afrika machen, sind hier am meisten bewahrt. Nichts Fremdes hat hier bis jetzt gedeihlichen Boden gefunden, Geschlechter auf Geschlechter sind sich gefolgt, aber die letztern waren immer wieder die verjüngte Wiederholung der erstern. Keine geschichtlichen Denkmale knüpfen sich an dieses Land; bis auf die neueste Zeit hat es sein eigenes Gepräge in der lebendigen, wie in der leblosen Natur bewahrt. Diese Bemerkung scheint hier um so mehr an seinem Platze, als die neueste Zeit wirklich endlich die Handhabe gefunden zu haben scheint, mittelst welcher sie auch hier ihr Recht

geltend machen kann. Zwei Religionen begegnen sich hier in unsern Tagen. Der Muhamedismus von Osten, das Evangelium von Westen her, kommen sich nahe. Diesen Gewalten werden die Sitten der Jahrtausende nicht Stand halten. Es wird im Leben und Treiben dieser wahrhaften Idyllenvölker eine Veränderung vorgehen, ihr stilles Glück, ihre einfachen Sitten werden sich verwandeln; ob ihr Glück vergrößert wird, einen Zuwachs erhält? Dieses wird davon abhängen, welche der beiden Religionen und auf welche Weise sie den Sieg erhält. Daß Muhamedismus die Völker nicht beglückt; indem er auf Beduinen berechnet, selbst diesen alles Vorschreiten zur Humanität abschneidet, haben die Erfahrungen der Jahrhunderte gelehrt. Allein auch das Christenthum wirkt nur dann erquickend, wenn es wie ein Thau vom Himmel kommt, den man nur dann gewahrt, wenn er bereits erquickt hat. Als auffallend darf die Ähnlichkeit des Landes mit dem habessinischen Hochlande von Afrika an der entgegengesetzten Seite des Kontinents noch erwähnt werden.

Senegambien und Hochsudan liegen unter den Tropen, die Niederungen gehören zu den heißesten Ländern der Erde. Vom November bis Ende März ist Winter. Da ist es trocken, heiter, mit kühlen Nächten und herrschenden Ost- und Nordostwinden. Diese Monate sind gesund. Vom Mai bis November ist die Regenzeit; da ist es düster, die Hitze am Tage erstickend, der Regen stürzt in Strömen herab. Mungo Park berichtet vom mittlern Gambia, daß er sich entsetzlich langweile und mit dieser Jahreszeit durchaus nicht befreunden könne; des Tages quäle ihn der heftig strömende Regen, des Nachts das Höllenkonzert der Millionen Frösche, zu deren Gequacke das Geschrei der Schakale und das Geheul der Hyänen einen Baß für Verdammte bilden. Dieses wird nur durch das Rollen des Donners unterbrochen, der hier in seiner ganzen Majestät erschallt und sogar die Bestien schweigen läßt. Beim Übergang der trocknen Jahreszeit zur nassen kommen zwar kurz anhaltende aber heftige Stürme, Tornados genannt. Ihnen geht allezeit Luftstille und drückende Hitze voraus, bis eine finstere Wolke, die plötzlich aufsteigt, den bösen Gast verkündet, der wirbelnd das Land durchtanzt und Dächer und Bäume mitreißt, während Donner und Blitz den Marsch spielen. Oft hat er heftige Regengüsse zur Begleitung. Die Luft kühlt sich nun ab, bis bald darauf die Sonne wieder erscheint und dieselbe aufs neue erglüht. Die Luft ist indessen in der Regenzeit sehr feucht, so

daß alles, was nicht nahe am Feuer ist, sich gleichsam auflöst. Selbst der Mensch fühlt sich durch die ewige Nässe der Auflösung nahe. Nach der Regenzeit schlägt der Wind von Südwesten des Morgens nach Osten und Nordosten, gegen Mittag nach Nordwesten um. Jetzt verändert sich das Ansehen des Landes, das Gras wird trocken, die Flüsse fallen schnell, viele Bäume verlieren ihr Laub. Aus der Sahara weht nun der trockne Nordost herüber, der unter dem Namen des Harmattan berüchtigt und doch sehr wohlthätig ist. Er bringt zwar einen dunkeln Nebel, mit dem die Sonne dunkelroth scheint, Lippen und Haut springen auf und bei den Eingebornen treffen Augenübel ein, aber die Luft wird trocken, der Körper erhält seine Elastizität wieder, die Krankheiten hören auf und der Mensch fühlt sich erquickt, erleichtert, neu gestärkt.

Nördlich vom Senegal ist es in der Sandebene so heiß, daß man mit bloßem Fuße die Erde nicht berühren kann und sogar Negersklaven Sandalen tragen. Darum sind aber auch die Neger gegen die Kälte sehr empfindlich, und klagen, wenn des Nachts die Wärme bis auf 25° Raum. sinkt! Hier sind auch die Sandwirbel häufig, welche der Nordwind, ohne heftig zu sein, über die Sahara herführt. Er hebt den Sand zu unglaublicher Höhe, die nun jene berüchtigten Säulen bilden, welche Herr von Humboldt sehr passend mit den Wasserhosen vergleicht. Eine Vorsichtmaßregel während der Regenzeit wäre den Europäern sehr anzurathen und dürfte sie vor jenem tödtenden Fieber bewahren. Die Neger meiden den Regen, und dennoch von demselben erreicht, waschen sie sich im Meere oder in einem Flusse und trocknen sich am Feuer, das sie zu dieser Zeit beständig unterhalten. Eben so ist schneller Wechsel von Hitze und Kälte, wie überall in der Welt, so auch hier der Gesundheit sehr nachtheilig. Nervenfieber, Durchfälle Verstopfungen, Krämpfe oder Tetanus richten Verheerungen an. Im Hochlande modifizirt sich nun freilich alles dieses, und je höher, desto ungleicher die klimatischen Verhältnisse, was sich wol von selbst versteht. Die mittlere Temperatur dürfte des Jahres im flachen Lande 28° 3′ Raum. betragen, auf dem Plateau jedoch nur 14°.

Unendlich reich wirkt hier die ungeschwächte durch klimatische Verhältnisse begünstigte Natur. Die Ebene ist Palmenland. Von dieser schönen Pflanzenform finden sich hier mehre Arten: Die Wein-, Dattel-, Cocos-, Ölpalme. Höher sind die Tamarinden, der Seifen-, der Butterbaum; letzterer nicht unter

der ersten Terrasse. Seine olivenähnliche Frucht enthält einen grünlichen Kern, der, etwas gedörrt und gekocht, vegetabilische Butter gibt, die sich ohne Salz ein ganzes Jahr hält. Sie soll fester und schmackhafter als jede andere Butter sein. Die Akajou-, Mangle-, Affenbrot-, Ceiba-, Drachenbäume sind nebst dem Pisang, dem Mimosen und einer Menge Tropenbäume hier einheimisch. Besonders verdient jedoch hier der Gummibaum erwähnt zu werden, aus welchem die 3 Forste bestehen, die unter dem Namen der Gummiwälder bekannt sind und das bekannte Senegalgummi liefern. Diese Forste liegen unter 18° nördl. Br. und 4° östl. L. am rechten Ufer des Senegal. Der Baum, welcher Gummi liefert, ist eine Art Akazie oder Mimose (*Acacia olea*), das Gummi schwitzt häufig aus, und wird von den Mauren gesammelt und in den Handel gegeben. Es werden in den Gummiwäldern jährlich 2 Ernten gehalten; die erste und reichlichere im Dezember. Sie liefert das schönste und trockenste, mithin das beste Gummi. Die zweite Ernte wird im März, die weniger und geringere Art liefert, da die Regenzeit Einfluß äußert. Bevor diese Gummiwälder entdeckt waren, brachte man alles Gummi aus Arabien, seit dieser Entdeckung aber wird das Senegalgummi bei weiten vorgezogen. In den westlichen Gegenden findet man alle Südfrüchte, im Innern weniger. Ich darf nicht erst erwähnen, daß Baumwolle, Indigo u. s. w. wild wachsen und für alle Kolonialprodukte ein ergibiger trefflicher Boden vorhanden ist. Indessen sind bis jetzt nur Hirse, Mais, 2 Arten Reis, der Sumpf- und Bergreis, dann einige Holkusarten als Gegenstände des Ackerbaues betrachtet. Das Land ist reich an Futtergras und Waldung; ersteres wird durch Blumen verschönert, unter denen die Liliaceen eine vorzügliche Zierde bilden. Eben so ist hier auch der Lotus einheimisch. Diese reiche und prachtvolle Pflanzendecke ruht auf der Ebene auf angeschwemmtem Lande, unter welchem das Steingerippe tief liegt; wie sich jedoch das Land einwärts hebt, treten auch die Erdknochen an das Tageslicht aus. Der Granit bildet auch hier die Unterlage, auf welcher alsdann die übrigen Gebirgsarten aufgelagert sind, von denen ich jedoch keine Rechenschaft geben kann, da weder Buch noch Humboldt die Berge durchreisten. Indessen können bei dem Reichthum an Mineralien die sekundären und tertiären Bildungen dem Boden nicht fremd sein, eben so wie reiche Steinsalzlager auf frühere vulkanische Thätigkeit zu schließen erlauben. In geognostischer Hinsicht ist Afrika noch ganz unentdeckt. Park spricht von

schwarzem Gestein, Basalt? — Bei der natürlichen Spürkraft des Europäers ist ihm doch nicht entgangen, daß Gold in Körnern, Staub und Minen vorkommt, eben so Silber, Kupfer, Eisen und Blei; besonders soll Magneteisenstein häufig sein. Wie man Eisen im Mandingolande schmilzt, hat uns Park gelehrt. Das Verfahren ist höchst einfach in einer Art Hochöfen. Das Gold wird in Seifenwerken auf dem Terrassenlande gewonnen, aber auch in Pochwerken. Die ganze erste Stufe scheint reich zu werden an diesem Metall. Man gräbt kleine 20 bis 25 Fuß tiefe Schachten in aufgeschwemmtem Lande und beutet die farbigen Thonschichten aus; die um so reichhaltiger werden, je tiefer sie liegen. Diese Erde wird in Körben von Palmblättern herausgetragen und von Weibern in Kalebassen geschwemmt. Auf der Oberfläche dieser Hügel, welche das goldhaltige Erdreich liefern, sollen sich weiße Eisenperlen finden, von denen gelehrte Männer vermuthen, daß es vielleicht Platina sei. Auf den Hochgebirgen wird ebenfalls in den geschiebereichen Flußbetten edles Metall gefunden, und zwar als Gerölle in Stücken, die öfters 2 bis 3 Unzen schwer sind. Alles dieses läßt auf sehr reiche Minen schließen. Das Eisen dieses Landes soll besonders von großer Güte, weiß, klingend und sehr schmiedbar sein.

Der reiche Boden, mit seiner guten kräftigen Dammerde bedeckt, die eine so großartige Pflanzendecke nährt und hinwieder von dieser prachtvoll geschmückt wird, ist zu einem Aufenthalte lebender Wesen mancherlei Art bestimmt. Das Nashorn, das Nilpferd, der Elephant sind den heißen feuchten Ebenen, den Stromreichen und Rohrdickichten befreundet, wo sie in den Flüssen von den Riesenlazerten, in den feuchten Wäldern von Riesenschlangen sich umgeben finden; während das bewegliche Geschlecht der Vierhänder in den 160 Fuß hohen Baumwipfeln gaukelt. Der Senegal macht hier die Grenze des Elephanten gegen Norden hin. Das südliche Ufer sieht noch große Herden zur Tränke nahen, die man jedoch nicht zähmt, noch ihre Zähmbarkeit sich träumen läßt, wol aber um der Zähne und des Fleisches willen jagt. Auch betritt dieses Thier die Hochterrassen nicht, vermuthlich weil ihm das Steigen beschwerlich und die Bergluft zu kühl ist. Man findet auch das Nashorn mit zwei Hörnern. Indessen, glaube ich, hat man zu voreilig eine eigene Spezies daraus gemacht, da besonders Hörnerreichthum zur Gattungsunterscheidung nirgend berechtiget und die Protuberanzen oft hervorwachsen, wo man es gar nicht vermuthen sollte. Kameele, Dromedare, Rind- und Schaf-

vieh, letzteres mit Fettschwänzen, Giraffen, Pferde. Diese letztern sind in der nördlichen Gegend häufig und schön. Sie sollen auch wild vorkommen, gejagt und gegessen werden. Der Esel, mein Lieblingsthier, ist hier nicht überall häufig, was sehr Schade ist. Die Wälder und Wildnisse, besonders die schluchtigen Waldgürtel, wimmeln von Wölfen, Löwen, Tigern und Katzen verschiedener Art, worunter noch einige unbeschrieben; Schakale, Hyänen in so großer Zahl, daß Mungo Parks Expedition beinahe ganz gefressen wurde. Seine Esel verlor er alle, und die Menschen, welche todt liegen blieben, wurden von Hyänen begraben. Ameisenbären und unendliches Futter für sie, Fleder- und andere Mäuse, Ratten und Hasen, Eichhörnchen und Stachelschweine, von allen findet man eine ganze Kabinetsausstaffirung. Unter ihnen schweben die raubgierigen Geier, Adler und Falkenarten in mancherlei Geschlechtern, die bunten geschwätzigen Hohlschnäbler, die schönen schlanken Pirols, die schönen und possirlichen Strandläufer in den buntesten Arten, während sich das Sturmvogelgeschlecht im Meere badet und der trockne Strauß die Wildnisse durchschreitet. Außer den erwähnten Amphibien sind die Arten dieser schädlichen, widerlichen, schaudererregenden Geschlechter, dieser kalten heuchlerischen Schleicher und Hüpfer, das Hofgesinde des Satans, unzählig und eben so giftig wie anderswo. Seen, Flüsse und Meere wimmeln von Fischen, man sieht auch häufig die Seeungeheuer, wie Seekühe, Wallfische, Manatis, Meerschweine u. dgl. Die Senegalfische sind häufig giftig, und daher sei der Leser gewarnt, wenn er etwa einmal dort einkehren sollte!

Daß die Insekten nirgend in der Welt eine angenehme Zugabe sind, weiß der geneigte Leser ohnehin, wenn er dieses besonders an einem schwülen Sommerabende lesen sollte. Allein Tropengeschmeiß haben wir denn doch nicht zu fürchten und einige Schnakenbeulen sind alles, was uns beunruhigt. Am Senegal und besonders in den feuchten Wäldern und vorzüglich zur Regenzeit, da ist es ganz etwas anders. Die leuchtenden Käfer geben zwar eine schöne Illumination und Honig ist auch dort süß, besonders da er aus Tropenwäldern fabrizirt ist. Was hilft aber alles dieses gegen den schädlichen Kakerlak, gegen die Sand-, Staub- und andern Floharten, gegen die Spinnen und Skorpione, gegen die giftigen Ameisen und Schnakenschwärme. Nun kommen erst die Termiten, welche hier in ordentlichen Dörfern wohnen und Häuser bauen, auf denen Büffel aller Art Platz haben. Dann die Mus-

kitowolken! Freilich sind die Ananas eben so gut, wie die zu Esmeralda am Orinoko in Amerika, aber die Muskito eben so tapfer und vielleicht noch tapferer. Was die Insekten vermögen, geht aus einer Erzählung aus Mungo Parks zweiter Reise hervor. Ein wilder Bienenschwarm hielt sich durch die Karavane beleidigt, überfiel sie, tödtete sieben Packesel und versetzte die ganze Mannschaft in einen so schmerzhaften Zustand, daß die ganze Karavane zersprengt wurde, was der Expedition beinahe ein Ende gemacht hätte. Die Termiten sind hier in vier Arten: die kriegerische, trotzig beißende und zerstörende, wovon ihm die Wahl freisteht. Das Geschlecht der Muskitos und Zakundos ist noch zahlreicher. Indessen sind hier zur Entschädigung die Seegezіefer, besonders köstliche Austern und Meerspinnen um ein wahres Spottgeld zu haben, und wenn der Europäer den Champagner mitbringt, kann er da so gut wie in Wien schmausen.

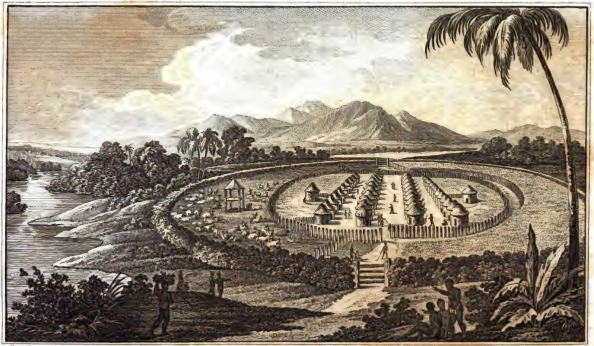
Auch in Hinsicht auf den Menschen dürfte dieses Land so ziemlich der Welttheil im Kleinen genannt werden, weil er uns auch hierin das afrikanische Gepräge treu und ohne Verunstaltung darstellt. Der Felupe, ein echter Neger, der Jalofe, schlank, der Fulah im innern Sudan Felatta genannt; der Mandingo, Herr des Landes, endlich der Maure jenseits des Senegal der Sohn der Wüste. Gewiß eine reiche Mannigfaltigkeit, die noch mit einer Menge anderer Stämme verwebt ist. Unterdessen fällt in Afrika, unter den Völkern Afrika's besonders, eine gewisse Familienähnlichkeit auf, die sich in Sitten, Gebräuchen und selbst in der Sprache zeigt. Die Verschiedenheit der Einzelnen ist hier viel geringer als anderswo, dagegen die Gleichförmigkeit der Völker in Masse bei weitem größer als irgendwo in der Welt. Sie stimmen, wie auch Ritter sehr gut bemerkt, in den Zügen ihres Körperbaues, Nahrung, Kleidung, Lebensart, Regierungsform und selbst in ihrer geistigen Entwicklung überein; so sehr, daß diese beinahe bei allen Völkern dieses Kontinents dieselben sind. Ja sogar Sprache und Staatsverfassungen zeigen auf viele Entfernungen, und was gewiß besondere Aufmerksamkeit verdient, in entfernte Zeiten hinauf dieselbe Familienähnlichkeit, welche alle Völker dieses Kontinents verbrüdert. So nur ein Beispiel: in Dahomey, Bornu, Darfur am Gambia, jetzt wie vor 300 Jahren, verehrt man den König dadurch, daß man ihm kriechend naht und sich Staub auf den Kopf und Leib streut. Mehre Basreliefs zeigen aber, daß dieselbe Sitte bei den hoch=

kultivirten Egyptern vor 4,000 Jahren herrschte. Indessen ist auch wieder sehr viele Verschiedenheit in Hinsicht der Verhältnisse vorhanden, unter denen der Neger lebt. Der Strandneger, der Bergneger, der Jaloffe, der Fulah, der Mandingo sind nicht blos leiblich, sondern auch geistig verschieden, wenn gleich der afrikanische Grundtypus derselbe ist. Wir wollen diese Völker nach einander betrachten.

Die Fulahs oder Fulier machen, obgleich weit bis tief in den Kontinent hinein verbreitet, die Hauptbevölkerung des Westabfalls vom senegambischen Hochlande aus. Wir dürfen daher mit Ritter diesen Abfall wol das Alpenland der Fulahs nennen. Sie sollen keine eigentlichen Neger sein, weder der Gesichtsbildung noch der Farbe nach; vielmehr sollen sie sich der Züge, wie der gelbbraunen Farbe nach, dem Südeuropäer nähern. Sie haben zwar krauses Haar, aber doch mehr seiden- als wollartig, auch sind die platten Nasen und dicken Lippen nicht so hervorstehend. Alle Beobachter stimmen in ihrem Lobe überein. Ihre eigentliche Heimat ist unbekannt; indessen läßt alles vermuthen, daß sie einst mächtiger waren als gegenwärtig, wo sie von dem Mandingoer nach und nach verdrängt werden. Sie wohnen in weit von einander entfernten Gebieten östlich der Sierra Leona, wie wir sahen: am Sherebro, am Cap Mont, am Palmencap, an den Quellen des Rio Grande und östlich von Tombuktu. Auf der Westterrasse sind sie indessen als ein gesittetes, städtebauendes Volk bekannt, in deren Lobe alles übereinstimmt. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau, sind aber dem Handel und Karavanenreisen weniger hold. Mehre ihrer kleinen Staaten werden zwar von Fulahs bewohnt, aber von Mandingos beherrscht, mit denen sie, als diese von der Hochebene herabdrangen, um 1534 herum im Kriege begriffen waren. Da sie sich mit den schwarzen Völkern überall vereinten, so haben sie sich zu einem beinahe röthlichen Menschenstamme verändert. Dieses ist gewiß merkwürdig, da es auf den Ursprung der röthlichen Amerikaner einiges Licht wirft. Je nachdem sie auch an eine Völkerschaft grenzen, hat ihre Hautfarbe Veränderung erfahren. In Bondu nemlich sind sie schwärzlich, an der Grenze der Mauren sind sie gelblich und wo europäisches Blut sie nüancirt, werden sie braun. Die Frauenzimmer sind schön in der Jugend, sollen aber ganz entstellt werden, sobald sie Kinder bekommen; Paris, wo die verlornen Reize ersetzt werden, ist aber auch gar zu weit.

Männer tragen Beinkleider bis an die Knie, eine Pagne

um die Schulter, Ohrringe und gläserne Halsketten, bei Festen schmücken sie ihr helmartig geflochtenes Haar mit Straußfedern. Diese Art Haarflechten ist dieselbe, welche wir bei den Nubavölkern heutzutage und bei den Egyptern vor 4,000 Jahren finden. Die Frauen kleiden sich nach Negerart, Kopf, Hals und Beine mit Schnüren aus Glaskorallen umwunden. Als Waffen führen sie Flinten, Spieße, vergiftete Pfeile. Die Fulahs der Alpen haben auch lichtbraune Farbe, angenehme Gesichtsbildung, seidenartiges Haar, sind schön gebaut, dem Islam ergeben, aber nicht bigott. Sie haben Schulen, Bücher und zählen sich zu den Weißen, sich eine Stufe höher als die Schwarzen dünkend. Obwol sie mehr für Hirten- und Landleben sind, wandern sie doch wie unsere Tiroler und Auvergner in ganzen Scharen in die Tiefe hinab, auf Erwerb durch ihre den Strandnegern überlegene Industrie und kehren mit Gewinn wieder heim. Ihre Dörfer gewähren einen freundlichen Anblick, wie die beigegebene Abbildung aus dem Lande Bondu zeigt. Ihre Hütten sind rund, aus Lehm, mit ihren Kegeldächern in Reihen geordnet, und mit einer Art Palissaden umgeben bilden sie ein Fulahdorf. Eine lebendige Umzäunung bildet die Hürde für das Vieh, um das Verlaufen und Raub zu verhüten. Sie behandeln das Vieh gut und sanft, wie alles was um sie ist, und die Viehzucht gedeiht auch bei ihnen viel besser, als bei den Mandingos. Sie treiben auch Milchwirthschaft, bereiten Butter und aus dieser Schmalz. Die Kühe geben zwar, wie in allen Tropenländern, weniger Milch, aber bessere als in Europa. Sie erlauben nicht, daß man Milch koche, aus Furcht dem Viehe zu schaden. So erlaubt man in Oberungern nicht das Brot in die Milch mit dem Messer zu schneiden, aus demselben Grunde. Sie haben auch kleine, aber vortreffliche Pferde und sind in einem Lande voll Unthiere treffliche Jäger. Sie weben Zeuge und sticken dieselben mit Sorgfalt. Schuster und Schneider gibt es in jedem Dorfe, da sie Sandalen aus rothem Saffian tragen, ihre Steigbügel mit silbernen Schnallen zieren und einfache aber gute Thürschlösser haben; auch Ohrringe und metallene Putzsachen verfertigen sie mit vielem Fleiße. Töpferwaare wird schön und zart bereitet und gut gebrannt. Das Kastensystem scheint Spuren in ihr geselliges Leben eingedrückt zu haben. So machen die Handwerker eine eigene Kaste aus, mit der man umgeht, ißt und trinkt, aber keine Verwandtschaft schließt. Eine eigene gefürchtete und verachtete Kaste machen die Diavandos aus, welche von einem



Dorf der Fulier am Senegal.

Digitized by Google

pasquillantischen Geiste besessen scheinen. Sie schonen in ihren Liedern niemanden und erlangen eben dadurch, daß man ihnen alles gibt, was sie verlangen, da sie durch ihre Lieder die Meinung der Menge leiten. Sie wohnen zwar in den Dörfern Synopale und Canel abgesondert, ziehen aber als Bänkelsänger umher, fehlen bei keinem Gelage und spenden da Lob und Tadel. So mag es zu Zeiten der Homeriden auch gewesen sein! Trotz der Furcht vor ihrem Munde, verachtet man sie, und kein edler Fulah würde seine Tochter einem Bänkelsänger geben. Will ein Fulah heiraten, so schickt er einen Ochsen, den er aber vorher schlachtet, an seinen künftigen Schwiegervater. Ißt dieser davon, so ist der Antrag angenommen, und wenige Zeit darauf kommt ein zweiter Ochse. Trift er in dieser Zwischenzeit Mutter oder Tochter irgendwo, so muß er ausweichen. Am Hochzeittage gibt er der Braut 3 Sklaven und 10 Ochsen, nimmt sie aber wieder mit, wenn ihr Mann sie fortschickt. Die Kinder bleiben in diesem Falle dem Manne, beerben aber die Mutter nach ihrem Tode. Wer die Morgengabe nicht aufbringen kann, arbeitet dem Schwiegervater dafür. Weiber nimmt jeder so viel er will, und hält sie wol besser als der Buschmann, aber immer als Sklavinnen, auf die alle Arbeit fällt; welche das Hauswesen besorgen, von dem Manne verachtet werden und nicht einmal mit ihm essen dürfen. Von den Purrahgesellschaften, dieser Art Fehmgericht, war schon anderswo die Rede, hier nur so viel: es scheint aus allem sich zu ergeben, daß außer dem polizeilichen auch noch ein anderer, mit den Mysterien der Griechen und Römer homogener Zweck erreicht werden soll. Ich schließe dies aus den Äußerungen mehrer Eingeweihten, welche sich dadurch hochbeglückt gestehen, und beinahe in eben so begeisternde Lobsprüche ausbrechen, wie Cicero, da er von seiner Einweihung spricht. Die Sprache der Fulahs soll die lieblichste unter den Afrikasprachen sein. In sie sind auch eine Reihe christlicher Religionsbücher übersetzt, und man hat Hoffnung, daß bei diesem rechtlichen, gastfreien, menschlichen und empfänglichen Volke, das Christenthum sich beliebt und einheimisch machen werde. Eine große Ehrfucht vor allem was Religion heißt, scheint diesem Volke angeerbt. Mit den sichtbarsten Zeichen der Ehrfurcht sehen sie dem Gebet der Christen zu, und beobachten dabei tiefes Schweigen. Ihr Ohr ist durch ihre Sprache an sanfte Laute gewöhnt, und eine rauhe Sprache, heftige Redensarten, starker Wechsel der Stimme verletzen ihr zartgebautes Ohr. Die größte Beleidigung ist: alter Groß-

vater! Alles dieses führt uns Erinnerungen aus dem entgegengesetzten Hochlande von Abyssinien herüber. Ist überhaupt eine Auswanderung der Äthiopier und ein Herüberdrängen nach Westen denkbar, so bin ich geneigter, die Nachkommen der hochgebildeten Äthiopier, bei denen selbst Götter zu Gast gehen, in diesen Fulahs, als in den wilden Aschantis zu finden. Wirklich erinnert uns beinahe jeder Zug dieses Volkes an jenes gepriesene Geschlecht des Alterthums. Diese Meinung würde auch durch das Vorhandensein der Fulahstämme in ganz Sudan begünstigt, und Äthiopien wäre dann so sehr ein Lieblingskind der Natur, daß es mit allen seinen Geschöpfen sich in Westen wiederholt hätte.

Die Mandingos. Dieses eben so merkwürdige Volk bewohnt den Nordabhang des Hochlandes von Sudan. Von der Mandingoterrasse haben sie sich als ein Herrschervolk nach allen Seiten hin ergossen. Sie bilden gleichsam den Adel aller Nachbarländer, und sind unstreitig, wenn auch nicht der beste, so doch der wohlhabendste und gebildetste Theil der Bevölkerung des vorliegenden Landes. Als Slati's, d. h. Großhändler, welche die Handelsstraßen leiten und die Karavanen beaufsichtigen, als Apostel des Islams, als Molahs, Künstler, Friedenstifter und Priester haben sie sich allgemeine Achtung und Einfluß verschaft, und nebenbei ein Muster für die arroganten Europäer aufgestellt, wie man auf wilde Völker wirken muß, wenn es uns mit ihrer Civilisirung Ernst ist. Ihr Ansehen reicht von der Meeresküste bis nach Niedersudan hinein. Ein Mandingopriester, Isaako, war Parks edler und heldenmüthiger Begleiter auf seiner zweiten Reise bis über Sego hinaus nach Sansanding; Park ist bis jetzt der einzige Europäer, welcher die Mandingostraße betreten und dieses wackere Volk in seinem Ursitze besucht hat. Schon im 16. Jahrhundert läßt die Sage sie als ein eroberndes Volk auftreten, welches Reiche stiftet und Völker civilisirt, freilich nach afrikanischen Civilisationsbegriffen. Seit etwa 100 Jahren verbreiten sie sich über die Fulahterrasse nach Westen herab, nicht als Eroberer, sondern als Priester, Ausleger des Koran, Kolonisten, mithin nützliche Einwanderer. Soweit ihre Schritte fest auftreten können, ist von keinen Menschenopfern die Rede, obwol sie den Senegalufern keineswegs fremd waren. Die Mandingos sind ein Negervolk, jedoch in seinen Formen etwas gemildert, und mehr olivenfarbig als schwarz. Ihre Gesichtsbildung ist freier als die der benachbarten Strandneger. Ihre Gestalt ist groß, schlank und ihr ganzes

Wesen mehr dem Hindu, als dem eigentlichen Neger ähnlich. Als freie Männer tragen sie Bärte, und gehen in Baumwollenzeugen gekleidet. Ihr Wesen ist unbefangen, frei, heiter und gut. Dabei sind sie gastfrei, mitleidig und was sie vor allen Afrikanern auszeichnet, wißbegierig; besonders sollen ihre Volkshäupter viele Kenntnisse besitzen. Park kam aus Sudan halb nackt, krank, in ihren Augen ein verworfener Landstreicher, ein Ungläubiger zu ihnen; sie nahmen ihn auf, gastfrei, mitleidig, uneigennützig, sie pflegten sein mit Liebe und führten mit Treue ihn wieder seinen Landsleuten zu. Dieses beurkundet eine hohe Stufe sittlicher Ausbildung und Humanität, und könnte dem Europäer wol zum Muster dienen, der einen Afrikaner in ähnlicher Lage schwerlich so aufnähme. Rennel nennt sie daher geistreich, die Hindu Afrika's.

Sie sind ein Volk, welches alle seine Bedürfnisse selbst verfertigt und deren wirklich mehr als irgend ein einheimisches Volk in Afrika hat. Sie tragen viele Baumwollenzeuge, die sie selbst verfertigen. Die Männer tragen weiten Rock, Beinkleider, Sandalen und wollene Mützen; die Weiber zwei bis sechs Fuß lange und drei Fuß breite Tücher, in die sie sich malerisch hüllen. Diese Tracht ist allen Völkern dieser Gegend gemein, nur in der Art, das Weiberhaar zu flechten, herrscht Verschiedenheit. Ihre Häuser sind denen des übrigen Afrika gleich; runde Lehmhütten mit konischen Dächern, einfaches Hausgeräth. Eben so ist Vielweiberei Sitte, und vielleicht in diesem heißen Erdstriche unter Aufregungen, welche die Lebensgeister in beständiger Spannung erhalten, Bedürfniß. Jedes Weib hat eine Hütte und die Güter einer Familie umgibt eine Umzäunung von Bambus. Eine Reihe solcher nach Willkür geordneter Gehöfte mit langen Straßen nennt man eine Stadt. Des Seewindes wegen sind alle Hausthüren nach Südwest gerichtet. Die Weiber werden indessen gut behandelt, und genießen Achtung und Einfluß. Hausstreitigkeiten entscheidet der Mann; wird ihm von einem oder mehr Weibern nicht Gehorsam geleistet, so appellirt er an den Mumbo Jumbo. Will ein Mann ein Mädchen haben, so muß er mit dem Vater desselben einig werden um den Preis, und so viel gelten die Mädchen bei uns nicht wie da, nemlich 2 bis 10 Sklaven. Ist man einig, so eröffnet er seine Wünsche der Auserwählten, die dann ja sagen muß, oder nie mehr heiraten darf; will sie doch einen andern heiraten, so hat ihr erster Bewerber das Recht, sie zur Sklavin zu nehmen; das ist freilich arg! Am Hochzeittage werden Ochsen und Mastvieh ge-

schlachtet, und alles bereitet. Die Braut wird in Baumwollenzeuge gehüllt vom Kopf bis zu den Füßen, und zwar schneeweiß, worin die schwarzen Schönheiten sich eben so herrlich ausnehmen, als unsere Schönen in schwarzen Kleidern. Sie wird nun in eine abgesonderte Hütte geführt, auf eine Matte gesetzt und abwechselnd von alten Weibern über ihre Pflichten belehrt und vor dem Mungo Jumbo gewarnt, dann wieder von jungen Mädchen umsungen und umtanzt. Vor der Hütte geht der Schmaus vor sich, die ganze Gesellschaft ißt, trinkt, singt und tanzt bis an den Morgen. Indessen hat man um Mitternacht die Braut in ihre bestimmte Hütte geführt, dem Bräutigam einen Wink gegeben, der sich nachschlich; mit Tagesanbruch wecken das Paar die Weiber, und umtanzen das Bettuch, welches sie besehen. Der Mumbo Jumbo ist eine Maske aus Baumrinde, mit einer tüchtigen Ruthe bewaffnet. In dem Dorfe kommt man Abends in dem Bantang, dem Versammlungsort inmitten des Dorfes, zusammen, die Weiber müssen auch dabei sein. Hier nun wird geschwatzt, gesungen, getanzt bis Mitternacht. Hat nun eine Schöne etwas verbrochen, oder gar einen Liebhaber begünstigt, so tanzt der Mumbo Jumbo plötzlich auch mit, wirft sich mir nichts dir nichts auf die Schuldige, die nun entkleidet an einen Pfahl gebunden und unter Spott und Gelächter der ganzen Gemeine vom Mumbo Jumbo durchgeruthet wird bis aufs Blut! Mütter lieben ihre Kinder und werden von diesen geliebt und in Ehren gehalten. Schläge verschmerzt der Mandingo, aber Beschimpfung seiner Mutter nie. Es ist jedoch dieser schöne Zug gar wohlgegründet, denn so wie bei uns, ist auch in ganz Afrika das weibliche Geschlecht das gebildetere und moralisch bessere. Was an den Völkern Afrika's gut ist, verdankt man den braven Müttern, die nicht nur ihre Kinder sehr zärtlich lieben, sondern auch mit Sorgfalt erziehen.

Besonders gewöhnen sie ihre Kinder zur Wahrhaftigkeit. Will die Mutter den Sohn rühmen, so sagt sie, er hat nie eine Unwahrheit geredet. Die Erziehung ist ganz in den Händen der Weiber, und daher in sehr guten Händen. Bei uns ist es seit einigen Jahrzehenden, wenigstens bei den Knaben, umgekehrt; und die humane Bildung unserer Töchter kontrastirt bereits schrecklich mit der Roheit unserer jungen Männer. Sobald die Kinder laufen können, üben die Knaben ihre Kräfte, werden von dem Vater unterrichtet; Mädchen lehrt die Mutter spinnen und häusliche Arbeiten. Knaben lernen hier das

Feld bestellen. Beide Geschlechter werden beschnitten, sowol bei den Islamiten als den Kaffirs. Diese Operation wird in Masse vorgenommen und zweimonatliche Feste folgen derselben. Musik und Tanz liebt dieses Volk sehr. Guitarren mit 3, Harfen mit 18 und kleinere mit 7 Saiten, Trommeln, Schellen, Hörner und Flöten bilden das Orchester. Eben so sind sie Freunde vom Ringen, welches vor vielen Zuschauern, welche die Kämpfer anfeuern, geschieht. Die Ringer ziehen sich bis auf ihre kurzen Beinkleider nackt aus, salben sich mit Öl oder Baumbutter und ringen unter Schellen- und Trommelklang. Auch hier sind Homeriden, scheinen aber in größerm Ansehen als bei den Fulahs zu sein. Sie loben in Liedern den König oder jeden der sie bezahlt, wie bei uns. Sie ziehen aber auch mit ins Feld, wie unsere alten Barden, um die Krieger anzufeuern, die Heldenthaten zu bezeugen und in ihren Gesängen die Geschichte des Landes zu überliefern. Die Muhameder singen auch geistliche Lieder, um den Zorn Gottes zu besänftigen und Strafen abzuwenden.

Der Mandingostaat bildet eine Art Republik, die jedoch in den eroberten Staaten zu einer durch Aristokraten eingeschränkten Monarchie wird. Eben so verbreiten sie in ihren Kolonien den aristokratischen Geist. Es ist diese Art so ziemlich der Römerverfassung gleich, die auch zu Hause republikanisch, in den Provinzen aber aristokratisch-monarchisch war. Mit den Mandingos verbreitet sich auch der Islam. In den von Mandingos beherrschten Negerstaaten gehört der größte Theil des Volks noch zu den Kaffirs. Indessen sind auch die Muhameder noch immer Fetischdiener. In ihren Städten haben sie erbliche Richter, mit denen sich die freien Männer zu Palmvers versammeln unter schattigen Bentangs, die gewöhnlich aus einem großen Baum bestehen, mit weiter schirmartiger Krone, wie sie in den Tropen wachsen. Streitigkeiten werden nach dem Herkommen, oder nach dem Koran entschieden. Indessen machen die freien Männer nur den vierten Theil der Bevölkerung aus, drei Viertel derselben sind Sklaven! Ihr Loos ist jedoch nicht das der Cafetals oder der Zuckerpflanzungen. Im Hause geborne Sklaven dürfen nicht verkauft werden, noch viel weniger getödtet. Nur Kriegsgefangene kommen in den Handel. In diesem letztern Gewerbe sind sie Meister. Sie sind die unternehmendsten und gewandtesten Kaufleute vom Dschioliba bis zum Westmeer. An dieser ganzen Küste ist der Name Mandingo ein Ehrenname geworden, durch den sich jeder gerne auszeichnen

möchte. Im Binnenlande werden sie, indem sie als Priester, Ärzte und Weise auftreten, Marabuten genannt. Stirbt endlich ein Mandingo, so wird er beklagt, noch desselben Tages in Baumwollentücher gewickelt, mit einer Matte umgeben und entweder in der Hütte selbst, oder unter seinem Lieblingsbaume, oder auch außerhalb des Orts begraben. Im letztern Falle wird sein Grab durch Dornen und Steine vor wilden Thieren bewahrt.

Die Jaloffen, auch Wallof genannt, sind ein merkwürdiges Negervolk, welches die Ebene Senegambiens von dem Strande bis an die Fulahs hin zwischen dem Senegal und Gambia bewohnt. Glänzend schwarz wie Ebenholz ist der schlanke Jaloffe oder Jolofe, gewandt, beweglich, eine besondere Elastizität der Muskeln besitzend. Der Jaloffe hat noch nicht ganz das Gepräge des Negers, seine Gesichtsbildung ist fein, sein Auge schön und sein Mund weniger aufgeworfen. Er will auch kein Neger sein und betrachtet diesen Namen als einen Schimpf. Thätig, kraftvoll und kriegerisch führen die Stämme oft unter einander Krieg. In ihren Sitten und Leben haben sie viel Ähnlichkeit mit den Mandingos, die sie in Verfertigung der Baumwollenzeuge, welche sie besonders schön zu färben verstehen, noch übertreffen. Die Jaloffen scheren sich das Haar, tragen weder Backen- noch Schnurbart, sondern blos am Kinn. Ihre Kleidung besteht aus zwei Pagnen, deren eine über die Schulter geworfen, die andere um den Unterleib befestigt wird. Die Oberhäupter zeichnen sich durch ein baumwollenes Hemde und gelbliche Beinkleider aus. Die Weiber haben den Körper von den Knien bis zur Brust bedeckt, die übrigen Theile nackt. Frauen vom Stande tragen goldene und silberne Armringe, müssen aber wie die Niedrigen alle Geschäfte der Männer verrichten. Eine seltsame Abnormität, welche naturwidrig scheint, findet sich hier unter diesem Volke. Weiber sind ganz ohne Schamhaftigkeit, und scheinen keine Scheu vor fremden Augen zu wissen. Dagegen sind die Männer schamhaft, baden sich an abgelegenen Orten, und scheuen sich zu entblößen vor fremden Augen. Eben so zeigen auch die Knaben schon diese Schamhaftigkeit, von der die Mädchen kaum Begriff zu haben scheinen. Nur die tiefste Erniedrigung des Weibes, nur der höchste Grad der Sklaverei, in welche dieses Geschlecht versunken ist, kann diese seltsame Verstümmlung natürlicher Gefühle erklären. Übrigens ist die Lebensart des Jaloffen einfach; sein Haus aus Rohr in der Form eines Bienenkorbes dient zur

Wohnung, eine gleiche steht als Küche zur Seite. Hausgeräthe ist einfach, eine eiserne Pfanne, Kürbisflaschen, Binsenkörbe zur Aufbewahrung des Getreides und ein hölzerner Mörser zum Zerstoßen desselben ist ihr ganzer Hausrath. Die Getreidevorräthe stehen in den Binsenkörben auf Pfählen im Freien, um es vor Insekten zu bewahren. Nie bestiehlt ein Jaloffe den Andern. Musik, Tanz, Wettrennen und Schießen lieben sie sehr. Sklaven werden mild behandelt. Gastfreiheit ist Erbtugend, und jeder Fremde begibt sich zum Vorsteher oder auf den Palaverplatz, wo er schnell und unentgeldlich versorgt wird. Sie sind in merkliche Kasten getheilt, und zwar folgt, wie bei den Chinaern, der Sohn dem Gewerbe des Vaters. Schmide, Weber, Schuster und die den letztern so nahe verwandten Poeten sind sehr verachtet; letztere am meisten, denn sie werden, wie die Schauspieler in Frankreich, nicht einmal ehrlich begraben. Ihr Leichnam wird in einen hohlen Baum gelegt, damit die Hirsenernte nicht mißrathe. Doch haben sie großen Einfluß, ziehen in die Schlacht, singen die Thaten der Vorfahren, feuern zu gleichem an und halten durch ihre Schlachtgesänge die Fliehenden zurück. Gelingt ihnen jedoch letzteres nicht, so ist ihr Tod unvermeidlich. Oft werden sie von den guten Jaloffen d. h. denen die nicht arbeiten, sondern Adelsprivilegien genießen, gedungen, um bei Gastmälern, die sie geben, ihr Lob zu singen. Die Vorsteher genießen volles Ansehen, sie allein haben richterliche Gewalt. Der Angeklagte wird durch Mehrheit der Stimmen entweder schuldig oder unschuldig erklärt, und der Vorsteher allein spricht das Urtheil. Also findet man hier eine Art Geschwornengerichte. Sie schwören bei ihrer Nase und erproben die Wahrheit durch Feuerproben. Auch dieser Negerstamm zeichnet sich durch die Erbtugend der Schwarzen, durch seine Geduld aus. Er erträgt alles mit heroischem Muthe bis zum Tode. Sein Tod wird beklagt; sein Grab gegen wilde Thiere durch Dornen geschützt. Viele von ihnen sind Islamiten, die sich dann mit den Heiden nicht verheiraten. Ihre Marabuts sind zugleich Ärzte und Hautausschläge, Augenübel, Aussatz, Schnupfen und Brustübel geben ihnen oft besonders gegen das Ende der Jahrszeit zu schaffen. Was nun den einfachen Arzneimitteln nicht weicht, wird durch Zauberei geheilt, die man auf Papier schreibt, verbrennt und das Pulver dem Kranken eingibt.

4) Die andern Negervölker. Diese sind die Laobes's, welche unter den Jaloffen zerstreut leben, ein Mo-

madenvolk eigner Art, das in Wäldern lebt und Holzgeräthe verfertigt. Sie sind das, was unter uns die Zigeuner, nur daß sie statt, wie diese Eisen, Holz bearbeiten. Auch sind sie nicht so schön wie die Jaloffen. Die Seveeren, ein den Jaloffen verwandter Hirtenstamm und darum von rohern Sitten, leben in kleinen republikanischen Gemeinden. Die kleinen Felupen gleichen den Negern vollkommen, die Herodot im mittlern Sudan von den Nasamoniern finden läßt. Sie leben am Gambia. Sie tragen die Haare egyptisch und flechten sogar den Bart, wie wir an den Standbildern, besonders in Äthiopien, bemerken. Sie zählen bei 50,000 Köpfe, die in kleinen Monarchien leben. Die Dschialongen, wahrscheinlich einst mächtig im Berglande von Futadschialon; vielleicht hat auch der Dschioliba seinen Namen von ihnen. Jetzt sind sie verdrängt von Fulahern und Mandingos, wild und rauh, die Buschmänner Senegambiens. Die Serravuti oder Kadschigga, ein handeltreibendes Negervolk, unruhig und lebhaft: er schaffe sich lieber einen Esel als ein Weib an, sagt er; denn diese mindere, jener mehre sein Vermögen. Die Balanten, Biafaren, Papels, Nals-Bivaner u. s. w. sind wahrscheinlich alle den Mandingos, Fulahs und Jaloffen verwandt, die wieder untereinander Familienähnlichkeit haben mögen. Die vielen Flüsse aus einer menschenreichen Ebene führen nicht nur Gold herab, sondern auch Menschenstämme und verursachen auf den Terrassen und im Tieflande ein ununterbrochenes Treiben und Drängen der Nationen. Wie sehr das Herabdrängen der Völker nach allen Küsten des südlichen Kontinents schon früher den Völkern auffiel, beweist die aus diesem Umstande entsprungene Sage. Die Zingis des innern Hochlandes, heißt es, vermehren sich so sehr, daß sie die ganze Erde schon überschwemmt haben würden, wenn nicht der Wind Reha el Sueydach in ihrem Lande wehte, welcher sie alle 60 Jahre mit Sand bedeckt und alles was er trift, verdorren macht. Dieses zeigt außerordentliche Fruchtbarkeit der Weiber und den Kinderreichthum im Innern Afrika's an, der den Strandvölkern ebenso schon in frühern Zeiten auffiel, als lästig war. Auch scheint alles, was man vom Binnenlande weiß, dieses zu bestätigen. Selbst um Tumbuktu u. s. w. soll die Luft so aufregend sein, daß die Geschlechter außerordentlich frühe reifen. Caillaud erzählt eben so mit Staunen von der Fruchtbarkeit der Weiber in Dongola u. s. w. Man soll dort nicht nur Zwillingsgeburten sehr

gewöhnlich, sondern so schnell auf einander folgend finden, als die Naturgesetze es erlauben, so daß Weibchen von 15 bis 16 Jahren bereits von 6 Kindern umgeben sind, von denen das älteste noch unsichern Lauf hat. Diese überwiegende Fruchtbarkeit in diesem Welttheile mag wol eine Ursache sein, warum das Menschenleben so wenig gilt. Die Persönlichkeit des Individuums ist hier von der Fülle der Gattung zurückgedrängt, welcher Übelstand nur dadurch gehoben werden kann, daß das moralische Selbstbewußtsein durch humane Religionsformen geweckt wird.

5) Die Europäer. Seit ein paar Jahrhunderten besuchen Europäer diese Küsten. Sie sind keineswegs unempfindlich gegen die Reize dieses Landes und seiner Schönen; und wie die Engländer in Ostindien, so schließen die Portugiesen, Engländer und Franzosen häufig Ehen mit den Eingebornen, die sie mit der Familie des Mädchens verabreden. Daraus nun entspringt eine eben nicht bessere Art der Mulatten, die sich besonders durch Härte und Eifersucht auszeichnen und den Negern ziemlich ähnlich sind, daß man sie nur mit Mühe von diesen unterscheiden kann. Ihre Eifersucht ist zum Sprichwort an diesen Küsten geworden. Von den Engländern in Ostindien wird gerühmt: daß sie ihren dort erzeugten Kindern eine vorzügliche Erziehung geben lassen, das Gleiche gilt jedoch von den hiesigen Weißen nicht; und diese Europälinge werden nicht einmal getauft, sondern behalten von ihren Vätern nur die Namen und die — Roheit.

6. Die Mauren müssen hier mehr erwähnt als beschrieben werden. Diese Arabo-Afrikaner bewohnen die nördlichen Ufer des Senegal, wo ihre Herrschaft beginnt und sich bis in das Mittelmeer ausbreitet. Sie sind fanatische Muhameder und haben ihre Religion und ihren politischen Einfluß tief in das Herz Afrika's verbreitet.

Alle diese Völker treiben Ackerbau, Viehzucht, Handthierung und Gewerbe, Handel, Jagd u. s. w. Die Äcker werden im April bestellt, aber ohne Pflug. Es wird der Boden gereinigt, welches geschieht, indem man das Strauchwerk auszieht und verbrennt. Im Juni, sobald der erste Regen fällt, eilen die Neger aufs Feld, machen kleine Löcher, Frauen und Kinder folgen, werfen in die Löcher eingeweichte grobe Hirse, bedecken sie mit etwas Sand. Schon nach 4 Tagen keimt sie, nach 12 Tagen ist sie 6 Zoll hoch. Nun wird, wo zu viel Stengel sind, der Überfluß ausgerauft, mit einem Eisenwerkzeuge,

das 6 Zoll lang und 3 breit ist, ganz seichte gefelgt und vom Unkraut gereinigt. Ob die Einführung europäischer Ackergeräthe, wie manche behaupten, schädlich wäre, daran zweifle ich und halte diese Behauptung für ein Vorurtheil. Wächst die Saat heran, so bewacht der Neger Tag und Nacht sein Feld, um Vögel und Affen abzuhalten. Im Oktober ist die Ernte reif, die Ähren werden nun abgeschnitten und in großen Körben auf dem Kopfe heimgetragen. Die Neger arbeiten gern in Gesellschaft, singen dazu, daß die Fluren den Takt wiederhallen, und lassen diesen oft mit der Trommel begleiten. Dasselbe lieben slavische Völker, nur daß sie statt der Trommel die Sackpfeife nehmen. Außer Hirse werden noch eine Menge anderer Gewächse gebaut, als Crescentia, deren Früchte sie halbreif essen, reif als Geräthschaft benutzen, andere Kürbisarten, Wassermelonen, Hülsenfrüchte. Baumwolle wächst ihnen beinahe wild und behält das ganze Jahr grüne Blätter. Nach der Regenzeit hört der Dürre wegen der Ackerbau auf. Am Senegal und den großen Flüssen ist es freilich anders, da den Anwohnern auch hier die Überschwemmungen, wie den Anwohnern aller Tropenflüsse zu gut kommen. Hier werden daher zwei Ernten gehalten. Die erste Saat geschieht mit großer Hirse Ende September, an höhern Stellen, die früher vom Wasser entblößt werden, auch früher. Die Ernte geschieht im März, nach welcher die weniger fordernde Saat der kleinen Hirse stattfindet. Man sieht hier auch Tabakfelder, aber keine Kartoffel! Das Böse nimmt überall das Beste vorweg. Häufig werden die abgeernteten Felder, oder wo das Unkraut oder Buschwerk überhand nimmt, in der trocknen Jahrszeit angezündet, dasselbe geschieht mit Waldungen, die man als Ackerland gegen das ausgesogne Feld vertauschen will. Hier löst man zuerst die Rinde ab, haut die Zweige herunter und häuft alles dieses um die Stämme auf. Ist es dürr, zündet man es an. Der Anblick davon ist furchtbar. Das Gekrache und Geknister ist schrecklich; alles was Leben hat, flieht rasend hervor und sucht wütend dem Verderben zu entrinnen. Mit großem Geschrei umkreisen Raubvögel mancherlei Art, sowol Luft- als Wasservögel, die Flamme. Jene haschen die fliehenden Vierfüßer kleinerer Art, diese die Schlangen und Eidechsen, welche sich aus dem Brande zu retten trachten, während die fliehenden Mäuse und Ratten des Tags von Falken und Raben, des Nachts von Eulen erhascht werden.

In den französischen Niederlassungen am Senegal hat man

Pflanzungen von Baumwolle, Maulbeerbäumen und Nopal angelegt, die alle durch ihr treffliches Gedeihen Wolle, Seide und Cochenille dem Ausfuhrhandel versprechen. Auch Zucker und Kaffee, Kakao und Indigo würden trefflich gedeihen. Da die Franzosen hier den Willen zeigen, die Kolonisation im Großen zu betreiben, so können in diesem Bezug für beide Welttheile die größten Vortheile erzielt werden.

Der Handel ist hier sehr lebhaft. Hauptsächliche Handelsartikel sind — die Sklaven; nach alle dem, was man uns Schönes vordeklamirt, dauert dieser Handel hier in seiner ganzen Ausdehnung fort. Selbst die allerneuesten Nachrichten von diesem Jahre, die ich einzusehen im Stande war, berichten, daß dieses schändliche Gewerbe von allen Seefahrernationen betrieben werde, und zwar in unglaublicher Ausdehnung. Ohne Scheu soll dieses Verbrechen selbst unter dreifarbiger Flagge von den französischen Sklavenschiffen trotz den Gesetzen von 1827 betrieben werden. Dieses gräßliche Gewerbe bringt noch immer dieselben gräßlichen Erscheinungen hervor. Ein Negerkönig setzt eine wollene Mütze aus grobem Tuche auf, der lauernde Nachbar hört diesen Zuwachs der Herrlichkeit und hält dieses für eine Anmaßung, welche Recht gibt denselben mit Krieg zu überziehen. Beide nun machen Gefangene, beide verkaufen sie an lauernde Sklavenhändler, und der Zweck der Wollenmütze ist erreicht. — So helfen die strengsten Gesetze nichts, und die Regierungen sind ohnmächtig, wo der Eigennutz und die Gewinnsucht der Niederträchtigkeit Vorschub leistet. So wurden im Jahre 1830 von der Westküste Afrika's nicht weniger als 42,000 Sklaven ausgeführt. Es gibt nur ein Mittel, dem Sklavenhandel zu steuern, und dieses ist Abschaffung der Sklaverei selbst, trotz allem, was eigennützige Pflanzer dagegen sagen. Es ist nicht wahr, daß: ohne Sklaven keine Plantagen. Es ist nicht wahr, daß die Freilassung der Sklaven das Leben der Weißen in Gefahr bringe. Ein Gesetz, von allen Kolonien besitzenden Mächten sanktionirt, daß nach den Dienstjahren, binnen 10 Jahren alle Sklaven die Freiheit erhalten müssen, würde den Sklavenhandel bald abschaffen und mit der Wurzel ausrotten. Bis jetzt treiben ihn noch immer französische, englische, portugiesische, brasilische, spanische und nordamerikanische Schiffe. Außer Sklaven wird Gummi, Harz, Orseille, Holz, Gold, Elfenbein, Baumbutter u. dgl. gegen Gewehre, Pulver, Eisenwaaren, geistige Getränke, Tabak und Manufakturwaaren

ausgeführt. Der englische Handel blüht in Senegambien mehr als der französische.

Das ganze hier beschriebene Land wird in eine Menge unabhängiger Staaten getheilt, welche hier freilich aufgezählt werden müssen, so wenig ich auch sonst ein Freund von solchen Namensverzeichnissen bin. Wir wollen daher die Wanderung so fröhlich als möglich durch die Menge der Gebiete antreten und sie in drei Abtheilungen besuchen. Zuerst also die Reiche südwärts von Gambia. Hier gelangen wir zuerst auf

1) die Bisagosinseln oder Bijugasinseln. Diese liegen westlich von der Küste vor den Mündungen des Rio Grande und des Katharinflusses, der die Insel Bassos vom festen Lande trennt. Der Rio Grande bildet nemlich eine ungeheure Sandbank, und diejenigen Theile dieser Bank, welche von der Meeresflut nicht bedeckt werden, bilden eine Menge Inseln, die flach, fruchtbar und zum Theile bewohnt sind. Die größten darunter und auch am meisten bevölkert, sind Warang und Formosa. Die Bewohner sind so roh, daß sie selbst bei ihren Nachbarn auf dem festen Lande die Wilden heißen. Sie sind von mittlerer Größe, gedrungenem starkem Körperbaue, mit Wollenhaar. Sie reiben sich mit Palmöl und rothem Oker ein. Sie sind alle Krieger, tragen eine Flinte, lange scharfe Schwertter, geflochtene und mit Büffelleder überzogene Schilde, nebst einer Lanze. Sie bauen nur etwas Reis, die übrige Zeit des Jahrs bringen sie mit Jagd und Raub zu. Die auf dem benachbarten Lande wohnenden Biafares werden von ihnen besonders verfolgt, und waren bereits genöthigt, ihnen die schöne Insel Bulama zu überlassen. Zum Glück sind sie schlechte Seeleute. Sie haben Könige, die aber wenig Ansehen genießen. Eine Eigenheit ist, daß sie vor einem Unternehmen Hähne schlachten und aus dem Magen den Ausgang diviniren.

2) Die Insel Bulama, 11° nördl. Br. und 2° 49′ östl. L. an der Nordseite der Mündung des Rio Grande, 5 Meilen lang, 1½ Meile breit. Die Insel ist niedrig und erhebt sich nur gegen die Mitte auf 50′ über die See. Die Engländer versuchten ohne Erfolg die Insel zu kolonisiren. Die Bewohner sind jetzt Bijugas, welche von etwas Ackerbau und der Jagd leben. Unter ihnen haben sich auch Mandingos niedergelassen, die großes Ansehen genießen. Der Reichthum wird nach der Anzahl der Weiber geschätzt. Jedes Dorf hat einen König, der jedoch kein großes Ansehen genießt.

3) Die Insel Bissao 11° 16′ nördl. Br. und 2° 32′ östl.

L. Sie ist 6 Meilen lang und 4 breit, hat fruchtbaren Boden. Auf der Südostseite haben die Portugiesen ein großes Fort mit 50 Kanonen und 300 Mann Besatzung, schlechtes Gesindel, schlecht gekleidet und besoldet. Sie tauschen hier Sklaven, Elfenbein, Wachs und Häute gegen europäische Waaren ein. Indessen sind die Portugiesen so verhaßt, daß sich keiner über den Bereich der Kanonen hinauswagen darf. Südlich dieser Insel, zwischen dem Rio Grande und Rio Nunez, leben die Nalus oder Nalez, ein sanftes Volk mit europäischem Blute gemischt. Es sind Hirten oder Ackerleute und bringen Indigo und Baumwolle in den Handel, und ihre Pagnen sind wegen Feinheit und schöner Farbe berühmt. Am Rio Nunez liegt Kakundy und Dianfu, lauter Handelsleute. Tief im Lande am Rio Grande wohnen die Bagons, wegen ihrer Salzbereitung berühmt und durch den Handel damit wohlhabend.

4) Das Cap Roxo oder Rouge ist eine namenlose Insel, von Felupen bewohnt. Sie wird durch die Flüsse Asamanza und Cacheo gebildet, die mit flachen Fahrzeugen beschift werden können und mittelst des Pasqua mit dem Gambia zusammenhängen. Südlicher liegt die Insel Cacheo, am Cacheoflusse, der auch Dominique heißt, sie wird wie das nahe liegende Festland von Popels bewohnt. Das Land ist fruchtbar und viele verpallisadirte Dörfer finden sich hier. Am Casamanza haben die Portugiesen viele Niederlassungen, als Zinghinchor und Makea, Kakonda, wo bedeutender Handel mit Sklaven, Elfenbein, Häuten, Wachs u. s. w. getrieben wird. Am Ausflusse des Cacheo liegt die portugiesische Negerstadt gleiches Namens. Die Einwohner, selbst die Nachkommen der Portugiesen, sind schwarz. Die Häuser sind ein Stockwerk hoch, aber groß und bequem, zur Regenzeit mit Palmblättern, sonst aber mit Leinwand gedeckt. Die Portugiesen haben hier einen Gouverneur, 30 Mann Besatzung, lauter Verbannte, die alle 3 Jahre abgelöst werden, eine Kirche, ein Kloster. Die Heidenstadt Villa Guite ist von der Christenstadt abgesondert. Die Portugiesen sind, wie schon oben erwähnt, so schwarz, daß man sie von den Negern nicht unterscheiden kann, aber kenntlich an der Eifersucht, womit sie wie die Türken ihre Weiber einsperren und bewachen. Weiter am Strome hinauf liegt Farim, mit Pallisaden umgeben. Eine Menge Inseln liegen hier durch Flußarme gebildet; Balonten, Mandingo und Biafaren sind die Bewohner dieser fruchtbaren Länder. Die Biafaren haben ihr

eigentliches Gebiet zwischen dem Geba und Rio Grande und leben mit Portugiesen vermischt. Goli ist eine Stadt mit 4,000 Einw. Ghinala ist die Residenz einer schwarzen Majestät, die sich König von Rio Grande nennt. Es wohnen auch hier Portugiesen. Es liegen auch hier die Reiche Cantor, Tomani, Germarru, Eropina, Yamina, Yagra, Kiam, lauter kleine Staaten, die jedoch von Fulierdörfern durchspickt sind und unter dem Einflusse der Mandingos stehen.

5) Jereja, von Felupen und Bagors bewohnt, geschickte Krieger.

6) Foini, ebenfalls ein gut angebautes Flachland, stark bevölkert und von einer kaiserlichen Majestät beherrscht, dem die umliegenden Könige Tribut zahlen. Bintam ist eine Stadt am Zuflusse des Gambia gleichen Namens, wo viele Portugiesen wohnen und eine Kirche haben.

7) Das Reich Combo am Flusse Combo bis zum Vorgebirg Sta. Maria; Cabate und Combe sind bedeutende Örter.

Wir wollen nun das Land zwischen dem Gambia und Senegal durchwandern und finden hier nicht weniger als 46 verschiedene Staaten.

1) Die Insel Sta. Maria, an deren Ostende die Britten eine Niederlassung, Bathurst, haben. Die Insel ist groß, aber flach und wie alles Flache ungesund. Mit der Lichtung der Wälder umher soll sich zwar die Luft verbessern. In Bathurst haben die Europäer hübsche unf festgebaute Häuser, um welche herum die Neger ihre Hütten bauen, von denen sie in der trocknen Jahrszeit die Dächer der Feuersgefahr wegen abnehmen. Die Stadt zählt bereits 2,000 Einwohner und ist der angesehenste Handelsplatz am Gambia, wohin die Goldwäscher ihre Ausbeute bringen und gegen Glasperlen u. dgl. vertauschen. Stromaufwärts fahren die Britten in die Negerdörfer um zu handeln, und man findet bereits in allen derselben ein Wirthshaus, wo der Inhaber Gastwirth und Dolmetsch zugleich ist. Die Niederlassung steht unter dem Gouverneur von Sierra Leona, jetzt wahrscheinlich unter dem von Fernando Po.

2) Das kleine Ländchen Tonda Maje, das auf der Vorterrasse liegt, über die man zu dem hohen Plateau von Fouta-Jallou hinaufsteigt. Dieses Land ist eben, aber von Bergen umgrenzt. Es hat auch schöne Waldungen mit mannigfaltigem Holze, denn so einförmige Wälder, wie bei uns,

sieht man unter den Tropen nicht; dort ist alles mannigfaltig. Der Bantenbaum findet sich hier häufig und man zimmert aus ihm Piroguen auf dem Gambia. Auch die Ölpalme ist hier häufig; Reis, Mais, Hirse wird gebaut und diese Felder oft von Elephanten heimgesucht, auch von Hirschen, die aber Jeder auf seinem Felde erschlagen und durch die Haut sich bezahlt machen darf. Die Einwohner sind aus verschiedenen Völkern, meist Flüchtlinge vor den Mächtigern. Portugiesen treiben den Handel. Ein großer von Heiden und Muhamedern bewohnter Ort ist Rade.

3) Maniana liegt sehr tief im Lande; 4) Liban ebenso; der König soll seine Unterthanen als Sklaven verkaufen. 5) Kuranko, unter 8° 30′ Br. und 8′ L., wird von Coramanca, einem Zufluß des Senegal durchströmt, enthält auch die Dschiolibaquellen an der Grenzwaldung gegen Soliman hin. 6) Soliman mit der Stadt Talaba unter 9° L. 7) Firia wird wie Solima von Dschialonken bewohnt; hier unter 8° 50′ Br. und 8° 10′ L. soll der Sierra Leonafluß entspringen. 8) Sangara, zwischen 9° und 10° Br. und 9° L., wird von handeltreibenden Fulahnegern bewohnt. 9) Kankan, zwischen 10 und 11° Br. und 9° L., liegt am Dschioliba. Durch Burre geht die Handelsstraße nach Timbuktu. Dieses Ländchen soll überaus reich an Gold sein und sehr viel dieses Metalls in den Handel liefern. Burre oder Belia handelt mit Gold, Elfenbein, Wachs, Vieh, Sklaven; gegen Salz, Tabak, Silber, Kauri, Kolanüsse und Korallen. Die Neger graben tiefe Schachte und lange Stollen, um das Gold auszubeuten. 10) Balia, 10° nördlich, ist ein ebenes von Dschialonken bewohntes Land. 11) Kuronia; 12) Sangala; 13) Dschialonkadu sind bergige von Dschialonken bewohnte Landschaften. 14) Dentilla, 13°, wird von Fáleme und seinen Zuflüssen durchströmt und von Mandingos bewohnt. Mehr bekannt ist uns

15) Futa-Dschiallon. Es liegt auf der obern Terrasse unmittelber unter der östlich anliegenden Hochebene, auf welcher die bisher genannten Reiche zum Theil liegen. Es ist ein Alpenland, sehr gut bevölkert, gastlich, felsig, trocken und sehr gut angebaut. Es hat Überfluß an Weide, mithin auch an gutem schönen Vieh. Rind, Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe, Ziegen, alles befindet sich wohl. Das hügelige Land ist überdies dem Freunde schöner Natur durch seine romantischen Formen werth. Die dasselbe nach allen Richtungen durchkreuzenden Berge

sind an Eisenminen reich. Erdbeben sind hier nicht ungewöhnlich und die Gebirgsknoten von Niebel und Bandeia gehören unverkennbar in die Reihe der vulkanischen Berge. Das Land ist voll Quellen und alle Flüsse Senegambiens sollen, nach Mollien, dem übrigens nicht zu trauen ist, hier oder doch in der Nähe entspringen. Durch dieses Land geht auch die Straße nach Timbo. Als Alpenland ist es mit steinigen, grasreichen und Ackerbau lohnenden Stellen abwechselnd versehen, indessen kommen hier weder Palmen noch Baobab fort, wol aber der Shi oder Butterbaum. Die Temperatur der Luft ist verschieden, wie sie in einem Alpenlande nicht anders sein kann. Der Thermometer steigt auf 28°, sinkt aber in kühlen Nächten bis auf 6° Réaumur herab. Urbewohner dieses Landes sind die Dschialonken, sie mußten sich jedoch vor den Fulahs in die unzugänglichen Schluchten des Gebirges zurückziehen. Herren des Landes sind also die letzteren. Wir haben sie oben geschildert. Sie wohnen in guten bequem eingerichteten und verzierten Häusern. Der König der Fulier wohnt in Timbo, das wir schon im vorigen Abschnitte erwähnten, und welches unter 10° 52′ nördl. Br. und 7° 7′ östl. L. liegt. Timbo hat 8,000 reiche Einw., ist sehr fest und überhaupt eine äußerst wichtige Stadt. Außerdem ist Laby mit 5,000 Einw. Dalaba, Languebana, Kasan sind minder bedeutende Städte, aber Cambrea und Bentala sind Stapelplätze für europäische Waaren. Als eine Seltsamkeit, wie sich doch in den entferntesten Gegenden menschliche Seltsamkeiten wiederholen, so findet man in diesem Lande, wie in Rußland, ganze Dörfer, die von Sklaven oder Leibeigenen bewohnt werden. Sie haben aus ihrer Mitte einen Aufseher, bestellen für ihren in der Stadt lebenden Herrn das Feld, begleiten ihn auf seinen Reisen als Lastträger. Sie werden sehr milde behandelt, und werden, wenn sie im Lande geboren sind, oder ein gewisses Alter erreicht haben, nie ohne besondere Ursache verkauft. Wer sich dieses erlauben würde, dem würden alle Sklaven entlaufen. In gewissen Fällen wird doch der Sklave, wenn er Verbrechen begangen hat, von seinen Mitsklaven selbst zum Verkauf verurtheilt und dem Herrn zu diesem Zwecke ausgeliefert.

16) Wassala, östlich von Futa Dschialon, ist reich an Gold und treibt mit Timbuktu Handel.

17) Dschia Kontadu, ein hohes, wildes und wildreiches Bergland, schwach von Menschen, desto stärker von Löwen bevölkert. Der Sprache nach sind die Einwohner eine Man=

dingoart. In jedem Dorfe ist eine Majestät. Das Land ist reich an Senegalquellen. Kinitakooro ist die Hauptstadt. Sie liegt in einer weiten ziemlich gut angebauten Ebene, und ist viereckig.

18) Manding, ein hochliegendes gegen Norden schauendes Bergland, vom Dschioliba durchströmt. Steile Berge, tiefe Thäler charakterisiren dies Land. Von hier sind die oben geschilderten Mandingos ausgegangen. Es fällt zwischen 12° und 13° nördl. Br. und 4° östl. L. Komalia ist eine Stadt von Felsen umgeben in einem goldreichen Hochthal, und in zwei Hälften, die der Moslims und der Kafirs getheilt. Jene haben eine Moschee auf ihrem Antheil. Schöner liegt Sibidoloo, die Grenzstadt gegen Bambarra, in einem von Felsen umgebenen fruchtbaren Thale. Woda ist eine Moslimstadt, die wider alle afrikanische Kleiderordnung wirklich ummauert sein soll. Südlich von Manding liegt

19) Fuladu, Stammsitz der Fulahs, zum Theil dem Könige von Sego tributär. Das Land ist wohlbewässert, wohlbebaut und mit Städten und Dörfern bedeckt, unter denen wir aber Marina im Kissidistrikt ihres lieblichen Namens wegen auszeichnen; dann Bangassi, weil sie groß und gut befestigt ist, und wir wissen, daß sie unter 14° nördl. Br. liegt. Eben so wissen wir auch von Kumikumi, daß sie 13° 16′ 29″ nördl. Br. hat. Nördlich von Fuladu liegt

20) Kaarta, im Süden und Westen bergig, sonst aber mit sehr schönen Waldungen bedeckt, die, wenn sie in Frankreich lägen, Millionen werth wären, dort aber eben nicht viel benutzt sind. Die Kaartaner haben schlimme Nachbarn, und diese gehören allezeit in die siebente Bitte. Darum bestellen die braven Leute ihr Feld mit den Waffen in der Hand, weil sonst leicht ein Maure mit seinem schnellen Pferde angesprengt kommen und den friedlichen Ackermann in die Sklaverei fortführen könnte. Die Hauptstadt Kemao liegt in einer großen Ebene. Wavra ist mit hohen Mauern gegen Mauren befestigt. Man treibt viel Ackerbau und tauscht den Überfluß an die Mauren gegen Salz aus.

21) Bruko und Gadu, zwei kleine Landschaften zwischen Fuladu und Bambuk.

22) Kasson oder Kasse, ein Königreich, am Senegal gelegen, an dessen Westseite sich die Wasserschnellen von Gowina befinden. Es liegt westlich von Kaarta am nördlichen Ufer des Stromes. Der Theil, welcher von Fulahs bewohnt wird, ist sehr gut angebaut, mit Dörfern besetzt, die alle mit wohl=

habenden Leuten bevölkert sind. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau. Ihr König führt den Titel Sagedova, dem mehre Staaten zinsbar sind und der 4,000 Mann ins Feld stellen kann. Er ist Muhamedaner und zum Theil sind es seine Unterthanen auch. Je mehr nördlicher, desto mehr fühlt man den Einfluß dieser Religion. Die afrikanische Erbfolge, nemlich auf den Schwestersohn, gilt auch hier. Die Residenz heißt Kumakari und liegt in einem fruchtbaren Thale, das vom Krieko bewässert wird. Das Land ist überhaupt sehr reich an Wasser und alle Ufer sind grün. Ein anderer großer Ort ist Teesee, mit reichen Einwohnern, die Vieh und Getreide in Überfluß haben, aber demungeachtet alles essen, was ihnen vorkommt, sogar Ratten, Maulwürfe und Schlangen. Die Weiber dürfen keine Eier essen und es wird das Anerbieten solcher als Schimpf betrachtet.

23) Konkadu ist ein ebenfalls gebirgiges Land, voll Urgestein, mithin quellenreich. Das Urgebirg soll Rosengranit mit schwarzem Schörl zeigen (?) und noch auffallender, sollen im Granit runde abgeschliffene Kiesel von der Größe einer Kanonenkugel eingeschlossen sein; was ich jedoch nicht verbürgen mag, denn leicht könnte der vermeintliche Granit etwas anders sein. Glaublicher sind mir die anmuthigen Thäler und schönen vielfältigen Dörfer der Fulahs, womit sie besetzt sein sollen, besonders zwischen dem Ba-Li und Ba-Fing. Überall soll Wohlstand und Überfluß herrschen. Städte sind Dinduki in einer goldreichen Landschaft, Fankia, 13° 22′ 30″ nördl. Br. und Secoba, 30° 27′ 26″ nördl. Br. in einer vieh- und geflügelreichen Gegend. Konkromo am Ba-Fing 9° 35′ L. v. F. unter der Breite von Secoba. Fadjemmia, 13° 35′, eine kleine stark befestigte Stadt und Sitz des Königs. Malakotta, eine betriebsame Stadt, deren Einwohner Eisen schmelzen, Seife kochen und Handel treiben.

24) Satadu, zwischen 14° und 15° nördl. Br. Das Land ist goldreich und Mungo Park sah, wie auf einer Wiese bis 12 Fuß tiefe kleine Schachten gegraben waren, aus deren Schotter Weiber das Gold schlemmten. Man will oft faustgroße Stücke darin finden. Mächtig ist das Königreich

25) Bambuk, zwischen 12° 30′ und 14° 15′ nördl. Br. und 10° 31′ bis 9° 11′ östl. L., bergig, sehr gut bewässert mit prächtigen, schon wieder palmenreichen Tropenwäldern besetzt. Der Boden ist fruchtbar und liefert wohlangebaut reiche Ernten; seine Eingeweide Gold, köstliches Eisen, Kupfer, Silber,

Blei u. s. w. Das Land ist heiß und gilt für ungesund. Es ist daher schwach bevölkert und hat nur 60,000 Einw., die zwar Mandingos, aber sehr ausgeartet, nicht den höhern Bergmandingos gleichen sollen. Man sagt ihnen sehr viel Böses nach, was jedoch nicht immer wahr sein mag. Rauchen, Schwatzen, Tanzen sollen ihre Hauptfehler sein; ich gestehe, daß ich dieses so arg nicht finde und gönne jedem gerne, wenn er sich dabei wohlbefindet. Ich habe schon öfter bemerkt, wie der nordische Neid diese Naturkinder verleumdet, weil sie den Tag weniger arbeiten und die kühlen Nächte mehr tanzen dürfen. Die Frauen und Mädchen sollen eben so zärtlich sein, als irgendwo in der Welt, aber den unverzeihlichen Fehler haben, die Kunst nicht zu verstehen, wie man daraus ein Geheimniß macht und den Schleier der Enthaltsamkeit über seine Begierden breitet. Weiber, die ertappt werden, verstößt der Mann und die versammelte Gemeinde legt dem ungebetenen Gast einen Ochsen oder den Werth desselben als Buße auf. Schon im zehnten Jahre werden beide Geschlechter beschnitten und sind dadurch mannbar erklärt. So faul uns dieses Völkchen geschildert wird, so treibt es doch sorgfältigen Ackerbau, mancherlei Handwerke und ist sehr kunstreich in Verfertigung allerlei und sehr mannigfaltiger Gegenstände aus Eisen und Gold. Ich hatte Gelegenheit Kunstsachen aus Gold zu sehen, welche dieses Volk mit seinen groben Werkzeugen hervorbrachte, welche selbst unsern Goldschmiden mit ihren feinen Handgriffen gewiß nicht ohne Mühe gelungen wären. Meines Erachtens kommt dies daher, weil dort jeder treibt wozu er Lust und Geschick hat und nicht gezwungen ist wider Willen etwas zu thun. Zudem werden diese Leute als kunstreiche Töpfer gerühmt, die sehr zierliche Gefäße aus goldreichem Thone verfertigen. Sie treiben auch Handel und die Vornehmen gehen in Seidenstoffe gekleidet. Der König heißt Seratik, ist ein Mandingo, dessen Nation sich dieses Landes um 1100 bemächtigte. Als die Portugiesen mächtig waren, hatten sie auch Bambuk erobert und so lange beherrscht, bis sie daraus vertrieben wurden. Deßgleichen wollten einmal Marabuten, moslemitische Priester sich zu Herren machen, wurden aber vertrieben und nun mag man weder Portugiesen, noch Marabuten mehr. Der Seratik hat einen Senat, die Farims zur Seite, diese wählen den König, setzen ihn allenfalls auch wieder ab. Alle Dörfer zahlen an den König Tribut, dessen Quantität von der Liebe, die man zu ihm

hat, abhängt. Die Hauptstadt Bambuk liegt in einer goldreichen Gegend.

26) Kadschaga, oder Galam, wie es die Franzosen nennen, ist ein schönes anmuthiges Ländchen zwischen 15° und 16° nördl. Br. Es grenzt an den Senegal in seinem Zuflusse Nerico und der Faleme durchströmt es. Waldungen und daher Affen und Wild; Wasser und darum auch Ackerbau und Viehzucht. Die Flüsse wimmeln hier von Krokodilen und Flußpferden. Einwohner sind Serravulli, die unter einem Tonka oder König und vielen Königlein, deren jedes Dorf einen hat, leben. Der Hauptkönig soll in Monschur und Maana leben. Dramanet ist eine große, in einem Dattelwalde gelegene Stadt am Senegal mit einer Moschee. Hier lag früher das französische Fort St. Joseph; als dieses zerstört wurde, legten es die Franzosen bei Tambobukani 14° 38′ 10″ Br. und 5° 39′ L. an; jetzt sollen sie ein anderes in der Gegend von Bake haben.

27) Dentilla mit der Stadt Dscholifunda 13° 33′ Br., mit 2,000 Einw. Baniserille, die Hauptstadt, 13° 53′ Br., von Moslims bewohnt; das Ländchen bringt Eisen hervor und hat Ackerbau.

28) Das Reich Neola am Gambia bildet die Grenze des Shibaums; nach Westen hin hat es die Stadt Sutitaba 13° 33′ 33″ Br., in ihrer Nähe der Panoramaberg, den Mungo Park erstieg und benannte. Das Land ist sehr schön. Sibikillin, 6° 43′ L. und 13° 32′ Br., mit einer Höhle, welche der Stadt das Wasser liefert und voll Fische ist. 29) Das Reich Tenda, 13° 53′, an der Westgrenze der Wildniß.

30) Das Reich Bondu, ein schöner fruchtbares wohldurchströmtes und fischreiches Land. Man macht hier aus Fischen eine Art Pemikan, der bei den benachbarten Mauren sehr gesucht ist. Das Land ist auch reich an Wild, Gold und Eisen, und wird von Pulen bewohnt. Dies ist ein gutes, aber weniger kunstreiches Volk als seine Nachbarn. Das Land steht unter dem Einfluß der Mandingos, die auch allen Handel in Händen haben. Sklavenhandel wird auch hier getrieben. Eine Doppelflinte und zwei Flaschen Pulver sind der Preis eines Sklaven. Die braunen Einwohner sind Moslims, aber nicht fanatisch. Der unbeschränkte König residirt in Fattekonda.

31) Das Königreich Wolli ist ein kleines, hügliges und waldiges Land, gut angebaut und erzeugt Baumwolle, Tabak, Gemüse und Getreide. Es wird von Mandingos be-

wohnt, die aber größtentheils Heiden sind. Diese werden Kafirs und Sanakies, d. h. Säufer genannt im Gegensatz der Moslims, die keine starken Getränke trinken und darum wol zu loben sind, wo sie kein Opium haben. Die Hauptstadt heißt Cassana, auch schlechtweg Medina, hat 800 bis 1,500 Häus. und ist nach Afrikanerart gut befestigt. Eine Lehmmauer mit Pallisaden und einem Zaun von Dornen ist für ein halbnacktes Volk, das keine Raketen hat, immer eine gute Befestigung.

32) Das Königreich Walli mit der Stadt Pekaba. 33) Das Reich Yandi, westlich der Simbaniwildniß, fruchtbar und reich an allen Naturgaben. Jonkakonda hat ein englisches Komptoir. Pisania ist ein kleines Dorf am Gambia, 13° 35′ Br. und 4° 15 L. Es ist blos von Engländern und ihren Sklaven des Handels wegen bewohnt. 34) Der Staat Barre. 35) Badibu sind kleine Mandingostaaten.

36) Das Königreich Salum, ein ziemlich großes fruchtbares von 300,000 Negern bewohntes Land. Es wird von einem König, der einen Major Domus, genannt Alkier, zur Seite hat, beherrscht. Cahone ist die Residenz am Fluß Salum, der 4 geogr. Meilen von hier in mehren Armen ins Meer fällt. Das Land ist hier mit Rhizophoren bedeckt, die Luft schwül und ungesund. Der Palast des Königs besteht aus drei großen Höfen, von Hütten umgeben, worin die Hofleute wohnen. Am Thore eines jeden Hofes steht eine Wache, durch welche man gehen muß, wenn man in den Hof will, wo des Königs Wohnungen stehen. Seine Hütte ist größer als die übrigen und mit schönen Matten behängt. Kiafur oder Kiaver ist ein Ort mit 7,000 Einw. 3° 30′ L.

37) Das Reich Burb Jolaf, zwischen 14° und 17° Br. Ehemals das mächtigste Reich in Senegambien, von dem sich im Laufe der Zeit mehre losrissen und unabhängig machten. Sein Herrscher steht aber noch so sehr im Ansehen, daß sich alle Fürsten seiner Farbe zur Erde werfen ihn zu begrüßen, sobald sie ihn ansichtig werden. Er ist unumschränkt. Das Land ist eben, mit Gummiwäldern bedeckt, fruchtbar und reich an allen Erzeugnissen. Hikarkor oder Quamkrore, denn die Städte wechseln hier oft die Namen, ist die Residenz des Despoten.

38) Das Reich Bara reicht bis an den Gambiastrom; seine 200,000 Einw. sind durch die Europäer ihres Blutes theilhaftig geworden. Sie sind thätig, treiben Ackerbau und Han-

del. Theils sind sie Mandingos, theils Nachkommen der Portugiesen, die es als unverzeihlichen Schimpf betrachten an ihrer Abkunft zu zweifeln. Sie sind katholische Christen, haben Kirchen und Priester und werden an ihrer Tracht erkannt. Sie hängen einen großen Rosenkranz um den Hals, einen großen Degen an die Seite, tragen ein Hemd, einen Hut und einen Dolch. Es gibt brave Leute und Diebe unter ihnen. Ihre Häuser sind halb europäisch, halb afrikanisch, über den Boden erhöht und in mehre Gemächer getheilt. Die Fenster sind klein, um die Hitze abzuhalten. Eine große Vorhalle dient als Audienz-, Speise- und Gesellschaftsaal. Die Mauern sind bis 8 Fuß hoch aus Rohr geflochten, mit Lehm verpicht und die Häuser mit Bäumen, der Kühlung wegen, umpflanzt. Der König und sein Rath sind Mandingos. Albreda ist ein großes Dorf, eine Viertelstunde davon am Gambia das Fort St. James mit 1,200 Häus. und 7,000 Einw., ein französischer Handelsplatz. Alle europäischen Schiffe müssen dem Könige Hafenzoll entrichten.

39) Das Reich Sin oder Tin liegt nördlich von Barra, es ist sehr fruchtbar, hat 60,000 Einw. Joal ist ein Negerdorf am Meere, 14° 7′ Br. und 48′ L. Der Landungsplatz ist gut, und da Lebensmittel die Fülle vorhanden sind, dient er als Erfrischungsort. Nördlich liegt

40) das Königreich Baol von dem Könige Fin beherrscht. Fin ist jedoch nur Titel, nicht Name, ungefähr wie Pharao. Die Küste hat gute und daher stark besuchte Landungsplätze, darunter Portudal, 14° 23′ Br. und 38′ L. Merkwürdig ist

41) das Reich des Damel von Cayor vom grünen Vorgebirg oder Cap Verd bis zur Mündung des Senegal und dem Fort St. Louis. Das Reich ist eins der mächtigsten. Früher gehörten auch das Cap Verd dazu, aber es hat sich, von seiner bergigen Lage begünstigt, losgerissen. Die Einwohner sind die schlanken Jaloffen. Ehemals war jedoch dieses ganze Reich ein Theil von Bur Jalof, aber ein kühner Statthalter statthalterte so gewaltig, daß er den Titel Damel annahm und sich losriß. Das Land ist sehr heiß, wird aber von kühlen Nächten erquickt. Der röthliche Boden bringt Baumwolle und Indigo die Fülle hervor. Alles was von dem Reichthum des Landes gesagt wird, gilt auch hier. Der Damel ist zwar unumschränkt und seine Unterthanen nennen sich seine Sklaven, was sie jedoch nicht hindert sich ihm zu widersetzen und im Falle der Noth ihn zu stranguliren. Es ist überhaupt

mit der Unumschränktheit dieser Fürstlein nicht weit her, und mancher hat den Spaß mit dem Leben bezahlt. Im Hause des Damel herrscht afrikanisches Erbrecht. Seine Residenz wechselt er nach Belieben; nach den letzten Nachrichten wohnt er in Makas. Bijurt ist eine Zollstätte am Senegal. Zwei Dörfer nicht weit von der Küste, in einem schönen Thale, zeichnen sich durch die ungeheuren Baobab oder Adansonien aus. Diese halten oft 24 Fuß im Durchmesser. Niamrei mit 4,000 Einw. hat besondere Brunnen, die 30 Klafter tief und 20′ im Umfange haben sollen. Rufisco oder Riofresco am grünen Vorgebirge, 14° 40′ Br. und 23′ L. hat herrliches Trinkwasser, daher auch sein Name. Das grüne Vorgebirg, bekannt unter dem Namen Cap Verd, ist hoch und felsig und mit prächtigen Baobabs besetzt, daher sein Name. Dieser wichtige Punkt liegt unter 14° 43′ 45″ Br. und 9′ 15″ östl. L. von Ferro. Es ist die westlichste Spitze Afrika's; südlich davon liegt die Spitze Cap Manuel, in dessen Nähe die Dörfer Dakar und Bin, welche die Insel Goree mit Lebensmitteln versehen. Zwischen Cap Manuel und Verd liegt die Magdalenainsel und dafür im Lande ein salziger See, der aus einem süßen Bache gebildet wird. Er ist sehr fischreich, wie das Meer dieser Gegend, und von unzähligen Wasservögeln besucht. Um den See leben die freien Choresen, die bei aller Sanftmuth ihre Freiheit behaupten. Die Insel Gore gehört den Franzosen, eine natürliche Festung, ganz von Felsen umgeben und nur im Norden der Brandung offen. 14° 41′ 30″ Br. und 15° L. Das Fort St. Michael und St. François deckt die Landung. Die Stadt hat 520 freie Einw., 1,000 Sklaven; die ganze Insel 2,500 Menschen. Die Insel ist 400 Klafter lang und 167 Klafter breit, ein Basaltfels, der sein nacktes Gebein an einer Stelle 500′ emporhebt. Sie muß ganz vom festen Land aus mit Lebensmitteln versehen werden; nur eine Quelle ist vorhanden, die in trockner Jahreszeit reichlich, in der nassen aber spärlich und trübe fließt.

42 Jafnu, 43 Ludanar, liegen jenseits am Nordufer des Senegal und grenzen an die Mauren und an die Wüste. Sie haben noch Quellen und Wälder und in diesen baubaren Boden. Neger wohnen, so weit die Überschwemmung des Senegal reicht, jenseits ist Wüste.

44) Futadoro ist eines der größten Reiche dieser Gegenden, am Seeufer des Senegal durch das Land Wallo von dem Meere getrennt. Das Land ist gut, wohlbewässert,

und ich darf nicht mehr aufzählen, womit die Natur dieses Land begabt hat, da hier alles ist, was die übrigen Reichlein zwischen dem Senegal und Gambia auszeichnet. Die Regierung dieses Landes bietet eine Eigenheit dar, die wir sonst nicht finden. Dieses Land ist jetzt eine Theokratie. Sieben Häupter haben es nemlich unter sich getheilt, besitzen die Gewalt und wählen unter den Marabuten einen Almamy, der den Namen zu allen Handlungen der Regierung hergibt, aber ohne diese Wähler nichts thun darf. Zieht er sich den Unwillen derselben zu, so hetzen ihm jene das Volk auf den Hals, und er muß seinen Platz einem andern leeren. 1818 fielen drei Absetzungen nach einander vor. Stirbt ein Wähler, so folgt ihm sein Bruder und ist keiner da, der älteste Sohn der Schwester. Die Hauptstadt soll Tschilonga heißen. Auf der Elfenbeininsel am Senegal liegt das französische Fort Podhor und dabei ein Negerdorf mit 2,000 Einw. In der Nähe sind auch die Handelsplätze Escula du Coq und Terrier Rouge. Sebo ist eine Stadt mit 6,000 Einw. Canel hat 6,000 Einw., liegt in einer herrlichen Gegend. Das Land ist mit Dörfern bedeckt. Die Einwohner sind Muhameder.

45) Das Reich Wallo oder Howal ist das nordwestlichste des Landes und umfaßt die Mündungen des Senegal. Es wird von einem Brak beherrscht, dem die Franzosen Tribut bezahlen, da sie hier Niederlassungen, namentlich das Fort St. Luis besitzen. Das Land ist fruchtbar und sein Volk kriegerisch. Nach dem Siege theilt man die Beute gleich. Sie sind Jalofen, jetzt nicht mehr so mächtig, da innerliche Kriege, welche die Engländer während ihres Besitzes von St. Luis begünstigten, das Land verwüstet haben. Der Brak herrscht unumschränkt. stirbt er, so folgt ihm sein Bruder, sind alle ausgestorben, folgt ihm der Erstgeborne des ältesten Brudes, ist dieser minderjährig, so folgt ihm der Sohn der Schwester. Es ist auch hier afrikanische Succession, welche jedoch nicht sowol Reinheit des königlichen Blutes, als vielmehr das Vermeiden einer Vormundschaft zu bezwecken scheint. Bei der Thronbesteigung hat der Brak vieles zu beobachten. Er muß alle Stände durchlaufen, zum Zeichen, daß er alle kennen und beschützen soll. Fischer sind die verachtetste Kaste, dennoch muß der Brak auf dem Fluß fahren und mit der Hand einen Fisch herausholen, den er fangen soll, von dem aber die böse Welt sagt, daß man ihm denselben heimlich zustecke. Übrigens lebt er nicht viel besser als seine eigenen Unterthanen; jeder naht ihm frei, legt aber die

Sandalen ab, beugt sein Knie, legt die Hand aufs Haupt, und verneigt sich tief. Seine Familie besitzt eine wunderthätige Heilkraft, Mütter bringen ihre kranken Kinder zur Königin; diese berührt feierlich mit ihrer Fußspitze die Kinder, Magen, Kopf und Füße; und die beglückte Mutter eilt mit Jubel von dannen. Der Brak speist nie öffentlich, denn das ist eine thierische Sache. Die Verfassung feudal. Der Brak hat unter sich Berti und Bekis, diese Lehensleute, diese Ortsvorsteher, diese die Gemeine. Eins zahlt das andere von unten hinauf. Man kann 2 Arten von Dörfern unterscheiden: solche mit erblichen Herren, die dasselbe Erbrecht wie die Brakfamilie beobachten und förmliche Beamten, die ihre Beamten haben und einen Gemeinrath, an dessen Spitze oft ein Marabut steht. In solchen Dörfern müssen die Gemeinden oft sogar den Zehend von ihren Ernten entrichten, den zur Hälfte der Marabut, zur Hälfte der Brak bezieht, der ihn wieder an den Kriegsanführer des Dorfes überläßt. Land und Menschen gehören dem Brak, das ist Grundsatz: er kann darüber nach Willkür verfügen. Doch haben die Großen und die Gemeinden Mittel ihn in Schranken zu halten. Es ist auch hier wieder ganz wie in Europa im Mittelalter. Jedes Land hat seinen Herrn, der zugleich die Gerichtsbarkeit hat, und damit auch das Recht Zoll zu erheben, Geldstrafen und Confiskationen zu verhängen und das Heimfallsrecht zu genießen. Kriminalstrafen sind mild und selten. Der Dieb muß erstatten, eine Geldstrafe erlegen und einen Verweis hinnehmen, doch werden in der Regel nur Fremde bestohlen. Der Mörder wird Sklave oder erlegt eine dem Range des Verstorbenen angemessene Geldstrafe. Indessen ist Mord selten, obgleich der Jalofe immer stark bewaffnet ist. Die Neger sind heftiger Gemüthsart, zudringlich, plump und dem Trunke ergeben und doch dabei gutmüthig und von einnehmendem Äußeren. Sittlicher ist der Marabut und ich möchte sagen ernster und würdiger. Er liebt sein Haus, Feld, Weib und Kind mit starker Anhänglichkeit; er lebt gerne von den Seinen umgeben nach Patriarchenart; unterrichtet sich gerne und ist wißbegierig. Durch ihre Bemühungen können ganze Dörfer arabisch lesen und schreiben. Es ist überhaupt ganz derselbe Zustand vorhanden, der im Mittelalter in Deutschland herrschte, Rogier hat interessante Zusammenstellungen in diesem Bezuge angestellt.

In der Mündung des Senegal liegt die Insel St. Luis, ein Besitz der Franzosen und der Mittelpunkt ihres Han-

dels. Nach beiden Seiten hin gewährt die Insel einen schönen Anblick, der durch die Täuschung erhöht wird, welche glauben läßt, daß der Theil des Senegalufers, welcher hinter der Insel ist, allezeit zur Insel mit gehöre. Indessen ist die Insel öde und dürre. Ein kleines mit Batterien versehenes Fort vertheidigt sie. In ihm ist die Kirche und das Hospital eingeschlossen. Die Stadt zählt einige tausend Einwohner; Neger und Franzosen. Es ist eine Schule zum Unterricht der Neger nach Lankasters Methode angelegt. Am südlichen Ufer des Senegal hat man ohne Sklaven durch gedungene Arbeiter Baumwolle und Indigopflanzungen mit großem Erfolg angelegt. Am Nordufer des Senegal liegen die Gummiwälder, deren wir schon oben erwähnt haben, und welche 3 Forste bilden, die Alfalak, Lebiar und Sahel heißen. Nordwärts von der Küste liegen Groß- und Kleinportandik, die zum Gummihandel dienen; dann kommt die Wüste!

Sudan. Nigritien.

Nichts ist leichter in der Welt, als etwas beschreiben, was man nicht kennt, und zierlich viele Worte über Nichts machen. Man ist da so ganz sich selbst überlassen, so seiner Phantasie übergeben und bei wem macht diese Dame nicht gern die Hauptperson? In diesem Abschnitte nun hat der Geograph eine herrliche Gelegenheit recht viel zu sagen, was er nicht weiß; und wenigstens zwanzig Bogen mit dem anzufüllen, was nicht wahr ist, und am Ende naiv zu gestehen, daß er selbst nichts weiß. Es kostet mich daher gewiß keine kleine Überwindung der Versuchung zu widerstehen, da sich mir hier so treffliche Gelegenheit darbietet mein Räpplein galoppiren zu lassen; und ich hoffe, der Leser wird mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen wissen, wenn ich ihm sogleich gestehe, ohne meine Gelehrsamkeit ausgekramt zu haben: daß wir von Sudan, wie von der Höhe des babylonischen Thurmes, so genau nichts wissen! Was ich indessen weiß, will ich gerne berichten.

Unter Sudan verstehe ich nicht weniger, als das ganze Mittelafrika, von 13° bis 43° östl. L. von Ferro; also volle 30° Länge, ungefähr zwischen den Parallelen des 8 und 17° nördl. Br. Indessen ist das nicht so gerade zu verstehen, sondern so ziemlich amphitheatralisch oder halbmondförmig. Unter den 13 und folgenden Längengraden geht es ziemlich gegen Norden zu; während unter 20 bis 35° östl. L. das ganze Sudan sich ziemlich gegen Süden zu biegt. Man rechnet gewöhnlich auch Darfur dazu, da ich jedoch Ursache zu haben glaube anzunehmen, daß dieses Land zu den, dem Einflusse äthio-

pischer Bildung ausgesetzten Ländern gehöre; so bleibt es aufgespart, bis wir auf die Ostseite des Kontinents kommen, wo wir auf dem lieben Nile eine bei weitem bequemere und unterhaltendere Fahrt uns zu versprechen haben. Immerhin bleibt uns noch eine Strecke von 15,000 deutschen Quadratmeilen für Sudan übrig, groß genug um alle Hypothesen der Erde darauf zu bauen und alle Rosinanten zu Schanden darauf zu tummeln. Dieses Sudan ist eben so ein Terrassenland, wie alle, welche wir bisher zu besuchen und kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Gleichwie Hochafrika sich nach Osten, Süden und Westen hin in mehren Stufen gegen das Meer hin abdachte, so auch gegen Norden; der einzige Unterschied ist, daß sich das Wassermeer gegen Norden hin in ein Sandmeer verwandelt hat, was vielleicht in mehr als einem Sinne wahr ist. Man wird vielleicht sich von Sudan den besten Begriff bilden, wenn man sich im Geiste in den Mittelpunkt der Sahara hinstellt, da wo die Karavanenstraße vom Land der Garamanten oder Fezzan aus, sich gegen das Becken des Tschadsee allmälig zu senken anfängt. Ein Riese von der doppelten Größe des Osymandias in Theben, vorausgesetzt daß die Schärfe seines Auges seiner Proportion angemessen wäre, würde vor sich folgendes Naturgemälde sich entrollen sehen. Eine sonst unmerkliche Abdachung würde seinen Blick auf das Tiefland Sudans gleiten lassen. Gleichsam die Arena, wo sich die Völker umtummeln. Er würde ein Gemälde sehen, mit fruchtbaren Fluren, trefflichen Hochwäldern, glänzenden Seespiegeln und reichen Wasseradern, das Herz Afrika's, dem die Völker der Reiche Sego, Haussa, Bornu, Kanem und Begharma Pulsschläge verleihen. Dieses Hochthal liegt immer noch wenigstens 1,200′ über dem Meere. Im Süden dieses Hochthales erhebt sich amphitheatralisch die erste Terrasse, eine Reihe anmuthiger, bewaldeter und wohlbewässerter Berge mannigfacher Gestalt. Viele Wasser stürzen die fruchtbaren Abhänge herab, die reichsten im Westen. Hat der Blick diesen schönen Abhang überstiegen, so gelangt er auf eine Hochebene, durch welche die Parallele des 10° nördl. Br. läuft. Außer daß sich Denham einer Schar Räuber anschloß, die in Mandara eindrang und hier tüchtig geschlagen wurde, hat noch kein Europäer diese Terrasse betreten. Das Land ist natürlich als ein unter 10° Br. gelegenes, wenigstens 2,000′ hohes Hochland, sehr schön, und daß es von wackern Völkern bewohnt wird, hat der eben erwähnte Denham empfunden.

Diese Mandaraterrasse hat wenigstens 2 bis 2½° Br. (30 bis 40 geogr. Meilen, 15 auf einen Grad). Wahrscheinlich gehört ihr auch der Kong und Hochsudan an, was die letzte Reise Clappertons um so mehr zu bestätigen scheint, als er von der Beninbucht aus 2,500′ hoch ansteigen mußte, um den Kong zu überschreiten. Hinter dieser Terrasse erhebt sich majestätisch das Hochgebirge zum Hochlande Südafrika's. Die Berge von Adamowa bilden den Hintergrund des großen Gemäldes von Sudan. Sie streichen von Westen nach Osten unter der Parallele des 4° bis 8° nördl. Br. Ihr westlichster und zugleich höchster Punkt ist das Hochland der Amboser mit 13,000′ hohen Vulkanen. Dieser ganze amphitheatralische Hintergrund Sudans bildet das Mondgebirge, als Nordabfall Südafrika's. Dem einstigen Enthüller dieser ganz unbekannten Gegenden (Park sah von Sego aus nur, die 10 bis 12 Tagreisen entfernten Gipfel einiger Berge) steht die Freude bevor, die schönsten Gegenden der Erde vor seinem Auge sich entfalten zu sehen. Dieses ist die Lage und Gestalt Sudans. Wir glauben den tiefsten Punkt, das Tschadbecken 1,000 bis 1,200′; die Mandaraterrasse zu 2,000 bis 2,500′; die Hochgebirge zu 8,000 bis 13,000′ absoluter Höhe angeben zu dürfen und die eigentliche Hochplatte Südafrika's zu 5,000′; Stellen wir uns nun mit einem Blicke nach den angegebenen Verhältnissen Sudan oder Centralafrika vor, so erhalten wir ein reichgeschmücktes Gemälde, welches wol nicht anders, als mit Wohlgefallen betrachtet werden kann. Unter den Parallelkreisen des 8° und 17° nördl. Br. gelegen, wird es in allen seinen Theilen von den Tropenstrahlen erleuchtet, welche seine unschattigen Bewohner schwarz färben. Überall fruchtbar, ist es überall mit großen Städten besetzt, die von bevölkerten Dörfern umringt sind. Sein fruchttragender Boden nährt Millionen glücklicher Bewohner. Seine schönen Waldungen durchziehen Elephantenherden, deren kolossale Gestalten nur die Anführer des zum Theil noch unbekannten Reiches der unzähligen Mammalien sind, die in Sudan ihr Vaterland lieben. Gold und Erze senden die Berge ins Hochland hinab; und dieser große Naturreichthum, zu dem leider auch der Mensch im unmenschlichen Sinne, als Sklave gerechnet wird, lockt die Karavanen aus allen Theilen Afrika's an. Sudan ist der Centralpunkt aller Unternehmungen, der Platz, wo sich alle Karavanenstraßen kreuzen. Zudem ist es auch sehr wasserreich, ein Umstand, der um so merkwürdiger ist, als ganz Afrika daran ziemlich Mangel leidet, sobald man die Kü-

sten Guinea's und Senegambiens ausnimmt; und als gegen Norden die große wasserleere Wüste an diesen Wasserreichthum grenzt.

Unter den Gewässern Sudans sind besonders folgende Seen und Flüsse merkwürdig. Wir haben Ursache die Seen zuerst aufzuführen. Einigermaßen bekannt ist uns der Dibbiesee, der Sudan, der Tschad, der Fittre.

Der Dibbiesee, auch Debo, scheint mir nichts als eine Erweiterung des Dscholiba zu sein, der hier plötzlich in eine Ebene hervortritt. Er ist nicht über 8 Meilen breit und 9 Meilen lang, seicht und nimmt ein paar von Westen kommende Bäche auf.

Der Sudansee oder Bahr Sudan ist schon größer und räthselhafter; auch er soll durch den Dscholiba gebildet werden und so groß sein, daß man von einem Ufer nicht zum andern sehen kann. Übrigens soll er sich von Norden nach Nordosten ausdehnen und an seinem Ostufer von weißen Leuten bewohnt werden, die sogar Christen sein sollen. Sie reiten auf Sätteln, die denen der Engländer ähnlich sein sollen. Auch haben sie Sporen und Bogen, Spieße und Pfeile zu Waffen. Auch sollen sie Schiffe bauen, die 60′ Länge haben, nebst Verdecken, um 200 Mann Besatzung aufnehmen zu können. Man muß jedoch von allem diesem die afrikanische Sonne abziehen, wo dann aus der Weiße der Haut ein Dunkelbraun, aus dem Christenthum ein abergläubisches Amuletengeschwänzel und aus den Schiffen mit 200 Mann Besatzung eine mit Baststricken verbundene Barke wird, die nur etwas größer als die in Afrika gewöhnlichen Kähne ist. Statt des Ankers bedient man sich eines großen Steins, da der Grund zu sumpfig ist, um einen Anker zu fassen, selbst wenn man ihn hätte.

Der merkwürdigste See Sudans, oder eigentlich das Binnenmeer Afrikas, ist der Tschadsee, 13° nördl. Br. und 33° östl. Länge von Ferro. Seine Oberfläche soll nicht weniger als 900 Quadratm. betragen. Es war 1829, als Denham, Clapperton und Oudney, von Murzuk kommend, mit hochklopfenden Herzen den See erblickten. Er bildet ein großes Dreieck, dessen Basis sich von Nordwesten nach Südosten erstreckt, seinen stumpfen Winkel aber nach Süden richtet. Der Tschadsee nimmt mehre Flüsse auf, den Yeou, den Schary u. s. w. Wahrscheinlich gibt er auch wieder welche von sich und steht wenigstens in der Regenzeit auf einem solchen Niveau, daß er nun gewaltige Massen fischreichen Wassers an den Nil Abiad

oder weißen Fluß abgibt. Bornu, Kanem und Begharma sind die Länder, welche seine 3 Ufer bilden. Er führt wenigstens an den Ufern süßes Wasser.

Der Fittresee ist noch räthselhafter als der Sudan und seine Existenz nur aus dem Berichte der Eingebornen bekannt. Er liegt unter 14° nördl. Br. und 38° 30′ östl. L. v. F.

Mit den Flüssen ist es noch etwas räthselhafter und mithin noch weniger gewiß als mit den Seen. Gewiß ist, daß Sudan viele und bedeutende Flüsse hat. Sie fließen ihm von Westen nach Südwesten und Süden zu. Eben so dürfte es sich bei glücklichern Forschungen ergeben, daß wenigstens zur Regenzeit mehre dieser Flüsse in Verbindung mit einander stehen, und die westlichen Wasser mit dem Nile Egyptens ein System bilden, denn daß der Nil vieles Wasser aus Westsudan und namentlich aus einem See beziehe, ist nach Linants überwiegenden Gründen wolsnicht mehr zu bezweifeln. Von diesen Flüssen kennt man gegenwärtig den Dschioliba, Yeou und Schary.

Der Dschioliba gilt bei den Geographen noch immer für den Niger der Alten; er könnte es jedoch nur dann sein, wenn er wirklich gegen Osten fließt, und seine Wasser mittel- oder unmittelbar mit dem Nil Abiad in Verbindung stehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach fällt jedoch der Dschioliba in die Bucht von Benin *), und kann eben darum nicht der Niger sein. Der Niger der Alten fließt von Westen nach Osten. Der Dschioliba fließt aber von Westen nach Nordosten, dann nach Norden bei Cabra, dem Hafen von Timbuktu vorbei, wendet sich als Quorra südöstlich, dann südlich und fällt nach mehren Katarakten und Stromschnellen als ein großer Fluß in die Bai von Benin. Dieses ist das Wahrscheinlichste; denn der Kongrücken, welchen Clapperton bei seiner zweiten Reise überstieg, bildet kein Hinderniß. Wie denn überhaupt hier zu bemerken ist, daß die Gründe gegen einen Stromlauf, die von Querketten hergenommen sind, nicht immer als haltbar erscheinen. Flüsse werden oft durch kleine Rücken und selbst unter der Oberfläche befindliche Gräten mehr, als durch Gebirge modifizirt. Letztere haben offne tiefe Thäler und Risse, welche immer groß genug sind, um einem Flusse den Durchgang zu gestatten. Beispiele würden häufig anzuführen sein, wozu hier der Ort nicht ist. Erwähnt mußte jedoch die Sache werden, um die Gründe, welche gegen die Mündung in die Beninbai, wie andererseits die Verbindung mit dem

*) Was durch die Gebrüder Lander nun Gewißheit ist.

Nil vom Konggebirg und der Mandaraterrasse hergenommen werden, zu beseitigen.

Der Yeou entspringt im Westabfall des südlichen Hochlandes, nimmt mehre Flüsse auf, strömt nordöstlich, dann östlich und fällt in Bornu in den Tschadsee. Ist es vielleicht der Dschioliba selbst? Auch dafür sind Stimmen und zwar der Eingebornen selbst vorhanden, die den Strom von Timbuktu nach Haussa und Bornu fließen lassen! Dem sei wie ihm wolle, so bin ich weit geneigter, den Yeou für den Niger der Alten zu nehmen, als den Dschioliba, wofern er in Benin mündet. Der Yeou strömt von Westen nach Osten und Krokodile und Flußpferde sind häufig auch in ihm, wie in allen Flüssen Sudans.

Der Schary entspringt in dem nördlichen Abfalle des Südlandes, fließt durch die Terrassen herab und gegen Norden in den Tschadsee.

Steht der Tschad mit dem Fittresee durch den in der dürren Jahrszeit trocknen (?) Bahr el Ghazel, oder Gazellenfluß in der Regenzeit in Verbindung? Fließt aus dem Fittre der Abiad oder weiße Fluß? Dieses ist nicht unwahrscheinlich, aber wie das ganze Flußsystem von Centralafrika ein großes — Fragezeichen.

Gebirge sind das Mondgebirge, dessen westlicher Arm das Konggebirg heißt. Es umgibt Sudan in einem großen Bogen gegen Süden und fällt wie gesagt in mehren Terrassen gegen Nord und Nordost ab. In Osten streckt es einen eben so gewaltigen Arm wie in Westen, nemlich das Hochland von Habesch aus. In dem ganzen Abfall von 30° Länge bis zum Meerbusen von Guinea im Hochlande der Amboser, lassen Sagen und bereits bekannte Spuren, vulkanisches Gestein vermuthen, ja sogar auch thätige Vulkane!

Freigebig hat die Natur dieses Land ausgestattet. Kostbare Holzarten liefern die Hochwälder, welche sich besonders an den Bergabhängen lang hinstrecken und selbst Sudan erfüllen. Man darf sich das Land nicht als ein Flachland denken, sondern als ein Land voll Hügel und Wald. Eben so köstliche Produkte würde der Ackerbau liefern, sobald seine Anbauer es in ihrem Vortheil fänden, ihn darum anzusprechen. Wie im Thale von Caracas würden auch hier Weizenfelder mit Zuckerplantagen und Indigofeldern, Obstgärten mit Kaffee- und Kakaopflanzungen abwechseln. Baumwolle, Reis, Hirse und Indigo gedeihen. Die Wälder sind voll Wild, vom Elephanten bis zum Sta-

chelschweine und der Ratte, die Bäume voll Affen, die Luft voll Vögel, die Flüsse und Seen voll Fische der trefflichsten Art, aber auch grosze Eidechsen und Nilpferde. Die Berge geben Eisen, Blei und Gold im Überfluß. Der Mensch nährt ungeheure Scharen Geflügel; 40 Hühner kaufte Denham in Bornu für einen Piaster. Rindvieh, Ziegen, Schafe, Schweine, Hunde, herrliche Pferde und geduldige nutzbare Kameele. Salz hat Sudan nicht, denn dieses ist der Reichthum der nördlichen Wüste, deren Bewohner es an die Sudaner abgeben. Salzhandel ist daher hier das belebende Prinzip des Völkerverkehrs.

Das Klima Sudans ist ein Tropenklima und im Schatten steht der Thermometer vom Februar bis Mai, als in welcher Zeit die Europäer da waren, nicht selten auf 24° Réaum. Im Winter ist die Mittagstemperatur gewöhnlich 13 bis 15°. Indessen sind die Nächte sehr kalt, und gewiß wird der Leser überrascht zu lesen; daß mitten im niedern Centralafrika unter dem 12° nördl. Br. ein Nordländer vor Kälte umkam. Es war dieses Dr. Oudney, der gelehrteste des Kleeblattes, das er mit Clapperton und Denham bildete. An der Grenze von Kanno und der Westgrenze von Bornu, höchstens 1,200′ absoluter Höhe, überfiel am 26. Dezember die Karavane eine solche Kälte, daß die Schläuche hart froren, und zwar auf dem Rücken der Kameele: was sogleich die Krankheit und 17 Tage darauf den Tod des Reisenden herbeiführte. Der Thermometer sank auf 0, was indessen aber nicht nöthig ist, um in den Tropenländern Eis hervorzubringen. Man sah auf Cuba selbst bei 5° Réaum. Eis frieren von Messerrückendicke. Hieraus läßt sich mit Recht auf ein sehr veränderliches Klima Sudans schließen; und wie in allen heißen Ländern ist den Europäern auch hier warme Kleidung zu empfehlen, die besonders in einer Flanellkleidung am bloßen Leibe bestehen sollte, so sehr auch dieselbe bei heißer Tageszeit ihre Unbequemlichkeit haben mag. Die Vernachläßigung dieser Vorsicht hat hauptsächlich zum Mißlingen so vieler Expeditionen und zum Hinsterben so vieler Europäer beigetragen. Endlich bildet auch der Nordrand Sudans zugleich die Grenze der tropischen Regen, welche noch in ganz Sudan herrschen und das Jahr in zwei Jahrszeiten, in die trockne und in die nasse theilen.

Die Bewohner Sudans sind Neger, was sie schon zu Herodots Zeiten waren und vor ihm. Indessen haben die Araber die freien Neger bereits schattirt; und da sie sich mit

diesen durch Heiraten auch jetzt noch verbinden*, so ist der freie Bewohner Sudans ein Arabo-Neger. Die Sklaven hingegen sind eine reine Negerrasse, denn kein Araber heiratet ein Mädchen, deren Eltern nicht frei sind. Dieses alles gilt jedoch nur von den Nationen, deren freie Leute zugleich Muhameder sind. Die Heiden sind wahre Neger mit dem vollen Gepräge, das sie als Ureinwohner Afrika's bezeichnet. Die Heiden werden von den Muhamedern auch Kerdi, d. i. Ungläubige genannt. Indessen soll Sudan von 20 bis 30 verschiedenen Nationen bewohnt sein, welche sich alle durch ihre Sprache sowol als einzelne Eigenheiten unterscheiden. Den Muhameder zeichnet besonders sein Fanatismus aus, der durch den Eigennutz neue Nahrung erhält. Der Koran erlaubt ihm jedes Volk, das keine Offenbarung hat, zu unterjochen und zu Sklaven zu machen; mithin betrachtet er jeden Ungläubigen als gute Beute. Dieser Umstand wirkt auch hier sehr nachtheilig auf den Zustand der Völker ein und läßt im Innern die Aufhebung der Sklaverei, erst von der gelungenen Einführung des Christenthums oder des Islams erwarten, da kein Moslim den andern als Sklaven behalten darf, sondern freigeben muß.

Unter den bekannten Staaten können wir in ganz Sudan nur folgende aufzählen, und zwar 1) in dem Dschiolibagebiet, 2) in dem Tschadbeken.

1) Das Dschiolibagebiet.

a) Das Reich Bambarra.

Dieses Negerreich zieht sich am Dschioliba zwischen den 12° und 18° nördl. Br. und 15 bis 19° östl. L. von Ferro hin. Der Fluß stürzt durch die südlichen Theile des Landes über mehre Fälle und Stromschnellen hinab und eilt gegen Nordosten Timbuktu zu. Der westliche und südliche Theil dieses Landes ist sehr gebirgig, so daß Pferde nur mit Mühe darin fortkommen, weiterhin wird es jedoch sanfter, hügelig, bis es sich endlich um Timbuktu herum in die Wüste verliert. Bewässert wird das Land durch den Dschioliba, der in sich eine Menge Zuflüsse aufnimmt und majestätisch dahinfließt. Der See Dibbie wird von ihm innerhalb des Gebiets vom Bambarra gebildet. An Produkten ist das Land reich. In den Wäldern wächst hier häufig der Schi oder Butterbaum, jene köstliche Naturgabe, die auch allgemein im Lande als eine solche anerkannt wird. Köstliche Holzarten sind häufig tiefer im Lande, wo der Butterbaum aufhört, fängt der Palmenwuchs an, welcher in mannigfaltigen Arten die Gegend verschönert. Die Ko-

kospalme (?), die Dattelpalme und einige andere Arten schwingen ihre buschigen Gipfel hoch in die Luft. Feigen und Ananas erquicken den lechzenden Gaumen, und Gemüse mancherlei Art dienen dem frugalen Neger zur Speise. Eigenthümlich sind diesen Gegenden bis Bornu hin die Gurunüsse, welche in ganz Afrika großen Werth haben, die ihrer angenehmen Bitterkeit wegen besonders dazu beitragen, das oft so schlechte Wasser unschädlich zu machen. Die Europäer, welche diese Gegenden besuchten, rühmen, daß nach dem Kauen dieser Gurunüsse selbst das schlechteste Wasser wohlschmeckend gefunden wurde. Gewiß eine große Wohlthat in einer Gegend, wo gutes Wasser bei weitem seltner ist, als man sich nur denken kann. Dieserwegen werden die Nüsse des Guru *(sterculia acumminata)* sehr gesucht, und bis in das Land der Aschanti verführt. Sie haben die Größe einer Kastanie, und wachsen in 8 bis 10zolligen Schoten, in denen 7 bis 8 solcher Bohnen oder Nüsse von gelbgrüner Farbe liegen. Kaffee und Indigo wachsen wild; Reis, Hirse, Bohnen und Baumwolle werden angebaut.

In den tiefen Gegenden von Bambarra, so weit die Waldungen reichen, hausen Elephanten, eben so Löwen und viele große Katzen- und Hundearten, unter denen weder Panther noch Hyänen fehlen. Neben den Raubthieren leben auch Kaninchen und um Timbuktu im freien Lande eine Menge Gazellen. Rind, Ziegen, Kameele und Esel nebst Hunden sind Hausthiere. Pferde werden von Mauren eingeführt. Guineahühner und Tauben umgeben das Haus, der Strauß wirthet in der Wüste, während die Wälder voll bunter Pracht- und lauernder Raubvögel und die Gewässer mit Strandläufern und Wassergeflügel bedeckt sind. Der Flamingo ragt auch in seinem Prachtgefieder hervor. Fisch- aber auch krokodilreich ist der Dschioliba und der lachsartige Schebbel wird sehr gerne gegessen. Die größte Plage sind jedoch die Muskitos, welche auch hier heiße Luft von 19° mittlerer Jahrstemperatur lieben und dem Menschen das Tropenklima verleiden. Skorpione, giftige Schlangen u. dgl. bedrohen das Leben. Indessen wird der Mensch mit allen Gefahren und Unannehmlichkeiten jedes Klima vertraut; und so sehr wir uns in unser Klima finden, wo 9 Monat Winter und 3 Monat schlecht Wetter ist, eben so gut findet sich auch der Neger in sein heißes lebendiges Land. Die Bewohner anlangend, so sind sie Neger. Unter den Bambarranern haben sich auch Fulahs angesiedelt und leben unter ihnen zer-

streut. Mauren sind nur in großen Städten. Nomaden durchstreifen das offne Land, und die Tuariks sind eben so gefürchtet als die Beduinen in der Wüste, deren Bewohner nicht selten Einfälle unternehmen. Indessen ist Bambarra ein gebildetes Negerreich, das unsern Staaten im Mittelalter sehr ähnlich ist, um so mehr, da auch hier reiche Handelsstädte mitten unter ritterlichen Wegelagerern aufblühen. Die Felder werden, besonders in den nördlichen Gegenden, immer mit den Waffen in der Hand bestellt, eine Vorsicht, die sehr nöthig erscheint. Muhameds Lehre hat hier schon sehr vielen Eingang gefunden, was immer schon die Sitten mildert; Aberglauben und Amuletenkram, Zauber und Hexerei sind indeß kaum vom Christenthume, viel weniger vom Islam zu überwinden. Je näher indessen der Wüste, desto verbreiteter ist auch die Religion der Wüste. Ackerbau nährt die Bevölkerung, Handwerke kleiden und versorgen mit Gegenständen der Nothdurft und Bequemlichkeit, Handel bereichert sie. Letzterer wird in bei weitem größerem Umfange getrieben, als man gewöhnlich glaubt. In allen größern Städten werden große Märkte gehalten, der größte zu Jenné, der bei weitem wichtiger ist, als der in dem so berühmten Timbuktu. Eingeführt wird Salz, Tabak, Leinwand, Seidenzeuge, Sammt, Musselin u. s. w., auch Gewürze und Luxuswaaren durch die Wüste und aus den Raubstaaten. Auch die Völker Hochsudans stehen in lebhaftem Verkehr mit Bambarra. Die Regierung ist in der Hand des Königs von Sego, indessen hat jeder Ort seinen Vorsteher und zu Jenné oder Jinie und Timbuktu sind eigene Statthalter oder Scheiks eingesetzt. Hauptörter sind:

Bammaku, Grenzstadt im Westen gegen die Reiche Hochsudans in Manding und Fuladu hin. Das Städtchen ist nicht groß aber wohlhabend, indem es einen starken Salztransitohandel besitzt. Marabu liegt am Dschioliba 12° 48′ nördl. Br. auch hier belebt Salzhandel den Verkehr. In ganz Bambarra, also auch hier, gelten Kauris als Scheidemünze, und es wird nicht uninteressant sein zu wissen, welchen Werth diese kleinen Muscheln hier haben. Ein Minkali Gold, 1 fl. 45 kr. C. M. gelten 3,000, ein Silberthaler 6 bis 12,000 Kauris, eine Koralle 60, eine Bernsteinkoralle eben so viel, eine Schnur blauer Glasperlen 100. Seltsam ist, daß man trotz dem, daß man sehr wohl bis 100 zu zählen versteht, dennoch 80 Kauri ein Hundert nennt, und 60 ein Man-

dingohundert. Es geht also wol wie bei uns mit dem Worte Gulden oder Thaler. Kulicoro, 12° 52′ liegt am Dschioliba, handelt mit Salz und Baumwollenzeugen. Yamma, 13° 15′ nördl. Br., ein sehr bedeutender Handelsort. Hauptstadt ist indessen

Sego, zugleich Residenz des Königs zu Bambarra. Diese Stadt mit 30,000 Einw. ist in vier Vierteln an beiden Ufer des Dschioliba erbaut und mit einem Erdwalle umgeben. Die Stadt ist für Mittelafrika wirklich gut gebaut, die Straßen sind breit, die Häuser sind viereckig aus Lehm erbaut, oft zwei Stock hoch mit flachen Dächern und mitunter sogar weiß angeworfen. Es ist hier eine Fähre über den Strom, wovon der König einen Theil seiner Einkünfte bezieht. Mungo Park war der erste Europäer, der hier in dieser Stadt anlangte. Zerlumpt, halbnackt, krank und elend ward er hier mitten in Afrika plötzlich durch kultivirtes Land und das Getreibe einer lebhaften thätigen Stadt überrascht. Gleichsam betäubt saß er da, sah dem auf großen Doppelkanots überfahrenden Volke zu. Zwei Stunden saß er da, ohne daß die Reihe an ihn gekommen wäre. Selbst der Britte fühlte sich von dem Getreibe überrascht. Die Muhameder der Stadt haben hier vier Moscheen, und die vier Viertel heißen Sego Korro, Sego Boo, Sego Soo Korro und Sego See Korro. In letzterm residirt der König. Nordöstlich liegt in einer trefflich angebauten Gegend Kabba, eine bedeutende Stadt. Drei Tagreisen unterhalb Sego liegt ebenfalls am Dschioliba Sansanding, ein starker und ziemlich großer Handelsort mit 8 bis 10,000 Einw. Park fand hier 20 mit Kaufmannsgütern schwer beladene Kähne liegen. Zwei Moscheen, die sich nicht übel ausnehmen, sind die einzigen öffentlichen Gebäude; der Marktplatz ist ein großes Viereck voll Buden, und den ganzen Tag belebt. In jeder Bude ist andere Waare, und Park bemerkte: Perlen, Indigo, Schwefel, Spießglas, Ringe und Armbänder aus Kupfer und Silber, einheimische Zeuge, europäische Waaren u. s. w. Die Salzbuden nehmen eine Seite des Vierecks ein, und eine Platte kostet 8,000 Kauris. In der Mitte stand die Fleischbude mit trefflichem Fleisch. Wenn übrigens Park von eben so schönen Fleischbänken wie in London und von Bier besser als Whitbread spricht, so müssen wir dieses dem Reisenden zu gut halten, der nach der Wildniß von Jalonkadu jeden Schein von Civilisation im Lichte der Verklärung sah. Malzbier, welches in großer Quantität zum Verkauf auf

dem Ringe von Sansanding steht, ist indessen immer eine merkwürdige Erscheinung in Centralafrika. Auch Park schlug hier auf seiner zweiten Reise seine Bude auf, hatte, da er nach Landesmeinung sehr wohlfeil verkaufte, einen köstlichen Markt, erregte aber die Eifersucht des einheimischen Handelstandes, was nicht wenig zu seinem Untergange beigetragen haben mag. Ein noch größerer Marktplatz in Sansanding dient den großen Wochenmärkten, die alle Dienstag abgehalten werden, zum Tummelplatze.

Silla ist eine große Stadt an einem Arm des Dschioliba; hier ward Park auf seiner ersten Reise umzukehren genöthigt. Die Einwohner sprechen hier nicht mehr die Bambarasprache. Zwischen Silla und Sansanding liegt Madibuh, ein schönes Dorf der Fulahs, welche mit ihren Herden die Fluren bewohnen. Überall ist hier eine schöne Natur, überall eine fleißige ackernde Bevölkerung. Auf der Nordseite des Dschioliba, eigentlich Dschioli — Ba; denn Ba hat dieselbe Bedeutung wie Bahr, nemlich Fluß, durchschneidet man die Straßen, welche aus den Reichen Hochsudans ins Niederland führen; wie die Straße von Kaarta, von Ludamar u. s. w. Auch an diesen Handelsstraßen liegen bedeutende, stark bevölkerte Städte, die in reizenden wald- und wasserreichen Gegenden liegen. Als eine Besonderheit jener Gegend wird bemerkt, daß die Weiber mehr Ansehen haben, mit den Männern speisen, und überhaupt Zeichen vorgeschrittener Sittigung aufweisen. Auch das Land südlich von Dschioliba ist reich, angebaut und bevölkert und zeigt viele Städte und Flecken auf.

Östlich von Sansanding liegt Dschinne oder Jenné, eine große Stadt der eigentliche Markt von Sudan, mit 30,000 Einw. 13° 20′ nördl. Br. und 18° 46′ östl. L. von Ferro. Parks Nachrichten sind verloren und Caillies aus dem Gedächtnisse niedergeschriebene Berichte nicht genau. Indessen ist so viel gewiß, daß Jenné das eigentliche Emporium des Sudanhandels ist; daß die Märkte dieser Stadt aus allen Theilen Afrikas besucht werden, und daß eben darum Negerreichthum hier in seiner höchsten Blüte zu schauen ist. Wirklich muß es Staunen erregen, hier europäische Waaren in Fülle neben den Erzeugnissen Afrika's zu finden. Wir eilen jedoch zu

Timbuktu. Dieser Name macht an geographischer Berühmtheit selbst dem Niger den Rang streitig; obwol zu fürch-

ten ist, daß, wenn einst das Nigerräthsel eben so gelöst sein wird, wie das zu Timbuktu, eben so eine Maus geboren sein wird. Es dürfte sich wol schwerlich, das hochgelobte Dorado ausgenommen, auf der ganzen Welt eine Stadt solcher Aufmerksamkeit und solcher Bemühungen, sie aufzufinden, rühmen können, als Timbuktu. Diese Stadt soll ein Wunder der Welt sein, unermeßlicher Handel, ungeheure Schätze sollen in ihr aufgehäuft und sie bald von zweimalhundert bald von noch mehr tausend Menschen bewohnt sein. Es wurden daher abenteuerliche Reisen unternommen, um dieses Rom Afrika's aufzufinden; seit 1588 zähle ich nicht weniger als 48 Abenteurer, welche die Aufsuchung wagten und sämtlich ihr Ziel verfehlten. Major Laing erreichte zwar die Stadt, ward aber auf der Rückreise ermordet von den räuberischen Tuariks. Park verunglückte ebenfalls schon früher auf einer Beschiffung des Dscholiba. Ein junger Abenteurer René Caillié unternahm es endlich Europa von der Jungfernstadt Afrika's Bericht zu erstatten und wir geben hier wieder, was er berichtet.

Schon die Reise von Jenné nach Cabra, dem Hafenorte Timbuktu's, hätte ihn belehren sollen, daß er keiner Hauptstadt eines Welttheils entgegenfahre. Er fuhr mit einer kleinen Flotte von Piroguen den Fluß abwärts, allein anstatt das Land immer angebauter zu finden, fand er nichts als mit Wasservögeln besetzte Sümpfe. Cabra ist ein kleines Städtchen, der Peiräos des afrikanischen Athens, das zu jener alten berühmten Stadt jedoch in demselben Verhältnisse steht, wie die Neger, die es bewohnen, zu den Griechen. Cabra liegt auf einer kleinen Anhöhe, 3 Meilen nördlich vom Hafen, mit dem es durch einen Kanal in Verbindung steht, der jedoch voll Unrath ist. Cabra hat 1,000 bis 1,200 Einw. Morast ist überall und der ganze Feldbau beschränkt sich auf einige Datteln und etwas Tabak, der nicht über 6 Zoll hoch wächst. Cabra wird nur von Armen und Sklaven bewohnt, da ihre Herren zu Timbuktu wohnen. Am 20. April 1828 Nachmittags um ein Viertel auf vier setzte sich unser Abenteurer mit der Karavane, der er angehörte, in Marsch, um nach dem weltberühmten Timbuktu aufzubrechen. Zwischen zwei Sümpfen, an deren Rande einige 5 bis 6′ hohe Mimosen sproßten, ging es durch die traurige Öde hin. Nichts war mehr zu sehen, als beweglicher Sand, Fußgänger konnten nicht fortkommen, so daß die jungen Sklaven auf die Esel genommen werden mußten. Endlich erreichte man das Ziel und mit dem letzten Strahle

der Sonne zog der junge Caillié in Timbuktu ein! — „Beim Eintritt in die geheimnißvolle Stadt, dem Zielpunkte der Forschung der civilisirtesten Völker der Erde, fühlte ich eine nie zuvor empfundene Freude. Indeß kam ich bald von meinem Enthusiasmus zurück und fand; daß meine und Europa's Erwartungen nichts weniger als erfüllt waren, ich hatte mir von der Größe und dem Reichthum dieser Stadt eine ganz andere Vorstellung gemacht. Sie bietet beim ersten Anblick nur eine Masse schlechtgebauter Häuser aus Erde dar. Nach allen Richtungen sieht man nur unermeßliche Dürre, mit gelblichem Rande bedeckte Flächen. Der Himmel erscheint Abends am Horizonte blaßroth und das tiefste Schweigen deckt die ganze Natur, nicht vom Laute eines Vogels unterbrochen. Nichts bewundert man hier, als den Einfall und die Anstrengung des Menschen, dem es gelang, hier mitten in der todten Sandsteppe der Wüste eine Stadt zu gründen. Früher scheint der Strom nahe an der Stadt vorbeigeflossen zu sein, jetzt fließt er 8 Stunden nördlich davon und 5 Stunden von Cabra in gleicher Richtung.“

Caillié war an einen Timbuktuer, Sidi-Abdallahi, empfohlen, der ihn väterlich aufnahm und während der Zeit seines Dortseins durch 13 Tage liebreich und gastlich behandelte. Nach dem Abendessen ging Caillié in sein Gemach auf seine Matten. „Nachdem ich mich von meinem Wirthe getrennt hatte, ging ich, um auf einer Matte, die man in meiner neuen Wohnung auf die Erde gelegt hatte, zu schlafen. Die Nächte sind hier eben so warm als die Tage; ich konnte nicht im Zimmer bleiben und legte mich im Hofe nieder, wo es mir ebenfalls unmöglich war, einzuschlafen. Die Hitze war drückend, kein Lüftchen erfrischte die Atmosphäre, auf der ganzen Reise war es mir nie so unbehaglich zu Muthe.“

„Den 21. April machte ich Morgens meinem Wirthe Sidi meine Aufwartung; er nahm mich gütig auf, dann ging ich in der Stadt spaziren um sie zu untersuchen. Ich fand sie weder so groß noch so bevölkert, als ich sie erwartet hatte; sie ist viel unbedeutender, als ihr Ruf sie verkündete; man sieht auch hier keineswegs den Zusammenfluß der Fremden aus allen Theilen Sudans, wie zu Jenné. Ich fand auf den Straßen Timbuktus nur Kameele, die von Cabra herzogen, beladen mit den Waaren der Piroguenflotille; etliche Gruppen von Einwohnern saßen auf Matten und plauderten; viele Mauren lagen auf Matten vor ihren Thüren und schliefen im Schatten. Alles gewährte einen höchst traurigen Anblick. Diese geringe

Thätigkeit und Trägheit, welche in der Stadt herrschte, war überraschend; nur einige Kolanußhändler schrien wie zu Jenné ihre Waaren aus."

„Um 4 Uhr Nachmittags, als die Hitze abgenommen hatte, sah ich einige Negerkaufleute zum Spazirritte aufbrechen; alle wohl bekleidet und auf schönen reichgeschmückten Pferden; indessen durften sie sich nicht weit von der Stadt entfernen, aus Furcht vor den Tuariks, die um dieselbe herumschwärmen. Die Hitze war überaus drückend, als der Markt um 3 Uhr begann, auf dem man jedoch wenig Fremde sah; nur die Mauren vom Stamme Zauat kommen oft dahin. Im Vergleiche mit Jenné ist der Markt jedoch fast öde."

Dieses Bild entspricht freilich nicht demjenigen, was man nach den mancherlei Sagen, die zu uns gelangten, in Europa vermuthet hatte. Die Stadt liegt unterm 15° 15′ nördl. Br. und 19° 40′ östl. L. Sie hat 12,000 Einw., schlechte Cisternen, niedrige Häuser, die aus Lehmziegeln von Walzenform erbaut sind. Eine Lehmmauer mit 12′ tiefem Graben umgibt die Stadt, welche zwar einigen Karavanenhandel hat, aber nichts weniger als das Herz von Sudan ist. Sie wurde 1213 von Suleiman erbaut und war bald mächtig, doch eben so bald ihrer Unabhängigkeit beraubt, war sie Marokko, dann Haussa und endlich Bambarra unterworfen, von wo auch jetzt ein erblicher Statthalter eingesetzt ist. Die Bewohner sind Neger vom Stamme Kissur, so wie auch der Statthalter ein Neger ist. Die Mauren lassen sich jedoch hier nur temporär des Handels wegen wieder, werden bald reich und kehren darum in ihre Heimat zurück. Auf die Regierung haben sie jedoch keinen Einfluß. Die Statthalterwürde ist erblich und die ganze Regierung patriarchalisch väterlich und gut. Der Statthalter leitet das Volk, welches leicht zu leiten ist. Im Falle des Krieges sind alle bereit. Zwist und Prozesse sind wenig unter ihnen, welche im Entstehungsfalle immer von den Vorgesetzten und einer dazu berufenen Versammlnug entschieden werden. Caillié besuchte den Statthalter mit seinem Wirthe Sidi, der ein Freund des Fürsten war. „Er empfing uns in der Mitte seines Hauses, saß auf einer schönen Matte mit einem reich verziertem Kissen, wir saßen in einiger Entfernung von ihm. Der Besuch dauerte nur kurz und es wurden nur einige Fragen über den Aufenthalt Cailliés unter den Christen gewechselt. Der Fürst schien von freundlichem Wesen, mochte 55 Jahre alt sein, sein Haar war kraus und weiß; er war von gewöhnlichem Wuchse, schöner

Gesichtsbildung, dunkelschwarzer Farbe, hatte eine Adlernase, dünne Lippen, grauen Bart, große Augen. Seine Kleider waren wie die der Mauren von europäischem Zeuge, er trug eine rothe Mütze mit Musselin in Form eines Turbans umwunden, Pantoffeln von Saffian, im Lande verfertigt. So wie alle Bewohner, ist er ein eifriger Muselmann. Die Einwohner dieser nach allen Seiten offenen Stadt haben alle dieselbe Tracht wie die Mauren; sie nehmen mehre Weiber, gewöhnlich 4, und Skavinnen so viel sie wollen. Die Weiber leben in sehr untergeordneten Verhältnissen, doch gibt es hier keinen Mumbo-Jumbo. Die Timbuktuer stehen immer in Verkehr mit den Anwohnern des Mittelmeeres und haben wenigstens einige Begriffe von der Würde des Menschen. Am meisten jedoch meint Caillié, haben die Schönen Afrikas Ursache, um die Fortschritte der Civilisation zu beten, da der Zustand der Frauen immer zu dem Grade der Civilisation im Verhältnisse steht. Übrigens sollen sich die Bewohner reinlich und schön kleiden, auch sehr gut nähren; die Neger indeß weniger als die Mauren, die für vornehmer gelten und sich selbst dafür halten. Die Frauen sind nicht verschleiert, sie gehen aus wenn sie wollen und können Besuche abstatten, wie es ihnen beliebt. Sklaven gibt es sehr viele, ihr Loos ist jedoch gelinde und sie werden sehr gut behandelt, weswegen sie auch sehr ungerne von Timbuktu weggehen, und nur mit Thränen scheiden sie aus dieser Stadt. Dieses ist wol das größte Lob, welches man an dieser Wüstenstadt nachrühmen kann. Für den Gottesdienst gibt es sieben Moscheen, unter denen sich aber nur 3 durch ihr äußerliches Ansehen auszeichnen.

Die Plage Timbuktus sind die Tuariks, ein Beduinennegervolk, welches so oft es ihnen gut dünkt, als böse Gäste in die Stadt kommen Tribut, unter dem Namen Geschenke fordern, und als die eigentlichen Herren der Stadt angesehen werden können. Obwol sie feige und leicht zu überwinden sind, so wagt man es dennoch nicht, ihnen eine Forderung abzuschlagen. Sie haben die Stadt in ihrer Gewalt, da sie dieselbe der Hungersnoth preisgeben können. Timbuktu sowol als Busbehei eine Wüstenstadt, wie auch Tudeyni hängen ganz vom Salze der Wüste ab. Salz ist der Grund ihres Wohlstandes, für dieses beziehen sie ihr Proviant von Jenné aus, da sie durchaus keinen Ackerbau haben, auch ihr Land desselben unfähig ist. Schneiden ihnen nun diese die Zufuhr ab, oder stören den Handel, so ist die ganze Bevölkerung der Hun-

gersnoth preisgegeben. Daher sah auch Caillié das Haus seines Gastfreundes immer voll Tuariks, die so lange inlagen, bis befriedigende Geschenke verabfolgt waren. Die Tuariks oder Surgus sind Nomaden, welche am Dscholiba bis Haussa ihr Wegelagergewerbe treiben. Sie nähren sich, wie die Raubritter des Mittelalters, aus dem Stegreif, fordern Tribut von den Reisenden und üben schreckliche Räubereien, wenn nicht ihr Geleite theuer genug bezahlt wird. Sie haben auch Sklaven, die sie sehr hart behandeln. Übrigens sind sie reich an Vieh. Zahlreiche Schaf-, Rind- und Ziegenherden versorgen sie und die Wüstenstädte mit Fleisch, und diese hängen auch in diesem Bezuge von diesen Hirten ab. Sie haben auch große Kameelherden, welche sie zum Transport der Waaren mitunter vermiethen, jedoch thun dieses nur die Ärmern. Sie beobachten die Gebräuche der Moslims.

Wie alle Muhameder, haben auch sie mehre Weiber, deren Schönheit gewogen wird; je fetter, desto gesuchter. Eine wahre Tuarikschönheit muß wenigstens 2 Ztr. gutes Gewicht haben und so fett sein, daß sie ohne Hülfe zweier Personen nicht mehr gehen kann. Ein Tuarik, der diesen Schatz besitzt dünkt sich im Paradiese. Daß die Lebensmittel in Timbuktu sehr theuer sind, wird nach dem Gelesenen nicht befremden. Dieses ist also das weltberühmte Timbuktu; eine negrische Wüstenstadt mit 12,000 Einw. in Lehmhütten und von räuberischen Hirtenstämmen umschwärmt.

b) Das Reich Haussa,

oder wie es auch auf dem herrlichen Deckblatte zu Berghaus schönster Karte, die je aus eines Menschen Hand kam, heißt: das eigentliche Sudan, ist ein mächtiges Reich in Mittelafrika; der Sultan selbst nennt sich Sultan der Felatahs, welches wol dasselbe Volk mit den Fulahs sein mag, wie die gemeinschaftlichen Sprachen und Sitten ausweisen. Das Reich Haussa liegt zwischen dem 12° und 13° 10′ nördl. Br. und beiläufig 23° bis 29° östl. L. v. F. Das Land ist sehr gut bewässert, fruchtbar und schön. Der Quorra, der Strom von Timbuktu, nebst dem Yeou und vielen Flußadern bewässern das Land, welches reich ist an Erzeugnissen aller Art. Die Elephantenherden, Flußpferde, Katzen, Zibeththiere u. s. w. sind auch hier mit dem ganzen Gefolge der sechs Klassen des Thierreichs einheimisch. Waldungen und Feldbau sind im Überfluß vorhanden, und alles, was wir von den Produkten Sudans sagten, gilt hier in vollem Maße, so daß die Aufzählung über-

flüssig ist. Auch das Klima ist dasselbe. Nicht genug durchforscht, um Stoff zu einer systematischen Darstellung zu bieten, kennen wir das Land erst durch Denhams und Clappertons glückliche Expedition. Die zweite war zu unvorsichtig begonnen, als daß sie gelingen konnte. Die Bevölkerung des Landes steht auf einer bei weitem höhern Stufe der Civilisation, als man je in diesen Theilen Afrika's für möglich hielt. In Ermanglung also einer genauen Kenntniß des Landes wollen wir hier nur Denhams und Clappertons Tagebücher in den nöthigen Auszügen wiedergeben. Sie hatten sich schon länger bei dem humanen Scheik von Bornu aufgehalten und gingen nun, mit einem Empfehlungsschreiben von diesem versehen, nach Haussa; hier trafen sie folgende Städte nebst vielen Dörfern.

Das Gebiet von Haussa betraten sie mit der Provinz Katagun, in welcher die Hauptstadt gleichen Namens liegt, unter 12° 17′ nördl. Br. und 28° 41 östl. L. v. F. Sie ist eine der festesten Städte in Sudan, mit 7 bis 8000 Einw. Früher gehörte diese Provinz zu Bornu, seit sie jedoch von den Felatahs erobert wurde, hat sie durch diese Operation, die überhaupt zum Aufblühen der Länder nichts beitragen soll, sehr gelitten. Sie soll daher vor der Operation 4,000 Reiter und 20,000 Fußgänger mit Bogen, Schwertern und Speeren ins Feld gestellt haben. Korn, Baumwolle, Rindvieh und Sklaven sind die Handelszweige, in denen man sich als Scheidemünze der Kauris bedient. Gleich Bornu ist die Provinz flach, durch die Überschwemmungen des Yeou fruchtbar und theilweise gut angebaut. Die Bevölkerung besteht aus Bornuern, die gegen Fremde sehr zuvorkommend und verbindlich sind. Der Statthalter sandte auch den Engländern eine Ehrenwache entgegen und behandelte sie mit zuvorkommender Aufmerksamkeit. Allein auch hier war die erste Frage, ob man Sklaven brauche! Schießgewehre waren noch unbekannt, und als Clapperton das Ziel auf 60 bis 70 Ellen Entfernung traf, rief der Statthalter aus: Herr bewahre uns vor Teufeln, warf ihm aber gleich ein schönes Gewand als Zeichen seiner Zufriedenheit um.

Jenseit Katagun nimmt die Landschaft eine andere Gestalt an. Nach Osten und Westen erheben sich Hügel, zwischen deren bewaldeten Gipfeln anmuthige Thäler mit fleißigen Menschen die Früchte des wohlangebauten Landes genießen. In der Ebene wieder zahlreiche Herden, und die Straßen sind immer mit Menschen bedeckt, welche den großen Markt von Kano

besuchen. Einige tragen ihre Waaren auf dem Kopfe, andere beladen damit ihre Esel und Ochsen. Je weiter man kommt, desto romantischer wird die Gegend, die Hügel werden felsig und große losgebrochene Steinblöcke, geben den niedlichen Hütten, die so fleißig am Fuße derselben gebaut; und den schönen Pflanzungen von Baumwolle, Tabak und Indigo, die von einander durch Reihen von Dattelbäumen getrennt und von dickbelaubten Bäumen beschattet sind, ein freundliches Aussehen. Clapperton kam durch mehre ummauerte Städte, deren einige durch den Krieg verödet waren. Die Gegend ist aber noch immer sehr bevölkert und angebaut. Am Wege sitzen die Baumwolle spinnenden Felata Frauen, und bieten gegen Bezahlung den Vorüberziehenden Guffubewasser, gebratenes Fleisch, süße Bataten und Kaschu-Nüsse, damit man aber ja an ihrer Weiblichkeit nicht zweifle, besehen sie sich von Zeit zu Zeit in kleinen Spiegeln. Sie sind gefällig gegen Fremde, anmuthig und freundlich, und überaus lustig und munter. Mit besonderer Reinlichkeit und Fertigkeit verstehen sie Butter zu bereiten und überhaupt sind die Felatahfrauen gute Milchwirthinnen. Anmuthig sind die Züge, welche Clapperton erzählt: „Ich war krank und vom Fieber angegriffen unter einem Baume liegen geblieben, als mich ein sehr hübsches Felatah-Mädchen; das auf den Markt mit Milch und Butter ging, anredete. Sie war so nett und sauber in ihrem Anzuge, wie ein englisches Milchmädchen, heiter und anmuthig. Sie sagte, ich wäre von ihrem Volke und nach vielen unterhaltenden Gesprächen drängte ich sie zum Spaß, mich auf meiner Reise zu begleiten, während sie mit schalkhafter Lustigkeit meine Anträge ablehnte und mich zu ihrem Vater und ihrer Mutter wies. „Ich weiß nicht, wie es zuging, setzt er naiv hinzu, ihre Gegenwart schien die Wirkung des Fiebers zu vertreiben!“ Ein anderer Zug von der Güte dieses Volkes! „Das Wetter war heiter und schön; wir ritten durch kleine Thäler die anmuthig und grün waren und zwischen hohen Granitrücken lagen; klare Quellen kamen aus Felsen, aus denen junge Weiber Wasser schöpften! Ich bat mehre Male um eine Kürbisschale Wasser, um ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, indem sie sich anmuthig auf die Knie beugten, ihre Perlenzähne und Augen von brennender Schwärze leuchten ließen; reichten sie mir dasselbe auf das Pferd, und schienen höchlich erfreut, wenn ich für ihre Höflichkeit dankte; eine sagte dann zur andern: hörst du, der weiße Mann dankt mir! So kam man nach Kano.

Kano liegt 12° nördl. Br. und 27° östl. L. und hat 15 engl. Meilen Umfang. Sie ist mit einer 30′ hohen Mauer und einem Graben nach Außen und Innen befestigt. Es hat 15 Thore, welche mit hölzernen mit Eisenblech überzogenen Thüren bei Sonnenuntergang geschlossen werden. Innerhalb der Mauern ist nur ein Viertel mit Häusern besetzt, den leeren Raum nehmen Felder und Gärten ein. Die Häuser sind viereckig, nach maurischer Art und von Thon gebaut. Sie haben einen innern Raum, dessen Dach durch Palmenstämme unterstützt ist, wo Besucher und Fremde angenommen werden. (Das alte Modell der Tempel!) Das Schloß des Statthalters gleicht einem ummauerten Dorfe und bedeckt einen großen Raum, indem es eine Moschee und mehre 3 bis 4 Stockwerke hohe Thürme mit Fenstern nach europäischer Art, aber ohne Glas und Rahmen enthält. Man geht durch zwei dieser Thürme zu den innern Zimmern des Statthalters. Kano hat über 30,000 Einw. und wird von Karavanen aus allen Theilen Afrika's besucht. Der Markt ist gut eingerichtet und jedes Stadtviertel ist besondern Handelsartikeln zugewiesen, die alle in größter Ordnung in Bereitschaft stehen. Die Fleischer sollen so geschickt wie in Europa sein und das Fleisch für das Auge herzurichten verstehen. Nahe den Fleischbänken sind Garküchen, wo man reinlicher als in unsern Gasthäusern bedient wird; doch essen die Weiber nie in den Garküchen, auch in Gemeinschaft der Männer nicht. Die Buden sind aus Bambus bereitet und bilden regelmäßige Gassen und jede hat einerlei Waare, zu welcher man durch Musik hinzulocken sucht. Der Handel wird sehr besonnen geführt, und weise Gesetze bewahren ihn. Clapperton kaufte hier einen englischen baumwollenen Regenschirm für 3 spanische Thaler, wobei er einen Erlaß von $2\frac{1}{2}$ pCt. als Segen erhielt. In einem abgesonderten Theile der Stadt wird Sklavenmarkt gehalten. Zwei Schoppen sind zu dem Ende, der eine für Negerrinnen, der andere für Neger erbaut. Doch ist hier die Sklaverei so gelinde, daß sie für kein Unglück gehalten wird. Sie sind hier Glieder der Familie, verheirathen sich mit den Sprößlingen derselben, und werden zu allen hohen und vertrauten Aufträgen gebraucht. Von einer Sklaverei, wie sie unter Christen gefunden wird, ist hier gar nicht die Rede. Sklaven werden zu Gewerben, Sklavinnen zu Handarbeiten gebraucht. Auch Psyllen oder Schlangenbändiger gibt es hier, und Clapperton wurde von zweien derselben besucht, die ihm alle Kunststücke mit ihren gräulichen Thieren zeigten, wie die Indier. Auch fand er zu seinem Ver-

gnügen tüchtige Boxer und man kann sich denken, wie ihm dabei das englische Herz im Leibe lachte! Die Kanoer sind wegen ihrer Kattunfärberei sehr berühmt.

Von Kano gegen Sakatu hin wird das Land immer bevölkerter und Stadt reiht sich an Stadt, Dorf an Dorf; die meisten waren mit Mauern umgeben. Der Anbau wurde immer fleißiger, das Land immer schöner, je näher man der Hauptstadt kam. Hier ist also mehr als Timbuktu und man wird auch hier an Saul, den Sohn des Kis erinnert, der eine Eselin suchte und ein Königreich fand. Seitwärts gegen Norden zu liegt die große Stadt Kaschna, unter 13° 5′ nördl. Br. und 26° 14′ östl. L., welche 50 Moscheen haben soll. Dieser Theil von Haussa schien Clapperton ein geschmückter Garten von England, mit großen Bäumen beschattet. In jedem Dorfe empfing man ihn mit Trompetenschall, und in der Nähe von Sakatu kam ein Bote des Sultan Bello ihm entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Er ward mit dem Jubel des Volkes empfangen, als er um Mittagzeit anlangte. Man führte ihn zum Gadado oder ersten Minister Bellos, der ihn zuvorkommend empfing und ihm ankündigte, daß er morgen zur Audienz geführt werden sollte; denn auch hier gibt es ein Hofceremoniel. Sakatu liegt unter 13° 4′ 52″ nördl. Br. und 23° 53′ östl. L. von Ferro am Quaramma, der ein Zufluß des Quorra oder Dschioliba ist. Sie ist erst 1805 erbaut und wahrscheinlich dieselbe mit der Stadt Haussa, die man als besondere Stadt nicht kennt. Sie hat 40,000 Einw. und ist die größte Stadt Centralafrika's, die man kennt.

Hier bestand Clapperton eine Audienz, welche die Mißgriffe der Europäer ins klare Licht stellt, sobald sie in Afrika Entdecker machen wollen. Einer derselben ist, daß mehr auf körperliche Stärke als geistige Bildung gesehen wird; ein zweiter Mißgriff, daß die Entdecker oft die gehörige Klugheit nicht beobachten, welche die Verhältnisse fordern. Die Audienz bei Sultan Bello, welche einen so tiefen Blick in die Lage Sudans thun läßt, wird sogleich beides bestätigen. Es ist komisch zu sehen, daß ein brittischer Offizier nicht einmal seinen Gibbon oder Hume gelesen hat und vor einem Barbaren ein so schlechtes Examen besteht. Es war am nächsten Morgen nach der Ankunft, als ihn der Sultan empfing. Dieser saß auf einem kleinen Teppich zwischen Pfeilern, welche das Dach stützten; Pfeiler und Wände waren nach maurischer Art weiß und blau bemalt. An der Wand stand ein Schirm, auf dem ein Blumentopf gemalt

war und zu jeder Seite ein Armsessel mit einer eisernen Lampe. Nach einem herzlichen Willkommen fragte Sultan Bello allerlei über die Christenparteien in Europa, und ob die Engländer Nestorianer oder Socinianer wären? Der arme Claperton klapperte hier wirklich eine sehr ungeschickte Antwort heraus, indem er die Engländer Protestanten nannte, welchen Namen er jedoch sehr schlecht erläuterte und endlich mit einem eben nicht ehrenvollen Geständnisse; daß er in den religiösen Unterscheidungen nicht bewandert sei, auswich. Ob diese Erklärung bei einem Manne, wie Bello, der über die Sekten Muhameds gewiß genügende Antwort hätte geben können, einen hohen Begriff von den Europäern erweckte, lasse ich dahingestellt sein: erinnere mich aber an den Inka von Peru, der Pizarros Gemeinheit sehr gut zu errathen wußte. Die Unterredung kam nun auf einen eben so delikaten Punkt. Wir werden bei der Beschreibung Bornus eines sehr unmenschlichen und unklugen Kriegszuges der Tibbos durch Mandara gegen die Felatahs gedenken, dem der unvorsichtige Denham sich anschloß, dabei seine Habseligkeiten und beinahe auch sein Leben einbüßte. Sultan Bello war natürlich sehr entrüstet darüber, da die Felatahs seine Unterthanen sind, welche die herrschende Nation Sudans ausmachen. „Was machte euer Freund bei diesem Raubzuge?“ „Er ging mit aus Neugierde, um neue Länder zu sehen.“ Der Sultan war mit dieser Antwort zufrieden! Er zeigte Bücher vor, die Denham verloren hatte; befahl alles demselben zurückzugeben, was sein war, und erwähnte dieser Sache nicht mehr. Das ist gewiß mehr, als man von einem Barbaren erwartet!

Die zweite Aufnahme Claptertons, als er 1825 wieder nach Sakatu kam, war freilich kälter und Bello mißtrauischer gegen Fremdlinge; die nach seiner richtigen Ahnung eben nicht immer die humansten Geschenke bringen. Major Denham hatte dem Scheik von Bornu einige Raketen zum Geschenk gemacht, und dieser hatte sich derselben zur Abbrennung einiger haussascher Felatahstädte bedient; war nun Bello wirklich so treulos, als er Clapperton von einem Besuche des Scheik von Bornu zurückhielt?

Die Geschenke empfing Bello mit Bewunderung und Entzücken, er zeigte sich für den Gedanken der Aufhebung der Sklaverei sehr empfänglich und freute sich darüber. Eben so war er von dem Kriege der Griechen gegen die Türken unterrichtet, begriff das Institut der Zeitungen, der Krieg mit Algier, die

Ausdehnung des englischen Handels und die Eroberung Indiens waren ihm sehr wohl bekannt. Er schien sehr geneigt mit England in Verbindung zu treten, verlangte einen Konsul und einen Arzt (diese und Geistliche sind diejenigen, welche am sichersten dahin zu senden waren; erstere ihrer wohlthätigen Kenntnisse wegen, letztere wegen der größern Gewandtheit in Behandlung der Völker). Interessant ist folgende Erzählung: „Der Sultan schickte eines Nachmittags zu mir. Ich wurde in einen Theil des Palastes geführt, den ich zuvor nie gesehen hatte. Es war ein hübsches Zimmer in einem viereckigen Thurme, der mit einer Kuppel (?) bedeckt war, auf 8 geschmückten Bogen ruhend, mit einer glänzenden Messingplatte in der Mitte. Zwischen den Bogen und der Außenwand des Thurmes war die Kuppel von einem niedrigen Geländer längs einer Gallerie umschlossen, welche in die obern Zimmer führte. Wir hatten ein langes Gespräch über Europa, er sprach über das Mohrenkönigreich in Spanien und schien zufrieden, als ich ihm sagte; daß wir im Besitze von Gibraltar wären. Er bat mich von England ihm einige arabische Bücher und eine Weltkarte zu schicken, und versprach den Gelehrten Belohnung und Schutz in seinem Lande. Er versprach auch von dem Gold und Silber in den Hügeln von Jakoba und Adamowa; aber ich versicherte ihn; daß es uns weniger um Goldminen als Handel zu thun sei, und daß wir nur nach Verbindungen und Kenntnissen strebten?“ Er entließ die Weißen mit herzlichen Gebeten für ihre glückliche Heim- und sichere Wiederkehr.

Dieser Sultan wird uns so geschildert; „er hat ein edles Ansehen, ist 44 Jahre alt, obgleich er weit jünger aussieht, er mißt 5′ 10″, ist stattlich von Gestalt mit einem kurzem, lockigem, schwarzem Bart, kleinem Munde, schöner Stirn, griechischer Nase, großen schwarzen Augen. Er war in ein lichtblaues Baumwollengewand gehüllt, mit einem weißen Musselinturban bedeckt, dessen Shawl er über Nase und Mund nach Art der Tuariks trug. Sklaverei ist auch hier eingeführt, aber gelinde. Sklavenjagd wird von zwei Seiten her ermuntert: durch die Mauren im Norden und die Christen im Westen. Nur diejenigen Sklaven fühlen sich unglücklich, welche einer dieser beiden Räuberarten verkauft werden. Haussklaven in Sudan werden als Glieder der Familie betrachtet, mit der sie oft durch die heiligsten Bande zusammenhängen. Haussa ist ziemlich das, was Rom zu Zeiten eines Numa Pompilius war.

c) Das Reich Zegzeg.

Es liegt südlich von Kano 11° nördlich und 27° östl. L., ist unabhängig vom Sultan Bello, dessen Macht sich sehr weit über die Terrassen von Jakoba und Adamowa nach Süden hin erstreckt. Von diesem Reiche wissen wir indessen nichts, als was uns Lander, Clappertons treuer Diener und in jeder Hinsicht gescheiter als sein Herr, erzählt. Das Land ist wol bevölkert, die Einwohner obschon auf einer niederern Stufe der Civilisation als die nördlichen Haussaer, bebauen doch ihr Feld sorgfältig, so daß es einem Garten gleicht. Die Hauptstadt ist Caria oder Zaria, wo Lander einen kurzen, aber gezwungenen Besuch beim Sultan von Zegzeg machte, der ihn auch wohlwollend empfing, über einige Geschenke sehr erfreut schien und ihn unbeschädigt wieder entließ. Der Sohn des Königs führte ihn zu den Weibern, die aber bei seinem Anblicke alle davon liefen. Er wurde vom Prinzen auch mit einer schönen jungen Sklavin beschenkt, welche ihm unterwegs sehr gute Dienste leistete, und sich als treues Naturkind bewährte. Die Stadt Zaria ist von Felatahs bewohnt, hat bei 40 bis 50,000 Einwohner, viele Moscheen, Minarehs, Häuser mit flachen Dächern und ist in einer der schönsten Gegenden der Erde gebaut. Ackerbau innerhalb und außerhalb der Mauern und Handel nähren die Bewohner reichlich. Was wären diese Völker, reizten sie nicht die ewigen Nachfragen nach Sklaven von Außen, zu innerlichen Kriegen?

b) Das Reich Jakoba.

Dieses liegt südlich von Zegzeg, ist wahrscheinlich ganz von Haussa abhängig, weil der König selbst Sklaven als Geschenk nach Sakkatu gebracht hatte, welche ihm in Betracht daß er von dem Scheik von Bornu mit seinen Verbündeten den Yemyem, die Kannibalen sind, eine Niederlage erlitten hatte, erlassen wurden. Lander reiste mit ihm bis Danrora, in der Nähe von Jakoba 8° 20′ nördl. und 26° 8′ östl. L. Es ist eine ziemliche Stadt, die Völker werden aber in dem Maße roher, als gegen Süden der Islam dem Heidenthume weicht. Die Einwohner dieser Gegenden verschmähen alle Kleidung, sind aber ein gutmüthiges, den Sklavenjagden aber sehr ausgesetztes Volk. Die Stadt Kutup, 1° nördlich von Jakoba besteht aus 500 kleinen Dörfern, welche in einer großen und schönen Ebene fast unmittelbar neben einander liegen. Hier sah Lander seitdem er die Küste verlassen hatte, zum ersten Mal Pisang, Palmen und Kokosnußbäume in großer

Menge und trefflich gedeihen. Felatahs, welche hier ansäßig sind, treiben starken Vieh- und Sklavenhandel. Der Markt ist sehr gut versehen mit afrikanischen und europäischen Waaren. Der Sultan wurde vom Lander beschenkt und beschenkte wieder mit einem Schaf, 2 Ochsenbuckeln und Reis. Das Rindvieh zeichnet sich nemlich durch die Abnormität aus, wodurch die bildende Natur Afrikas sich zum Kamelisiren neigt. Diese Buckel gelten indessen für Leckerbissen und sind 10 bis 12 Pfund schwer. Die Frauen des Sultans von Kutup haben unumschränkte Freiheit. Mehr ist uns von diesen Gegenden nicht bekannt. Nach Jakoba selbst, kam Lander nicht, weil ihn der Sultan von Zegzeg zu einem Besuch auffangen ließ.

e) Das Reich Borgo.

Dieses wird in 2 Provinzen getheilt, nemlich in die Provinz Bussa und Kiama. Es liegt zwischen dem 9 und 11° nördl. Br. und 22 und 23° östl. L. am Dschioliba, oder, wie er hier genannt wird, Quorra, auch Youri und zwar am westlichen Ufer. Bussa ist eine beträchtliche Stadt, in deren Nähe Park 1805 seinen Untergang fand, den er wahrscheinlich seinem englischen Eigensinne zu danken hatte. Der Sultan von Borgo hatte ihn ersucht zu bleiben und warnte ihn vor Gefahr, ohne sicheres Geleite weiter zu schiffen, da gefährliche Klippen in der trocknen Jahrszeit das Schiffen ohne Piloten unmöglich mache. Nichtsdestoweniger reiste er ohne Erlaubniß des Sultan ab, blieb auf den Klippen mit dem Boote hangen, ward von den Eingebornen, wahrscheinlich ohne feindliche Absicht umringt, und stürzte sich mit seinem Begleiter in den Fluß, wo er umkam. Gleich darauf traf die Bussaner viel Unglück, eine Seuche raffte sie hinweg, und dieses alles wird dem Unglücke Parks zugeschrieben. Seit dieser Zeit wird der Ort, wo Park Schiffbruch litt, als Nationalfetisch betrachtet, und in ganz Centralafrika gilt das Sprichwort: „beleidige keinen Weißen, sonst kommst du um, wie das Volk von Bussa.“ Ein verhängnißvolles Wort, wenn es die Weißen zu benutzen verstehen!

In der Provinz Kiama kehrte Clapperton auf seiner zweiten Reise ein und stattete dem Sultan Jarro einen Besuch ab. Da das Reich kurz vorher mit Bello von Haussa in Krieg begriffen war, so lagen viele Ortschaften niedergebrannt da! Die Felatahs bedienen sich als Brandstifter der sanften Tauben. Sie binden ihnen Brände an die Schweife, womit sie die Strohdächer anzünden, auf welche sie sich nieder-

lassen. Ich glaube dieses aber nicht. — Die Stadt Kiama, 9° 40′ nördl. Br. und 23° östl. L., soll 20,000 Einw. haben. Sultan Jarro nahm den Weißen sehr gut auf. Wie Abraham einst den Herrn bewirthete, so that es auch dieser Patriarch; wie überhaupt das 1. Buch Mosis diese Länder und die Sitten ihrer Bewohner unübertrefflich schildert. Eier, Honig, Bananen, Käse, dicke Milch und Fusu, eine Art Kuchen, waren das Mahl, zu dem der König mit seinem fremden Gaste zu Tische saß. Höflich erwiederte er auch oft die Besuche Clappertons Charakteristisch ist die Schilderung des Empfangs.

Jarro, ein starker Mann von gutem Aussehen mit römischer Nase und kurzem krausen Haare, kam ihm auf einem hübschen Fuchse entgegegeritten, umgeben von Bewaffneten zu Fuß und zu Pferd. Neben ihm liefen 6 ganz nackte Mädchen von 16 Jahren, die blos ein weißes Band um die Schläfe gebunden hatten, dessen lange Enden auf die Schultern herabhingen. Ihren Leib zierte eine Korallenschnur. Jede trug drei leichte Lanzen in ihrer Rechten und ihre leichten Gestalten schienen, indem sie allen Bewegungen des galoppirenden Sultans folgten, kaum die Erde zu berühren. Ein Mann mit Speeren folgte ihnen, um sie mit neuen zu versehen, wenn der Sultan diejenigen, welche sie trugen, verschossen hatte. Sie besuchten den Reisenden, warfen aber blaue Röckchen um, bevor sie seine Schwelle betraten. Jarro war besonders über die mitgebrachten Geschenke erfreut und bot Clapperton eine seiner Töchter zur Frau. Sofort führt ihn Abubekr zur Prinzessin, die mehre Gemächer bewohnte. Es war ein hübsches Zimmer, eine Matte lag auf dem Boden ausgebreitet, worauf er sich setzte. Die Dame trat ein und kniete vor ihm nieder. „Ich fragte sie, ob sie in meinem Hause wohnen wolle, oder ob ich in das ihrige kommen sollte. Sie antwortete, daß dieses bei mir stünde. Gut, sagte ich, dann komme ich und wohne hier, weil ihr das bessere Haus habt. Sie lag auf ihren Knien, so lang ich bei ihr blieb.“ Indessen sind die Sitten dieses Landes, wie man sieht, den Unsrigen schnurstracks entgegen! Die Kiamer gelten indeß für die größten Diebe in ganz Afrika. Ein Borguer und Raubmörder sind gleichbedeutend und das Land so gut regiert, daß eine Stadt die andere plündert. Eine andere Stadt Borgu's ist Wava, sehr reich und mit europäischen Luxuswaaren sehr gut versehen. Die Einwohner sind ehrlich, lebensfroh und gutmüthig; sie hat weder Diebe noch Bettler. Nüchternheit und Keuschheit kennt man nicht. Die Tochter des Gou-

verneurs bot alle Reize auf, um sich den Weißen gefällig zu machen, kam aber allezeit halbtrunken. Endlich erklärte er ihr, daß er die ganze Nacht zu den Sternen bete und nichts Stärkendes als Noa inzasie, d. i. Thee trinke. Da verließ sie ihn sogleich und weinte bitterlich. Eine reiche Witwe buhlte auch um ihn, und reiste ihm sogar nach; sie soll eine wahre Semiramis gewesen sein. Indessen fanden die Wavaschönen keine Gnade vor seinen Augen.

f) Das Reich Jarriba oder Juriba.

Das Königreich Jurriba besteht aus einem anmuthigen flachen Lande, das von einem ackerbauenden Hirtenvolke bewohnt wird. Felatahs sind die vornehmere Kaste, vertragen sich aber gut mit den eingebornen Negervölkern, ohne sich jedoch mit diesen zu vermischen. Auch in diesem Lande zeigte sich bei der zweiten Reise Clappertons die Folge eines verheerenden Krieges der kurz vorher hier gewütet hatte. Wie einst in Rom, stand hier in Haussa ein zweiter Spartakus mit den Sklaven auf. Die Folgen waren hier nicht weniger blutig und schrecklich und die Gefahr eben so groß, als in der alten Hauptstadt der Welt. Dieselbe Ursache: Sklaverei; brachte auch hier dieselbe Wirkung, nemlich Empörung, hervor. Das Land Juriba wird indessen als sehr schön mit fruchtbaren Thälern durchschnitten und wohlbewaldet ohne bergig zu sein geschildert. Die Hauptstadt heißt Eio oder Katunga 9° nördl. Br. und 23° 50′ östl. L. Sie ist mit 20′ hohen Lehmmauern umgeben, hat Graben und 10′ Thore. Die Lehmhäuser sind mit Rohr bedeckt und auf 7 Marktplätzen ist beständiger Verkehr. Die Stadt liegt an einem Abhange am Fuße einer kleinen Granitkette, deren Gipfel sich wie eine Citadelle ausnimmt. Es sind dieses nemlich ungeheure Granitblöcke, von denen einige so schauerlich herabhängen, daß es scheint als könne sie ein Windhauch auf die Stadt herabstürzen. Außerdem umgibt sie noch ein dichtes Gehölz, das nicht wenig zu ihrem Schutze beiträgt. Die Häuser haben Pfeiler, welche die Zeltdächer stützen und an den Pforten sieht man Schnitzwerk von halberhabener Arbeit, die lebhaft an die Basreliefs Egyptens erinnern. Man sieht ganze Szenen dargestellt. Schlangen welche Antilopen erdrücken, kriegerische Aufzüge mit Trommlern und Musikanten begleitet, gerade so wie der Zug war, womit Clapperton eingeholt wurde. Dieser Zug ging 5 engl. Meilen durch die Stadt durch eine Menge Volks, durch welches die Peitschen und Stöcke der Königischen erst Bahn machen mußten, auf den Platz, wo der Sultan von Jurriba war.

Er saß vor seiner Residenz unter einem Zelte; zwei rothe und blaue Sonnenschirme mittelst langer Stangen waren über seinem Haupte ausgespannt und von Sklaven gehalten. Man wollte die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen fordern, stand aber auf die Weigerung Clappertons davon ab. Diese Ceremonie besteht in Folgendem und wird von allen Vornehmen gefordert. Man bestreut sich mit Staub und wirft sich flach auf die Erde nieder. Dieses Manöver ist nicht so leicht und erfordert eigene Geschicklichkeit, weswegen es auch in Gegenwart einiger Verschnittenen erst eingeübt werden muß. Man erstaunt mitten in Sudan die Stockspenden, Sonnenschirme, die zuvor eingeübten fußfälligen Anbetungen des Chinahofes wieder zu finden. Doch die Narrenkappen sehen sich überall gleich!

Gegen den Europäer hatte der König von Jarruba so viel Achtung, daß er ihn mit einem Händedrucke empfing, bei welchem die im Hintergrunde befindlichen Frauen in den Gruß mit einstimmten. Der König kannte weder die Zahl seiner Frauen noch seiner Kinder. Er hatte zwei große Hemde von blauer Farbe an und um den Hals einen Schmuck von 3 Schnüren blauer Perlen, auf dem Haupte aber eine mit blauen Kattun überzogene papierne Krone.

Übrigens sind die Jarribaer Fetischdiener und ihre Sitten erinnern nur gar zu sehr an die Guineastaaten, an Dahomey u. dgl. Der König stirbt in großer Gesellschaft, selbst die Cabocirs von Janna nebst 3 vornehmen Cabocirs vier Frauen und eine bedeutende Anzahl begünstigter Sklaven sind verbunden aus den Händen des Fetischpriesters Gift zu nehmen, das in einem Papageieneie gereicht; und wofern es nicht hinreicht, durch einen Strang unterstützt wird. Da der letzte König von seinem Sohne ermordet nicht eines natürlichen Todes starb, ward niemand verpflichtet ihm Gesellschaft zu leisten. Der Arme wird jedoch ohne alle Ceremonie begraben, bei den Reichen schießt man Gewehre ab, und die Verwandten bezechen sich im Trauerhause wacker mit Rum, wie bei uns! Merkwürdig in der Sittengeschichte dieser Völker sind die Schauspiele und hier in Centralafrika hätte man derlei wol schwerlich gesucht; dennoch sind in Katunga dieselben gebräuchlich, und eine Vorstellung die Clapperton hier sah, wird dem Leser gewiß hohes Interesse abgewinnen.

Zur Linken steht ein Fetischhaus; zwei große Granitblöcke von sonderbarer Form, in deren Nähe sich ein alter entblätterter Baumstamm erhebt, stehen im Süden; und vom Hause

des Gouverneurs, im Norden gelegen, überschaut man die ganze Szene; den Mittelpunkt nehmen zwei hübsche Baumgruppen und eine hohe Fächerpalme ein, welche den Cirkus beherrscht und deren Umfang sieben- bis achthundert Ruthen ins Gevierte beträgt. Die Schauspieler, in weite Säcke gehüllt, und den Kopf fantastisch mit seidenen, damastnen und baumwollnen Bändern in den schreiendsten Farben geschmückt, saßen unter den Baumgruppen; die Leute des Königs hielten sich in der Nähe, um Ordnung zu handhaben und die Menge zu verhindern; daß sie sich nicht in den für die Schauspieler bestimmten Platz eindrängte, auch eine Bande Musikanten war da, um ohne Unterlaß zu trommeln, zu pfeifen und zu blasen.

Der erste Akt bestand in einem ungemein gut aufgeführten Tanz, wenn man bedenkt; daß die Akteurs, welche sprangen und unter den verschiedensten Geberden sich umher tummelten, weder den freien Gebrauch ihres Gesichts, noch ihrer Hände und Füße hatten. Der zweite Akt war eine Riesenschlangenjagd. Einer der Sackmänner warf sich vor der Versammlung auf alle Viere nieder; sodann nahte sich eine hohe majestätische Gestalt, deren Kopfputz und Maske sich nicht leicht beschreiben läßt; das Ganze hatte eine glänzende Erzfarbe und glich bald einem über einem Helme ruhenden Löwen, bald einem mit einer ungeheuren Perücke bedeckten schwarzen Kopf; jede Bewegung zeigte ein neues Gesicht und eine neue Ähnlichkeit. Diese Figur hielt ein Schwert in der Rechten und erschien nach Kostum und Haltung als die Hauptperson. Sie nahte sich dem niedergestreckten Manne, gab mit ihrer Waffe ein Zeichen, und ein zweiter Akteur ward sozusagen dem ersten beigefügt; denn man legte den einen dicht an das Ende des Andern an. Die Enden der beiden Säcke wurden jetzt aufgetrennt und schienen sich in einen zu vereinigen. Nun schwenkte der Koryphäe sein Schwert in den Lüften mit solcher Kraft, daß man mit Wahrheit befürchten mußte, es möchten einige der Akteurs, welche ihn umgaben, um ihre Köpfe gekommen sein; allein diese wichen geschickt aus. Mit den zwei Säcken allein gelassen, schwenkte der Schwertmann mit Siegermiene von neuem seine Waffe und die Vorstellung begann. Der Kopf der Riesenschlange kam plötzlich zum Vorschein und versuchte den Koryphäen zu beißen, fuhr aber zurück, um dem drohenden Schwerte auszuweichen; sodann mehr und mehr dem bergenden Sacke entkriechend, zeigte sich endlich der ganze aufs täuschendste nachgebildete Schlangenleib. Nur der Bauch war etwas zu reichlich ausgefüllt. Die gelenksamen

Bewegungen des Unthieres wurden mit besonderer Wahrheit nachgeahmt; die Schlange öffnete und schloß ihren Rachen, der wahrscheinlich nur aus den beiden Händen des Schauspielers in ihrer natürlichen Form bestand. Sie konnte ungefähr 14′ lang sein, und der diesen ungeheuren Leib bedeckende Stoff glich vollkommen der Haut der Riesenschlange. Als das Thier eine Weile den Mann rings durch den Park hin verfolgt hatte, ohne daß es ihn einholen und beißen konnte, näherten sich alle Tänzer auf ein Zeichen des Koryphäen, welcher mit seiner Waffe ein Rad schlug und der Schlange anscheinend den Schwanz durchhieb. Diese krümmte sich wie in den letzten Zuckungen, die Schauspieler luden sie auf ihre Schultern und trugen sie, indem sie gleichsam röchelnd den Rachen öffnete und schloß, im Triumph nach dem Fetischtempel.

Im dritten Akt folgte der weiße Teufel. Die Schauspieler hatten sich in den Hintergrund zurückgezogen, und nur ein einziger blieb auf der Bühne. Sein Sack glitt mehr und mehr ab, und zeigte einen weißen Kopf, der mit lärmendem Zuruf begrüßt wurde. Die Menge erbaute sich höchlich an der Kunstvollkommenheit des Schauspielers, dessen Körper jetzt allmälig ganz zum Vorschein kam. Nun sah man eine Kreatur in Menschengestalt, wie in weißes Wachs gegossen, von mittlerer Größe und entsetzlicher Magerkeit, die vor Kälte mit den Zähnen zu klappern schien. Sie geberdete sich häufig, als ob sie Tabak nähme, oder sich die Hände riebe. Wenn sie ging, so that sie dies so linkisch, als der weichlichste Weiße, der zum ersten Mal die Füße nackt aufs Eis setzt, es nur immer zu thun vermöchte. Die Zuschauer, äußerst ergetzt über diese Karrikatur, beobachteten den Eindruck, der diese Vorstellung auf ihren weißen Gast machte. Clapperton bezeigte sein Vergnügen über die trefflichen Leistungen. Die Aufgabe war aber in der That sehr gut gelöst; damit schloß das Stück, dessen Zwischenakte mit Chören, welche die Frauen des Königs ausführten, und in welche die ganze Versammlung einstimmte, ausgefüllt wurden.

2) Das Becken des Tschadsees.

1) Das Reich Bornu.

Bornu ist nebst Haussa, eines der mächtigsten Reiche in Centralafrika und liegt zwischen 10° bis 15° nördl. Br. und zwischen 29° und 33° östl. L. Es grenzt in Norden an Kanem, von dem wir nichts sagen können; südöstlich an Loggum und den Schary; in Süden an Mandara, in Westen an Haussa, und in Osten an den Tschadsee. Dieser un-

geheure See ist mit mehren bewohnten Inseln und besonders mit unermeßlichen Scharen Vögel bedeckt. Gänse und Enten weiden auf eine halbe Schußweite in großen Scharen und der See scheint eigens für die befiederten Völker der Lüfte erschaffen. Er ist aber eben so fischreich, wie die Weise der Eingebornen zu fischen originell ist. Eine Schar Weiber gehen in den See, knien im seichten Wasser nieder, bilden eine Art Einzäunung und treiben so die schuppigen Bewohner des Wassers an den Strand. Die Hitze in Bornu ist außerordentlich groß, aber nicht gleichförmig; vom März bis Juni wirken die Sonnenstrahlen am heftigsten, und der Thermometer steigt um 2 Uhr Nachmittag oft auf 32 bis $33\frac{1}{3}°$ Réaum., welche Hitze von brennenden und erstickenden Winden aus Süden und Südosten begleitet wird; die Nächte sind ebenfalls heiß, da die Temperatur nicht unter 30° Réaum. sinkt. Mitte Mai herrschen gewaltige Stürme mit Gewittern, dann bestellt man die Äcker zur Saat, welches Ende Juni geschieht. Im Juli setzen unaufhörliche Regengüsse das Land unter Wasser, die Flüsse treten über und verwandeln die Ebenen in Wasserflächen; der Himmel ist nun beständig mit Wolken bedeckt und die heftigen Süd- und Ostwinde sehr heiß.

Im Oktober ist die Ernte und der Winter beginnt. Der Regen läßt nun nach und Nordostwinde reinigen die Luft. Ende Dezember und Anfang Januar ist Bornu kälter, als seine geographische Lage anzeigt und seine Temperatur zwischen 18°, 6 und 19°, 3 Réaum., welche wol des Morgens bis auf 11°, 5 fällt. In dieser Jahrszeit wehen frische Nord- und Nordostwinde, welche alles erquicken und die Gesundheit der Eingebornen wieder herstellen, die während der heißen und feuchten Jahrszeit von ansteckenden Fiebern, die sehr oft tödtlich sind, heimgesucht werden.

Bornu ist sehr stark bevölkert, man zählt 13 große Städte und 10 Dialekte der Fulah- oder Felatahsprache werden gesprochen. Aus Egypten sind in Bornu Araber eingewandert, die in verschiedene Stämme abgetheilt sind, und ihre heimischen Namen führen, im Ganzen aber Schuwas genannt werden. Diese sprechen sehr reines Arabisch, sind gewandt und verschmitzt, als Wahrsager und Diebe berüchtigt, unverschämt und zudringlich. Sie können aber 15,000 Mann ins Feld stellen. Übrigens beschäftigen sie sich mit Viehzucht und verkaufen jährlich 2 bis 3,000 Pferde nach Sudan. Die Kanowrys oder eingebornen Bornuer haben eine hohe Stirne, ein breites ausdruckloses

Gesicht, platte Negernase, einen großen, aber mit sehr schönen Zähnen geschmückten Mund. Sie sind sanft, friedfertig, gutmüthig und wie alle Neger mit glücklichem Leichtsinne begabt. Dabei aber sind sie furchtsam und leicht einzuschüchtern, jedoch sehr zur Rache geneigt.

Die gewöhnliche Nahrung des Volks und auch des Viehs ist eine Art Hirse, Gussub genannt, welche in Menge, fast ohne Kultur wächst. Arme Leute essen sie roh oder an der Sonne gedörrt; gequetscht und mit Wasser angemacht, bildet sie den Proviant des Soldaten. Zu Mehl gerieben und mit geschmolzenem Fette bereitet, heißt sie Koddel und ist ein Lieblingsgericht des Landes. Kasheia ist eine Art Korn, das wild wächst überall, wo sumpfiger Boden ist; es wird gekocht, oder als Mehl genossen. Man baut auch vier verschiedene Bohnenarten, welche Nahrung für Sklaven und Arme bilden. Vor den verheerenden Kriegen baute man auch Reis, bezieht ihn aber jetzt aus Sudan. Mais, Indigo und Baumwolle sind die köstlichsten Produkte des Landes: die beiden letzten wachsen überall wild, wo der Tschad das Land unter Wasser setzt. Auch der Sennastrauch ist in Menge vorhanden. Der Indigo Bornu's ist von besonders guter Qualität, und könnte einst wichtig für den Handel nach Europa werden. Der Ackerbau fordert wenig Mühe und wird auch sehr einfach betrieben. Mit Ausnahme einiger Feigen- und Citronenbäume, die der Scheik in seinem Garten zu Kouka pflanzen ließ, gibt es keinen einzigen Obstbaum in Bornu; wie denn überhaupt das Land arm an menschennährenden Vegetabilien, aber reich an Rindviehherden und Pferden ist.

Die Bekleidung der Eingebornen besteht in ein, zwei oder drei weiten Hemden, nachdem das Vermögen ist. Männer vom Rang bedecken sich den Kopf mit einer Mütze von dunkelblauer Farbe; die übrigen gehen mit nacktem Haupte. Aus Tripolis und Mesurata führt man auch große Mützen ein, die jedoch nur für Sultane und deren Gefolge bestimmt sind.

Die Bornuer sind Moslims und in dem Maße intoleranter, als sie auf einer niedern Stufe der Kultur stehen. Sie halten sehr auf die Beobachtung der Waschungen und Vorschriften des Koran. Selten haben sie mehr als zwei oder drei Frauen auf einmal, können sie jedoch entfernen, wenn sie ihrer satt sind, müssen aber die Aussteuer erstatten. Arme begnügen sich mit einer Frau; indeß wird von den Bornuerinnen wenig Annehmlichkeit gerühmt. Ihr Mund ist groß und breit mit dicken Lippen

die Stirne hoch und im Haarflechten besitzen sie wenig Kunst, beschmieren es indessen mit Indigo und Wachs. Sie bemalen sich Wangen, Stirne, Arme, Schenkel und Hüften; was wir freilich eben so seltsam finden, als Schminkdöschen, falsche Locken, Brüste, Hüfte u. s. w. bei den Bornuerinnen befunden würden. Indessen eine Tugend haben die Damen in Bornu, wovon unsere Frauen nichts aufzuweisen haben: sie sind die gehorsamsten und unterthänigsten Weiber auf dem ganzen Erdboden! — Wer sagt mir doch, wo Bornu liegt?

Unter die Hausthiere sind zu zählen die unermeßlichen Ochsenherden; die Schuara am Tschadsee besitzen deren wenigstens 20,000. Dieses ist jedoch nicht so viel, als Österreich auf gleichem Flächenraume besitzt. Am Scharyflusse sind noch einmal so viel. Pferde sind auch in Menge und großer Schönheit vorhanden. Diese werden zum Reiten und der Ochse als Lastthier gebraucht; nur die Häuptlinge besitzen Kameele. Wildpret ist in großer Menge zu haben. Die Wälder wimmeln von Antilopen, Gazellen, Hasen, einer Antilope von der Gestalt eines Hirsches, aber mit schraubenförmigen Hörnern, Korigum genannt. Rebhühner, Enten, Gänse, Wasserschnepfen, Pelikane, Kranicharten und Strauße, deren Fleisch man ißt, sind in großer Zahl vorhanden. Auch das Fleisch der Elephanten, Flußpferde und Krokodile wird gegessen, das letztere soll in manchen Theilen wie Kalbfleisch schmecken. Raubthiere in Bornu sind: Der Mensch, der Löwe, der Leopard, die Hyäne, und der Schakal, mehre Katzen u. s. w. Eine Unzahl Reptilien und Insekten machen das Leben unangenehm, und Schwärme von Heuschrecken verdunkeln bisweilen die Luft. Wo diese niederfallen, ist in wenig Augenblicken die ganze Vegetation bis auf die letzte Spur vertilgt; zur Strafe werden sie aber von den Einwohnern mit Begierde verzehrt und wahrscheinlich sind sie Herodots Heuschreckenesser; welche ungefähr in diese Gegend fallen.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts ward Bornu, welches stets ein Sultanat war, von den Felatahs unter Sultan Bello erobert, einem Sudanvolke, das über viele Negervölker herrscht. El-Kanemy ist der Camillus Afrika's, der das Volk aufregte, da alles verloren war und sein Vaterland befreite. Mit 400 Mann begeisterter Truppen schlug er 8,000 Felatahs. In wenig Monaten war sein Vaterland frei. Dieses, dankbar gegen seine Verdienste, bot ihm den Thron an, den er ausschlug und sich mit dem Titel eines Scheik begnügte, indem er den legitimen Monarchen, Mahomed, Bruder des letzten

Sultans einsetzte. Freilich ist dieser Sultan, der zu Agorno residirt, der Schatten und der Scheik der Herr! Seltsam sehen wir diese Thatsachen in Frankreich unter Karl Martell, in Japan, Habesch und Bornu sich wiederholen. Es ist gewiß interessant solche Ähnlichkeiten in den Schicksalen der Völker zu bemerken. Seine Anhänger vermehrten sich nun schnell, er gewann große Macht, führte glückliche Kriege und züchtigte alle, die den Felatahs beigestanden hatten. Die Gefangenen vertheilte er als Sklaven unter seine Anhänger. Durch 8 Jahre führte er einen harten Krieg mit dem Sultan von Begharmi, welches Reich auch noch zu entdecken ist, und man sagt, daß er 30,000 Begharmis theils getödtet, theils zu Sklaven gemacht habe. Dieses sind traurige Resultate des Sklavenhandels; und bestätigen das, was wir in der Einleitung zu diesem Werke gesagt haben. Der Sultan Mahomed, welcher den Scheik stets begleitete, verlor sein Leben in einem Kriege gegen den Sultan von Begharmi. Er ward vom Feinde erreicht: weil sein Pferd niedergestürzt war, so hielt er es unter seiner Würde sich zu vertheidigen. Er setzte sich unter einen Baum von ein Dutzend Sklaven, die ihn nicht überleben wollten, umgeben, den Kopf mit einem Shawl bedeckend erwartete er ruhig die Feinde, welche ihn mit ihren Lanzen durchbohrten. Sein Bruder Ibrahim ein junger Mann folgte ihm im Titel des Sultanats nach.

Mit Ausnahme des Sultans Bello der Felatahs, besitzt kein Fürst Centralafrika's gegenwärtig eine so ausgedehnte Gewalt; und man muß gestehen, sagt Denham, daß er sie gut anwendet. Er hat das Land von Räubern gereinigt und beschäftigt sich ernstlich damit, seine Unterthanen zu civilisiren. Er hat das lebhafteste Verlangen nach europäischen Waaren und wünschte sogar einen Münzapparat, um ein bequemeres Tauschmittel einzuführen. Als ihm Denham Vorstellungen wegen des Sklavenhandels machte, sagte er die merkwürdigen Worte: „Es ist wahr, wir alle sind Kinder eines Vaters; und wenn ihr sagt, daß die Adamssöhne einander nicht verkaufen sollen, so habt ihr allerdings Recht, denn ihr wißt alles und Gott hat euch große Gaben verliehen. Aber sagt einmal, was sollen wir thun? Die Araber, welche mit Waaren zu uns kommen, verlangen nichts anders dagegen als Sklaven. Warum sendet ihr nicht einige von euren Kaufleuten zu uns? Jetzt kennt ihr uns, ihr wißt, daß wir sie gut aufnehmen werden. Beredet sie, daß sie mit ihren Weibern herziehen, um sich unter uns niederzulassen

und uns Häuser und Schiffe bauen zu lehren, von denen ihr mir erzählt habt." Guter Scheik El-Kanemy! du hast das wahre Mittel angegeben, wenn es uns um die Civilisation deines Volks Ernst wäre! Niederlassungen unter diesen Völkern sind das wahre Mittel. Aber wir müßten ihnen nicht unsere Zuchthäuslinge, sondern unsere Franklins, Oberlins, Munros u. dgl. schicken — freilich haben wir ihrer selbst vonnöthen! Eines der sichersten Mittel Afrika zu civilisiren wäre indessen auch die Besitznahme der Nordküste, wozu Frankreich einen glücklichen Anfang gemacht hat. Vorzügliche Örter sind durch Denham und Clapperton bekannt geworden.

Lari, die erste Stadt nächst der Wüste auf einer Anhöhe mit Hütten, welche runde Dächer haben und Korndristen gleichen. Ziegen, Hühner, Kühe sahen sie häufig als Hausthiere und alle Weiber waren mit Baumwollenspinnen beschäftigt. Von hier kamen sie durch einen Akazienwald nach Woodie oder Wudi, wo eine herzliche und naive Szene vorfiel, die Denham also erzählt:

„Ich verlangte in dem Dorfe etwas Leban (saure Milch), ein sehr erfrischendes Getränk nach einem scharfen Ritt unter einem afrikanischen Himmel. Es war jedoch unmöglich dergleichen zu finden, bis ich erklärte, daß alles bezahlt werden sollte. Ich zog einen Dollar aus der Tasche, bei dessen Anblick alle wie die Affen zu tanzen begannen. Ein Stück Zwieback, welches ich zur Milch genoß, erregte Erstaunen, und der erste, dem ich es zu kosten anbot, wollte es nicht nehmen. Ein anderer, der mehr Muth besaß, nahm es in den Mund, und erklärte es mit so wunderlichen Geberden für sehr gut, daß nun alle wollten. Lange versagte ich den Zwieback nun dem, der zuerst ihn verschmäht hatte, und gab ihn dadurch allgemeinem Gelächter preis, da alle den Scherz vortrefflich fanden." Welch ein gutes Volk! Woodie ist eine Hauptstadt, wo viel Baumwollenzeug verfertigt wird und ein sehr gut versehener Markt besteht. Kauka ist die Residenzstadt des Scheik, eine sehr große Handelsstadt, nach Art der großen Städte Sudans mit einem Erdwalle umgeben. Alt-Birnie und Neu-Birnie sind ebenfalls große volkreiche Städte mit 20,000 Einw. In Neu-Birnie hat der Sultan seinen Sitz. Er spielt die Rolle der einstigen Kalifen von Bagdad und der indischen Fürsten unter englischem Schutze. Als die Europäer ihren Besuch abstatteten, wurden sie Tags vorher mit einer ungeheuren Mahlzeit bewirthet, dann den folgenden Tag sehr leutselig aufgenommen.

„Vor seinem Schlosse waren 300 seiner Höflinge versammelt, welche auf dem Boden, den Rücken gegen den Sultan gewendet, kauerten. Se. Majestät saß in einem Käfig von Rohr oder Holz am Thore seines Gartens, auf einem Sitze, der mit Seide bedeckt schien, und sah durch das Gitter auf die Versammlung, welche einen Halbkreis bis zu uns bildete. Nichts war abgeschmackter als die Gestalten, welche seinen Hof ausmachten. Da war alle äußere Pracht ohne die geringste innere Kraft; er herrscht nur durch Duldung des Scheiks, und um sich bei allen Parteien beliebt zu machen, wird der Sultan mit allen Thorheiten und Alfanzereien eines alten Negerfürsten unterhalten. Dicke Bäuche und dicke Köpfe sind so nothwendig bei diesem Hofe, als einst bei uns Perücken und Haarbeutel. Welche unglücklicher Weise diese Vorzüge weder besitzen, noch durch Essen erzwingen können, ersetzen ihn durch künstliche Mittel. Ein zweiter Langer könnte also auch dort sein Glück machen. Acht, zehn bis zwölf Hemden verschiedener Farbe über einander vermehren den Umfang, der Kopf ist mit Binden von Musselin oder Linnen von verschiedener Farbe umwickelt; und die Stutzer sorgen dafür, daß der Kopf das Ansehen gewinnt, als ob er nach der Seite hinge. Überdies sind sie ganz mit Amuletten behängt, die in rothe Lederstücke eingeschlossen und zusammengeschnürt waren.“

Angorno ist die größte Stadt in Bornu, welche wenigstens 30,000 Einw. zählt, und auf deren Markte oft 100,000 Menschen zusammenkommen.

2) Denhams Zug nach Mandara.

Südlich von Bornu liegt das Gebirgsland Mandara, von dem wir nur durch das Abenteuer, welches Denham hier bestand, einige Kunde erhielten. Der Pascha von Tripoli hatte nemlich den europäischen Reisenden eine Eskorte aus Arabern nach Bornu mitgegeben; welche jedoch zugleich den Auftrag hatten, im Einverständniß mit dem Scheik von Bornu und dem von diesem abhängigen Sultan von Mandara eine Sklavenjagd gegen die Felatah zu unternehmen. Diese große Nation Mittelafrika's dehnt sich von Hochsudan, wo sie Fulah heißt, als ein gewaltiger Volksstrom in südöstlicher Richtung bis in das Hochland gegen Habesch hinaus. Denham sah einen Felatah sich mit einem Mädchen unterhalten, obwol beider Wohnort 1,500 engl. Meilen von einander lag; ein Beweis, daß sich mit der Felatahsprache in Afrika viel ausrichten ließe. Ungern, aber durch Rücksichten gegen den Pascha gezwun-

gen, ließ der Scheik sein Heer ausrücken gegen Mandara hin; ungern, aber aus Rücksichten gegen den Scheik gezwungen, stieß der Sultan von Mandara dazu, die Felatahs aber schlugen dieses wider Willen alliirte Heer; und Denham, der es begleitet hatte, wurde mit geschlagen und beinahe erschlagen. Dieser Zug war es, den Sultan Bello, der König der Felatahs, wie natürlich sehr übel nahm. Was die Geographie Centralafrika's dabei gewann, ist folgendes:

Man brach von Agornu auf und kam durch Zwiebelgärten, dann über Stoppelfelder nach der Stadt Yeddie, 12° 36′ nördlich. Sie gehört noch nach Bornu, ist ziemlich bevölkert und von einem Kaid regiert. Von hier geht es durch Alla, 12° 5′ nördlich nach Degoa, einer großen ummauerten Stadt mit 30,000 Einw., 11° 50′ nördl. Es steht unter einem eigenen Sultan, der jedoch vom Scheik abhängt. Man mußte nun über einen breiten Strom setzen, der jedoch jetzt nur wenig Wasser hatte, aber in der Regenzeit groß sein soll. Hier begann nun waldiges Land, die Vegetation war so dicht, daß auf einem engen Pfade nur ein Pferd dicht hinter dem andern gehen konnte; denn die Äste der Tulloh und anderer Bäume versperrten den Weg. Man erreichte nun Assagai, 11° 40′ nördlich; eine große volkreiche Stadt, die dem Scheik unterworfen ist. Um sie herum liegen Sogama, Kindonha, Masserom und Kingoa, die mehr als 20,000 Einw. haben und sämtlich von einem zu Assagai wohnenden Kaid regiert werden. Nun betrat man den eigentlichen Waldgürtel, der den ganzen Kontinent vom atlantischen bis zum rothen Meere zu durchziehen scheint und von der Abdachung des südlichen Hochlandes sich hinabsenkt. Lebensmittel erhielten sie hier in Überfluß und mit Fleisch nebst Getränk aus Reiswasser, Hönig, Tamarinden und rothem Pfeffer waren sie hinreichend versorgt. Auch in Afrika verstehen die Kriegsheere das Requiriren.

Der Weg ging noch immer durch den dichten Wald; man erreichte endlich eine von herrlichen Mimosen umgebene Stelle, Namens Delabay; es sind hier sehr viele Quellen süßen Wassers, in deren Nähe die Hütten arabischer Hirten des Stammes Hajaym liegen. Das ganze Land ist hier aufgeschwemmter Boden, schwarzes Land, wo die großen Risse im Erdreich den Weg sehr erschwerten. Beim Dorfe Ally Mabur kamen sie zu einem Süßwassersee, wo man sich erquickte. Man sah nun schon die Berge von Mandara und kam eine lange Reihe von Hütten der Araberhirten vorbei, welche zum Stamme Beni=

hassan gehörten. Endlich betrat man die schöne Bergkette von beträchtlicher Höhe und Ausdehnung, auf den Gipfeln und steilen Abhängen mit Bäumen besetzt. Delov ist die erste Stadt in Mandara, 10° 27′ nördlich, vormals Residenz des Sultans; da sie aber schwer zu vertheidigen ist, ward sie aufgegeben. Sie hat jetzt 10,000 Einw. Brunnen des besten Wassers sind in Fülle, die Thäler sind mit Feigen- und andern Bäumen, mit weißen wohlriechenden Blumen besetzt, die ganze Gegend paradiesisch.

Mora, 10° 20′ nördl. Br., ist die Residenz des Sultans; sie liegt am Fuße einer halbkreisförmigen Kette malerischer Berge, die sie auch gegen die Felatahs von drei Seiten schützen. Der Sultan heißt Mahomed Buker, ein kleiner kluger Mann von 60 Jahren mit einem langen blauen Barte. Seine Kriegsmacht besteht in Reiterei, die sehr gut beritten, ein kriegerisches Ansehen hat. Die Zahl der Städte im Sultanat Mandara beläuft sich auf acht, die alle in dem schönen Thale liegen, deßen Bewohner sich zum Islam bekennen. Die Heiden oder Kerdies wohnen in Bergen, die sich über die Hauptstadt erheben. Die Feuer, welche von den verschiedenen Wohnörtern dieser Menschen sichtbar waren, warfen einen hellen Glanz auf die kühnen Gipfel und trotzigen Vorberge der umliegenden Granitfelsen, mit denen sie einen furchtbaren malerischen Anblick lieferten.

Das Gebirgsland, in welches man nun eindrang, ist das schönste Tropenland, welches man sich denken kann; und wetteifert mit den romantischen Ansichten der Cordilleren, der Landschaften des Quimdiu oder Himalaya in Indien. Man sah nach allen Seiten, sagt Denham, unendliche Bergketten, die den Blick abschlossen, von rauher, aber riesenhafter und erhabener Größe. Sie können an Majestät mit den Alpen, Apenninen, dem Jura und der Sierra Morena verglichen werden; übertreffen aber diese alle an Schönheit und malerischem Interesse. Sie kamen durch Thäler, welche die ganze Pracht der Tropenvegetation entwickelten. Die Blätter erquickten das Auge mit glänzendem Grün; eine Unzahl von Schmarotzerpflanzen ringelten sich um alle Bäume und waren mit einem solchen Gemisch von Blumen und Blüten aller Art bedeckt, daß man im Zweifel war, welcher von ihnen die gewürzigen Wohlgerüche zugeschrieben werden müssen, die die Luft erfüllten. Der Boden ist mit Granittrümmern bedeckt, welche mit Buschwerk überwachsen und unter die Vegetation versteckt sind. Diese Trüm-

mer wurden durch eine Revolution von den mehre Meilen entfernten Bergen herabgeschleudert. Der erste Schritt des Europäers in diese Thäler des Friedens war Blutdurst! Man kam um Schwerter und Sklavenfesseln klirren zu lassen. Am Ausgang des Waldes traf man die Felatahstadt Dikulla; sie ward verbrannt, man fand nur Kinder oder Greise, die niedergemetzelt wurden. Weiter kam man nach der Felatahstadt Musfeia; sie war wohl befestigt, die Einwohner wehrten sich tapfer und schlugen die Armee, welche sich verbündet hatte, um Sklavenfesseln zu bringen den freien Kindern der Berge. Denham rettete sich nur nackt, verwundet und hülflos mit genauer Noth. Wer sollte sich des Sieges der braven Bergbewohner nicht freuen?

Das Mandaraland erhebt sich stufenweise gegen Süden; das Gestein ist Granit. Berggruppen erstrecken sich nach allen Seiten, man erblickt Bergspitzen, die wenigstens 2,000′ über die Ebene sich erhebend, also wenigstens 4500′ absoluter Höhe haben. Alles ist bewaldet und mit köstlichen Gewächsen beholzt. Das Volk hat dieselben Vorzüge, welche in der ganzen Welt die Bergvölker vor denen der Ebene auszeichnen. Der Mandaraner ist lebhaft, thätig, klug, von schöner Körperform und angenehmer Gesichtsbildung. Gewölbte Stirne, gebogene Nase, großes Feuerauge, krauses Haar geben seinem Gesichte Leben und Ausdruck. Die Mandaraweiber sind ihrer Schönheit wegen in Afrika zum Sprichwort geworden. Indessen gründet sich dies Urtheil nicht, wie bei uns, auf die Gesichtsfarbe, sondern auf den Bau und die Formen des ganzen Körpers, was da, wo das Auge an die nackte Natur gewöhnt ist, natürlich erscheint. Indessen sind in Afrika die Hinterbacken der Thermometer der Schönheit. In Habesch ist die Größe dieses Theiles ein Verdienst, das zur Königin erhebt. Zwanzig Tagreisen von Mandara liegt auf dem Hochgebirge Adamova. Soweit ist Afrika in dieser Richtung bekannt.

3) Das Reich Loggum.

Dieses Sultanat liegt zwischen 11 und 12° nördl. Br. und 32 und 33° östl. L. Es ist sehr bevölkert. Die Hauptstadt Kernuk hat 15,000 Einw., liegt unter 11° 7′ nördl. Br. Man spricht ein Gemisch von Arabisch und Baghermisch. Um dahin zu gelangen, kamen Denham und seine Gefährten nach Angala, an der Südseite des Tschadsees, wo sie von einem dem Scheik befreundeten Sultan freundlich aufgenommen wurden. Sie kamen nun an den Schary, der hier 950 Ellen

breit ist, und an dem die jetzt von ihnen betretene Stadt Schowy liegt. Von hier gelangten sie in den Distrikt Maffasal, dann nach Willighi, einer Stadt mit einer 50 Fuß hohen Mauer und Wachthürmen auf ausspringenden Winkeln versehen, wo immer Wachposten stehen. Der Sultan wohnt in einer Art Citadelle mit doppelten Mauern und starken mit Eisen beschlagenen Thoren. Nur hinter Festungen findet man Sicherheit in einem Lande, wo das goldene Ritterthum und Sklavenjagd einheimisch sind. Endlich gelangte man nach Loggum. Es hat breite Straßen, große gleichförmig erbaute Häuser, deren jedes einen Vorhof mit einer Ringmauer und schönen Eingangspforten hat. Die Weißen wurden gut und zutraulich aufgenommen. Man behandelte sie sehr höflich. Der Sultan gab in einer Art Käfig, wie der zu Neu-Birnie war, Audienz, schloß sie aber sogleich und verlor seine Freundlichkeit, als sie ihm keine Sklavinnen abkaufen wollten. Übrigens werden die Bewohner Loggums schöner und vernünftiger, wie auch von feinern Sitten als die Bornuer geschildert. Dafür sollen sie aber auch verderbter sein. Sie verfertigen auch schöne und in Sudan gesuchte Zeuge, welche sie dunkelbau sehr schön mit Indigo färben, glätten und Hemden daraus verfertigen. Man taucht sie nemlich drei Mal in die Farbe, bringt sie eben so oft an die Sonne, schlägt sie mit hölzernen Klöppeln, indem man sie auf Baumstämme ausbreitet und mit Wasser befeuchtet, dann mit Antimonium bestreut, wodurch sie ihren herrlichen Glanz erhalten. Das Klima in Loggum ist gesunder als in den übrigen Uferländern des Schary; der Boden ist fruchtbar, der Markt mit Fleischarten und Fischen gut versehen, nur das Salz selten. Holz hat das Land im Überfluß, Akazien und der Heuschreckenbaum mit rother Blüte wachsen zu kolossaler Größe heran. Nur die Menschen könnten besser sein! Diese sind betrügerisch und stehlen gern, und die Weiber sind unbescheiden und gar zu gutwillig. Die Weiber des Königs und der Großen besuchte Denham. Ihre Erlauchten und Majestäten aber waren so unbescheiden, daß der Weiße seine Noth hatte; auch stahlen sie nicht mehr als sie konnten, und lachten vom Herzen, wenn sie auf der That ertappt wurden. Sie sollen die schönsten, aber auch die ausschweifendsten sein. Übrigens ist das Oberhaupt nicht viel besser: der Sultan hat eine eiserne Münze in Form kleiner Hufeisen verfertigen lassen; er beobachtet jedoch dabei das ergibige Finanzsystem, sie zu erhöhen, wenn er einkauft,

und herabzusetzen, wenn ihm Abgaben bezahlt werden. So ist es im Sultanat Loggum.

Jenseit des Schary, am Tschadsee, liegt Bagherme, eine mächtige Nation, von der man aber nichts weiß, als daß sie seit langer Zeit durch den Krieg mit Bornu leidet.

Unstreitig würde Sudan ein schönes Völkergemälde darbieten, wenn wir es genauer kennten; allein das hier Gegebene ist wol alles, was man mit einiger Glaubwürdigkeit erzählen kann. Noch sind viele Gegenden auf den Karten dieses Theiles leer und füllen wir sie mit Elephanten aus, so lügen wir wenigstens nicht.

Die Wüste.

Vom nördlichen Ufer des Senegal bis an den Fuß des Atlas; vom 16. bis 30° nördl. Br. und 1. bis 45° östl. L. von Ferro.

Indem man das Gebiet des Tschadsee mit seinen Zu- und Abflüssen verläßt und von welchem Theile Sudans immer gegen Norden sich wendet, wandert man etwas aufwärts über eine Neigefläche, deren oberster Rand ungefähr 400′ über das Tschadbecken sich erhebt. Diese geneigte Ebene ist eine große holperige, kahle Steinplatte, die sich von Westen vom Ausflusse des Senega bis an das Ufer des Nils und längs diesem, als lybische Kette, bis an den Rand des Mittelmeeres, hier aber gegen Westen sich wendend als niedere Hügelreihe an den Harusch anschließt und so sich fortziehend bis Cap Non ausdehnt. Von hier läuft sie als niederer Hügelzug bis Cap Bojador südlich und dann unter der Oberfläche bis an die Ufer des Senega zurück. Diese Hügelreihen bilden gleichsam die Ufer des ungeheuren Sand- und Steinmeeres, welches wir unter dem Namen der afrikanischen Wüste oder der Sahara kennen.

Große, ausgedehnte Ebenen hat jeder Erdtheil aufzuweisen, die eigentliche Wüste scheint jedoch hauptsächlich diesem Erdtheile eigen. Kleinere Wüstenabtheilungen sind in Asien gleichsam als Fortsätze der Sahara zu finden, jedoch weder an Ausdehnung noch an Furchtbarkeit dieser zu vergleichen. Schon Herodot schildert uns die Wüste Afrika's im Zusammenhange mit der Wüste Arabiens, Gedrosiens bis Vorderindien hin, als ein furchtbares Sandmeer. Die neue Erdkunde muß diese Schilderung bestätigen.

Wenn wir bisher mit den glühenden und doch unzureichenden Farben den landschaftlichen Reichthum des tropischen Afrika geschildert haben; wenn unsere Phantasie in der Üppigkeit des unermeßlichen Vegetationreichthums schwelgte, und wir die Kräfte der schaffenden Natur in dem ungeheuren Baobab, der schlanken Palme, der zarten Mimose bewunderten, so tritt uns hier eine ganz andere Naturansicht entgegen. Wir

glauben uns plötzlich in die Urzeit versetzt, von der es heißt: Die Erde war wüste und leer! Doch es fehlt uns auch zu diesem Bilde noch das wogende Wasser, auf welchem der Geist Gottes schwebt; und wir schaudern vor dem furchtbaren Bilde des Todes und der Erstarrung betroffen zurück!

Keine Worte vermögen den Eindruck zu schildern, welcher gefühltödtend den Wanderer befällt, der von den schönen Ufern des Tschadsee oder aus den Terrassen des Mondgebirges kommend, das frucht- und volkreiche Sudan durchzogen hat, und nun plötzlich die kahle, todte, erstarrte Wüste betritt. Welches Ereigniß hat hier der Erde die Pflanzendecke geraubt? Dem geschundenen Marsyas gleich zeigt sie hier ihre nackten Knochen, ihre entblößten Muskeln. So weit das Auge reicht, zeigt sich oft auch nicht ein Gegenstand, auf dem der Blick des Menschen ausruhen könnte. Denkt man nun diese Öde sich riesenhaft auf 140,000 Quadratm., 15 auf einen Grad, ausgedehnt; so bemächtigt sich unser ein eigenes Gefühl der Ermattung und des Entsetzens. Außerhalb des Klippenzuges, der diese Wüste umgibt, findet man gegen Süden, so wie gegen Norden zu, dieses Land des Todes mit vegetationsreichen Streifen besäumt; ersterer ist das schon beschriebene Sudan, letzterer Biledulgerid; die Wüste heißt bei den Arabern bezeichnend genug: Sahara bela ma, Meer ohne Wasser.

Indessen muß man sich diesen ganzen, Europa an Ausdehnung beinahe gleichkommenden Landstrich nicht etwa als eine Sandflut denken. Der Sand ist eigentlich nur im westlichen Theile der Wüste zu Hause; der östliche ist mehr eine steinige Plattform, ein entblößter Erdknochen, auf welchem sich nur in Folge mechanischer Zersetzung Sand bildet, den der Wind hinter kleine Hindernisse, z. B. eine kleine nur einige Zoll hohe Pflanze, zu 6 und mehr Fuß hohen Kegeln anhäuft. Nackte ungeheure Steinplatten, durchzogen mit Hügeln und Klippenreihen, charakterisiren den Osttheil der Wüste; welcher durch die Oase Fezzan und einen sich meridianartig daran schließenden und bis Sudan laufenden Berg- und Oasenzug von dem Westtheile getrennt wird. Dieser heißt Sahel, jener Sahara. Auf zwei Punkten erstreckt sich die Wüste bis unmittelbar ins Meer. Einmal bei der großen Syrte unweit Tunis, das anderemal zwischen dem 19. und 27° nördl. Br., wo die Sand- in die Wasserwüste sich verliert, und an alte Gemeinschaft erinnert.

Dieser ganze große Theil des nördlichen Afrika bildet eine

große, im Allgemeinen wasser- und pflanzenleere Ebene. Wie entstand sie? Dies ist die erste und wichtigste Frage, welche uns hier aufstoßt. Ist sie ursprünglich mit allen ihren Schrecken so vorhanden gewesen? So weit die Geschichte reicht, bietet sie zu allen Zeiten dieselbe Gestalt dar. Herodot, der Vater der Geschichte, kennt sie als Wüste und schildert sie nebst den Wüsten in Yemen, Karman, Mekhran bis Multán in Vorderindien als ein zusammenhängendes Sandmeer. Demungeachtet sind aber Spuren vorhanden, daß es eine Zeit gegeben haben mag, wo dieser Theil Afrika's eine andere Gestalt hatte. Die Harutschberge, welche die Wüste durchziehen, so wie die Hügelreihe, welche meridianartig dieses Land unter der Mittagslinie von Fezzan durchschneidet; desgleichen die Vulkanreihe, welche von mehren Reisenden in Sudan am Fuße der Mondberge wahrgenommen wurde und im Lande der Amboser vielleicht noch brennt, lassen auf gewaltige Naturkräfte schließen, die in einer vorhistorischen Zeit hier thätig waren. Baumstämme von mächtiger Größe, zuweilen sogar noch aufrechtstehend mit Ästen und Rinde und jetzt in Stein verwandelt, der überall reichlich in der Sahara vorkommende Holzopal lassen, nebst den trocknen Flußbetten, auf ein in früherer Zeit regeres Naturleben in diesem Hause des Todes mit Recht schließen. Betrachten wir nun auch den Boden voll Versteinerungen, die Menge von Seegeschöpfen, von welchen Hornemann als in weichem Kalktuffe vorhanden berichtet; so wird es zur Gewißheit, daß hier die Öde und das Bild des Todes, welches sich auf diesem weiten Erdstrich gelagert hat, die Erinnerung an einen großen Kampf gewaltiger Naturkräfte bewahrt. Dasselbe vermuthet auch der größte der lebenden Naturforscher, Al. v. Humboldt. Indem er von Afrika's Wüstlande spricht, sagt er: „Zu der Wirkung heißer Landwinde gesellt sich in Afrika noch der Mangel an großen Flüssen, an Wasserdampf aushauchenden, Kälte erregenden Wäldern und hohen Gebirgen. — Vielleicht wären aber alle diese aufgezählten Ursachen der Dürre und Wärme nicht hinlänglich, jene afrikanischen Ebenen in ein furchtbares Sandmeer zu verwandeln, hätte nicht irgend eine Naturrevolution, z. B. der einbrechende Ozean, einst die flache Gegend ihrer Pflanzendecke und der nährenden Dammerde beraubt. Wann diese Erscheinung sich zutrug, welche Kraft den Einbruch bestimmte, ist tief in das Dunkel der Vorzeit gehüllt. Vielleicht war sie Folge des großen Wirbels, der die wärmern mexikanischen Gewässer über die Bank von Neufundland an den alten Kontinent treibt und durch welche westindische Kokosnüsse nach

Irland und Norwegen gelangen. Wenigstens ist ein Arm dieses Meerstroms von den Azoren an gegen Südosten gerichtet und schlägt, dem Schiffer Unheil bringend, an das westliche Dünenufer von Afrika" — Ob es nun gerade einbrechende Gewässer waren, wollen wir nicht entscheiden, aber den Aufenthalt des Meerwassers in der Wüste beurkundet jeder Schritt daselbst. Auch glauben wir, daß es nicht ein plötzlicher Einbruch, viel eher ein plötzliches Verlassen des Meerwassers war, welches dieses Meeresbett als Wüste trocken legte. Waren es vielleicht vulkanische Kräfte, welche diesen ehemaligen Meerbusen mit grünenden Ufern emporhoben, indem sich das Land im gegenüberliegenden antillischen Meerbusen senkte, oder vielleicht auch sich das Becken des Mittelmeeres bildete?

Mit allen diesen Vielleichts ist jedoch nichts gewonnen noch erklärt, wir wollen uns also an die Wirklichkeit halten und das, was vorhanden ist und so weit es erforscht ist, im getreuen Bilde wiedergeben.

Gewiß war auch die Wüste den Alten bekannter als uns; denn schon Herodot weiß eine Menge Völker zu nennen, welche in diesem furchtbaren Lande ihren Wohnsitz aufgeschlagen, und neuere Entdeckungen haben seine Nachrichten bis jetzt immer noch bestätigt. Leichter ist es jedoch unbekannte Meere von Pol zu Pol zu durchfahren, als Afrika's Wüste; welche oft das Grab ganzer Völker wurde und durch welche auch heutzutage nur großer Gewinn die Karavanenzüge führt. Selbst Gewinnsucht würde jedoch zurückbeben vor dem Wagniß in die wasserlosen Räume einzudringen, hätte die Vorsehung nicht auch hier noch den Muth des Menschen durch zwei Hülfsmittel unterstützt. Das Schiff der Wüste, das Wunder des Thierreichs, das lastbare Kameel macht es allein möglich die Schrecknisse des Landes zu bestehen, doch würde selbst dieses Thier unterliegen, böte nicht die Wüste selbst auf gewissen Zwischenräumen labende Quellen und erquickende Inseln dar, deren karge Gaben den Menschen und sein Kameel vor dem Verschmachten bewahren. Hiedurch ist die Möglichkeit gegeben, selbst die Schrecknisse der Wüste zu besiegen; ja diese selbst ist dadurch gewissermaßen bewohnbar gemacht und wird von Mohren und Arabern oder Beduinen durchzogen. Wenn daher in andern Ländern nach Meilen, so wird hier nach Tagreisen gerechnet; und die Stelle der bewohnten Städte vertreten hier Quellen und Brunnen. Indessen geben selbst auf den Karavanenstraßen Skelete verschmachteter Wanderer und Steinmale, über Leichen gethürmt,

nur zu viele Beweise, von der Untreue der Wüste und von den Gefahren unter denen man dieses Land betritt. Um die Quellen, an welchen die Karavanenstraßen hinziehen, so wie in manchen Thälern, welche Hügelreihen bilden, zeigt sich auch eine Spur von Vegetation und hin und wieder trifft das Kameel, besonders in der östlichen Sahara, Weideplätze an. Weit häufiger jedoch sind die Salzquellen in beiden Theilen der Wüste, und dieses Mineral ist so häufig, daß ganze Strecken damit bedeckt sind, und die Gestalt eines frischgeackerten Feldes darbieten. Dieses Wüstensalz wird der Gegenstand des Handels in ganz Sudan, welches seinen ganzen Bedarf dieses Minerals von hier bezieht, den Karavanenzügen der Wüste, die damit beladen sind, mit Sehnsucht entgegen sieht, und die Produkte des lachenden Landes an die Bewohner der Wüste abläßt.

Außer den Quellen und Grasplätzen enthält die Wüste noch die sogenannten Oasen, gewöhnlich quellenreiche Inseln in diesem trocknen Stein- und Sandozeane, umgeben von Hügeln und besetzt mit Dattelwäldern; die mißtrauische und fremdenscheue Bevölkerung dieser Oasen treibt auch etwas Ackerbau, und Gerste und Hirse gedeihen überall, wohin die befruchtende Kraft der Bewässerung reicht. Durch diese Oasen, welche gleich den Inseln des Südmeeres reihenweise zerstreut sind, und auf die man allezeit nach einer gewissen Zahl von Tagreisen stößt, wird es allein den Karavanen möglich, die Wüste zu durchziehen. Darum sind aber auch diese Handelsstraßen von der Natur vorgezeichnet, und behaupten seit den ältesten Zeiten eine Stettigkeit, welche sonst menschlichen Dingen fremd ist.

Nicht allein aber den Karavanenzügen erleichtern sie das Eindringen in der Wüste, auch dem Geographen geben sie feste Punkte für sein Bild, und bilden den Rahmen, in welchem er diese seltsame Naturszene eines Meeres ohne Wasser aufstellen kann. Außer diesen Oasen ist alles unstätt in der Wüste; die raubenden Beduinen, die flüchtigen Gazellen und Antilopen fliegen samt den Luftgebilden der Fata Morgana, die hier ihre Heimat hat, wie Träume an uns vorüber, nur dem erzählenden Araber Stoff zu seinen Phantasiegebilden gebend, wie es ihnen hier auch nicht an Raum fehlt.

Diese Fata Morgana ist auch wirklich ein rein afrikanisches Produkt; wiewol die Erscheinung selbst auch andern Gegenden der Erde nicht fremd ist, so entfaltet sie doch hier ihr ganzes Gaukelspiel. Schon von Sizilien aus erblickt der abergläubische Bewohner des Ätna die Wunderwelt, welche vor und bei Sonnenaufgang dem Meere entsteigt, mit mährchen-

haftem Entsetzen. Neckisch tritt jedoch diese Erscheinung dem Bewohner der Wüste in der Sahara entgegen. Merkwürdig ist besonders die Art, wie sie dem lechzenden Wanderer das Meer vorgaukelt; so daß man sich nahe einem rollenden See glaubt, und sich die Wellen freundlich entgegenrollen sieht, während man doch nur Sand auf Sand erreicht und von der Spiegelung um so bitterer getäuscht ist, als man nach einem Tropfen Wasser sich sehnt, um die Zunge zu kühlen. Was diese Erscheinung sei? Bis jetzt ist es noch nicht gelungen dieses Räthsel zu lösen, und keine Erklärung selbst der scharfsinnigen Naturforscher genügt. Ein Umstand ist merkwürdig. In den Flachebenen Ungarns beobachtete ich diese Erscheinung oft. Berge, Schlösser, Feenreiche boten sich mir dar; der Durst der Antilope, wie die Indier die Wasserspiegelung nennen, niemals. In Indien und Afrika ist es vorzüglich diese Erscheinung, welche neckt. Sind es vielleicht doch wirkliche Bilder, welche auf weiter Ferne hin durch ein noch unbekanntes Gesetz der Strahlenbrechung sich dem Auge darstellen? — Jedenfalls ist es wie das Leben, es lockt und lockt durch das dürre Dasein, schärft ewig den Durst, den es nicht stillt; aber jenseit ist doch das Meer, die Mutter des All!

Um die Wüste zu charakterisiren bedarf es nur wenig Züge und matte Farben. „Die Seite von Afrika am nördlichen Meere, sagt Herodot, von Egypten bis an das Vorgebirg von Solois, wo sich Afrika endet, bewohnen durchgehends die Lybier und viele lybische Völker; ausgenommen was Griechen und Phönizier besitzen. Das Land aber vom Meere weiter hinauf und über den Küstenbewohnern ist ein Aufenthalt für wilde Thiere, und die darüber hinausgehende Gegend ist eine entsetzlich dürre Sandwüste, deren Sand viele früher fruchtbare und bebaute Landstriche verschlungen hat.“ Noch immer fährt diese Verwüstung, begünstigt durch das Versunkensein der dasigen Menschheit in Träg- und Dummheit fort, einen Landstrich nach dem andern zu verschlingen und selbst die Oasengebiete immer mehr zu verengen.

Bergzüge durchziehen diese Wüste nach allen Richtungen: berühmt sind der schwarze und weiße Harutsch, welche in grotesken Gestalten ihre Basaltgebilde in und über Kalkstein aufthürmen. Auf dem Wege von Murzuk nach Bornu durchzogen Denham und seine Gefährten ein grauses Oasengehäge. Eben so zieht sich ein scharfausgezackter Bergriff als Südrand der Wüste in der Nähe Sudans quer durch. Der

Oasenzug von Fezzan nach dem Tschadsee theilt die Wüste in zwei Theile, wie schon oben erwähnt. Der östliche Theil ist die Sahara, wo Berg- und Oasenzüge mit riesigen Fluß- oder Seebetten (?) vorherrschen. Hier könnte die Wüste mehr ein Stein- als Sandmeer genannt werden. Hier in der Sahara ist es auch, wo sich versteinertes Holz in großer Menge und in den Kalkgebilden Meergeschöpfe die Fülle vorfinden. Hornemann fand Fischköpfe im Kalktuff, welche ein Mensch nicht hätte fortschaffen können. Der Tuff ist jedoch weich und die Conchylien sind sehr leicht daraus zu befreien.

In dem größern Theil der Wüste, in der Sahel, ist der Sand vorherrschend; und hier ist es, wo nach dem Zeugnisse aller Jahrhunderte jene den Wasserhosen ähnliche Erscheinung der Sandwirbel stattfindet, und jene beweglichen Sandberge, die den Reiter und sein Kameel, ja oft ganze Karavanen verschütten. Auch sind in der Sahel die Oasen seltener, wiewol einige Brunnenreihen den Mauren und Karavanen den Durchzug gestatten.

Das vorzüglichste Produkt der Wüste bleibt aber das Salz. Es effloreszirt überall und bildet oft ganze Salzfelder, welche die Gestalt geackerten Eises darbieten. Wie ein Ackerfeld gefurcht, wie Eisschollen krystallisirt! Mitten unter den Salzschollen brechen oft süße Quellen hervor. Das Salz wird durch die Kinder der Wüste nach Sudan verführt, und das weltberühmte Timbuktu dankt dem Salze der Wüste sein Dasein und Bestehen.

Flüsse gibt es in der Wüste keine. Von dem Südabhang des Atlasses mögen indeß manche Wasser herabströmen, welche in der Wüste versickern. Quellen findet man in gewisser Tiefe häufig, oft jedoch brackig und ungenießbar, oft aber auch süß und labend. Die Vegetation der Oasen beruht auf solchen Quellen, die mitunter wie der Sonnenquell der Ammonoase sehr reichlich strömen und Leben und Wachsthum um sich her verbreiten. Auch warme Quellen traf man an, und vom Sonnenquelle Ammons ist aus dem Alterthume noch die Sage bewahrt: daß er um Mitternacht warm, um Mittag aber kalt sei, welchen Temperaturunterschied auch Caillaud und Belzoni bestätigen.

Das Klima der Wüste ist, wie von einem Flachlande, durch welches der Wendezirkel gezogen ist, zu erwarten steht, heiß. Durch das Abprallen der Sonnenstrahlen vom heißen Sande oder dem nackten Kalkboden wird die Hitze noch verstärkt, und

die feinen Sandtheilchen, womit die unterste Luft angefüllt ist, und die ebenfalls beinahe glühend sind, wird die Hitze wol nicht gemindert, sondern verstärkt. Die Nächte sind jedoch kalt, mitunter sehr kalt, so daß die Wasserschläuche erstarren. Kalter Thau und Wind sind also des Nachts eben so unbequem wie am Tage die Gluthitze, welche den Athem beengt. Der Glutwind, der Samun, Shume, Asshum, Simoon, Samiel, Sirocco u. s. w., wie er von verschiedenen Nationen in verschiedenen Gegenden genannt wird, ist bekannt. Tritt er ein, so verwandelt sich die Wüste in ein bewegliches Meer, und ist gefährlicher als dieses. Ehrenberg hat in der neuesten Zeit diesem widersprochen; und den Wind mehr neckend als schreckend geschildert. Gegen die Zeugnisse aller Zeiten beweist jedoch meines Dafürhaltens sehr wenig, wenn ein Reisender so glücklich ist, von einer Naturerscheinung nur eine kleine Probe zu erhalten, welche zu einer andern Zeit in sehr großen Dosen gereicht werden kann. Wer da weiß, wie schnell in den Sandebenen Ungarns von den Stürmen oft ganze Berge versetzt werden, und die Gestalt der Oberfläche unkenntlich gemacht wird, findet die Schilderung aller Reisenden in Afrika sehr begreiflich. Schrecklicher als ein Sturm im Meer, wo ein geschickter Pilot die Wuth der Wellen um ihre Beute oft betrügt, ist der Sturm im Sandozean der Sahel. Die Luft wird so voll Sand, daß die Gefahr des Erstickens mehr als eine Neckerei ist. Karavanen, die sich gelagert haben, brechen beim Eintritt des Sturms schnell auf, um so dem Verschütten zu entgehen, welches schon viele tausend Säumige begraben hat. Die Sandhosen ziehen schnell nach allen Seiten durch die unabsehbare Wüste und die Bilder der Apokalypse stehen dann leibhaftig vor Augen.

Der tropische Regen ist hier nicht mehr beständig, und außer dem Wendezirkel sind selbst im August bis Oktober die Regenschauer selten und kurz. Dieser Mangel an Regen verursacht auch, daß der Sand und die Steine sich nur äußerst langsam zersetzen, und dem Winde leicht wird, die durch Karavanen abgelösten Staubtheile fortzuführen, da sich keine eigentliche Dammerde bilden kann. Wo daher auch Thonlagen vorhanden sind, ist der Boden hart wie Stein, zerklüftet und unfruchtbar. In manchen Jahren fällt in der Wüste gar kein Regen, dann versiegen die Quellen auf den Karavanenstraßen, selbst in den Oasen entsteht Wassermangel und allgemeine Durstnoth wird den Kindern der Wüste gefährlich und tödt-

lich. Ganze Karavanen haben verschmachtend ihr Grab in der Wüste gefunden. Quellen, wenn auch mit brackigem Wasser, bilden oft Gegenstände, um welche blutige Fehden geführt werden; und der Golddurst der Europäer allein vermag einen Begriff von dem Wasserdurst der Beduinen zu geben.

An Naturprodukten ist ein solches Land natürlich sehr arm. Am Senegal sind die schon erwähnten Gummiwälder, in den Oasen ist die Heimat der nahrhaften Dattel, deren Wälder die durch die ewige Dürre ermüdeten Augen erquicken und dem Wanderer der Wüste als Paradiese erscheinen. In den Thälern des Harutsch wachsen Mimosen, aber die große Wüste bringt nichts hervor als sparsame Disteln, die Mannastaude, eine Art wohlriechenden Thimian, welche dem Kameel als Weide dient. Mit diesen und noch einigen andern Pflanzenarten, welche geeignet sind, die Unbill eines rauhen Bodens unter heißem Himmel zu ertragen, hat sich die Kraft der Natur hier erschöpft. Darum flieht auch das Leben diese Wüste. Nur der grüne Saum dieses Stein- und Sandmeeres ist mit wilden reißenden Thieren bevölkert. Wo Wasser ist und Vegetation, in Biledulgerid und Sudan der Thiergegend Herodots, läßt sich wieder das Hund- und Katzengeschlecht in Löwen, Panthern, Hyänen, Schakalen u. s. w. sehen; doch auch diese fliehen die ihnen gefährliche Wüste. Nur die gejagte schnellfüßige Antilope, der eilende Strauß, der fliehende Mensch kann vor den Feinden Zuflucht finden in der leblosen Verlassenheit. Wo inselartig Weideplätze vorkommen, haben die Araber sie mit Heerden bevölkert. Diese bestehen aus dem Kameele, dem Schiffe der Wüste, ohne das jeder Verkehr in und durch dieselbe aufhören müßte. Schaafe, Ziegen, 2 Arten des dem unsern ähnlichen Rindviehes. Die eine Art ist kleiner als unser Rindvieh, die andere aber groß und höckerig, ist sehr gelehrig und wird von den Mauren auch zum Reiten gebraucht, indem man ihm ein Haarseil durch die Nase zieht. Die Pferde der Mauren sind trefflich und von arabischer Zucht weltberühmt. Sie haben ihre eigene Geschichte und werden mit Kameelmilch auferzogen, mit einer Sorgfalt, wie sie wol keinem Thiere auf Erden zu Theil wird. Vögel sieht man wenige und nur in den Oasen und in der Nähe derselben, von wo aus sie den Karavanen entgegen kommen und die Nähe des bewässerten Landes ankündigen. Sie sind Raben und Krähen und auch hier wie auf dem Meere Vorboten des nahen Hafens. Werden sie manchmal von den Sandwirbeln in die Wüste fortgerissen, so

ist ihr Tod unvermeidlich. Unter den Insekten, die auch nicht zahlreich sind, ist der heilige Käfer der Egypter bemerkenswerth. Unzähligemal ist er in den Monumenten jenes Wunderlandes abgebildet, und nicht leicht findet sich ein Tableau in der ungeheuren Bildermasse, wo nicht der heilige Käfer eine Rolle inne hätte; die Szene spiele im Himmel oder auf Erden. Gewöhnlich ist er in kriechender Stellung abgebildet, zwischen den Vorderfüßen eine Kugel wälzend, in welcher manche Antiquare das Weltei erkennen wollten. Daß er jedenfalls ein Symbol der Schöpfung sei, zeigen mannigfaltige Verbindungen, in welchen sein Bild gefunden wird; wie jedoch durch die Natur selbst Veranlassung dazu gegeben wurde, lehrt folgende Erzählung Ehrenbergs: „In der schaudervollen Todtenstille der alles anfeindenden Wüste hörte ich blos das Wiederkauen der Kameele und Geschnarche meiner schlafenden Begleiter, als ich plötzlich durch ein leises, aber bestimmtes Geräusch aufmerksam wurde. Da die Wüste durch ihre eigenthümliche Öde die Sinne täuscht, so wurde wie beim Tage der Sehsinn, bei Nacht der Gehörsinn getäuscht; ich glaubte daher anfangs, daß Beduinen zu einem Überfalle auf dem Bauche herankröchen, bis ich zu meinen Füßen eine rollende Kugel von 3 bis 4 Zoll Durchmesser erkannte. Ich faßte darnach und hielt eine feuchte Sandkugel in der Hand. Als ich noch mehre Kugeln rollen hörte, nahm ich die Laterne aus dem Zelte, bei deren Scheine ich bei jeder Kugel einen Käfer, bei den Ingebornen Kumfus genannt, sah, welchen die Egypter als einen heiligen Käfer *(Ateuchus sacer, scarabeus sacer)* kannten und verehrten, indem er ihnen das Sinnbild des Weltschöpfers wurde. — Die heilige Stille der Wüste läßt jede Regung des Lebens stärker hervortreten, so mußte dem denkenden Menschen allerdings die stille Thätigkeit eines Käfers wie die stille Thätigkeit des Weltgeistes, und die rollende Kugel wie der Sphärentanz rollender Gestirne erscheinen.“ Diese Verehrung für diesen Bewohner der Wüste ging so weit, daß er auch als Amulet gebraucht und zu diesem Zwecke in Glas, Thon und edlen Steinen nachgebildet wurde; welche Nachbildungen in unsern Rumpelkammern, genannt Kabinete egyptischer Alterthümer, als Skarabäen figuriren. Aus dem Mineralreiche liefert die Wüste Salz, welches besonders von den Steinsalzbänken Tegaase oder Tagaze kommt, aber überall in der Wüste sich zeigt, und nach Sudan verführt wird. Eben so wie die Natur dieser Gegenden ernst ist, sind es auch die Bewohner dieser ausgedehnten Wüste. Man kann sie in 2 Abtheilungen

zerfällen: in festangesiedelte und Wanderstämme. Die festangesiedelten nehmen besonders die Oasen ein, wo sie Viehzucht und Ackerbau treiben, weniger Handel. Letzteres Gewerbe wird nebst Raub und Viehzucht von den Wanderstämmen betrieben. Die ganze Bevölkerung, welche wir in den einzelnen Theilen näher betrachten werden, besteht aus einem Gemische von Völkern, wie es die Zeit in die Wüste abgesetzt hat. Religiöser Fanatismus trieb den bekehrungssüchtigen Araber in die Wüste; politische Umwälzungen brachten Juden, Karthager, Römer und Vandalen hinein, der Sklavenhandel mischte Negerblut darunter, so entstand die Bevölkerung der Wüste, welche man unter dem Namen der Mauren, Tuariks, Tibbos und Araber kennt. Wir werden nach diesen flüchtigen Betrachtungen die zwei großen Abtheilungen der Wüste einzeln betrachten.

A. Sahara.

Die Sahara, oder der östliche kleinere Theil der großen Wüste gehört dem klassischen Boden an, und mit ihm betreten wir das Gebiet des Alterthums. Nicht als ob die Sahel, d. i. der westliche Theil der Wüste, dem Alterthum ganz unbekannt geblieben wäre; sondern in die Sahara erstreckte sich die Wirksamkeit des Geistes der alten Völker, sie gehörte mit zu dem Kultur- und Civilisationsgebiete der Völker des Alterthums. Ihr Geist war hier wirksam und hinterließ Denkmale seiner Thätigkeit. Die Oasen waren einst Inseln der Seligen als sich die Völker der Erde in ihnen trafen, um sowol ihr materielles als geistiges Bedürfniß zu befriedigen.

Der Ostheil der Wüste, die eigentliche Sahara, umfaßt in ihrer Ausdehnung den ganzen Wüstentheil vom Meridian von Fezzan, dem alten Phasania, wo die Garamanten wohnten, bis zur lybischen Bergkette, welche den westlichen Wall des Nilthales bildet. Einst wie jetzt machte Egypten Ansprüche auf den östlichen Theil der Sahara, und vielfache Ruinen egyptischer Gebäude im östlichen Oasenzuge bezeugen die einstige Herrschaft der Pharaonen. Indessen, obwol die Quelle des Sandes, der nach und nach Egypten zu verschütten droht, ist die Sahara mehr ein Stein- als Sandmeer zu nennen, auch sind die ungeheuren Ebenen vielfach von Hügelreihen durchzogen, welche Thäler bilden, denen Quellen entströmen. Wo Quellen und schützende Wälle gegen den Sand vorhanden sind, da ist auch Leben, und der Sand selbst ist nicht unfruchtbar, da er mit Gypsstaub vermischt ist, sobald Wasser seine Fruchtbarkeit reizt.

Wo starke Quellen vorhanden, und diese häufig genug sind, um Bäche oder gar Teiche zu bilden, da haben sich auch Dattelhaine erhoben, in deren Schatten Menschen ihre Wohnungen aufschlagen. Wo Weide und Trinkwasser ist, ruhen die Karavanen und schlagen Beduinen ihre Lager auf. Die fruchtbaren, wohlbewässerten und dem Ackerbau unterworfenen Landstriche nennt man Oasen oder Inseln der Wüste. Herodot und nach ihm andere nannten sie Inseln der Seligen, da sich daselbst der Mensch und sein Heiligthum eine Zufluchtsstätte bereiteten und so von den Einflüssen der Welthändel verschont blieben. Als jedoch die Gewalt der weitherrschenden Roma ihren Arm auch hierher ausstreckte, da wurden es Inseln der Unglücklichen, indem hieher Staatsverbrecher oder Staatsverdächtige verbannt wurden. Leichter war es, sich aus dem wogenden Ozean, als aus dem Gebiete des Todes zu retten. Diese Oasen sind es nun, welche wir zuerst betrachten wollen.

1) Die Oase Fur (*Dar Fur*).

Ich fange die Beschreibung der Oasen mit der südlichsten derselben, der Oase Fur an. Es ist der Deutlichkeit und Verständlichkeit wegen, daß ich hier nicht der Darstellungsweise folge, welche in Lehrbüchern üblich ist, sondern die Wüste lieber mit Strabo, einem Tigerfelle vergleiche; und die Flecken desselben nacheinander aufführe, so gut sie uns bekannt sind.

Die südöstlichste der Oasen, mit deren Beschreibung wir anfangen wollen, ist Fur oder mit dem Dar (Land) verbunden Darfur. Sie liegt unter 14 bis 15° nördl. Br. und unter $45\frac{1}{2}$° östl. L. von Ferro und ist von der Wüste, die sich gegen Süden zu immer mehr erhebt, ganz eingeschlossen. Die Oase ist im Norden dürre, im südlichen Theile besser mit Quellen versehen, also auch fruchtbarer und lachender. Die Gestalt des Landes ist uneben, mehre Klippenzüge umgeben oder durchsetzen es. Im Osten bilden die Felszüge von Tega und Wana die Grenzen, sonst von allen Seiten Ebenen. Wie alle Oasen ist auch diese eine Station der Karavanenzüge, ein in das Wüstenmeer hingestelltes großes Karavanserai für die aus Egypten kommende oder dahin wandernde Sudankaravane. Von Flüssen ist die Oase ganz entblößt, nur Seen und Bäche, die sich in der nassen Jahreszeit füllen, bewässern sie. Brunnen werden jedoch wie auf der ganzen Ostseite der Wüste leicht aufgegraben und geben überall Wasser, welches freilich trüb aber gut ist. Gegen das Ende der trocknen Jahreszeit nehmen aber auch die Brunnen ab; dann entsteht allgemeiner Wassermangel, wenn,

wie manchmal geschieht, der Zufluß vom Himmel, der erquickende Regen ausbleibt. In solchen Zeiten stampfen die Einwohner oft grüne Baumzweige zu Brei, um sich davon eine feuchte Nahrung zu verschaffen. Kommt jedoch zur rechten Zeit der Regen, so füllen sich die Bäche, Seen und Moräste, der Boden überzieht sich mit Grün, und alles wird nun belebt. Die Luft ist heiß und drückend, bei anhaltendem Regen mit dickem Dunst erfüllt und bei Süd- und Südostwind sehr ermattend. Nord- und Nordwestwinde sind erfrischend, halten aber nicht lange an. In der Mitte Juni tritt der Regel nach die Regenzeit ein, welche unter heftigen Gewittern und Regengüssen, die täglich von 3 Uhr Nachmittags bis Mitternacht regelmäßig anhalten, bis halben September dauert. Man darf sich über die Genauigkeit, womit hier die Witterung angegeben wird, nicht wundern; unter dem Tropenhimmel haben alle Erscheinungen einen regelmäßigen Verlauf, die unsichere Schwankung und die nordische Unbeständigkeit der Zeiten und ihrer Erscheinungen ist dort ganz unbekannt.

Die Pflanzendecke soll im südlichen, wasserreichen Theile der Oase ziemlich dick und mannigfaltig sein; der nördliche Theil sagt Browne, dorrt während der 7 bis 8 Monate der trocknen Jahreszeit aus, die zarten Pflanzen, welche in der nassen Zeit hervorsproßten und blühten, sterben, sobald diese vorbei ist, ab. Die Bäume sogar, deren Fasern doch tiefer in den mütterlichen Boden dringen, verändern alsdann die Farbe und andere Kennzeichen ihres Laubes, und stellen dem Auge ihres Beobachters nur noch den Umriß ihrer größten Zweige und Äste dar. Jene schattigen Bäume unserer Wälder, die uns Kühlung gewähren, sind hier nur selten. Spitze Dornen und besonders festes Holz charakterisiren die hier vorhandenen Bäume. Der Tamarindenbaum wird groß und trägt viele Früchte; der Ahorn aus Egypten eingebracht, weist auf frühe Verbindung mit diesem Lande hin, eben so der Sykomorenfeigenbaum, der hier wenig Früchte trägt. Von dem Paliurus gibt es 2 Arten, eine als Baum, die andere als Strauch; beide sind mit Dornen bewachsen. Die Einwohner essen die Früchte derselben theils frisch, theils trocken. Aus den trocknen bereitet man einen nahrhaften Teig, der besonders auf Reisen gute Dienste leistet. Jener Baum heißt bei den Eingebornen Nebbek. Außer diesen gibt es noch einige andere Dornsträuche. Eben so findet sich auch die Hennepflanze, *solanum sanctum*, Mimosen, Bohnen, Zwiebeln, Kürbisse, Gurken, Melonen u. dgl. Reis wird wenig und von

geringer Quantität gebaut; Hanf, Pfeffer, Sesam, Durrha und etwas Tabak sind auch Gegenstände des Ackerbaus.

Belebt wird dieses Land von 2 Schafarten geringer Art, Ziegen in großer Menge, Rindvieh von gutem Schlage; welches, da die Stiere verschnitten werden, gutes Fleisch liefert; die Kühe liefern zwar genug Milch, die aber besser sauer als frisch ist. Die Esel, welche einheimisch sind, gelten wenig; wer schöne und theure Esel haben will, bezieht sie aus Egypten. Pferde sind wenig vorhanden, diese werden aber aus Dongola eingeführt; am häufigsten sind indeß die Kameele, deren Fleisch gespeist wird. Nach Browne gibt es deren von allerlei Farbe und verschiedener Größe. Die, welche aus westlichen und südlichen Gegenden kommen, sind groß und haben weiches, ins Weißliche oder Hellbraune fallendes Haar; aus Kordofan bringt man welche, die ganz schwarz, bei weitem aber auch nicht so gelehrig und anstellig als jene sind. Die Kameele von Darfur zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie mehre Tage Durst leiden können. Obwol sie nicht so schwere Lasten, wie die in Egypten tragen können, so laufen sie doch desto schneller und dauern lange aus, ohne die geringste Nahrung zu genießen. Hunde sind, unter Muhameds Schutz, auch hier in einer Unzahl von verschiedenen Rassen, Katzen desto weniger; diese wenigen selbst sind egyptische Fremdlinge; die großen Katzen sind desto häufiger, als Löwen und Leoparden; auch vom Hundegeschlecht findet man hier die Hyäne, den Schakal, den Wolf. Wilde Büffel und Elephanten in großen Herden, und ihr Fleisch wird wie das des ebenfalls hier hausenden Rhinozeros gern gegessen. Stachelschweine, Affen und Gazellen fehlen auch nicht, im Süden aber sind die Zibetthiere häufig, und bei so viel großen Vierfüßern fehlen auch die Raubvögel nicht; neben diesen gibt es aber auch Tauben und Rebhühner. Einige Schlangen und das Kamäleon finden sich, und von Insekten und Würmern, wie in allen Tropenländern, so viel als genug; besonders scheinen die Termiten hier einheimisch zu sein.

An Metallen soll Fur Kupfer, Eisen, auch etwas Gold besitzen; Alabaster nebst Marmor und Granit sollen nicht selten sein, Salz aber in Menge. Aus dem Berge Mara sollen auch heiße Quellen hervorsprudeln.

Die Bewohner von Fur sind ursprünglich wol ein schwarzes Negervolk, welches so ziemlich die Grenze dieses Menschenstammes gegen Norden bildet. Indessen hat sich von der mittlern Nilstufe her ein Berbernstamm hier angesiedelt, das Land er-

obert und die Herrschaft an sich gerissen; diese Einwanderer haben das Land erst zur Handelsoase erhoben und sprechen die Berbersprache. Die Einwanderung geschah, wie die meisten Völkerwanderungen, durch einen fremden Anstoß. Die Araber drängten die Berbern am obern Nile, diese wandern nach Fur und verdrängen die Neger; später folgten noch andere Nachzügler aus Kordofan, Sennaar und Oberegypten, meist Gewerbtreibende und Handelsleute. Seit dieser Einwanderung trat die Oase erst aus dem Dunkel hervor und knüpfte Handelsverbindungen mit Kairo an. Eben so faßte erst seit ungefähr 170 Jahren der Islam, dem nun alles huldigt, festen Fuß daselbst; mit ihm fand auch die arabische Sprache Eingang. Die Zahl der Einwohner in der ganzen Oase wird auf 200,000 geschätzt. Sie sind vollkommen schwarz, doch ist ihr Negerprofil bereits durch den Einfluß des Barabra- und Araberblutes modifizirt. Sie haben meist kurzes wolliges Haar und es gilt für große Schönheit, dieses auf 8 bis 10 Zoll Länge zu bringen. Die Araber an den Grenzen haben sich von Vermischung reiner erhalten und daher noch eine hellere Farbe. Die Sprache ist überall, Cobbe und die Grenze ausgenommen, dieselbe; doch versteht man überall arabisch. Vor Gericht sind beide Sprachen angenommen, und was in einer vorgetragen wird, übersetzt ein Dolmetsch sogleich in die andere.

Bei den Bewohnern von Fur wird Muhamed am besten gerechtfertigt, und man kann ihm gar nicht zürnen, wenn er häufige Waschungen zur Pflicht macht; denn trotz den Waschgeboten ist der Fura immer schmutzig und unrein mit ungekämmtem Haar. Handel ist die Seele ihres Daseins, weswegen sie, seit sie ein Handelsvolk sind, an Moralität nichts weniger als gewonnen haben. Egoismus ist die Triebfeder ihres Lebens, weswegen auch Stehlen, Lügen und Betriegen häufig unter ihnen ist, so daß Browne bei seinem jahrelangen Aufenthalte nur einen, den alten Musa zu El-Fasher, fand, den er des Titels eines ehrlichen Mannes würdigen konnte. Beim Handel betrügt der Vater den Sohn, und kein Eigenthum ist sicher, als welches durch physische Kraft behauptet werden kann. Obwol ihr Sultan bei Todesstrafe das Berauschen verboten hatte, unterblieb es doch nicht. Fröhlichkeit und Tanz sind so beliebt, daß bei dem Takte ihrer rohen Instrumente sogar der Sklave in den Fesseln tanzt. Ihre Tänze sind sowol ernst, als ausgelassen und üppig. Die Trommel der Neger ist auch hier üblich, indessen bedienen sie sich auch der Instrumente der

Araber, seit sie sich mit diesen gemischt haben. Wie in einem stark besuchten Gasthofe ist auch in dieser Oase die Enthaltsamkeit eben keine Tugend; gegen alle Sitte der Muhameder ist der Umgang zwischen beiden Geschlechtern äußerst frei. Die Weiber der Vornehmsten sind zwar verschleiert, doch setzt der leicht bewegliche Schleier den Liebesabenteuern keine Schranken und die Weiber aus dem Volke sind ganz ohne denselben, nur an den Lenden mit einer kleinen Schürze umgürtet; während ein leichtes Stück Zeug malerisch um die Schultern geworfen wird. Die Weiber besuchen die Kaufleute ganz frei, es fällt auch keinem Ehemann ein, eifersüchtig zu sein; höchstens nur in der Absicht, um Vortheil daraus zu ziehen, der über alles geht. Die Frechheit soll daher so sehr alle Schranken verlassen, daß Browne wörtlich Folgendes berichtet: „Im Genusse sinnlicher Liebe sind diese Menschen äußerst ausschweifend, ohne hiebei auf Wohlanständigkeit und Ehrbarkeit die geringste Rücksicht zu nehmen. Ihre Wohnungen sind ohnedies so gebaut, daß sie nicht leicht darin etwas vornehmen können, was geheim bleiben soll; aber auch da suchen sie sich nicht immer zu verbergen, wenn sie ihre thierischen Triebe befriedigen wollen. Ein schattiger Baum, ein mit hohem Grase bewachsener Platz dient ihnen zum Tempel, der *Venus vulgivaga* ihr Opfer darzubringen. Nicht selten ereignet sich der Fall, daß der Vater mit der Tochter, der Sohn mit der Mutter im schändlichsten Umgange ertappt wird. Sogar die Verhältnisse zwischen Bruder und Schwester sind nicht vermögend, den Begierden dieser unzüchtigen Menschen Einhalt zu thun.“ Die Verhältnisse, Charakter und Behandlungsart der Frauenzimmer in Darfur stimmen weder ganz mit den Sitten der Asiaten und anderer afrikanischer Völker, noch mit denen der Europäer überein. Eine Furanerin, die auf Ehrbarkeit Anspruch macht, unterscheidet sich von einer Egyptierin dadurch, daß sie, sobald ein Fremder ins Haus tritt, sich zwar ein wenig entfernt, gleich nachher aber wieder bei der Hand ist, immer ab- und zugeht und sich im Beiseyn der Mannspersonen allerlei zu thun macht; ungefähr wie die Europäerinnen. Eine Egyptierin wird nie ohne Schleier erscheinen; die Darfurinnen sollen es nur aus Koketterie thun, um damit zu locken.

Sie essen zwar nie mit den Männern, verkürzen ihnen aber bei Tische die Zeit. Bei alle dem verrichten, wie in ganz Afrika, die Weiber auch hier die mühsamsten Geschäfte, bestellen den Acker, säen das Getreide, helfen bei der Ernte, malen das Getreide auf Handmühlen und backen das Brot. Sie bereiten,

was kein Araber dulden würde, auch die Speisen, bauen Wohnungen u. dgl. Dafür aber ist auch die Darfurin Hausfrau, und der Mann muß sie eben so das große Wort führen lassen, wie in Europa; nicht selten ist dieses dann entscheidend. Sie mischt sich in alles, was auf das Hauswesen Bezug hat, und zankt bei vorkommender Gelegenheit ihren Mann eben so aus, als ob sie eine leibhaftige Dame der Halle wäre. Ist die Frau gar eine Tochter des Melek oder Königs, so darf der Mann nur getrost auf alles Hausregiment verzichten und die Allgewalt des Pantoffels ist entschieden. Übrigens ist Polygamie herrschend, und jeder nimmt der Weiber, so viel er will; nur wer eine Mirjam, d. i. eine Sultans- oder Melektochter hat, darf zwar Beischläferinnen so viel er will, aber keine zweite Frau nehmen.

Der größte Theil des Jahres wird ohne Arbeit hingebracht, nur die Regenzeit weckt zum Fleiße; alsdann sieht man die ganze Bevölkerung sich regen; und als einen Herüberklang aus der alten Zeit der Pharaonen betrachte ich die Sitte, daß der Sultan mit seinem Gefolge aufs Feld geht, Furchen und Gruben macht mit einer Hacke, Körner hineinwirft und mit dem Fuß verscharrt. Mit dieser Ceremonie ist der Feldbau des Jahres eröffnet. Durrha oder Dokhem wird nebst Weizen und Gerste gebaut. Die Saat keimt schnell, und die Ernte reift bald. Nur die Ähren werden wie vor 4000 Jahren, in Körbe gesammelt, das Stroh bleibt stehen und wird später zum Bauen verbraucht. Das gedroschene Korn wird an der Sonne gedörrt und in Gruben aufbewahrt. Das Getreide wird blos in Wasser geweicht verspeist, oder mit Milch zu Brei verkocht, oder zu Mehl gemalen, in dünnen Kuchen gebacken. Butter wird nur wenig bereitet. Seltsam ist's, daß der Mensch in den fruchtbarsten Ländern äußerst frugal ist; ein nordischer Bauer würde sich schwerlich mit der Kost eines afrikanischen Sultans begnügen. Je karger der Boden, desto mehr künstelt der Mensch. Die Strenge der Natur erzeugt Widerstand gegen die Noth und diese ist die Mutter der Industrie und des Luxus. Da das Klima auch in Darfur mild ist, so waren die Einwohner früher Nomaden, und sind es zum Theil noch, denn der Sultan selbst hat keinen festen Wohnsitz. Indessen haben sie doch Wohnungen und Städte, und die Sultane weitläufige Bauten, die den Ringen der Avaren nicht unähnlich sind. Die Dongen, wie sie ihre Hütten nennen, bestehen aus Lehmwänden mit Stroh vermischt, gewöhnlich 20′ lang und 12′ breit mit einem Dache von leichtem Holze oder Matten, auf dem eine Schichte Mist und dann wie-

der Lehm liegt. Die Wohlhabenden überziehen ihre Dongen mit einem Anwurf, den sie bald weiß, bald schwarz bestreichen. Die Thüre ist ein rohes Bret. Sie haben größere Dongen für Gesellschaften und runde Lehmhütten, Sukteia genannt, für die Weiber; so daß nach Negerart eine Familie einen Haufen Gebäude bewohnt, welche mit einer dichten Hecke umgeben sind. Der Boden ist überall mit reinem Sande bedeckt und zur Aufnahme der Fremden sind auch Gemächer vorhanden.

Der Religion nach sind die Furer fanatische Muhameder. Staatsämter bekleiden meist die Araber, nach den Beamten genießen die Faki's oder Priester das größte Ansehen; sie zanken wol selbst den Sultan derb aus, der sich diese Freiheiten in Demuth gefallen lassen muß. Indessen ist der Sultan unumschränkter Herrscher und sein Wille ist Gesetz. Mit aller Eitelkeit und leerem Prunke unumschränkter und schwacher Despoten umgeben, beruht sein Ansehen auf dem Militär, dessen Gunst zu seiner Erhaltung nothwendig ist und um welche er daher immer besorgt sein muß. Viele derselben sind jetzt mit Flinten bewaffnet, ehemals jedoch hatten sie nur einen Schild aus Elephantenleder und einen Spieß. Auch Reiterei ist vorhanden, und bei den öffentlichen Audienzen, die der Sultan täglich gibt, erscheint er zu Pferd oder auf einer Art Thron von seiner Leibwache und seinen Sklaven umgeben. Bei dieser Gelegenheit wird ein Sonnenschirm über ihn gehalten und zu seiner Seite stehen bezahlte Lobredner, die mit lauter Stimme rufen: „Seht hier den Büffel, den Sohn des Büffels, den Stier der Stiere, den überstarken Elephanten, den mächtigen Sultan! Möchte Gott sein Leben verlängern! O Herr! möge Gott dir beistehen und den Sieg gewähren.“ Wo er hinkommt, wirft das Volk sich nieder, und selbst die Großen des Reichs nahen nur kriechend dem Throne. Indessen ist er jetzt durch den Pascha von Egypten in seiner Herrschaft sehr beschränkt. Eben so unumschränkt wie der Sultan, walten seine Statthalter in den Provinzen unter dem Titel Melek. Es sind aber auch tributäre Sultane in den eroberten Provinzen vorhanden. Häufige Revolutionen und häufiger Dynastiewechsel sind die natürliche Folge einer solchen Herrschaft.

Die Einkünfte des Sultans bestehen in Zöllen von den Waaren und Sklaven, deren Markt hier blüht. Der Zoll beträgt nicht selten ein Zehntel des Werthes; von dem Ertrag der Sklavenjagd im benachbarten Sudan, die er oft persönlich leitet, gebührt ihm ein Fünftel. Außerdem besitzt er die Zehen-

den von der Viehzucht, dem Ackerbaue und den Ertrag seiner eigenen sehr ausgedehnten Ländereien. Bedeutende Einkünfte gewähren auch die Geschenke, ohne die Niemand nahen darf, überdies aber ist er der erste Kaufmann des Landes, ohne seine Erlaubniß darf keine Karavane abziehen; und er weiß dieses Recht sich sehr zu Nutze zu machen, indem er sie so lange aufhält, bis er seine Waaren zu dem beliebigen Preise abgesetzt hat. Man sieht also, daß sich selbst als Sultan von Darfur noch leben läßt.

Da Darfur zu einer der Hauptstationen für die Mekka- und Sudankaravane geworden ist, so ist auch der Handel ungemein bedeutend; obwol meist Tauschhandel, da eigentliche Münze eher Handels- als Tauschmittel ist. Als Scheidemünze gelten Zinnstücke, Ringe, Blechwaaren, Messer, Scheeren, Glasperlen, Kügelchen und Blättchen von Zinn, Kupfer und Gold. Hauptmünze bei größern Gegenständen sind Sklaven. Wie man bei uns nach Gulden oder Thaler rechnet, so dort nach Sklaven.

Ausfuhr sind also: Sklaven, Kameele, Elfenbein, Rhinozeroshörner, Straußfedern, Gummi, Tamarinden, Schläuche, Papageien, Natron, Alaun, Zibeth und Zibetthiere. Einfuhr: Ambra, Zinn, Korallen, Ringe aus Zinn und Silber, Teppiche, Baumwollenzeuge von weißer und blauer Farbe, Säbel, Flinten, Schußbedarf, Spiegel, Draht, Kupfergeschirr, rothe Mützen, französische Tücher, Seidenzeuge, Schuhe von rothem Leder, Papier, Seife, Kaffee, Pfeffer u. dgl.

Der Sammelplatz der Sudankaravane ist Cubcabia am südwestlichsten Ende der Oase. Von hier aus werden auch unter Anführung des Sultans selbst jene abscheulichen Sklavenjagden in dem uns noch unbekannten Donga, dem Quellende des weißen Nil unternommen. Sweini ist das Emporium, wo sich die Sudankaravane mit diesen nöthigen Waaren versieht. Ihr Abzug nach Kairo gehört unter die Festtage des Landes, und nach ihr zählt man die erlebten Jahre. Es bedarf einige Monate Zeit, bis sich die 2000 Kameele versammeln und die 1000 Sklaven, welche dazu gehören. Eine solche Karavane ladet 3 bis 400 Kameelladungen Elephantenzähne, 2000 Rhinozeroshörner, 2000 Kantar Gummi, 1000 Kantar Tamarinden, außer andern minder ins Gewicht fallenden Waaren. Bisweilen bilden sich in sichern Zeiten auch größere Karavanen von 6000 Kameelen und eben so viel Sklaven; auch kommt wol nach mehrjähriger Unterbrechung eine sogenannte große Karavane zu Stande, die wie ein großes Heer einherzieht und

wol 30,000 Sklaven mit 15,000 beladenen Kameelen führen soll. Fünf und vierzig Tagmärsche führen sie über die kleinen Oasen nach Syut bis Kairo; von wo dann die etlichen hundert Führer und Eigenthümer mit der Hälfte Kameele, aber mit kostbaren Waaren des Orients und Norden beladen, zurückkehren. Dieser Zwischenhandel bringt für Fur natürlich großen Gewinn.

Die Geisteskultur kann da nicht blühen, wo bisheriges Bild hinpaßt. Die Fakis lesen den Koran, schreiben Koransprüche zu Amuleten; der Araber erzählt in seiner schönen Sprache Mährchen aus der schönen Zeit seines Volks, die vorüber ist; der gemeine Mann betet seine Gebete und damit hat die Geisteskultur ein Ende.

Die Hauptstadt von Darfur ist Cobbé, ein Haufe von Gehägen, welche Hofräume darstellen und die verschiedenen Bauten nach dem Bedürfnisse der Besitzer einschließen. Die Stadt liegt 14° 49′ nördl. Br. und 45° 49′ östl. L. Sie ist 2 Meilen lang, aber sehr schmal. Jeder baut sich in der Nähe seiner Grundstücke an, was eben nicht tadelnswerth ist. Da die Stadt stark mit Bäumen besetzt ist, so gewährt sie nach einer langen Reise durch dürre Wüste einen sehr erfreulichen Anblick. An der Ostseite lehnt sie sich an kahle Hügel an, die sich von Norden nach Süden hinziehen, sonst ist der Boden flach und zur Regenzeit überschwemmt. zu welcher Zeit eine Art Fluß die Stadt umgibt. Seichte Brunnen versorgen in der trocknen Jahreszeit die Einwohner mit trübem, aber doch nicht ungesundem Wasser und nur wenn der Regen zu lange ausbleibt, gerathen sie in die oben erwähnte Verlegenheit wegen Wassermangel; dem jedoch durch geschickter gegrabene und ausgemauerte Brunnen leicht abgeholfen werden könnte. Um Cobbé herum liegen eine Menge Weiler und Dörfer, die noch zur Stadt gehören. Cobbé hat 6000 Einw., die aus Handelsleuten und ihren zahlreichen Sklaven bestehen, welche letztere jedoch hier nicht hart behandelt werden! Den Sklaven zu peinigen verstehen nur europäische Pflanzer. Zweimal die Woche, nemlich Montag und Freitag, wird hier Markt gehalten, wo dann alle Produkte aus Fur und Egypten in Überfluß zu haben sind. Zwei Moscheen und fünf Schulen, wo die Kinder lesen und schreiben lernen, sorgen für das Seelenbedürfniß der Einwohner, welche keine eigentliche Furer sind, sondern meist Kaufleute, die sich Handelswegen hier niedergelassen haben.

Auf zwei Tagreisen nördlich von Cobbé liegt Sweini, eine ebenfalls sehr ansehnliche Stadt, und der Hauptsammelplatz

für die Kaufleute, die aus Egypten kommen oder dahin gehen. Während der Jahreszeit, wo die Jelabs, so nennt man die Kaufleute, hier weilen, ist täglich Markt und reicher Überfluß an Lebensmitteln aller Art vorhanden. Die Bewohner sind Araber.

Südlich von Sweini liegt El-Fasher, zu Browne's Zeiten Residenz des Sultans. Es wird vom Hofgesinde und Kaufleuten bewohnt, die einen Dialekt des Arabischen sprechen, außerdem aber auch die Fursprache.

Dritthalb Tagreisen westlich von Cobbé ist Cubcabia, eine beträchtliche Stadt. Der Weg dahin ist felsig und bergig, es wird hier aus dem salzigen Erdreich Salz gekocht, welches zugleich als Tauschmittel auf dem dasigen stark besuchten Markte gilt. Es werden hier Baumwollenzeuge von 5 bis 8 Ellen Länge und bis 23 Zoll Breite verfertigt; auch gibt es Gerbereien daselbst, wo die Häute zu Schläuchen bereitet werden, wovon die Wasserschläuche Ray, die Getreideschläuche Geraubs heißen.

Schebba südwestlich von Cobbé hat gutes Wasser und Kalkgruben. Südöstlich von Cobbé liegt Barbage, Terbelti, wo der Sultan oft sich aufhält, südlicher liegt Ril, der Schlüssel zur östlichen Straße und daher durch einen Melek militärisch besetzt. Es ist hier sehr gutes Wasser und Lebensmittel sind die Fülle.

Es werden uns noch eine Menge anderer Örter genannt, deren Namen jedoch nichts zur Charakteristik des Landes und der Völker beitragen und womit wir die Leser verschonen wollen. Nur so viel noch über die Ausdehnung des Landes. Diese ist sehr beträchtlich, und, der Civilisation übergeben, könnte es seiner Lage, seines natürlichen Reichthums, seiner Größe nach, für Centralafrika von größter Wichtigkeit werden. Obwol das Land Städte und Dörfer hat, so ziehen doch auch Beduinenstämme darin herum und finden Platz für ihr wanderndes Leben. Es ist zwar kein Feldmesser Europas noch hier gewesen, dennoch glauben wir die Größe der Oase Fur ohne Übertreibung auf 3000 Quadratmeilen schätzen zu dürfen. Wer von Egypten aus Sudan bereisen wollte, müßte über Fur nach Bornu gehen und würde sich auf dieser Reise des sehr mächtigen Schutzes des Herrn von Egypten zu erfreuen haben. Ob diese Oase dem Alterthum bekannt war, ist schwer zu entscheiden; kein Schriftsteller erwähnt derselben, und sie scheint in den neuern Zeiten von Dongola aus, durch Schendi und Kordofan gleichsam entdeckt worden zu sein. Bei Dschabel Marra werden zwar alter-

thümliche Trümmer im egyptischen Stile erwähnt, die aber nicht erforscht sind.

2) Östlicher Oasenzug, zwischen der Oase Fur und der von Theben.

Nicht selten sind auf der östlichen Karavanenstraße, die sich in der Nachbarschaft des Nilthals hinzieht, und mit diesem parallel läuft, die kleinen Oasen Lager- und Wasserplätze, die das Reisen in diesen furchtbaren Einöden möglich machen. An der Ostseite von Fur zieht sich eine Hügelkette, die an verschiedenen Punkten bis 300′ emporsteigt, tief in die Wüste gegen Norden fort bis 18° 8′ nördl. Br. und 43° 45′ östl. L. von Ferro. Am Ende dieses Felsenzuges ist die Quelle Bir el Malha salzig und ungenießbar, gibt aber, so wie mehre ähnliche Quellen dieses Weges, unter denen einige süße sind, Büschen von Doum-Palmen Nahrung. Bei Bir el Malha wird auch eine besondere und kostbare Art Natron gewonnen, ganz verschieden von dem Egyptens. Es ist sehr weiß und fest, wird, ins Wasser getaucht heiß wie Kalk und entwickelt viel fixe Luft. Die Karavanen führen es nach Egypten ein, wo es theuer bezahlt, und als Zusatz zum Schnupftabak benutzt wird.

Sechs Tage weiter gegen Norden liegt die Oase Leghea, den Alten, wie es scheint, unbekannt; sie liegt unter 20° 10′ 30′′ nördl. Br., enthält nur salziges Wasser und ist unbewohnt. Zwischen diesem Zuge und Egypten, dehnt sich die Wüste breit aus, scheint jedoch nicht ganz ohne trinkbare Quellen. Dieser Theil wird von wandernden Arabern bewohnt, die sich in die zwei Stämme Cubabisch und Mahrea theilen. Sie sind berühmt durch die Geschicklichkeit, wasserdichte Körbe zu flechten. Die Wüste zwischen diesem Hügelzuge und Egypten heißt Behuda oder Behiuda. Fünf Tage nördlich von Leghea erreicht man die kleine Oase Selime. Sie liegt unter 22° 15′ Br. und 17° 56′ L. Sie gewährt dem Wanderer den lang vermißten Anblick eines frischscheinenden Grün, und ist mit Felsen umgeben. Das Wasser daselbst ist gut, dennoch soll das Gras selbst von den Lastthieren verschmäht werden, und also ungenießbar sein. Diese Oase ist unbewohnt, es soll aber ein steinernes Gebäude ohne Mörtel aufgeführt vorhanden sein, um eine Sage von einer Prinzessin zu unterstützen, die meist hier gewohnt und mit starker Hand Pfeil, Bogen und Wurfspeere zu gebrauchen verstanden hätte. Fünf weitere Tagreisen führen nach dem Wasserplatz Scheb, wo man nicht tief unter der Oberfläche überall Wasser findet. Der Ort liefert guten Alaun, der hier in natürli-

chem Zustande im Thonschieferfelsen vorkommt. Scheb liegt unter 23° 35′ nördl. Br. und 47° 51′ L.

3) Die große Oase, oder Oase von Theben.

Hier betreten wir nun im eigentlichen Sinne klassischen Boden; denn es ist nicht zweifelhaft, daß die Oasen von Theben aus bis Gadames hin, den Alten bekannt waren. Der getreue Herodot berichtet uns über dieselbe nach seiner Weise, kurz aber bezeichnend, und bis heute konnte man nichts Besseres darüber liefern. Mit der Oase von Theben fängt nemlich eine Reihe von bewohnten Oasen an, die sich bis zu den Garamanten oder Fezzan hinzieht. Seit dem höchsten Alterthume erfüllen sie ihr Schicksal auf gleiche Weise. Sie dienen zu Hafenplätzen im ungeheuren Sandozean der Wüste, und leiten seit Jahrtausenden die Züge der Karavanen, und den Handel Innerafrikas mit Egypten und dem Osten. So wie heute, sahen sie vor Jahrtausenden schon dieselben Völker aus denselben Ländern, mit denselben Waaren zu demselben Zwecke bei ihnen sich vereinigen. Eine kluge Politik wußte im Alterthum noch einen andern Reiz diesen Ruheplätzen beizufügen und eben dadurch die Szene noch mehr zu beleben, die Bewohner dieser abgeschloßnen Inseln aber, vor jeder Gewaltthat zu schützen. Klug stellte man nemlich die Märkte unter den Schutz der Gottheit, welche sich diese Thäler zum Wohnsitz ausersehen hatte. Hier waren berühmte Orakel, und Religion vereinigte und schützte große Menschenmassen, belebte aber zugleich den Völkerverkehr. Wir werden ein ähnliches Beispiel zu Tantah in Unteregypten sehen und erinnern, daß die große Karavane, die jährlich Mekka besucht, ein treffliches Bild von dem Leben und Treiben geben kann, das einst um die berühmten Heiligthümer der ostafrikanischen Oasen, z. B. zu Siwah, dem alten Ammonium wimmelte.

Die Oase von Theben, war im Alterthume die große Oase genannt. Herodot sagt, man habe von Theben aus sieben Tage zu ihr zu marschiren. Der Weg geht über sandigen Boden und viele Kalkfelsen. Man findet in ihm häufig versteinerte Muscheln, nirgend aber Vegetation. Diese Oase heißt auch el Wah el Kebir, auch das Thal von Kargeh; sie ist von Süden nach Norden 24 Stunden lang und zwischen 3 bis 4 Stunden breit. Das Klima ist sehr heiß, so daß aus demselben wol niemand auf ihre Lage nördlich außerhalb des Wendekreises schließen möchte. Man findet warme und kalte Quellen daselbst, die indessen Hautausschläge verursachen sollen.

Auch Erdbeben scheinen bisweilen die Thätigkeit unterirdischer Kräfte zu verrathen, denn mehre Gebäude sind durch sie eingestürzt.

Die Haupterzeugnisse dieser Oase sind Reis, womit sie nach Dongola handelt, indem die Nubier ihren Bedarf von hier aus holen. Auch die Karavane aus Fur kommt hier durch und hält allezeit so lange Rasttag, bis der Anführer von seiner Reise nach Syut in Egypten zurückkommt, dessen Scheik er seine Aufwartung zu machen und von ihm die Erlaubniß das Land zu betreten, einzuholen hat. Außer dem Reis gibt es Datteln in Menge, besonders die thebaische Dattelpalme, Doum genannt; dann Citronen, Akazien, Aprikosen Trauben u. dgl.; auch Gerste und Durrha wird gebaut. Quellen sind häufig, fließen stark, bewässern das Land und kühlen die Luft. Mitten aus Salzhügeln oder Felswarzen, wie man diesen Hügel, den schon Herodot erwähnt, nennt, sprudelt süßes Wasser hervor. Caillaud gibt folgende Beschreibung von der großen Oase von Theben. „Ich begab mich dahin von Syene aus und traf zuerst im südlichen Theile auf ein Dorf Hagageh, darauf zu einem andern, welches Begrys hieß und über 600 Einw. hatte, welche die Flucht ergriffen, da sie in den Ankömmlingen Abgesandte des Pascha von Egypten zu sehen glaubten, um neue Steuern zu erpressen. Die Felder dieser Leute wurden durch eine sehr ergibige warme Quelle bewässert, deren Wasser durch den Scheik mittelst Rinnen auf sehr gerechte Art vertheilt wird. Drei Meilen südlicher von hier liegt ein unvollendet gebliebener Tempel, der nach den Bildnissen, die darauf gehauen sind, für egyptisch gehalten werden muß; und an welchem besonders das Sanktuarium wegen der gewölbten Decke merkwürdig ist, da Wölbungen sonst in Gebäuden egyptischen Stils nicht angetroffen werden. Der Tempel ist daher wahrscheinlich aus jüngerer und zwar römischer Zeit. Auf der Kranzleiste des äußern Thores sind Spuren einer griechischen Inschrift und beim Nachgraben fand man Stücke Mosaik aus gefärbtem Glase. Nicht weit von diesem größern Tempel sind die Ruinen eines kleinern aus Backsteinen mit verschiedenen Wölbungen, augenscheinlich römischen Ursprungs. Die Gemächer enthalten noch einige koptische Gemälde von frischen Farben und eine Menge griechischer Inschriften. Weiter nördlich liegt Bulak, ein Dorf mit 400 Einw., die ziemlich wohlhabend und gefällig sind. Es sind Ruinen alter Tempel und öffentlicher Gebäude aus verschiedenen Zeiten vorhanden.

Ungefähr in der Mitte der Oase liegt die Hauptstadt El-

Kargeh unter 26° 25′ Br. und 47° 31′ L. Sie hat 2000 Einw., welche von den Erzeugnissen ihres Bodens, hauptsächlich von Reis und Datteln leben. „Als Caillaud da war, stieg der Thermometer im Schatten auf 37° Reaum. Da Sandstürme häufig sind, so schützen sich gegen dieselben die Bewohner auf eine seltsame Weise. Man hat nemlich die Straßen mit Bretern überdeckt, wodurch sie denn so finster werden, daß man in manchen derselben um Mittag in Finsterniß herumtappt. Die Stadt hat viele ergibige Quellen, die den doppelten Dienst der Befruchtung der Felder und Abkühlung der Atmosphäre leisten. Rings um El-Kargeh ist das Land mit Trümmerwerk übersäet. Ganz nahe an der Stadt liegen die Überreste eines altegyptischen Tempels, dessen Umfang und Pracht eines Platzes im königlichen Theben würdig wären. Zwei große Vorhöfe ungerechnet ist er 191′ lang. Die Hieroglyphen, womit er bedeckt ist, sind von der schönsten Arbeit, eben so die Malerei, deren Schmelz Jahrtausende nicht ermatten konnte. Am äußern Thore befindet sich eine griechische Inschrift aus 9000 Buchstaben bestehend. Sie deutet auf das Jahr der Regierung des Kaisers Galba 68 n. Chr. Was diese Trümmer für den Europäer noch anziehender macht, ist ein Hain aus Palmen, Akazien und den Citronen, die selbst in den Vorhöfen des Tempels wachsen und durch das Gemurmel ihrer schattigen Blätter, verbunden mit dem Sprudeln einer einst heiligen Quelle, der Wohlthat des Landes, eine dem ewig heitern Himmel angemessene Stimmung in dem Busen des Beschauers hervorrufen. Nach einer ermüdenden Reise durch die unwirthbare Wüste mit ihren Schrecken des Todes, ihren versteinerten Hainen und zerstörten Wohnungen alter Völker, fühlt man sich natürlich durch den imposant lieblichen und zugleich melancholischen Anblick tief ergriffen. Vor die Seele des Wissenden treten die Schatten der Vorwelt, das Heiligthum ergänzt sich vor seinen Augen, die Zeiten verlieren ihr Maß. Die ungeheuren Menschenwerke inmitten der wohlthätigen Natur schwellen die Seele, das Sprudeln der Quelle, das Säuseln der schattigen Baumkronen wird als Ripienstimme der Geister aufgenommen, die Festzüge der Tempelwände werden lebendig und aus dem Innern des Heiligthums erschallt die Orakelstimme Aufschluß gebend über das Schicksal der Völker, ihr Sein, Werden und Vergehen! — Man begreift, wie es möglich war, daß hier das Samenkorn der Religion so tiefe Wurzeln schlug und versöhnt sich mit vorchristlichem Aberglauben vergangener Geschlechter. Tropenvegetation darf

man indessen in den Oasen nicht suchen und die Wüste behauptet auch hier ihr Recht. In einer kleinen Entfernung von der Stadt liegt die Nekropolis, welche jedoch römischen Ursprungs zu sein scheint, da die Gräber an 200 an der Zahl aus Backsteinen erbaut und mit Bogengängen umgeben sind. Nicht weit davon sind jedoch Mumienhöhlen echt egyptischen Ursprungs. Indessen haben die Alten ihren Zweck verfehlt, wie ihn der Mensch überall verfehlt, wo er gegen die Natur und Zeit ankämpfen will. Die Todten haben keine Ruhe und alle diese Begräbnißplätze zeigen durchaus von der Falschheit der Berechnungen, die auf die Pietät der Nachwelt gegründet werden. Edmonstone entdeckte im Südosten der Oase noch einen schönen Tempel, ziemlich wohlerhalten aus dem dritten Regierungsjahre Antonin des Frommen, 140 J. v. Chr., wie dieses eine griechische Inschrift bezeugt. In der Umgegend sind auch Alaungruben, deren Alaun vortrefflich ist.

Nördlich von El-Kargeh liegt ein Ort, der von den Arabern Deyr genannt wird. Hier liegen Ruinen eines großen viereckigen, römischen Schlosses dessen Mauern 45′ hoch und 12′ dick sind. In der Nähe ist eine Quelle mit gutem Wasser. Weiter nördlich liegen noch mehre Tempel in Ruinen, und wäre nicht so vieles den Reisenden ungünstig, so wäre für dem Antiquar nach allen Seiten noch vieles zu entdecken. Der südlichste Ort der Oase ist Mughes 25° 18′ Br. 15 Tagreisen von Dongolah; der nördlichste Punkt ist vier Tagreisen von Syut in Egypten entfernt.

4) Westliche Oasen.

Westlich von El-Kargeh trift man mehre kleine Oasen an; die erste derselben ist ohne eigentlichen Namen, war aber im Alterthum bevölkert, was die Ruinen eines kleinen Tempels und Schlosses, Kasr el Taref beweisen. Sieben eine halbe Stunde von Kargeh liegt ebenfalls eine kleine Oase mit 2 Dörfern Ellengeh und Om-el-Debadeh. Ein fünfstündiger Weg über verschiedene Berge, auf welchen überall die Zeichen besserer Vergangenheit in den Ruinen alter Tempel und Gebäude uns ansprechen, bringen uns zur

5) Oase Dakkel.

Diese Oase hat der Engländer Edmonstone, so zu sagen wieder neuentdeckt; denn seit Jahrhunderten ahnete man ihr Dasein kaum. Er wollte die Oase von Theben besuchen und hörte, daß diese noch von keinem Europäer aufgefundene Oase vorhanden sei. Sogleich gab er seinen frühern Plan auf, um

diese glückliche Insel aufzusuchen. Ihre Verborgenheit verdankt sie dem Umstande, daß der Karavanenweg nicht durch sie führt. Sie ist mit einer unermeßlichen Wüste umgeben, wo auch nicht ein Grashalm wächst, die nie ein menschlicher Fuß betreten zu haben scheint. Nur zerstreute Kameelgerippe zeigen an, daß schon lebende Wesen diesen Weg gewandelt haben. Nach sechs Tagen erst, wenn man 34 deutsche Meilen von Syut zurückgelegt hat, verkündigen einige Palmen die Nähe von Bellata, des ersten Dorfes der Oase. Da die Bewohner noch ungeneckt waren, und nie die gefährlichen Europäer gesehen hatten, so empfingen sie diese mit Gutherzigkeit und Zutrauen, gastfrei und liebreich. Brot, Käse, Reis und sieben Schafe wurden als Geschenk herbeigebracht. Auf Erkundigung nach Ruinen führte der Scheik sie in einen schönen Mimosenwald, dessen Stämme mitunter 17′ 3″ Umfang hatten. Jenseits desselben finden sich Spuren ehemaliger Gebäude. Weiter gegen Westen ward Edmonstone noch durch drei Dörfer und am andern Morgen nach El-Kassar, einem sehr angenehmen, am Fuße einer Hügelreihe gelegenen, mit Palmen, Akazien, Citronen und andern Bäumen umgebenen Orte geführt. In der Mitte des Dorfes sprudelt eine reichliche schwefel- und eisenhaltige Quelle auf, welche die umliegenden Gärten bewässert, zugleich aber ein Bassin bildet, in welchem sich die Weiber des Nachts baden, während für die Männer ein Haus darneben errichtet ist. Dem öftern Baden wird die unter den Einwohnern häufige Blindheit zugeschrieben, wozu jedoch die starken Winde, welche die Luft mit feinem scharfkantigen Sand erfüllen, auch viel beitragen mögen. Die Quelle bietet dieselbe Abwechslung der Temperatur nach der jedesmaligen Tagzeit dar, welche Herodot von der Sonnenquelle des Jupiter Ammon berichtet. Südwestlich von El-Kassar liegt in der Entfernung einer deutschen Meile ein noch ziemlich wohlerhaltener Tempel Dar el Hadschar genannt. Er ist in egyptischem Stile gebaut, und vorn nach Art dieses Volks mit einer Mauer aus ungebrannten Ziegeln eingefaßt. Nicht weit davon liegt eine große Stadt unter ihren Trümmern begraben, von deren einstiger Pracht nur noch die Überreste eines Tempels und Bruchstücke einer Bildsäule aus weißem Marmor, wahrscheinlich römischen Ursprungs, zeugen. Die ganze Oase hat 12 Dörfer; Gelamuhn ist der Hauptort und hat 3 Stockwerke hohe Häuser. Es gibt noch mehre heiße und warme Quellen, denen die Oase ihre Bewässerung verdankt. Die hier wachsenden Datteln und andere Süd-

früchte sollen von besonders guter Beschaffenheit sein. Der Boden ist leichte, rothe Erde, die sehr fruchtbar ist, wenn sie wohl bewässert wird, und auch Indigo hervorbringt. Die Pest ist zwar hier unbekannt, nicht so böse Fieber, die zur Zeit der großen Hitze hier herrschen. Unter den Alten erwähnt dieser Oase kein Einziger, nur Olympiodor scheint sie gekannt zu haben. Die Ruinen und der erwähnte Egyptertempel zeugen jedoch davon, daß sie einst im Verbande der Kultur und Religion Egyptens mit eingeschlossen war. Davon zeugen auch die Mumienhöhlen in der Nähe der Ruinen.

6) Oase Farafré.

Wenn man von der vorhergehenden Oase nördlich geht, erreicht man in nicht vollen vier Tagen die Oase Farafré, und andere vier Tage in derselben Richtung führen in eine noch kleinere Oase el Haix. Belzoni fand hier Ruinen einer alten Stadt, Mauern aus römischer Zeit, Trümmer einer griechischen Kirche und eines koptischen Klosters. Die Oase ist fruchtbar und gewährt ihren Bewohnern dieselben Gaben, wie jede andere Oase. Auch sie war der Kultur Egyptens nicht fremd. Östlich von dieser Oase in einer Entfernung von drei Tagreisen gelangt man in

7) die kleine Oase El Wah.

Höchst merkwürdig ist der Weg, welcher aus Fayum in diese Oase führt. Hat man nemlich Fayum verlassen, so kommt man in eine versandete Gegend, welche mit Ruinen bedeckt ist, den Zeugen ehemaliger Kultur. Ganze Städte liegen hier in Trümmern begraben unter dem Sand der Wüste. Noch stehen um die Mauern der Städte herum Bäume und Reben, aber verdorrt und sogar zu Stein erstarrt. Rejen el Cassar heißt die Stätte, welche man in der dritten Tagfahrt von Egypten aus durchzieht, wo die Felder einst mit üppigen Saaten prangend unter dem Sande begraben liegen. Überall findet man nicht weit unter der Oberfläche brackige Quellen; und Datteln und Mimosen, die hier in Menge wachsen, beweisen die Anbaufähigkeit der Erde. Weiter geht der Weg durch ziemlich erhöhte Sandgegenden, bis in ein Thal, vor welchem eine breite Ebene liegt, auf welcher mehre Felsstücke und Steinhaufen zerstreut sind; und schreckliche Denkmale ruhen auf den aus der Erde hervorragenden Felswarzen, deren Zahl 21 ist. Sie bestehen aus 20 bis 30 Fuß langen Grabhügeln aus Menschengebeinen mit etwas Erde bedeckt; so groß, daß hier wenigstens 4000 Leichname beisammen ruhen; und doch sollen sie nicht die einzigen, son-

dern unweit noch mehre vorhanden sein. Unwillkürlich wird man hier an die vom Sande verschütteten Kriegsheere und Karavanenzüge erinnert, auch kommt unsern Muthmaßungen Vater Herodot trefflich zu Hülfe. Cambyses schickte, so erzählt er, von Theben aus eine Armee gegen die Ammonier, diese kam mit Wegweisern versehen nach Oasis, welche Stadt von Samiern bewohnt wurde und wohin man von Theben aus 7 Tage durch lauter Sand zu marschiren hat. Diese Gegend heißt auf griechisch „die Insel der Seligen" und bis an diese kam das persische Heer. Aber von dem Schicksale desselben weiß man außer dem, was die Ammonier und andere davon erzählen, sonst nichts, als daß die Perser weder bei den Ammoniern angelangt noch zurückgekommen sind. Die Ammonier geben folgende Nachricht: Als die Armee von Oasis aus ihren Marsch gegen sie durch den Sand fortgesetzt und ungefähr auf dem halben Wege das Mittagsmahl einnahm, habe sich ein ungewöhnlich heftiger Sandwind erhoben, Sandhügel aufgetrieben und sie damit überschüttet. Höchst merkwürdig stimmt aber diese Angabe Herodots mit der Lage der Leichen überein.

Es bedarf von hier aus einer ganzen Tagreise, um über eine kiesige Ebene zu kommen, hinter welcher man den folgenden Tag zum Bar-bela-Ma, dem Fluß ohne Wasser gelangt. Dieser Name wird durch die Anlage des Thales gerechtfertigt, welches das Bett eines Flusses, Bassins oder Sees darstellt; man sieht die Steine, den Sand und die Felsen, welche wie Inseln die horizontalen Spuren an sich tragen, ähnlich denen, welche aus dem Laufe des Wassers entstehen. Man findet auch eine Menge versteinerte Bäume und Kiesel in der Form einer Mandel mit eingeschlossenen Wassertropfen. Diese Kiesel nennt man auch Kastanien wegen der braunen Farbe. Dieses vormalige Flußbett bestätigt Herodots Erzählung von dem unterirdischen Kanale, durch welchen der See Möris, ein Werk von Menschenhand, in die lybische Wüste abfloß.

Schreitet man von hier weiter gegen Westen fort, so kommt man anfangs bei einem Felsen und einer Sandbank vorbei. Ein wenig vorher sieht man einen hohen Hügel, welcher die Nähe von El-Wah anzeigt, wovon man nun nur 6 Stunden entfernt ist. Die Seite, von der man die Oase berührt, ist mit Palmen bedeckt. Sie enthält mehre Felswarzen, von deren Gipfeln Quellen herabrollen, umgeben mit Binsen und andern Pflanzen. Augenscheinlich war das ganze 5 bis 6 Meilen lange und drei Meilen breite Thal einst kultivirt, gegenwärtig ist es

jedoch wenig mehr, als ein reiner Sandboden. Der Dattelforst erstreckt sich bis zu dem Dorfe Zabu, umgeben mit Reisfeldern und Akazienforsten. Hier halten sich in den Sümpfen um die Reisfelder, eine Menge Enten und Wasserhühner auf. Jenseit des Dorfes kommt man durch eine weitläufige Pflanzung von Datteln, Aprikosen, Feigen, Weinreben, Zwetschken; der Aprikosenbaum ist häufiger als jeder andere Baum. Die Kultur und verschiedenartige Vegetation dieser Bezirke sind ein herrliches Gemälde im Auge derer, die aus den einförmigen und ermüdenden Sandebenen der Wüste kommen.

Die Einwohner dieser Oase sind furchtsam und dem Fremden gegenüber argwöhnisch; weil diese ihnen noch nie etwas Gutes brachten. Sie sprechen dieselben Dialekte wie alle Oasenbewohner bis Siwah. Westlich von Zabu liegen ansehnlichere Dörfer, welche Alterthümer besitzen. Nachdem man dieselben, so wie einen Raum, der das Gepräge eines salzigen und von Bächen durchfurchten Bodens trägt, im Rücken hat, sieht man den Platz einer alten Stadt und weiten Gegend, denen des innern Egypten ähnlich. Nicht weit von hier liegen auch Ruinen eines alten Gebäudes, das aus rohen Backsteinen erbaut war. Ein Felsen in der Nachbarschaft gut bewässerter aber schlecht bebauter Felder heißt: Bet-la-Frit, Haus des Teufels; er enthält Grabhöhlen aus weit entflohenen Zeiten. Die Einwohner scheuen sich ihnen zu nahen, der Fremde findet aber hier mehre Zellen, kleine Kammern ohne Hieroglyphen, und Trümmer von Sarkophagen, ähnlich denen in den andern Theilen Egyptens und Nubiens. Die Wunderquelle verdient ebenfalls Aufmerksamkeit; sie sprudelt unweit Zabu und hat die Eigenschaft, weiße oder fahle Wolle, innerhalb 36 Stunden schwarz zu färben, woher es auch kommt; daß alle Einwohner mit Ausnahme des Kadi und der Scheike, deren Kleidung weiß oder blau ist, schwarz gekleidet sind.

Die Hauptnahrung der Einwohner ist Reis, den sie selbst bauen, der aber geringer Art ist; ihre Datteln hingegen gelten für besonders köstlich. Ihr vorzüglicher Reichthum ist Vieh und sie besitzen Kameele, Ochsen, Esel, Schafe und Ziegen. Dieser Überfluß der ersten Lebensbedürfnisse ist die Ursache, warum die Tuneser und Fezzaner auf ihrer Pilgerschaft nach Mekka den kleinen Umweg nicht scheuen und oft hier einsprechen.

Gegenüber den hohen Sandhügeln trift man in der Mitte einer weiten Ebene einen Schutthügel, bei welchem die Ruinen eines kleines Tempels aus großen Backsteinen sich befinden.

Man findet keine Spur von Hieroglyphen sondern blos einige griechische Buchstaben. Rings herum liegen Überbleibsel von Häusern. Dieser Ort bildet jetzt einen Theil von Zabu. Eine Meile gegen S. liegt der Platz einer alten Stadt, so wie sehr verschüttete in Felsen gehauene Gräber. Durch eine Ebene und im Westen von Zabu getrennt liegt El-Kassar 28° 51′ nördl. Br. Von diesem Felsen übersieht man das Thal El-Wah, welches die Form eines länglichen Zirkels von ungefähr 7 Meilen hat. Auch dieser Bezirk von El-Kassar bietet schöne Gewässer, fruchtbare Reisfelder und Bäume. Um den Ort herum haben Dattelpalmen einen Gürtel gewunden, der ihn von dem weitläufigen, gut bepflanzten Feldern trennt, die von Fruchtbäumen beschattet werden. Bevor man zum Thor von El-Kassar gelangt, geht man Steinbrüchen vorbei, und hinter dem großen Platze des Fleckens, wo Markt gehalten wird, gelangt man in eine Straße, deren Häuser auf die Ruinen alter Gebäude gebaut sind, unter welchen große Steinblöcke hervorragen. Indem man durch den nördlichen Theil El-Kassars wandert, begegnet man den Trümmern eines alten griechischen Tempels, dessen Standort 65′ Breite hat; er scheint jedoch nur aus den Trümmern eines uralten kolossalern Gebäudes aufgeführt worden zu sein, auch konnte er bis jetzt nicht durchforscht werden, denn das Mißtrauen der Einwohner gestattet dem Fremden so wenig Freiheit, daß alles nur im Vorbeigehen gesehen werden kann. El-Kassar ist in die Umwallung eines alten Gebäudes eingeklekst und seine Gebäude größtentheils aus den Trümmern des alten Tempels, der sie zierte gebaut. In manchen Felsen sind auch hier Grabhöhlen mit 3 bis 4 Kammern. Sie enthalten Särge aus gebrannter Erde, in denen mitunter Mumien jedoch mit wenigerer Sorgfalt einbalsamirt sich befinden, als die des Nilthals. Ein Dattelgehölz enthält eine warme Quelle mit schwärzlichem Wasser, dessen Brunnen 8 Fuß 4 Zoll im Gevierte hält.

Leider herrscht auch hier in dieser abgeschiedenen Oase der ewige Friede nicht. Zabu und El-Kassar sind feindselig gegen einander und nicht selten artet der Zwist in offene Fehde aus. Auch hierher hat der Mensch seine Qual, den — Egoismus mitgenommen.

Bevor wir weiter gehen, wollen wir noch ein Wort über die beschriebenen Oasen einschalten. Das Wort Oasis, welches Herodot noch für den Namen einer Stadt nahm, galt bei den Egyptern für jeden von der Wüste umgebenen Wohnort der

Menschen. Es scheint auch, daß das im Arabischen gleichbedeutende Wort El=Wah davon abstamme, welches auch jetzt mit Beinamen von den Oasen gebraucht wird, daher heißt die Oase von Theben die südliche oder El=Wah el=Keblieh, zusammen mit den bisher beschriebenen heißen sie die innern Oasen El=Wahat=el Dackhelat, aber auch die westlichen El=Wahat=el=Gharbiath. Wah, Oase, das koptische und altegyptische Wort Ouahsi bezeichnen indessen blos Wohnung oder bewohnter Ort; demungeachtet gebrauchte man im Alterthume diese Benennungen, besonders unter römischer Herrschaft, blos von dem innern, parallel mit dem Nil hinlaufenden Oasenzuge, welchen unter dem Namen der großen und kleinen Oase zwei kleine egyptische Nomo's ausmachten. Sie bildeten von dieser Seite gleichsam die Vorhut des römischen Reichs, die durch starke militärische Besatzungen gedeckt wurden. Es wurden sogar Münzen für diese Oasen geprägt, von denen sich welche mit dem Bildnisse Antonin des Frommen erhalten haben. Selbst Dichter und Schriftsteller, wie die Grammatiker Apion und der Epiker Soterichus, sind daraus hervorgegangen; so daß diese von den Römern als Verbannungsorte benutzten Inseln der Seligen sich gewiß derjenigen hohen Kultur erfreuet haben, deren sie fähig sind; Strabo erwähnt sogar eines guten, daselbst gedeihenden Weines. Jetzt werden sie durch Scheiks mit einer Art republikanischer Form regiert, müssen aber dem Pascha von Egypten einen Tribut in Datteln und Gerste entrichten, und befinden sich daher ziemlich in demselben Verhältniß zu Egypten, wie im Alterthum. Der Glanz einer hohen Kultur ist hier wie dort verschwunden und hat der Barbarei Platz gemacht. Die Bewohner dieser Oasen sind Berbern. Zu Herodots Zeiten wurden sie von Samiern bewohnt, diese wurden von den Blemyern unterjocht. Im vierten Jahrhundert waren die Arianer die Herren und im 5. Jahrhundert ward Nestorius, Bischof von Konstantinopel, zu ihnen verbannt. Noch im 6. Jahrhundert waren sie Sitz eines Bischofs, bis sie 943 n. Chr. von den Arabern erobert wurden. Allein schon 950 wurde die Oasis wieder, wie vielleicht 5000 Jahre früher, von den Beherrschern Nubiens erobert, die Bewohner theils ausgerottet, theils als Sklaven fortgeführt. Da sie mit den Siwahern dieselbe Sprache der Berbern und Tuariks sprechen, so ist ihre Identität nicht unwahrscheinlich.

Eine andere Frage drängt sich hier noch auf: wo war die Oase des Jupiter Ammon? Wo jenes berühmte Heiligthum der

alten Welt, wo Alexander seine Eroberung Egyptens vollendete. Nach der einfachen Aussage Herodots war es die kleine Oase; nach dem einstimmigen Zeugnisse aller neuern Forscher von Gewicht war es Siwah. Eine Schwierigkeit zeigt sich indessen. Nach Herodot lag die Oase Ammons 10 Tagreisen von Theben entfernt, Siwah aber liegt 20 Tagreisen. Heeren, dem zu widersprechen ich nicht wage, glaubt eine Station von zehn Tagreisen ausgelassen, und dann treffen die Entfernungen Siwahs und der kleinen Oase zu zehn Tagreisen wol zusammen. Indessen sprechen auch die 400,000 Schritte des Plinius, welche dieser Schriftsteller für die Entfernung des Ammoniums von Cyrene angibt, sehr entscheidend für Siwah. Ein Punkt ist jedoch, der mich zweifelhaft macht und der durch die Reise des General Minutoli, welche entscheiden soll, selbst angeregt wurde. Nicht nur ist der Ammonstempel verglichen mit dem Stile der Egypter bei ihren Heiligthümern wirklich klein und unbedeutend; die Monumente der innern Oasen dagegen groß und Egyptens würdig; sondern Basreliefs, welche Jupiter Ammon vorstellen sollen, stimmen weder mit den Abbildungen zu Theben, von wo aus die ammonische Priesterkolonie gegründet wurde, noch mit sich selbst überein. Was für Ammon gegeben wird, hat keinen Widderkopf, sondern den so oft wiederkommenden Löwenkopf, der jedoch nirgend ammonisch ist. Indessen ist dieses Minutoli selbst aufgefallen, er scheint nur zu wenig Gewicht darauf zu legen. Bei den genauen Vorschriften, welchen die Arbeiter ihre Figuren anpassen mußten, läßt sich ein Irrthum nicht so leicht vermuthen, um so weniger da auf Tafel X. Fig. 2 des Atlasses, der Minutolis Reise begleitet, der Widderkopf des Ammon wirklich vorkommt und zwar in einer von der Isis gefolgten Hauptfigur, welcher Opfer gebracht werden. Die Trümmer der Oase von Theben sind noch nicht genau durchforscht, und liegen uns nicht so, wie die des übrigen Egyptens in genauen Abbildungen vor und so bleiben bis dahin, daß sie uns genau vorliegen, noch immer mehre Punkte in Bezug auf das Alterthum des Ammoniums unerläutert, so sehr auch viele Umstände und Zeugnisse dafür sprechen, daß wir den alten Ammonstempel in Siwah zu suchen haben.

8) Siwah, das Ammonium der Alten.

Bis auf die angeführten Schwierigkeiten stimmt alles darin überein, daß wir, indem wir den Punkt 29° 12′ nördl. Br. und 44° 54′ östl. L. betreten, uns in der weltberühmten Oase

des Jupiter Ammon befinden. Wenn man von den Natronseen bei Egypten herkommt, so durchzieht man zuerst eine steinige Wüste, die mit versteinertem Holze hin und wieder bedeckt ist. Man sieht Stämme von 12 und mehr Fuß Umfang, zuweilen dünne Zweige und Rindenstücke, die denen der Eichen ähnlich sind. Viele Stämme haben noch ihre Nebenäste und bei denen welche Eichen zu sein scheinen, sieht man noch die Jahrringe. Diese versteinerten Wälder liegen oft in großen, unordentlichen Lagern da und sind starre Zeugen, daß wenigstens ein Theil der Wüste einst eine Pflanzendecke hatte. Im Norden zieht sich eine Bergkette hin, an derem Fuße wohlbewässertes, oft fruchtbares Land liegt. In der Wüste selbst findet man auch jetzt noch jene schon bei Herodot erwähnten Sandhügel, auf deren Gipfel Quellen entspringen, aber das Wasser, welches Hornemann daselbst fand, war bitter und untrinkbar. Eine Tagreise von Siwah gelangt man, immer die Bergkette im Norden habend, nach Ummesogeir, oder vielmehr wie Minutoli behauptet, daß es genannt werde: El-Garah 29° 34′ 44″ Br. Diese kleine Oase auch Klein-Siwah genannt, hat nur eine Meile im Umfang, soll einst sehr fruchtbar gewesen sein, erträgt aber jetzt für die nicht zahlreichen Bewohner des kleinen Ortes nur etwas Gerste und Datteln, ungefähr 500 Kameelladungen jährlich. Die ganze Bevölkerung bestand als Minutoli sie besuchte, aus 15 Familienvätern, die von Siwah abhängig sind, von wo auch zur Zeit der Dattelernte 13 dazu berechtigte Familien kommen, um daran theilzunehmen, wahrscheinlich ausgewanderte, denen ihr Eigenthum geblieben ist. Eine Tagreise von El-Garah führt nach Siwah.

Die jetzige Oase von Siwah ist sehr beschränkt, indessen ist gewiß, daß das Land der Ammonier von größerem Umfange war, und der Priesterkönig des Ammoniums mehre ammonische Städte beherrschte, deren Trümmer jetzt der umliegenden Wüste angehören. Gegenwärtig findet man 4 Stunden südlich von Siwah die Ruinen Koreischa, und 5 Stunden östlich andere Sethun genannt. Auch in der Erzählung von Alexanders Zuge werden ammonische Städte erwähnt, die außerhalb der heutigen Oase lagen. Unter dem Schutze der Heiligthümer konnten einst die Einwohner sicher leben, und sich selbst die Wüste unterthan machen. Jetzt ist die Oase des Ammon 2 Meilen lang und eine halbe Meile breit. Der Boden besteht aus bloßem Sand, oder aus Sand mit Thon bedeckt, der meist mit Salz geschwängert ist, das oft in reinen Stücken zu Tage ausbricht.

Zahlreiche süße Quellen bewässern das Erdreich, andere sind salzig und der Boden hier und da feucht, sumpfig und selbst mit kleinen Salzseen bedeckt, aus denen mitunter ungemein fruchtbare Inselchen mit süßen Quellen hervorsteigen, die mit reichen Pflanzungen bedeckt sind. Die einstige hohe Kultur hat den später geistlosen Nachkommen noch ein schönes Erbtheil in den Pflanzenarten hinterlassen, die ihnen zum Vortheil gereichen. Datteln, Granatäpfeln, Feigen, Oliven, Aprikosen, Melonen und Trauben, so wie manche Zweige der Gärtnerei, zeigen von einem vergangenen aber bessern Geschlechte. Hauptprodukt sind Datteln, die an reichem Ertrage der Palmen, wie an Güte alle andern übertreffen. Im Durchschnitt, den es gibt auch hier reiche und arme Jahre und Leute, werden an 900 Kameelladungen zu 3 Zentner jede jährlich geerntet, sortirt, auf eigens dazu eingerichteten Plätzen getrocknet, in Magazinen, die unter Aufsicht der Regierung stehen, aufbewahrt, und sodann in Körben von bestimmter Größe und Form gepackt und verschickt. Die Redlichkeit, die sie hier wo jeder seinen Dattelhaufen hinschüttet, gegen einander beobachten, soll beispiellos sein. Die Dattelpalme trägt hier vom vierten Jahre an bis zum Absterben, welches erst nach 100 Jahren zu erwarten steht. Sie stirbt aber früher ab, wenn man ihr den beliebten Dattelwein abzapft, oder sie der Krone beraubt, um des Markes, das wie Mandeln schmecken soll, zu genießen. Eine Palme kann ihrer Größe und Fruchtbarkeit gemäß jährlich 1 bis 3 Ztr. Früchte tragen. Sie werden mit der getrockneten Distel *Hedisarum alhagi* gedüngt. Der Datteln gibt es in Siwah dreierlei: die weiße, rothe und weiche. Letztere soll sehr stimulirend sein, was der Dattel überhaupt Schuld gegeben wird. Sie werden vom Vieh und dem Menschen häufig genossen, sollen aber als beständige Nahrung der Gesundheit nicht zuträglich sein. Das eigentliche Dattelland liegt zwischen 26° und 29° nördl. Br. und wird daher von den Arabern Belad el Dscherid (Biledulgerid) genannt. Wo man sie erblickt darf man auf trinkbares Wasser rechnen. Nach den Datteln sind die Oliven Haupterzeugniß der Oase, aus denen jährlich 2000 Oken Öl gewonnen werden. Etwas Gerste und wenig Reis gehören auch unter die Erzeugnisse. Sie haben Rinder, sehr viele Esel, auch Ziegen, aber nur wenig Kameele, denn dieses Thier gedeiht in der Oase nicht.

Die Bevölkerung der Oase wird auf 8000 Köpfe berechnet, und in 6 Stämme abgetheilt. Sie sollen ein sehr unruhiges Völkchen sein, und ihre Fehden in förmlichen Scharmützeln,

wo jede Partei ihre besten Kämpfer in gleicher Zeit aufstellt, ausfehden. Es sollen bei solchen Gelegenheiten oft viele auf dem Platze bleiben. Tödtet ein Siwaher den andern, so steht es den nächsten Verwandten frei, 1400 spanische Thaler oder den Mörder sich ausliefern zu lassen, den er tödten kann. Dieses Lösegeld deutet auf den Reichthum der Siwaher, weswegen auch Mehemet Ali ihnen eine Kriegssteuer von 12,000 spanischen Thalern auflegen konnte. Die Justiz ist streng. Diebe verlieren eine Hand. Der Verführer einer Jungfrau empfängt 80 Streiche mit dem Ochsenziemer, muß die Gefallene ausstatten und heiraten. Früher war der Staat eine oligarchische Republik, seit 1820 mußten sie aber nach dem alten Grundsatze: *vae victis!* 2000 Kameelladungen Datteln Tribut an den Vizekönig von Egypten zahlen. Gegenwärtig ist die Zahl der Scheiks unbestimmt; außer dem Oberhaupt der Religion zählt man noch 10 Scheiks. Die Ortschaften liegen südlich auf Anhöhen, sind armselig gebaut, indem die Häuser blos aus mit Salz vermischter Erde oder Lehm aufgeführt sind. Da die Flecken gegen die Anfälle der Wüstensöhne mit sehr hohen Mauern umgeben sind, so haben sie ein burgähnliches Ansehen. Im Innern wimmeln sie von Menschen und sind, da sie sich über einander bauen und die Straßen mit Bretern decken, summenden Bienenkörben gleich.

Die Oase hat außer dem Hauptorte Siwah-Kebir oder auch Neu-Siwah genannt, noch 3 Städte oder Dörfer; Siwah-Schargieh auf einem Berge nächst dem Ammonheiligthum, wo einst die Burg des Priesterkönigs stand: Siwah Garbieh und Maschie. Im obern Theile der Ortschaften dürfen nur die verheirateten Männer wohnen. Sobald die Knaben heranwachsen, müssen sie die außerhalb der ersten Ringmauer der Stadt liegenden Häuser beziehen. Hieher müssen auch alle Witwer wandern, bis sie wieder verheiratet sind. Sollten diese Einrichtungen aus dem Alterthum abstammen, so wären sie höchst merkwürdig; vielleicht entspringen sie indeß nur aus der Eifersucht und aus der Bauart der Stadt, die gleichsam nur aus einem Gebäude, das aus vielen Hütten zusammengeklebt ist, besteht.

Wie könnten wir aber auch das gegenwärtige Siwah verlassen, ohne einen Blick auf seine Denkmale zu werfen und uns im Geiste um einige Jahrtausende zurückzuversetzen, in jene Tage, wo die Karavanen hier nicht nur Ruhe, sondern auch Beruhigung, und die angeborne Frömmigkeit des Menschen Befriedigung fand. Hier ertönte einst das Orakel des Jupiter Am-

mon dem gläubigen Frager; und so groß war das Ansehen desselben, daß sogar Alexander der Weltbezwinger es schicklich fand, hieher zu wallfahrten, um sich als den Sohn Jupiters adoptiren zu lassen. Seit diesem Akte wurde dieses Orakel besonders berühmt und blieb es, bis die Boten des Christenthums siegend auch diesen Götzentempel niederwarfen. Was noch übrig ist, ist wenig. Noch steht die alte Burg des Priesterfürsten, jetzt Schargieh genannt, gerade 320 Schritte vom Haupteingang des Ammontempels entfernt. Die Hauptthore sind gegen einander gerichtet.

Die Ruine des alten Tempels wird von den Eingebornen Birbe (Tempel), gemeiniglich aber Umebeda genannt. Sie liegt eine halbe Meile von Kebir entfernt, zwischen dem Dorfe Schargieh und dem Berge Dschebel Drara Embrik, tin welchem man noch die Steinbrüche sieht, aus welchen das Maerial zur Erbauung der Denkmäler genommen ist. Der Eingang des Tempels ist gegen Norden gerichtet, südöstlich von demselben in der Entfernung einer guten Viertelstunde entspringt in einem Dattelhaine der Ammon geheiligte Sonnenquell, welcher hier einen kleinen See bildet. Ganz in der Nähe desselben entdeckt man Unterbauten eines alten kleinen Gebäudes. Indem sich dieser Quell mit einem andern vereinigt, fließt ein Bach nach dem Tempel hin, welcher, da er die einstigen Abzüge verstopft findet, um den Tempel einen mit Rohr und Riedgras bewachsenen Sumpf bildet. Die Länge des Sees, welchen der Sonnenquell bildet, beträgt 30, die Breite 20 Schritte. Er soll 6 Klafter tief, aber so klar sein, daß man bis auf den Grund sieht, aus welchem beständig eine Menge Blasen aufsteigen. Die Temperatur des Wassers wechselt und ist des Nachts wärmer als am Tage bei dessen Anbruch sie zu rauchen pflegt. Wahrscheinlich ist es eine warme Quelle, deren natürliche Temperatur man am Tage wegen der glühenden Sonnenhitze nicht wahrnimmt. Die Nähe einer andern Quelle, die sich hier auch wirklich vorfindet, erwähnt Herodot, und dieses kann dazu dienen, um die Identität dieser Oase mit der des Jupiter Ammon zu bestätigen.

Der Überrest des Tempels ist nach egyptischer Weise mit einer Umwallung umgeben, die den heiligen Raum vom Vorhof abschied. Sie war von beträchtlicher Dicke aus Quadern erbaut, ist aber ganz vom Erdboden verschwunden, und nur die gewaltigen Eckquadern zeigen den Umfang an, indem sie ihre alte Lage einnehmen. Ihre Länge betrug 70, die Breite 66 Schritte. Die Seiten waren nach den Weltgegenden gerichtet.

Innerhalb dieser Mauern entdeckt man die Reste einer zweiten Umwallung; allein alles ist hier so nach Schätzen durchwühlt, daß man nicht im Stande ist, die ursprüngliche Form zu beurtheilen. In der Mitte des ganzen Raums erhebt sich eine Felsenmasse, etwa 8 Fuß über die jetzige Bodenfläche. Durch Wegnehmen und Zusetzen scheint man der unregelmäßigen Gestalt dieses Felsens nachgeholfen zu haben, um ihn als Basis oder hohen Stylobat des Tempels zu benutzen. Er besteht aus einem eine Menge kleiner Seethiere enthaltenden Kalksteine, aus dem auch der ganze Tempel erbaut ist, und der auch in der Wüste so häufig ist. Der Tempel selbst besteht aus 2 Abtheilungen; einer Art Vorhalle oder Pronaos, und einer innern Kammer oder dem eigentlichen Heiligthume. Da der hintere Theil des Tempels verschwunden ist, so läßt sich weder seine Form, noch seine Ausdehnung genau bestimmen, auch ist es noch niemanden eingefallen, zu untersuchen, ob nicht Behufs der Orakel unterirdische Schlupfgänge wie zu Elephantine vorhanden waren. Minutoli bemerkte zwar in der Nähe des Haupteingangs ein zusammengestürztes Gewölbe, welches zu einem verborgenen Gange gehört hat; auch sagten ihm die Führer, daß einer Sage gemäß ein unterirdischer Gang am Tempel zu einem Berge führe, der sich jenseit der Sonnenquelle erhebt, und in welchem Katakomben sich befinden. Aber die Mittel, über die der General zu gebieten hatte, waren zu gering, als daß in dem sumpfigen Boden eine so interessante Nachgrabung hätte unternommen werden können. Groß kann indessen das Gebäude nie gewesen sein, obgleich offenbar größer als jetzt. Die Bauart stimmt ganz mit der des alten Egyptens überein; und da Cambyses zerstörende und fanatische Horden dieses Heiligthum nicht erreichten, so dürfen wir wol annehmen, daß wir hier eines der ältesten geschichtlichen Denkmäler unsers Planeten und seiner Bewohner vor Augen haben. Wie die Reste zeigen, war der ganze Tempel von Innen und Außen mit Bildwerken bedeckt, wovon man die erhaltenen Überreste bei Minutoli sehen kann. Die Zwischenräume sind mit Hieroglyphen angefüllt, und das Ganze war mit glänzenden Farben, die ihre Frische noch behalten haben, bemalt. Die Bildwerke, auf den Ammondienst hinweisend, sind denen zu Theben ähnlich und es kommt auch die Prozession mit dem heiligen Schiffe vor. Diese Vorstellung erinnert an die Mysterien, welche hier, Alexandern zu schmeicheln, begangen wurden. Man kam ihm in Prozession mit dem heiligen Schiffe entgegen, geleitete ihn in den Tempel, vor welchem sein Gefolge

warten mußte; nach Art, wie wir auf den Mauern von Theben vielfältige Weihen sehen werden, ward auch er eingeweiht, und nun erscholl die Stimme des Orakels vermuthlich durch die akustische Bauart der Schlupfgänge so verstärkt, daß die Stimme, welche den Eroberer und klugen Wiederhersteller der Religion Egyptens für den eigentlichen und leiblichen Sohn Ammons erklärte, übernatürlich in die Ohren des zahlreich versammelten Volkes tönte, welches vor dem Tempel auf seinen König harrte. Daß eine solche Erklärung nicht wenig dazu beitrug, den Befreier Egyptens vom Perserjoche beliebt und trotz seines Fremdseins angenehm zu machen, läßt sich denken. Indessen wird von dem Alterthum einmüthig bezeugt, daß dieser Tempel mehr berühmt als prächtig und reich war. Strabo beschreibt ihn als klein und Lukan als arm.

Keinen Tempel der Pracht erbauten ihm Lybiens Völker,
Und das geweihte Geräth glänzt nicht von indischen Steinen. —
Arm nach früherer Zeit geheiligter Sitte bewohnet,
Nicht von Schätzen entehrt, der Gott uralter Geschlechter
Ein bescheidenes Haus und wehrt dem römischen Golde.

Daß Alexander das Heiligthum selbst betreten durfte, war eine Ausnahme für den Sohn des Gottes; sonst durfte das Volk nur im Vorhofe in Demuth der Entscheidung harren.

Vor den Thoren gedrängt erforschen die Völker des Ostens
Neue Geschicke, die Zeus des Gehörnten, Orakel verkündet.

Zu Strabos Zeit wurde das Orakel wenig mehr besucht; und als Werk der Menschen und Geschöpf der Zeit verschlang auch ihn den gewaltigen Vater Ammon, dem einst der Weltkreis huldigte und dessen Mysterien in Kreta, zu Theben und Meroe gefeiert wurden, die Zeit. — Sein Orakel ist verstummt! —

Als Zeugen vormaliger Kultur und starker Bevölkerung, die immer beisammen sind, dienen die verhältnißmäßig überaus zahlreichen Katakomben. Alle Berge der Oase sind ausgezellt, viele sind unterirdisch ohne einen sichtbaren Eingang; manche grün, roth, gelb und blau ausgemalt, manche mit Skulpturen bedeckt, die aber boshafte Hände leider mißhandelt haben. Die merkwürdigsten sind die in der Nähe des Ammontempels, welche weitläufig sind und aus mehren Gemächern bestehen. Goldgierde und Frömmelei haben übrigens hier übel gehaust und Leichentrümmer und Schutt zeugen, daß Menschen auch hier den Hyänen ins Handwerk gegriffen haben.

Seit 1820 sind die Kammern des Todes Zufluchtsörter der Lebenden vor den Lebenden geworden. Minutoli war sehr überrascht, die Grabgewölbe von mehren hundert Arabern mit ihren Familien und ihrem Scheik hier bewohnt zu finden. Sie gehören zu dem Stamme der Megaber und waren aus der Oase Augila ausgewandert, weil sie als freie Männer den von der tripolitanischen Regierung geforderten Tribut nicht entrichten wollten. Neben Siwah hat die Natur ein unerschöpfliches Salzmagazin angelegt, aus dem die Bewohner Siwahs jährlich an demselben Tage, nemlich der Abreise der Mekkakaravane, ihren Bedarf nehmen.

9) Die Oase Audschila oder Augila.

Vier Tagreisen westwärts von der Ammonoase ist das Thal von Schiachta, welches mit Dattelpalmen besetzt und fruchtbar ist. Der Weg dahin führt an der nördlich gelegenen Berggräte fort, welche den Wanderer von den Natronseen aus begleitet. Die Hügel erheben sich steil aus der Ebene und sind nackte Felsen ohne die geringste Spur von Dammerde. Sie bestehen aus Numulitenkalk und sind so voll Konchilien, daß manche ganz aus Muscheln zu bestehen scheinen. Sie ähneln oft sehr täuschend den Pyramiden. Sieben Stunden hinter dem grünen Thale von Schiachta liegt der Wasserplatz Torfane, und von hier kommt man in zwei Tagen nach Augila, das 10 Tagreisen von Siwah entfernt ist.

Diese Oase war auch schon den Alten bekannt und Herodot berichtet: „10 Tagreisen von den Ammoniern auf dieser Sandhöhe findet man wieder einen Sandhügel, gleich dem im Ammonium, auf welchem auch Wasser entspringt; die Gegend umher ist bewohnt und heißt Augiles; dieselbe, wohin die Nasamonen im Herbste reisen, um Datteln zu sammeln.“ Sie liegt mitten in einer unermeßlichen Wüste rothen Sandes, deren unterirdische Quellen durch einen großen Dattelwald bezeichnet werden, der vortreffliche Datteln hervorbringt und in seinem Schatten den besuchenden Karavanen Ruhe gewährt. Beiden Umständen verdankt Augila seinen Ruhm. Wie wenig indessen vom Humus für Getreidebau zu erwarten sei, zeigen ein paar karge Gerste- und Heidefelder; die reichsten Bewohner haben daher Mühe, ein Pferd zu erhalten; und der Bei zeigt mit Stolz eine Wiese von 20 Fuß Umfang, auf welcher eine Art Klee gedeiht. Dieser merkwürdige Bei ist ein Franzose von Geburt, der in seinem 12. Jahre mit Bonapartes Expedition nach Egypten ging. In Sklaverei gerathen ward er an den Pascha von Tripoli ver-

kauft, von diesem aber unter die Mameluken aufgenommen, wo er sich durch Tapferkeit auszeichnete und dafür mit der Statthalterschaft von Augila belohnt wurde. Abu-Seid-Abdallah hat von seinem Vaterlande keine Erinnerungen mehr, außer einer dunkeln Vorstellung von Toulon, auch spricht er noch einige Worte provençalisch.

Augila ist anderthalb Stunden lang und eine Stunde breit. Sie zählt zwei Flecken, Augila und Galle, und die Dörfer Mojabra und Meledilla. Die Häuser sind aus Steinen gebaut, die aus dem Sand hervorgegraben werden. Die meisten Häuser haben eine Umzäunung, und eine kegelförmige Hütte in der Mitte, beide aus Palmzweigen geflochten; erstere verwahrt ihr Vieh, letztere die Datteln, welche auch heute noch den Hauptreichthum der Oase ausmachen. Die Einwohner bestehen aus zwei Stämmen, von denen der eine nach Siwah ausgewandert ist, der andere aber dem Pascha von Tripolis einen Tribut von 10,000 Piastern zahlen muß. Ihre Anzahl kann man nicht genau bestimmen, nach einigen soll sie einige hundert, nach andern 9 bis 10,000 betragen, letzteres ist jedoch sehr unwahrscheinlich. Herodots Beschreibung paßt auch heute noch auf sie. Sie führen ein Wanderleben, geleiten die Karavanen und bereiten sich von Jugend auf für diese Bestimmung. Es gibt darunter welche, die in Egypten, Augila und Bengasi in Tripoli ansäßig sind und überall Familien haben. In Bengasi tauschen sie Datteln gegen Getreide und Vieh aus, bringen in das Nilthal Ziegenfelle und den Honig der Berge von Barka, und Straußfedern als Beute ihrer Jagden in Augila. Aus dem Innern Afrikas holen sie aber die unglücklichen Sklaven, womit sie die Märkte von Tripoli und Kairo versehen. Auf diesen Wanderungen sind die Sterne ihre Führer.

Übrigens muß man sich Augila nicht als abgeschlossene Oase denken, noch mit den übrigen Oasen, von Siwah u. s. w. vergleichen. Sie besteht vielmehr aus von einander entfernten Wüstepunkten, welche nur durch die Dattelhaine bewohnbar sind. Pacho, der letzte Europäer, der da war, berichtet folgendes: „Augila hat ein ganz anderes Ansehen als die Ostoasen. Eine Sandebene, in der Mitte ein Dattelhain und ein Dorf, das ist der traurige Anblick der Oase bei der Quelle Sibelleh, die drei Stunden vom Dorfe entfernt liegt. Man muß in Augila selbst 10 bis 12 Fuß tief um Wasser graben und die Vegetation ist daher äußerst karg. Die Bewohner sind als wandernde Alleskrämer falsch, verschlagen, habsüchtig und krie-

chend. Man sieht hier Ruinen ungebrannter Backsteine, in deren Mitte ein tiefer mit Steinen ausgemauerter Brunnen sich befindet, und die einer sehr entfernten Zeit anzugehören scheinen.

Die Oase Jallu, auch unter dem Namen Muhabreh, das obige Mojabra bekannt, liegt 7 Stunden nordöstlich, ist größer und hat 2 Dörfer. Bei dem Dorfe Jallu, das obige Galle, ist ein Ort Namens Uma el Messid, wo unter Tamariskensträuchen Fundamente alter steinener Bauten zu sehen sind. Acht Stunden östlich von hier ist eine dritte Oase, Leschkereh, wo nur Hütten aus Palmblättern erbaut sind. Sieben und zwanzig Stunden westnordwestlich liegt Megrig hoch, wo Palmen und süßes Wasser sind. Von hier führt eine Hügelkette nach Maradeh, wohin einige Büsche Datteln, Tamarisken und Sodapflanzen führen. Die Oase selbst ist sehr dattelreich und auf einem Raum von 6 Stunden Durchmesser mit Palmen überdeckt; hier wächst auch der Alhagi oder Aghut. Die Oase hat, wie schon Strabo bemerkt, große Ähnlichkeit mit Siwah. Pacho meint, hier sei der Garten der Hesperiden des Strabo. Er fand in dieser Oase nur zwei Greise und schwächliche Frauen, die sich von etwas Gerste und Palmwein nähren. Zwei verlassene Dörfer, von dem eins auf einem Felsen steht, sind die einzigen Ruinen, die man gewahrt. Von hier wanderten also die Einwohner nach Siwah aus. Jährlich kommen die Araber von Zavieh, wie einst die Nasamonen, zur Dattelernte hieher und bewohnen ein drittes aus Palmenzweigen erbautes Dorf.

Westlich von Augila besteht der Boden zwei Tagreisen weit aus weißem mitunter mit Flugsand belegten Kalkstein, bis man am dritten Tage Hügel und dieselben Gesteine gewahr wird, welche die Anfänge der Bergkette Moraje oder Morai sind. Sie erstreckt sich von Norden nach Südsüdwest und ist mit einer Menge Muscheln angefüllt. Der vierte Tag führt über eine Hochebene hin, die in Westen einen steilen Abhang bildet, über den nur ein schmaler Steig stattfindet, den Kameele nicht ohne Gefahr betreten. Der Abhang heißt Nedden und an seinem Fuße liegt ein Trümmermeer von Steinblöcken, wie von gewaltiger Flut dahingeschwemmt. Ein von hohen Bergen eingeschlossenes Thal Ziltan steigt zur Hochebene Sultim, die nicht ohne Trinkwasser ist. Zwei Tage führen über dieses Pla-

teau, welches zwar genug, aber bittres Wasser hat. Endlich erblickt man wieder Hügel und nun führt der Weg eine volle Tagreise durch eine mit Palmen besetzte Gegend mit vielen Hügeln, von denen man das Harutschgebirge erblickt. Der Boden des Harutsch ist Kalk, das Gebirg selbst, wahrscheinlich einst Meerufer, ist Basalt, der seine Kegelgebilde in nordwestlicher Richtung aufgethürmt hat. Diese Formation erstreckt sich von Süden in nordwestlicher Richtung bis Fezzan und schwenkt sich dann nordwestlich fort bis an den Atlas. Es ist ein Gebirge von schaudervollem Ansehen, zerklüftet und in groteske Zacken gespalten. Fünf Tage lang zieht man durch dieses Land der Zerstörung und vulkanischer Thätigkeit; hin und wieder findet man Thäler mit Wasser und spärlicher Weide, endlich gelangt man auf eine Ebene, auf welcher man zu den Kalkgebirgen des weißen Harutsch gelangt, der sich parallel mit dem nun nördlicher sich verlierenden schwarzen Harutsch hinzieht. Sechzehn Tage nach der Abreise von Augila brachten Hornemann nach Fezzan.

10) Die Oase Fezzan, das Land der Garamanten.

Fezzan, Fesan, Phazania ist eine große Oase südlich von Tripoli. Die vulkanischen Harutschberge schließen sie von drei Seiten ein, nur nach Westen zu ist sie offen. Die nördlichste Stadt ist Borjem, 30° 35′ 32″ nördl. Br., die südlichste Tegerry, 24° 4′, der östlichste Ort ist Temissa, der westlichste Ubari. Das Land bietet im Allgemeinen den Anblick einer dürren, unfruchtbaren, meist mit Sand oder einer Art Kies bedeckten Fläche dar; es gibt zwar viele Brunnen, aber in der ganzen ungeheuren 5,400 Quadratm. großen Landschaft nur vier lebendige Quellen, in der Nähe von Tenghan. Außer in einigen Thälern oder Wadis ist in der Wüste keine Vegetation vorhanden, nur in jenem findet sich einiges Buschwerk, dessen Laub den Kameelen zum Futter dient und welches den Namen Agul führt. Nur in der Nähe der bewohnten Ortschaften, deren Zahl 101 ist, werden Palmen gepflegt und Korn nebst einigem Gemüse kommt kärglich fort. Es ist überhaupt nichts irriger als die Vorstellung, welche der Europäer mit dem Worte Oase verbindet. Man denkt sich üppige Paradiese, eine volle Tropenvegetation, kühlende Schatten über murmelnden Bächen, und ruht im Geiste auf den weichen Grasdunen an denselben aus. Wie ist aber der Wanderer getäuscht, wenn er mit dieser Erwartung diese sandigen brennenden Plätze mit ihrem kahlen Boden, spärlichen Pflanzenbüscheln und falben

Grün betritt. Gärten gibt es zwar in der Nähe oder an den Ringmauern der Städte, sie sind aber selten über einen Acker groß und 40 bis 50′ breit, mühsam durch plumpe Maschinen bewässert, die von Eseln getrieben werden, und nur gezwungen, gibt der Sand das ihm abgerungene Grün.

Fezzan ist reich an Tigern, Hyänen und Schakalen; Füchse kleiner als unsere und in geringer Zahl; Waldams, eine Art zottiger und wilder Büffel von der Größe des Esels, rothe und weiße Büffel, Antilopen, wenige Hasen, Kühe, Schafe, Ziegen, Pferde, Esel und Kameele; von letzteren die schnelllaufende Art Maherry oder Kurierkameel genannt. Unter den Vögeln gibt es viele Strauße, Geier, Eulen, Tauben, von denen die wilden Arten im Winter nach Sudan ziehen, einige Adler, wenig Hühnergeflügel und noch weniger Gänse. Es wachsen verschiedene Arten von Korn und anderem Getreide, das den Namen Gafooly, Gummah, Gussub (Durrha), Shair, Tareedi und Lubia führt. Korn und Gerste wird im Oktober gesäet und im März und April geerntet. Während dieser Zeit müssen die Äcker mittelst kleiner Kanäle wöchentlich zweimal bewässert werden. In die meisten dieser Kanäle muß das Wasser aus Brunnen geleitet werden. Gudbub ist eine Art Klee, die im Februar gesäet und im November geschnitten wird; er ist sehr theuer, aber ein sehr nährendes Futter für Pferde und Kameele. Gafooly, eine Art Hafer, und Gussub werden im Sommer gesäet und sind im Herbst reif, oft füttert man ihn aber grün den Pferden. Die Halme sind sehr süß wie Zuckerrohr und erreichen oft eine Höhe von 7 bis 8 Fuß.

Obst gibt es nur in sehr geringer Menge; von guter Beschaffenheit sind die Granatäpfel, Wassermelonen und Feigen; Äpfel und Aprikosen sind unschmackhaft und schlecht. Es gibt auch noch eine den Äpfeln an Gestalt und Geschmack ähnliche Frucht, Corna genannt, die auf einem oft 30 Fuß hohen Baume wächst und in die Gattung der Lotos gehört. Diese Frucht hat 3 Kerne, ist sehr süß und nicht größer als eine Wallnuß. Man ißt auch die Samenkörner der Sonnenblume und Koloquinten. Große und gute Kürbisse gibt es häufig, aber nur wenig Rüben und anderes Gemüse, das überdies von geringer Beschaffenheit ist.

Die Bewohner von Fezzan zwischen 60 bis 70,000 an der Zahl sind wie natürlich ein Gemisch vieler Stämme und Völker. Die Ureinwohner sind durch friedliche und gewaltsame Einwanderungen, durch das häufige Einführen der unglücklichen Bewohner Sudans aus den Tibestigebirgen so sehr vermischt,

daß Hornemann eigentliche Fezzaner nur in der Landschaft Schaty zu finden glaubte. Hier sind die Menschen von mittlerer gedrungener Statur, dunkelbrauner Farbe, schwarzen nicht langen Haaren und regelmäßigen nicht negerartigen Gesichtszügen. Die Männer der übrigen Fezzaner aber haben keine schöne Gestalt, sind nicht robust, haben starke hervorstehende Backenknochen, plattes Gesicht, kleine Augen, großen Mund und die Frauen sind ausnehmend häßlich. Sie haben auch wenig Muth und sind durch den drückenden Despotismus sehr herabgewürdigt. Die Araber im nördlichen Theile sind gastfrei, die übrigen aber ungastlich, mißtrauisch, heimtückisch. Die weiße Farbe der Gesichtszüge geht nach und nach im südlichen Theile der Oase in die schwarze Farbe der Tibbo's und Tuarik's über. Das Volk wohnt meist in schlechten niedrigen Wohnungen, die nur aus Steinen oder rohen Backsteinen erbaut sind und das Licht durch die Thüre erhalten. Sie werden ohne Werkzeuge blos mit den Händen erbaut; sind die Mauern fertig, so werden sie von den Nachbarinnen und Freundinnen des Erbauers überstrichen und getüncht, ebenfalls mit den Händen. Schlechtes fasriges Palmenholz liefert Breter zu den Thüren und einigen Bänken. In den Städten sind die Häuser etwas bequemer, haben ein Thor groß genug, um ein Kameel einzulassen, dann kommt man zu einem Gang, der zum Stalle führt, neben dem sich eine Sklavenkammer befindet, der gegenüber man in einen großen Saal gelangt von 18 Fuß Höhe und oben mit einem viereckigen Loche statt Fenster versehen. In diesen Raum münden die umliegenden Kammern und Gemächer; die Decke des Saales wird von Palmstämmen, dem Urbilde aller Säulen, getragen; und dem Eingange gegenüber befindet sich ein Sitz von Erde 18 Zoll hoch und 12 Fuß lang. Aus diesem Saale kommt man in einen von diesen kleinen Gebäuden eingeschlossenen Hof.

Die Kleidung der Männer besteht in einem Hemde von grober Leinwand oder grobem Zeuge aus Baumwolle, die von Kairo eingeführt werden, eben solchen Beinkleidern und Sandalen aus Kameelhaut; festlicher ist darüber noch ein Umwurf, wenn sie ausgehen, aber der Freitag wird in einem alten Turban und gelben Pantoffeln gefeiert. Die Vornehmen kleiden sich tripolitanisch und werfen ein feines sudanisches Hemde, Tor genannt, über. Die Weiber tragen ein blaues oder weißes Hemde, auf der Brust mit bunter Wolle oder Seide gestickt, und darüber ein Tuch, Abbe genannt. Ringe an Armen und Füßen sind hier ebenso wie am Cap und in Guinea üblich. Das

Haar wird in Zöpfchen mit Leder durchflochten, woran Stückchen Bernstein, Korallen, silberne Glöckchen und Ringe hängen. Die Ringe an den Armen bestehen aus Glas, Horn, und bei den Wohlhabenden sieht man auch wol silberne Armspangen. Der Halsschmuck besteht aus Seidenbändern, Schnüren und Perlen, wie bei uns; die gemeinen Weiber nehmen ebenso mit Glaskorallen vorlieb. Das Haar wird auf der Stirn in dicke Locken gelegt, mit Öl bestrichen und mit einem Atria genannten Puder bestreut. An den Füßen tragen sie rothe Pantoffeln.

Die Beschäftigung der Fezzaner ist vorzüglich Handel. Handwerker sind außer Schuster und Schneider, die mit plumpen Werkzeugen den Kaffern gleich in allen Metallen arbeiten, keine vorhanden.

Im Essen ist der Fezzaner mäßig; ein wenig Datteln, Brei mit Fett, oft auch Brot schlechter Art reichen für ihn hin. Fleisch ißt er selten und auch dann nur von Ziegen und Kameelen, und ein reicher Mann muß der sein, von dem man sagt: er ißt täglich Brot und Fleisch. Getränke lieben sie jedoch unmäßig, der Palmwein und das berauschende Getränk, Buza genannt, wird häufig getrunken; sie sind dafür aber als Trunkenbolde berüchtigt. Überall sucht doch der Mensch so gerne seines bischen Verstandes los zu werden! Trinkgelage sind daher häufig, die oft durch Tänzerinnen belebt werden. Die Weiber lieben den Tanz, welches Vergnügen sie nach Sonnenuntergang beim Klang einfacher Tambourins auf öffentlicher Straße genießen. Öffentliche Tänzerinnen führen in den Häusern sehr üppige Tänze auf. Die Sitten sind sehr frei und venerische Übel nicht selten, die sie mit Soda und Koloquinten bekämpfen. Sie wenden gegen verschiedene Übel auch das Schröpfen und bei Leberbeschwerden, Engbrüstigkeit, Augenübel u. dgl., auch das glühende Eisen an. Schulen sind allenthalben und die meisten Knaben lernen lesen und schreiben. Sie schreiben noch nach Art der Alten auf kleinen Bretchen von hartem Holz, die aus Sudan kommen, mit Rohrfedern. Alle lernen den Koran lesen und gehen vier Jahre lang in die Schule, was auch bei uns sehr zu wünschen wäre. Der Schulmeister heißt Fighi, bekommt monatlich etwas Korn und jährlich einen Dollar für jedes Kind, und hat ein Kind genug gelernt, noch ein besonderes Geschenk. Er steht in Ansehen, wird sehr geehrt, was, wenn es bei uns kund wird, leicht eine Schulmeisterauswanderung nach Fezzan veranlassen kann. Die Fezzaner sind alle Muhameder, lieben den Koran, haben auch Gefallen am alten Testamente, lesen mit

Andacht die Bücher Mosis, Salomo und die Psalmen. Sie sind mit dem neuen Testamente unzufrieden, weil sie glauben, daß es verfälscht und in den Stellen verstümmelt sei, wo Muhameds Kommen verkündet wird.

Der Landbesitz befindet sich allgemein in den Händen der reichen Klassen, welche seine Besorgung und Verarbeitung ihren Sklaven oder freien Dienern überlassen. Das Landeigenthum erbenloser Besitzer und Kapitalverbrecher zieht der Sultan ein. Der Werth des Grundstücks wird nach der Zahl der Dattelpalmen und Bäume, die sich darauf befinden, bestimmt.

Die Regierung war früher in den Händen der Mauren und zwar erblich in einer Familie, die aus der Nähe von Fez herstammte. Sie hat sich 500 Jahre lang behauptet und Hornemann fand sie noch vor. Muknis, dem jetzigen Sultan, gelang es, sie zu stürzen und sich auf den Thron zu setzen. Er regiert mit großer Strenge und sein Wille ist Gesetz. Thronrevolutionen werden im Oriente überall, wo Laune und nicht Gesetze regieren, also in allen außereuropäischen Staaten der alten Welt, mit Gleichgiltigkeit vom Volke angesehen. Das Band der Liebe, welches bei uns Völker an ihre Fürstenhäuser bindet, ist unbekannt; es fällt daher gar nicht auf, wenn man heute dem ein Almosen reicht, vor dem man gestern gezittert. Solcher Glückswechsel ist zu häufig und der Fatalismus zu tief eingewurzelt, als daß über menschliche Schicksale eine Gemüthsbewegung stattfände. Aber Thronwechsel verändert kein Regierungssystem und der Zustand des Volks leidet keinen Wechsel. Der Sultanismus ist immer derselbe und die Völker zu sehr gewohnt, das Spiel der Laune ihrer Herrscher zu sein. Um sich auf einem Throne zu behaupten gehört Kraft und eine willige Leibwache. Darum behauptet sich auch der jetzige Sultan von Fezzan. Gelddurst leitet ihn und er erlaubt sich jeden Mißbrauch, um seine Unterthanen auszusaugen. Seine ganze Regierungskunst besteht in dem Talente, alle Habe seiner Unterthanen in seinen Schatz zu bringen. Er ist zwar in einiger Abhängigkeit von Tripoli, dessen Dey über Krieg und Frieden zu entscheiden hat; allein er thut doch, was er will, und wartet nie in dieser Hinsicht Befehle ab, sondern unternimmt jährlich seinen Raubzug nach Sudan, um in den Tibestigebirgen Sklaven zu jagen. Wir haben den Kapitän Denham auf einem solchen Zuge im vorigen Abschnitte begleitet. Nicht allezeit fallen die Jagden so unglücklich für die Menschenjäger aus; und als Lyon in Fezzan war, weinte der Sultan Freudenthränen über seinen Sohn

der von einer solchen Grazzie, wie sie diese Raubzüge nennen, 1,500 Sklaven zurückbrachte. Sultan Mukni hat eine Kriegsmacht von 5,000 Mann, meist Araber. Die entnervten und muthlosen Fezzaner werden fast nie zum Militär genommen. Die Verwaltung und Justiz wird eben so wie in allen Barbareskenstaaten durch Kadis, die mitunter erblich sind, besorgt. Eben so die Kriminaljustiz. Gehängt wird nicht so viel als erdrosselt, weil letzteres dem Geschmack des Sultans zusagt, von dessen Willen auch dieses abhängt. Wird ein Mensch ermordet gefunden und der Urheber des Mordes nicht ermittelt, so muß die Stadt, in deren Weichbild der Todte gefunden wird, 2,000 Piaster an den Sultan entrichten. Eben so sind für Diebstähle und Beraubungen die Ortschaften verantwortlich; gewiß ein sehr weises Gesetz und ganz geeignet, Sicherheit zu gewähren. Auch Moses traf schon eine solche Anordnung in Israel. Hat jedoch ein Vornehmer einen Mord begangen und entflieht, so kann er nach einiger Zeit wiederkommen, ohne Ahndung zu fürchten. Dasselbe gilt in Tripoli, wo Mukni, der gegenwärtige Sultan von Fezzan, in demselben Falle war, als er noch Privatmann war. Das Vermögen der Verurtheilten wird konfiszirt und die ganze Familie kommt an den Bettelstab. Die Enkelin des vorigen Sultans lebt jetzt von Almosen.

Zur Besorgung weltlicher Angelegenheiten dienen die Kadis; das Seelenheil besorgen die Marabuts, die trotz der erheuchelten Heiligkeit auch hier die größten Schelme von Fezzan sind. Lyon entwirft uns von ihnen ein Bild, welches ganz dasselbe ist, das unser Herr von den Pharisäern, Matth. 23., entwirft. Sie sind die Beförderer des Aberglaubens. Bei den Moscheen sind nebst den Kadis auch Imans angestellt, die Gebete verrichten und predigen. Sie schreiben zugleich Amulete und Zauberformeln und verdienen damit viel und um so mehr, je größer der Ruf der Heiligkeit ist, darin sie stehen, je frömmer ihre Mienen, je öffentlicher ihre heuchlerischen Geberden sind. Ein arges Volk, womit die Fezzaner gestraft sind, von dem durch Christenthum sie zu erlösen eine wahre Wohlthat wäre! Indessen ist dieses Pharisäerthum für den gemeinen Mann das einzige Mittel zu Reichthum und Ansehen zu gelangen. Die herrschende Sprache ist die arabische, doch sehr entstellt durch die Ursprache und Sklavensprache aus Sudan. Die Schriftsprache ist die Mogrebinische oder Berbersprache, die in Westafrika allgemein üblich ist.

Hauptstadt und zugleich Haupthandelsplatz, wohin alle

Karavanen kommen, ist Murzuk, 25° 34′ nördl. Br. und 33° 23′ südl. L. Sie wird auch Fezzan oder Fasana genannt, ist mit einem Erdwall umgeben 15′ hoch und 8′ dick, mit Schießscharten für Flinten und mit sieben Thoren versehen, von denen jetzt vier zugemauert, die andern drei aber Tag und Nacht mit Wache besetzt sind, damit keine Waare heimlich gebracht oder fortgeschaft werde. Die Straßen sind klein und enge, es gibt aber auch große mit Palmen bepflanzte Plätze. Die größte Straße ist die, welche zur Residenz führt, die aus einem Schlosse oder Kastell besteht, das ein Gebäude von Erde und 90 Fuß hoch ist. Es hat 50 Fuß dicke mit kleinen Zinnen versehene Ringmauern. Des Sultans Gemächer sind weiß getüncht und mit rothen Flecken bemalt. Er sitzt auf einem rothen Kissen, die Besuche aber auf dem Sandboden; den freiesten Raum bewohnen seine Frauen in kleinen Gemächern, wo sie kochen, backen, Mehl malen und häusliche Arbeiten verrichten. Vor dem eigentlichen Kastell ist ein geräumiges Wetterdach, unter welchem ein großer altmodischer Armstuhl steht, der ehemals verziert und vergoldet war, wahrscheinlich derselbe, den schon Hornemann sah. Hier gibt der Sultan alle Freitag öffentliche Audienz. In der Stadt sind Teiche mit salzigem Wasser, eine große Moschee mit viereckigem Thurme, noch andere 15 Moscheen und 2,500 Einw. Vier Meilen westlich liegt Tessouwa mit 300 Einw. und wenig Palmen, merkwürdig wegen einer Sage, daß hier vorbei einst ein beträchtlicher Fluß sich bewegt habe, der nun im Sande versiegt ist. In Afrika sind solche Erscheinungen nicht selten. Nördlich von Murzuk an der Grenze von Fezzan liegt Bonjem, 30° 25′ 32′′ Br. und 31° 12′ L. Merkwürdig ist hier ein Brunnen mit schlechtem brackigen Wasser wegen der eine Viertelstunde davon entfernt liegenden römischen Feste. Sie liegt zwischen einigen hohen Hügeln, ist ein längliches Gebäude und hat an jeder Seite einen großen gewölbten Thorweg mit zwei Thürmen. Die Steine sind Werkstücke aus dunkelgrauem Granit. Im Innern stehen große Steinblöcke aufgerichtet und über dem Thore liest man eine römische Inschrift aus den Zeiten Septimius Severus. Das Gebäude selbst an dieser äußersten Grenze seiner Herrschaft zeugt von dem großen Geiste dieses zwar strengen, aber sorgfältigen Herrschers, womit er die Herrschaft dreier Welttheile besorgte. Durch viele in den Wüsten zerstreute Ortschaften gelangt man nach Sokna, 29° 5′ 36′′ Br. und 32° 3′ L., welches in einer kiesigen Ebene liegt, die in einer Entfernung von 3 bis 4 Mei-

len von den Sudahbergen begrenzt wird. Die Stadt ist ummauert, hat 7 Thore, von denen nur eins groß genug ist, ein beladenes Kameel durchzulassen, und wird von 2,000 Arabern vom Stamme Riaf bewohnt. Das Wasser ist schlecht, aber im Umkreise weniger Meilen stehen 400,000 Dattelpalmen mit dem Ruhme, die besten Datteln Nordafrikas hervorzubringen. Aus dieser Ursache sind die Garten- und Weideplätze sehr weit von der Stadt entfernt. Berühmt zu sein verdient Sokna auch darum, weil der liebe Gott die Fliegen hier erschaffen hat, und wahrscheinlich für sie die schönen Dattelhaine. Die Menschen dürfen daher, bei Gefahr lebendig von den Landeigenthümern für gute Prise erklärt zu werden, ohne Fliegenklatsche sich nicht sehen lassen. Da wir an letzterem Geräthe Überfluß haben, so wäre damit in Sokna ein Korb prächtiger Datteln zu verdienen. In einiger Entfernung ist eine große Merkwürdigkeit des Landes, nemlich eine 2 Fuß im Durchmesser haltende Quelle mit gutem Wasser. Hier sollen die Einwohner hübsch, reinlich, gut gekleidet sein; die Frauen schön, aber sehr verliebten Temperaments, wovon man jedoch die Schuld mit Recht auf die Datteln schiebt. Es war diese Stadt vormals eine unabhängige Republik. Die Einwohner sprechen die Berbernsprache.

Östlich von Sokna liegt Houn, eine von Arabern bewohnte ummauerte Stadt mit drei Thoren und eben so viel Moscheen. Noch östlicher liegt Wadom auf einem Kegelberge, auf dem sich ein sehr tiefer in Felsen gehauener Brunnen befindet. Die Gräber und Moscheen sind mit Straußeneiern geschmückt, Herodots Struthiophagen oder Straußesser! Auch eine gegen Osten liegende Hügelkette heißt Wadan wegen der vielen dort vorhandenen Büffel; aber auch Strauße gibt es die Menge, die man hier zähmt und jährlich zweimal rupft, um die Federn zu verkaufen. Die Herden werden von den hier lebenden Arabern in die fünf Tagreisen weite Syrte geschickt, um dort die in der Heimat fehlenden Weideplätze zu suchen. Diese Gegend zeigt überall kahle Basaltberge und große Dürre, die keine Vegetation aufkommen läßt. Thiere, die den Beschwerden unterliegen, trocknen ganz aus. Man findet sie häufig mit Haut und Haaren, sie zerfallen aber, sobald man sie angreift. Brunnen sind nur in großen Entfernungen zu finden.

Zeighan, in einem Palmenwald unter 27° 26′ Br. und 31° 46′ L. und Samnoo zwischen Basalthügeln mit hübschgebauten gelbgetünchten Häusern sind wegen der Heiligkeit ihrer

Marabuten berühmt. Selcha oder Seba'a, 27° 3′ 8″ Br., eine ummauerte Stadt, deren Hauptmoschee sogar einen Minareh hat. Gadona liegt in einem Palmenhain; südlich davon ist die Einöde mit ihrer Niederung, Wadelnimmel, Ameisenthal, berüchtigt. Hier ist das Land der Ameisen, die dasselbe ritterlich seit den ältesten Zeiten behaupten und sich, da sie keine Kriege führen, auch keine Sklaven dulden und überhaupt ein friedliches Völkchen sind, so wohl befinden, daß wir Menschen uns gar keinen Begriff davon machen können. Ihre Sitten sind so einfach, ihre Lebensart so thätig, daß ich über dieses Wadi ein Buch schreiben könnte. Da hundert und ein afrikanischer Name schwer zu behalten wären, so übergehe ich eine Menge Dörfer, die noch herumliegen, wo nur ein wenig Wasser ist.

Östlich von Murzuk liegt das uns werthe Hagde Hajil, in dessen Nähe Hornemanns Grab ist. Weiter ist die Stadt Traghen, 25° 55′ nördl. Br., in einer fast ganz mit einer Salzkruste bedeckten Ebene. Die Palmenhaine und Gärten sind von der Stadt entfernt, und hier sind auch vier Quellen, die man überall in der Oase mit Stolz und Staunen nennt. Es sind vier Teiche, deren jeder 30 bis 40 Fuß Durchmesser hält, mit einer grünen Haut überzogen ist und, wie die Teiche der frommen Abderiten, von Fröschen wimmelt. Das Wasser ist eben nicht frisch, und die damit bewässerten Gärten sind eben so weiß von Salz, wie die, welche aus Brunnen begossen werden. Weiter gegen Osten zu liegt Zuila, 26° 11′ 48″. Es hat den Beinamen Bellad el Sheriffe; die Einwohner sind fast lauter Weiße, und man rühmt ihnen gute Eigenschaften, als Reinlichkeit, Gastfreiheit und Friedfertigkeit nach. Es sind in der Nähe der Stadt Ruinen einer schönen Moschee aus besserer Zeit, und 5 alte Gebäude, die man der Vorzeit zuschreibt. Sie halten 20 Fuß Durchmesser, 30 Fuß Höhe mit gewölbten Dächern und Fenstern und sind in der Mitte Afrikas sehr wichtige Monumente. Bis zur Hälfte der Höhe sind sie mit rothen Steinplatten überzogen, mit Inschriften versehen, die aber größtentheils verwittert sind und von Lyon für arabisch gehalten werden; so wie dieser Reisende glaubt, daß diese Monumente selbst Gräber der ältesten Scheriffe seien, die sich hier vor 5 bis 600 Jahren angesiedelt haben und deren Nachkommen sich heute noch Scheriffe oder Abkömmlinge des Propheten nennen, dem sie durch ihre Sitten auch nicht widersprechen. Zuila war einst Hauptstadt der Oase, und so wie jetzt Mur-

zuk das Emporium für Mittelafrika. Germa oder Garama, die älteste Hauptstadt, welche zu Herodots Zeiten blühte und damals der Hauptort der Garamanten war. Südlich von Murzuk liegt Gatrone, 24° 47′ 57″ nördl. Br. Sandhügel umgeben diese mit einem Walle eingefaßte Stadt, außer welcher sich Hütten der Tibbo's finden. In der Mitte der Stadt, die von vielen Marabuts bewohnt wird, liegt ein Kastell. Teggery, die südlichste Stadt von Fezzan, liegt unter 24° 4′ nördl. Br. und 30° 57′ östl. L. Sie hat ein Kastell; die Einwohner stehen in üblem Rufe beinahe gänzlicher Verwilderung. Zwei Tage südlich von hier ist der Brunnen El-Wiakh, zu dem eine Wüste voll Menschen- und Thierknochen führt, welche Zeugen der Gefahren sind, die hier des Wanderers harren. Östlich von Zuila ist noch Temissa als Grenzort zu merken, das ehedem eine bedeutende Stadt war, nun aber bis auf einige Reste in Ruinen liegt. Fünfzehn deutsche Meilen von Murzuk südwärts liegt Mendra, wo Natronseen sind, deren Produkt die Fezzaner in Menge nach Tripoli führen.

Es bleibt uns nur noch die Karavanenstraße von Fezzan nach Bornu in Sudan zu betrachten übrig. Zwanzig Tagreisen führen von Murzuk nach Bilma, dem Hauptort der Tibbo's, welche die südlichen und zum Theil auch östlichen Nachbarn der Fezzaner sind. Der Weg nach Bilma wurde von der schon erwähnten Expedition Denham, Oudney und Clapperton gemacht, die einzigen Europäer, welche bis jetzt dieses Probestück ausgeführt haben. Der Weg geht durch viele Wüsten, die nur nach mehren Tagreisen durch einzelne Brunnen und Oasen unterbrochen werden. Mühsam ersteigt der Wanderer die steilen Stufen, welche von einem Plateau zum andern emporführen und verursachen, daß man sich unbemerkt von der 500′ hohen absoluten Höhe von Fezzan über 2,000′ emporhebt. Daher empfanden die Europäer auch nach und nach diese gegen Süden hin anwachsende absolute Höhe in der Strenge der nach und nach eintretenden kalten Nächte, in deren einer die Wasserschläuche hart froren und Erkältung den Tod des gelehrtesten Mitgliedes zur Folge hatte. Die Felsarten, durch welche der Weg führt, sind alle vulkanisch und Basaltkegel von 400 bis 600′ Höhe über der Wüste sehr häufig. Daß sie vulkanisch sind und selbst innerhalb der historischen Zeit noch brannten, hat uns Herodot aufbewahrt. Nach 11 Tagreisen, wo man nur

durch vegetationslose Wüsten zieht, die kaum hin und wieder durch ein kleines Dorf belebt wird, wo nur eine Kafila oder Karavane, die manchmal begegnet, an das Leben erinnert und nur zwei Tagreisen von einander entfernte Brunnen Erquickung bieten, gelangt man in die Oase von Izziah. Hier ist Uigura, eine bedeutende Tibbostadt, von der wieder mehre Tagreisen in die Oase oder vielmehr auf das Plateau von Bilma führen. Hier liegen vier Städte: Anay, Kisbe, ein großer Versammlungsort für alle Karavanen und Kaufleute, die dem Sultan der Tibbo's für die Erlaubniß, sein Gebiet zu durchreisen, Tribut zahlen müssen. Weiter hin liegt Dirki und endlich Bilma. Zwischen diesen Städten liegen weite Wüsten. Bilma ist die Hauptstadt der Tibbo's. Bei dieser Stadt sowol, als in der ganzen Oase von Bilma finden sich viele Salzseen, welche fast ganz Sudan und Nordafrika mit einem kristallisirten Salze versorgen. Die räuberischen Tuariks holen es hier mit offenbarer Gewalt und verführen es nach Sudan und Timbuktu, oft 20,000 Säcke in einem Jahre. Die friedlichen Tibbo's sind zu schwach um den Tuariks zu widerstehen, die sich in der ganzen Wüste furchtbar gemacht haben. Zwanzig Tagreisen von Bilma liegt Lari, die erste Stadt von Bornu. Zwischen Bilma und Lari liegt Agades. Nur ein einziges Thal in der Nähe von Bilma bringt Gräser und Sträuche, so wie einzelne Dattelpalmen hervor; sonst ist überall nichts als todte leblose Wüste.

Soweit haben wir die Grenzscheide der zwei Wüstentheile durchwandert, von Fezzan bis Agades. Was jedoch die Natur in ihrem Grimme hervorgebracht zu haben scheint, darauf hat der menschliche Geist ein historisches Siegel gedrückt, dessen Zeichen die Nachwelt mit Interesse entziffert. Warum sollte sich der Geist des Lesers nicht gerne mit uns auf das historische Gebiet versetzen und mit einigem Interesse das Vormals und das Jetzt betrachten? Wenige Punkte der Erde werden ein solches Beispiel der Stetigkeit darbieten, und wirklich überrascht müssen wir uns fühlen, zu sehen, daß wir in diesem langen, dem Nilthale gleichkommenden Länderstriche unter lauter Monumenten der Vorwelt wandeln, welche die Bewohner selbst mit ihrer Weise zu sein und zu leben sind. Wir betreten nemlich mit Fezzan das Land der Garamanten, deren Anklang sich noch in dem Orte Garama oder Germe erhalten hat. Eine Vergleichung dessen, was Herodot, der treueste so wie der älteste

profane Geschichtschreiber, uns aufbewahrt hat, mit dem was heute ist, kann keinem unserer Leser ganz uninteressant sein.

„Von Augiles aus, sagt Herodot, zehn Tagreisen weiter, befindet sich wieder ein Salzhügel mit einer Quelle nebst vielen fruchtbaren Palmen wie in den übrigen Gegenden. Hier wohnt eine sehr zahlreiche Nation, die Garamanten. Diese überschütten das Salz mit Erde, und säen dann darauf. Von hier aus hat man gar nicht weit zu den Lotophagen. Von diesen aber sind 30 Tagreisen zu dem Lande, wo man die Rinder findet, die bei dem Fressen auf der Weide rückwärts gehen. Dieses thun sie deswegen, weil ihre Hörner vorwärts gebogen sind (vermuthlich durch Kunst, wie es noch bei den Kaffern geschieht und auf den Basreliefs zu Kalabsche zu sehen ist). Blos dadurch unterscheiden sie sich von andern Rindern, wie durch die dicke, geschmeidige Haut.“ Alle diese Angaben passen genau auf Fezzan, bis auf die zehn Tagreisen, die hier wie zwischen Theben und Ammonium verdoppelt werden müssen, und die ich für einen Fehler der Abschreiber halte. Der Ackerbau auf salzigem Boden, der mit Erde überschüttet wird, ist auch jetzt noch vorhanden und daß Salz als Dünger, besonders im Kalkboden gebraucht werden kann, ist den Landwirthen bekannt. „Sie pflegen, sagt Herodot, die troglodytischen Äthiopier mit Viergespannen zu jagen.“ Diese waren also ein Negervolk, das in Höhlen wohnte, von den Garamanten geraubt wurde, um in die Sklaverei verkauft zu werden. Die neuesten Berichte und die schon oben angeführten Thatsachen, wie auch der Streifzug Denhams verbreiten über die Nachrichten Herodots ein trauriges Licht. Arme Neger von Mandara! also seit drei Jahrtausenden jagt man euch wie das Wild! Nur das Christenthum wäre das Mittel, welches, Civilisation in seinem Gefolge, diesem Übel abhelfen könnte. So ist sich also auch hier Afrika gleichgeblieben. Ja sogar der kleinste Umstand trift überein. „Sie haben keine verwandte Sprache, sondern zwitschern wie die Fledermäuse.“ Hornemann berichtet dasselbe, „daß ihre Sprache dem Zwitschern der Vögel ähnlich sei.“ Südlich führt uns die Straße Herodots zu den Ataranten und endlich zu den Atlanten. Die Ataranten hatten nach Herodot keine eigenen Namen einzelner Personen unter sich, und waren das einzige Volk dieser Art. Diese sonderbare Erscheinung bestätigt Leo der Afrikaner, welcher den Herodot nicht gelesen, indem er

sagt: „ein Kaufmann, der aus Bornu kam und lange unter diesem Volke lebte, erzählte, daß es dort gar keine eigenen Namen gäbe; denn alle nennten sich blos in zufälligen Körpereigenschaften und hätten also blos Beinamen, wie: der Dicke, Lange u. s. w.“ Überraschend hören wir von Mukni dem Sultan von Fezzan, daß seiner Gemalinnen eine, aus der Gegend von Tegerri, wo die Luxussprache anfängt und die Leute schwarz sind, keinen eigenen Namen habe, sondern Zeitun, der Ölbaum heiße, was von ihrer schlanken Gestalt herrühre.“ Tegerri, die südlichste Grenzstadt von Fezzan, ist auch heute noch der gewöhnlichste Ruheplatz der Karavanen, wo für theures Geld Lebensmittel an die Kaufleute abgelassen werden, wie im Alterthume. Datteln gibt es hier im Überflusse, doch sie haben hier ihre Grenze. Tegerri ist von Germa der ältesten und Zuila der mittlern Hauptstadt 20 kleine Karavanentagreisen entfernt, und wir finden hier wieder den Schreibfehler 10 statt 20 bei Herodot; so ist alles richtig. Die Ataranten des Herodot sind also in Tegerri zu suchen bis auf den heutigen Tag. Noch berichtet uns der Vater der Geschichte von den Atlanten, mit denen Herodots lybische Völkerkunde endet. Zwanzig neue Tagreisen, die bei Herodot wieder 10 heißen und die Unkunde eines Abschreibers beurkunden, führen in das Gebiet der Tibbo's. „Die Landschaft von Tibbo, sagt Lyon, ist sehr bergig, einzelne schwarze Felsen erheben sich fast senkrecht so hoch, daß man kaum hinaufsehen kann, oder wie die Araber sich in ihrer Bildersprache ausdrücken: „„Daß dem, der hinaufsieht, die Mütze vom Kopf fällt.““ Auf den Plateaus liegen, um vor den Angriffen der Tuariks sicher zu sein, die vier Ortschaften der Tibbo's, von denen Bilma die wichtigste ist. Die Kaufleute von Kaschna und Agades ziehen jährlich in zahlreichen Karavanen nach Bilma um Salz zu holen, das sie hier in geringer Entfernung finden.“ Der afrikanische Löwe fügt hinzu: „Sie rufen die aufgehende Sonne mit Heftigkeit an.“ Nun Herodot: „Von den Garamanten zehn (soll heißen 20) Tagreisen weit ist wieder ein Salzhügel, der eine Quelle und ringsumher Bewohner hat, welche Ataranten heißen und die einzigen Menschen sind, die ich kenne, die keinen eigenen Namen haben, denn die ganze Nation führt den Namen Ataranten, die einzelnen Personen aber haben keinen. Sie fluchen der Sonne, wenn sie am höchsten über ihnen steht und stoßen außerdem noch allerlei häßliche Reden gegen sie aus, weil sie ihr Land nebst den Einwohnern verbrennt. Zehn (abermal 20)

Tagreisen weiter kommt wieder ein Salzhügel mit Wasser und Menschen, die um ihn herum wohnen. An denselben grenzt der Berg Atlas, dieser hat keinen grossen Umfang, ist aber überall rund und, wie man (auch heute noch) sagt, von einer solchen Höhe, daß man seinen Gipfel nicht sehen kann, weil er sowol im Sommer als im Winter mit Wolken bedeckt ist. Die Einwohner dieses Landes nennen ihn daher Himmelssäule. Dieser Berg hat ihnen den Namen Atlanten gegeben.“ Hier also wäre der berühmte Atlas des Alterthums zu suchen, und neue Forschungen haben gezeigt, daß Herodot eben so genau als wahrhaft die Bilder der Erde und Völker zeichnete, die gleichsam zu seiner Rechtfertigung bis heute dieselben geblieben sind. Die Karavanen gehen noch denselben Weg, führen dieselben Waaren, behaupten dieselben Sitten. Diese Gegend ist daher ein Kabinetsstück der Erde, die Kunde der Vorwelt in stiller Majestät zu bewahren.

B. Sahel.

Wir betreten nun die westliche ungleich grössere aber auch ungleich unbekanntere Abtheilung der Wüste, nemlich die von Sahel. Sie unterscheidet sich von der östlichen Abtheilung oder der Sahara sowol durch die Naturansicht, welche sie darbietet, als auch durch die Völker, welche sie bewohnen. Wir treten hier also wieder, sowol vom Schauplatze der Civilisirung, als auch der geschichtlichen Erinnerung ab und werden erst wieder im Atlaslande mit den Geistern des Alterthums in Zwiesprache treten. Aber auch der neuern Zeit ist sie das Land der Sage und der Märchen; und auch nicht einen einzigen Punkt sind wir im Stande mit Gewißheit zu bestimmen. Wie die Nebelgestalten des Sandes vom Winde vor uns vorübergetrieben werden, so hält auch keine der Bestimmungen, welche die Geographie von hier erhalten hat, Stand. Wir geben daher hier nur das was wir wissen: Bruchstücke und leise Anklänge. Diese Wüste ist die wirkliche Sandwüste, welche ihre Gestalt stets verändert. Sie enthält wol Quellen und Brunnen, doch kann man nie mit Zuverläßigkeit darauf rechnen; denn Jahrhunderte hindurch getreue Wasserbehälter versiegen plötzlich und geben ganze grosse Karavanen dem Verschmachten preis. Der zwischen den Wendekreisen vorherrschende Ostwind treibt den Kalkstaub und Sand weiter gegen Westen und bildet jene gefährlichen Tornados und Wirbel, welche ruhende Karavanen zum plötzlichen Aufbruche

zwingen, wenn sie nicht der Gefahr ausgesetzt bleiben wollen, daß sich an ihren Körpern plötzlich Sandberge bilden, die sie lebendig begraben. Die Westküste des Ozeans, welche sich vom Senegal und den Gummiwäldern, die wir in Senegambien kennen gelernt haben, bis an die Grenze Marokkos bei dem Flüßchen Akassa ausdehnt, ist mit Sanddünen besetzt, die sich als flache Sandbank tief ins Meer hinaus erstreckt; so daß man 2000′ weit ins Meer hinausgehen kann, ohne tiefer als bis ans Knie ins Wasser zu treten. Feiner Staub erhebt sich auch hier noch, einem dichten Nebel gleich, und tritt tief ins Meer hinaus. Läßt sich der Schiffer täuschen und glaubt sich im hohen Meere, so sieht er sich unversehens gestrandet und rettungslos verloren. An den Vorgebirgen, wie am Cap Bojador, erhebt sich die Küste bis 200′ über das Meer, welches unter den Füßen des Wanderers brandet. Die Sahel unterscheidet sich also von der Sahara durch die beweglichen Sandberge, größern Wassermangel und höhere Lage. Gegen Sudan hin steigt die Wüste beträchtlich an.

Wir werden daher auch hier die einzelnen festen Wohnplätze oder Oasen der Reihe nach betrachten und die Beschreibung des ganzen Gemäldes der Wüste, mit der Beschreibung der ihr eigenen Völkerstämme und Angabe der Karavanenstraßen schließen.

1) Die Küste.

Die Küste zwischen dem 20 und 30° nördl. Br. bietet keineswegs jenes bunte Völkergemälde ihres Lebens und Treibens dar, welches sonst Küstenländer so interessant macht. Klippenreihen und Untiefen machen den gewinnsuchenden Schiffer den Strand fliehen, der seinem schwimmenden Hause Zertrümmerung, ihm selbst aber Plünderung, Sklaverei und Tod drohet. Die Wüste bietet nur wenige Vorgebirge dar. Von den Gummiwäldern bei dem verlaßnen französischen Fort von Portendik läuft die Küste in hohen beweglichen Sanddünen hin bis zum Cap Blanc oder dem weißen Vorgebirge. Dieses selbst ist kein hohes Vorgebirge, sondern eine flache ins Meer hinauslaufende Sandspitze, welche dem Piloten, da sie ohne alles Grün, ohne Bäume oder andere Landmarken ist, ein wichtiger, aber schwer zu erkennender Punkt bleibt. Auch hier haben sich große, weitlaufende Sandbänke vorgelagert, die nur einen schmalen Eingang in den untiefen Golf von Arguin übrig lassen. Diese Sandbänke setzen auch südlich unter dem Wasser fort, trotz dem Wasser des Senegal, bis 14° 44′ nördl. Br.,

wo eigentlich die unterwasserliche Naturgrenze der Sahel ist. Gegen Norden geht die Sandbank über das Cap Bojador unter der Breite der Canarien bis zum Cap Nun aufwärts. Beim steilen Cap Bojador trift man bewegliche, 3 bis 400′ hohe Sandberge.

Das Küstenland nächst dem Senegal und den Gummiwäldern bewohnen Mauren, die nach der Ernte des Gummiharzes in unbekannte Oasen sich zurückziehen. Sie sind außerordentlich verschwiegen über die Lage derselben, und kein europäischer Fuß hat sie je betreten. Die Küste oberhalb Portendik wird von Mauren und Tuariks umschwärmt, welche hier auf die Beute lauern, die ihnen die Unerfahrenheit der Schiffer an die treulose Küste wirft. Nördlich an der Grenze des Kaiserthums Fez und Marokko am südlichen Ufer des Grenzflusses Akassa wohnt im Lande der Monselims ein freier Volksstamm, der die Erde baut. Es dringen hier mehre Lagunen ins Land ein und bilden das Vorgebirge Sabi. Südlich davon zieht sich eine Bergkette hin, die nach Osten läuft und die Grenze der Sahel bildet, gleichsam die Schwelle der Wüste. Sie endet in dem Cap Jubi.

Dieses Land, obgleich an mehren Stellen der Sahara verwandt, ist doch sehr fruchtbar, wohlbewässert und unter mildem und gesundem Himmel, reich an allen Erzeugnissen. Datteln, Mandeln, Oliven, Weintrauben gibt es die Fülle. Die Bewohner sind Araber, aus Marokko geflüchtete Mauren und Juden. Ihre Verfassung ist republikanisch. Sie wählen jährlich ihre Häupter, vertheidigen tapfer ihr Land und haben bisher ihre Unabhängigkeit gegen Marokko und die Mauren vertheidigt, in deren Augen sie für unbesiegbar gelten. Ihre Häuser liegen an den Abhängen der Berge, sind von Stein und maurischer Bauart, mit platten Dächern, die für die dreimonatlichen Regen, welche in Strömen fallen, nicht sehr geeignet sind. In den Flecken leben nur die reichen Einwohner, Kaufleute, Juden und Handwerker, die andern sind zerstreut im Lande. Moscheen versammeln die Gläubigen am Freitage zum Gebet und Markt. Fremd dem Drucke orientalischer Despotie sind die Monselims ein fleißiges, Ackerbau und Gewerbe treibendes Volk. Getreide wächst häufig. Nach der schon im alten Egypten heimischen Art werden die Ähren geerntet, die langen Stoppeln abgebrannt, das gereinigte Getreide aber, wie in Ungarns gesegneten Fluren in unterirdischen Behältern aufbewahrt. Ein solcher Behälter ist allezeit das Gesamteigenthum des Dorfes, aus dem bei

Öffnung desselben jede Familie ihren Antheil zu erwarten hat. Sklaverei ist auch hier zu Hause, und wie bei jedem ackerbauenden Volke, das reich und betriebsam ist, haben die Sklaven ein hartes Loos. Im Ganzen ist das Volk stark, hochherzig und edel. Bei den Reichen ist Vielweiberei. Die Frauen sind frei, uneingeschränkt, dürfen ausgehen und sich entschleiern. Sie kleiden sich nett und bemalen nach der Araber Sitte Gesicht und Nägel. Die Mutter der meisten Knaben hat überall den Vorrang vor den andern. Die Kinder werden früh zur Schule geschickt, sorgfältig erzogen und wenn sie größer werden, zu allerlei Beruf abgerichtet. Manche werden auch Priester, die aber heiraten und alle Gewerbe treiben dürfen. Sie genießen jedoch größeres Ansehen und werden im Alter Richter des Volkes. Die berittenen Monselims dienen den Karavanen zur Bedeckung, sind aber auch gefürchtete Räuber, welche so ziemlich das Handwerk des mittelalterlichen Raubritters treiben.

2) Die Oasen der Gummimauren.

Wie schon oben erwähnt, so vermuthet man, daß in diesem Westtheile der Wüste Sahel sich mehre größere Oasen der mit Gummi handelnden Mauren befinden, wo sie sich in der Regenzeit aufhalten. Sie scheinen zwischen 18 und 22° nördl. Br. und 7° östl. L. gesucht werden zu müssen. Auch die Gummiwälder, welche jenen reichen Ertrag liefern, sind nur noch wenig bekannt. Von den drei, welche östlich von Portendik am nördlichen Senegalufer liegen und wo der Wald Sahel das schönste und theuerste liefert, war schon bei Senegambien die Rede. Zwischen dem 5° und 7° östl. L. soll mitten im Sande der Wüste noch ein vierter Gummiwald liegen. Die Bäume, traurige Reste der vielleicht einstigen Pflanzendecke, liefern das weiße Gummi, welches die Araber Ded nennen. Sechs Kameeltagreisen östlich vom Cap Blanc soll die Oase Hoden liegen, wo Datteln und Gerste gedeihen, und nördlich davon am Wendekreise liegt die große Oase Gualata. Östlich werden uns genannt Tschit, Shingarin und Arowan, von wo man Salz holt, das jedoch in Tischit oder Tishite von ganz besonders vorzüglicher Beschaffenheit sein soll.

3) Die Oase Ghraat oder Grat.

Diese Oase liegt muthmaßlich unter 27° 49′ nördl. Br. und 22° 10′ östl. L. Die Stadt gleichen Namens soll theils in der Ebene, theils an einen steilen Hügel gebaut und ganz mit kahlen Bergen eingeschlossen sein. Sie ist ummauert und so ziemlich gut wie Murzuk gebaut. Im Frühjahr wird hier alle-

zeit Markt gehalten. Diese Oase wird von einem Sultan beherrscht, der aber durch einen Senat sehr eingeschränkt ist. Es steht ihm auch keine Gewalt über Tod und Leben noch Eigenthum zu, er darf auch keine Gesetze ändern, sondern muß in allen Stücken sich des Rathes bedienen, der ihm beigeordnet ist. Also mitten in der Wüste eine konstituonelle Monarchie! Wie die Formen der Natur überall ihre Repräsentanten haben, so auch die Sitten der Menschen. Die Frauen dürfen hier frei herumgehen, mit dem Fremden verkehren und sollen sehr selten diese Freiheit mißbrauchen. Das Volk ist durch Handel reich, die Lebensmittel sind theuer, die Datteln wenig und schlecht und das meiste Getreide wird aus Murzuk für Sklaven, Gold und andere Waaren eingeführt. Zu den großen Frühlingsmärkten werden aus Nordafrika und Egypten allerlei Waaren hergebracht und der Platz selbst mit europäischen Industriewaaren reich versorgt. Die Karavanen müssen aber den umliegenden Tuarikstämmen ein Sicherheitgeld zahlen. In der Nähe liegt eine andere Oase, El Berkat genannt. Die Stadt ist ummauert, aber weniger volkreich als Grat, dafür aber wegen seiner köstlichen Trauben berühmt. Fünf Tagreisen östlich liegt die Oase Ganat, wo Datteln wachsen und an einigen salzigen Brunnen Häuser und Gärten liegen.

4) Die Oase Tuat oder Tawat.

Dieses Land, denn es ist keine beschränkte Oase, sondern eine unbekannte Größe, dehnt sich bis an die Grenze von Sudan aus und liegt auf der Karavanenstraße von Tripolis nach Timbuktu, zwischen 26° und 28' nördl. Br. Es ist Tuat eine Anhäufung kleiner Oasen, die wieder durch die Wüste getrennt sind. Die größte Ausdehnung soll von Norden nach Süden sein und in dieser Richtung auch die Städte liegen. Von diesen sind mehre mit Mauern umgeben und aus Steinen und Lehm gebaut. Als Hauptstadt werden verschiedene angegeben. Ain el Saleh, Quelle der Heiligen, wird auch als Hauptort genannt. Sie ist die nördlichste und wird so genannt, weil alle ihre Bewohner für Heilige oder Marabuts gelten. Es sollen daselbst 360 Kastelle sein, die von den ersten muhamedischen Eroberern erbaut sind. Sie werden sehr gerühmt, sind aber wahrscheinlich nichts als Gräber, wie in Fezzan. Agabli, früher Buda (vielleicht einst eine Kolonie Budhaverehrer?) 26° 44' nördl. Br. und 23° 12' östl. L. Auch sie wird als Hauptstadt aufgeführt. Awlef, ein anderer Ort in Tuat, soll nur 18 Tagreisen von Timbuktu entfernt sein. Die Einwohner von Tuat

sind Tuariks, haben zahlreiche Herden und gute Pferde. Sie handeln nach allen Seiten und sind wohlhabend. Südöstlich liegen die Oasen Hair, auch Ahir, mit Rohrhäusern. Die Bewohner leben von Kassavawurzeln und der Doumfrucht mit Milch vermischt.

5) Die Oase Agades oder Aghades.

Diese Oase ist ebenfalls ein bedeutendes Land, das im S. an Kaschna in Sudan grenzt, in O. an Bornu, und liegt unter 30° östl. L. Der Kolluwi, ein Tuarikstamm, besitzt dieses Land, dessen Sultan sich das Haupt der Tuariks nennt und der nach Lyons Bericht so unabhängig und geachtet ist, wie der von Fezzan. Die Hauptstadt Agades ist größer als Murzuk, gut gebaut, indem mehre Häuser zwei Stockwerke haben, und mit einem starken Walle aus Erde umgeben. Die Hauptmoschee hat einen sehr hohen Minareh. Das Land ist bis 8 Tagreisen gegen Norden und 3 gegen Süden von der Hauptstadt gut angebaut. Die Felder tragen Mais, Getreide und Gemüse; schöne Herden von Schafen, Ziegen und Kühen beweiden die Thäler; auf den Bergen wachsen Senesblätter, die nach Fezzan ausgeführt werden. Im Süden des Landes gibt es große Wälder, die thebaische Doumpalme ist sehr häufig, während die Früchte der gemeinen Dattelpalme nicht gut werden. Die Bewohner, strenge Muhameder, sind die größten Salzhändler Afrikas. Sie holen, wie wir oben sahen, dieses Mineral von Bilma auf Kameelen. Man schätzt die Bevölkerung dieses Landes auf 30,000 Seelen. In den Wäldern von Agades, wie auch in denen von Ahir gibt es auch viele Löwen.

Wir beschließen hier die Beschreibung der Oasen von Sahel, nicht als ob ihrer nicht mehr wären, sondern wir kennen nicht mehr und auch die Kenntniß der hier erwähnten beruht auf Sagen und Muthmaßungen, so daß die Zeit vieles zu berichtigen haben wird. Es scheint mir übrigens keinem Zweifel unterworfen, daß die Zahl der bewohnten Plätze in der Wüste bei weitem größer ist, als hier angegeben wurde; allein die Natur selbst hat durch bei weitem furchtbarere Bollwerke die Kinder der Wüstenquellen vor der Neugierde der Europäer geschützt, als die Inseln der Südsee. So furchtbar aber auch uns die Wohnung der Wüste und der Öde erscheint, so findet der Mensch mit seiner geschmeidigen Fantasie Wohlgefallen an ihr, und der Beduine begrüßt sie jubelnd als sein Vaterland; wo er frei, stark, sein dem Sande gleich bewegtes Leben liebt und genießt. Ohne Neid schaut er unter seinem heitern Himmel auf

das Treiben der Geschlechter hervor, die seiner Meinung nach Gott zur Arbeit, Plage und Elend erschaffen hat. Gewinnes halber kommt er in die großen Städte am Mittelmeere und in Sudan und fühlt seine Brust erleichtert, sobald er die Luft, die süße Luft seiner Unendlichkeit athmet und sein Auge das Spiel der Luftgestalten schaut.

Die Beduinen.

Nachdem wir die festen Wohnplätze der Wüste betrachtet haben, würde unser Gemälde nur noch unvollständiger sein, wenn wir verabsäumen wollten, die Kinder der Wüste zu schildern, welche feste Wohnplätze verachten und nach ihrer Art zu denken die Freiheit der Wüste dem sklavischen Frohndienste der Städte mit Stolz vorziehen. Nur mit Verachtung wird der ruhige Bürger fester Städte von ihnen betrachtet, als Wesen niederer Art, das nur da sei, ihnen Tribut zu bezahlen. Die östliche sowol als die westliche Wüste sind von Nomadenstämmen belebt. Ihre Zahl kennt niemand, nur unter einander kennen sie sich und verstehen mit unglaublichem Scharfsinn sogar an dem Tritte des Pferdes, das seine Spur im Sande eingedrückt hat, zu unterscheiden, wes Stammes Kind die Wüste durchzog. Was bewog aber den Menschen, die Wüste zu suchen und sich in der unwirthbarsten Gegend der Erde heimisch zu machen? Wer stieß die Kinder Adams hinaus in das Schreckenland, dem die Mutter Natur ihren Segen entzogen hat? Die Unruhe der Menschen, ihr Ehrgeiz, ihre Verkehrtheit, der Krieg! Einwanderungen fanden gewiß nie im Großen statt und außer einigen von Bekehrungseifer getriebenen Individuen, dürfte schwerlich ein Adamssohn freiwillig die Wüste bevölkert haben. Die Bewohner der Wüste sind demnach gewiß blos Abkömmlinge unglücklicher Stammväter, welche durch die leidige Raserei, die man Krieg nennt, und durch Revolutionen aus der schönen Heimat zu fliehen und in der unwirthbaren Wüste Zuflucht und Sicherheit zu suchen gezwungen waren; später gewannen sie lieb die schützende Öde.

Diesemnach ist die eigentliche Abstammung der Wüstennomaden, die ich mit dem Gesamtnamen Beduinen belege, schwer zu ermitteln. Die Elemente aller Völkerschaften, welche die gesegneten Länder um die Wüste herum bewohnt haben, sind hier vermischt und durch gleiches Schicksal verbrüdert. Numidier und Karthager, Neger und Griechen, Samnier und Phönizier, Römer und Vandalen, Äthiopier und Araber haben sich hier vermischt,

damit die Wüste bevölkert und der Erdkreis erfüllt werde mit Adams Samen. Jetzt indessen unterscheiden wir besonders viererlei Beduinen: Araber, Tibbo's, Tuariks und Mauren.

1) Die Araber.

Die Beduinen-Araber können sich rühmen, das älteste historische Volk auf Erden zu sein. Aus unserer Mitte, können sie mit Recht behaupten, sind die ältesten und erhabensten Gestalten, die ewigen Vorbilder vollendeter Menschlichkeit hervorgegangen. Wir gaben euch erhabene Ideen, haben euch die ältesten Urkunden des Menschengeschlechts bewahrt und die Kunde der ältesten Ereignisse überliefert. Rein wie der Himmel über uns, war das Bild Gottes von jeher in uns. Zwei weltumfassende Religionsysteme sind durch uns gestiftet; und wenn dem Götzendienste und gräulicher Verfinsterung die ganze Welt um uns erlag, so war auch nicht ein Moment von der ältesten Zeit her, der uns gesehen knien vor Baalim oder räuchern vor den Bildern eines verbrannten Gehirns. Wir sind die ältesten Repräsentanten des Monotheismus, der naturgetreuen Menschheit, der einfachen Sitten und frommen Tugenden unverderbter Naturkinder. Zeiten haben sich verwandelt, Völker geblüht und gefallen um uns, nur wir sind dieselben geblieben im Kampfe der Völker und Wechsel der Zeiten, die über uns keine Gewalt hatten. — So, sage ich, kann sich der Beduinen-Araber rühmen, ohne daß ihn auch der gelehrteste Kritikus Lügen strafen könnte. Die ältesten Gestalten der Bibel, die Ideale reiner Humanität, die abgesehen von allem religiösen Interesse als Menschen sich jedem Menschenherzen liebenswürdig machen, ein Abraham, ein Jethro und die große Charaktererscheinung des erhabenen Hiob! Abrahams kraftvoll frommes Leben, Hiobs ehrbare und zarte Lebenspoesie, vor welchem Buche Homers Heldengesänge in den Schatten treten müssen: was sind sie? Beduinenbilder, unter denen zur Freude der Menschheit auch heute noch die Originale zu finden sind. Je weniger die Wüste Mittel an die Hand gibt, die Sinne zu zerstreuen, desto fester hängt der Blick am Himmel; und wie der Urvater Hiob, schauet auch heute noch mit froher Andacht das Auge des Zeltvaters nach dem schöngebundenen Orion und der sorglichen Gluckhenne, und preist mit dem Morgensterne den Herrn, dessen getreuer Anhänger er von Anbeginn war. Der Götzendienst verabscheuende Geist Abrahams ruht auch heute noch auf ihm. Um daher Beduinen-Araber zu schildern, verweise ich meine Leser getrost auf die Bibel; was sie dort in ältester Zeit waren, das sind sie heute noch.

Liest man freilich die Nachrichten vieler Europäer, so sind sie nichts als ein Raubgesindel, das den Reisenden plündert und treulos, verschlagen, mißtrauisch und unverschämt ist. Ein Theil dieser Beschuldigung muß wol zugegeben werden, denn nach dem ältesten in aller Welt üblichen Naturrechte, betrachtet der Araber alles, was sein Gebiet betritt ohne sicheres Geleite oder Gastfreundschaft in Anspruch genommen zu haben, als sein Eigenthum. Sie sind darin so ziemlich allen Naturvölkern gleich. Übrigens sind aber viele dieser Beschuldigungen theils dem Europäismus zuzuschreiben, theils den Sitten und Umständen zur Last zu legen, welche obwalten. So z. B. plündert kein Beduinenstamm die Karavane, welche einen dem Stamm befreundeten Führer hat. Eben so sicher lebt jeder unter ihnen, der sich ihnen auf Treu und Glauben anvertraut. Geplündert werden dagegen Reisende, welche Araber eines feindlichen Stammes zum Führer haben, weil sie als Verbündete des Feindes betrachtet werden. Freilich gibt es nun Erbfehden unter ihnen, und da ist es denn wol allezeit gerathen, sich genau nach den Verhältnissen des Stammes zu erkundigen, bevor man sich demselben anvertraut. Verträge beobachten sie treu, und seit der Pascha von Egypten Verträge mit den Häuptern der Beduinen geschlossen hat, reist man unter seinem Schutze sicher durch alle Lager der Araber.

Rifaud und der geniale, den Geist der Völker mit so sicherm Blicke auffassende Prokesch stimmen übrigens im Lobe des Urvolkes überein, und das Bild, das der letztere mit so vielem Talent zeichnet, mag hier einen Rahmen finden.

Die Araber-Beduinenstämme, sagt Prokesch, sind theils Hirten-, theils Wanderstämme (Nomaden). Die Wanderstämme betrachten die Stämme der Hirten als einen ausgezeichneten Zweig ihres gemeinschaftlichen Baumes. Beide haben große Herden von Kameelen, Büffeln, Rindern und Schafen. Dromedare aber und Pferde sind ihr edelster Besitz. Der ärmste besitzt 5 Kameele, aber es gibt deren, die (wie Hiob) tausend besitzen. Jeder Stamm zerfällt in Familien, jede Familie lagert für sich und gehorcht dem Ältesten. Die Familien eines Stammes, durch das Band der Abstammung verbunden, gehorchen dem Häuptling. Die Würde ist erblich und geht nur durch außerordentliche Ereignisse verloren. Frei, wie die Wüste, will auch der Beduine sein, er erkennt keinen Oberherrn, noch gibt er das mindeste von seinem Erwerbe und Besitze ab und betrachtet sich selbst mit der hohen Pforte nur durch das Band der

Religion verbunden. Er verlangt aber auch von Niemand Schutz oder Recht.

Der Beduine der Wanderstämme hat eine stolze Haltung, ist ruhig und ernst in seinem Benehmen, karg an Worten, aber auch bescheiden und unterbricht niemals die Gegenrede, sondern hört mit Aufmerksamkeit zu, bis der andere alles vorgebracht hat. Ein treffliches Bild gibt auch hier das Buch Hiob. Seine Nahrung ist frugal; Datteln, Durrha und was ihm seine Herde an Fleisch und Milch gibt, sehr selten Korn. Er haßt Wein (Jeremias 35 v. 5—11); ist daher von unverwüstlicher Gesundheit. Er schläft unter freiem Himmel und schweift von Wüste zu Wüste; noch ist ihm die Augenpest fremd, welche der Egypter, wie der Dattelbrantwein trinkende Oasenbewohner, dem Einflusse des Nachtthaues und dem Sande zuschreibt.

Das Pferd des Beduinen ist edel, von reinem arabischen Schlage, ausharrend, leichtfüßig und scharfsehend wie sein Reiter. Das Dromedar ist fein im Bau, gewandt und von unbegreiflicher Ausdauer im Laufe. Es geht am häufigsten einen Paßgang, an den auch das verschnittene Pferd gewöhnt wird. Die Waffen des Beduinen sind Säbel, Messer, Pistolen, oft ein Spieß, und jederzeit eine Flinte mit Schloß oder Lunte, die über der Schulter hängt, wenn er zu Pferde sitzt.

Es ist eben so seltsam als überraschend für den Fremden, sagt Rifaud, wenn er eine Gegend, gelegen am äußersten Saume der Wüste, durchwandert, und es verursacht ihm keinen kleinen Schrecken, wenn ihm so ein Korps beduinischer Reiterei begegnet. Der Barakan, eine Art Mantel aus weißer Wolle, von ihnen selbst gewebt, ist malerisch um ihren wohlgebildeten Körper drapirt. Die Kleinheit des Sattels begünstigt die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, ihre Waffen vollenden das Bild, und die Masse dieser Reiter erscheint allezeit so gebietend als malerisch.

Die Gastfreundschaft, sagt Prokesch ferner, ist heilige Pflicht unter ihnen, sie üben sie aber selbst gegen Fremde. Es geschah, daß ich auf die Zelte des Stammes Fazajeh stieß. Ich war von einem Diener begleitet und nur mit einem Jagdgewehr bewaffnet. Ein junger Mann, das Haupt der Familie, trat mir entgegen und lud mich freundlich in sein Zelt, wohin ich ihm folgte. Dort fand ich 2 junge Frauen, seine Mutter, ein Kind, eine schwarze Sklavin und im Nebenzelte andere Dienerschaft. Die Frauen richteten sich auf, da ich eintrat,

und hießen mich willkommen. Sie trugen das Antlitz unverhüllt, ihre Züge waren angenehm und fein, ihre Körperform leicht und lieblich. Sie trugen das lange glänzend schwarze Haar in Zöpfchen um die Stirne geschlagen und über den Nacken rollend, worüber ein schwarzes Florstück als Schleier gelegt war. Um den Hals trugen sie Korallen, in den Ohren große Silberreife, an den Fingern Ringe aus demselben Metall mit geschliffenem Wüstenkiesel (Rauchtopas?) eingelegt. Ihr Anzug bestand aus einer Tunica von weißgrauem Wollenzeuge, über den Busen mit Dornen des Sissabamabaumes aufgenadelt, ohne Ärmel und an den Seiten offen; so daß die schöngeformten Arme und Seiten entblößt waren. Jede Bewegung war frei und züchtig, ihr Benehmen ohne Zwang und Roheit.

Das Zeltgeräthe bestand aus Holz= und Erdgefäßen zur Bereitung der Speisen, aus einer Handmühle, dem Sattelzeug für Kameele, einer Hängewiege aus Leder, sowol für das Kind als die neugebornen Kameele, endlich aus einigen Schläuchen und Teppichen. Eine der Frauen, die Schwester des Mannes, wob Teppiche aus Kameelhaaren und Schafwolle; die andere Gattin desselben zerrieb Weizenkorn zu Mehl auf der H[illegible]mühle, um schmackhaftes Festbrot zu backen. Die Mutte[illegible]reitete das Mahl, das aus Schaffleisch in Butter geröstet, [illegible] jungem Kameelfleisch in Asche gebraten, aus Brot und Kam[illegible]milch bestand, welche letztere als Trank diente.

Ich kann die Herzlichkeit nicht genug rühmen, die genossene Freundlichkeit, den Takt in Ausübung der Gastfreundschaft, welcher dieses Mahl beseelte. Wir Männer saßen im Kreise am offnen Eingang des Zeltes auf der Erde, zwischen uns lagen die Speisen, welche die Frauen auftrugen, der Milchkrug ging die Runde. Das Gespräch handelte von Beduinen=Leben und Gesinnung. Die Leute schienen mir so glücklich, als man sein kann. Sie sind zufrieden! Man vergleiche mit dieser Erzählung 1. Buch Mose 18., wo Abraham im Hain Mamre sitzt; hier stehen die Zeiten still!

Alle häuslichen Arbeiten besorgen die Frauen, die Kinder sammeln Kameelmist zur Feuerung, und das reine glänzende Wüstensalz, das sich in Menge findet. Die Männer sind den ganzen Tag auf Streifereien zu Pferde und zu Fuß, sehen die Herden nach und besorgen ihr Geschäft. Die Sitten sind eben so rein und streng wie im Alterthume. Das gefallene Mädchen wird getödtet, indessen sind Beispiele solcher Schwäche unerhört. Der Beduine ist bescheiden, nie neugierig, nie bettelhaft;

er lügt nie und betrügt keinen Fremden. Weniger rein sind schon die Sitten der Hirtenbeduinen, welche Erdhütten bauen und mehr an die Scholle gefesselt, ihre Farbe annehmen. Der Beduine ist weniger fanatisch in Bezug auf Religion als die übrigen Bewohner der Wüsten. Sie verdammen nicht Andersdenkende und sind duldsam; auch ist die Übung des Islams bei den Beduinen viel einfacher und reiner, obwol er dafür vom fanatischen Oasenbewohner des Unglaubens beschuldiget wird.

Rührend sind ihre Begräbnisse, denn wo immer einer aus ihrer Mitte stirbt, wird er in die Wüste, diese allgemeine Mutter der Beduinen gebracht. Männer tragen die Leiche, und heulend folgen Klageweiber nach, unter deren lobpreisendem Geheul er auch in das Grab gelegt, mit Palmenmatten bedeckt, und im Sand vergraben wird. Ein großer Stein bezeichnet oft die Ruhestätte. An gewissen Tagen kommen dann die Frauen, um auf dem Grab zu beten. Oft sieht man deren in den menschenleeren Wüsten wie aus dem Grab gestiegene Gespenster an den Gräbern. So wie sich aber die dem Menschen natürlichen Tugenden in diesem alten Stammvolke der Erde rein und scharf ausgeprägt darbieten, so sind sie auch den Verirrungen ihres Geschlechts nicht fremd geblieben. Noch immer ruht auf ihnen das Orakel der Vorwelt. 1. Buch Mos. 16.: „Ich will deinen Samen also mehren, daß er vor großer Menge nicht soll gezählet werden. Er wird ein wilder Mensch sein; seine Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn, und wird gegen alle seine Brüder wohnen.“ Dieses gilt bis auf den heutigen Tag.

Wo aber schon so frühe erhabene und richtige Naturansichten sich aussprechen, da ist auch frühe Bildung vorhanden gewesen. Sie sind das älteste schreibende Volk. Ihre überaus gebildete Sprache war frühe Schriftsprache. In ihr haben sich die ältesten Stimmen der Vorwelt erhalten. Hiebs rührende Geschichte im herrlichsten Buche, das für die Götlichkeit des Menschengeistes zeugt; die Urkunden der Weltschöpfung; die enthüllten Geheimnisse der Vorwelt sind in der schönsten Sprache der Erde geschrieben. Diese schöne Sprache tönt auch heute noch in ihren bilderreichen und seelenvollen Akkorden fort. Sie ist reine Naturpoesie in sich selbst und keiner gemeinen Prose fähig, ein treues Bild des Volkes, aus dessen Geist sie tönt. Wer sie näher kennen will, lese die Geschichte der Erzväter und er hat die heutigen Beduinen-Araber vor sich; die personifi-

zirte Poesie des Lebens; denn ihre Körperbildung und ihre freien Gesichtszüge entsprechen ganz ihrem Sein!

2) Die Tibbo's.

Die Tibbo's, ein schwarzer Völkerstamm, sind schlank, haben gutgeformte Glieder, festen Gang, dicke Lippen, keine Negernase, langes nicht krauses Haar, schöne Zähne und feurige seelenvolle Augen. Sie sind ein äthiopischer Menschenstamm im alten Sinne des Wortes. Sie wohnen östlich und südlich von Fezzan und stoßen westlich an die Tuariks. Sie haben viele Anlage zu den Künsten der Civilisation, ihre Bewegungen sind rasch und edel, man nennt sie daher in Afrika: Vögel. Durch die Gefahren, mit welchen sie zu kämpfen haben, den Verkehr und die Reibungen mit Völkern, stärker als sie, sind sie mißtrauisch, hinterlistig und betrügerisch geworden. Diese bösen Eigenschaften sollen in dem Grade zunehmen, wie sie sich von Fezzan entfernen; und je näher sie Fezzan wohnen, desto civilisirter sind sie. Sie theilen sich in viele Stämme, wie alle Beduinenvölker; manche davon sind Raubstämme. Ihre vorzüglichste Nahrung besteht in der Frucht der Doumpalme und dem Fleische ihrer Herden. Wenig Getreide und kein Brot findet man bei ihnen, hingegen mehr die Coloquinte, welche die Nahrung einiger Stämme ausmachen soll, was aber wol unter die Reisefabeln gehört. Ihre Sprache ist eine schnelle zischelnde Sprache, die nicht angenehm klingt. Sie haben Kleider aus Fellen, aber auch Sudanhemden aus blauer Leinwand. Von denselben Farben sind auch die Tücher, welche sie um den Kopf winden und über das Gesicht künstlich falten, so daß nur das Auge sichtbar bleibt. Die 6 Fuß lange Lanze und ein langes am Arme befestigtes Messer erinnert an die Berbern in Nubien, mit denen sie auch verwandt sind. Sie tragen auch kurze Schwerter. In schönen Zöpfen lassen die Mädchen ihre Haare über die Schläfe und Schulter herabhängen, und kleine silberne Ketten mit Glöckchen zieren sie. Den Kopf deckt ein ledernes Käppchen, dessen Lappen über die Wangen gehen und das mit silbernen Plättchen verziert ist. Bunte Halsbänder, mehre Ohrringe aus Silber und von verschiedener Größe vollenden den Kopfputz. Die Arme sind bis auf die Schulter bloß und ebenfalls mit silbernen Ringen verziert, und ein Stück rother Koralle, durch den rechten Nasenflügel gesteckt, zeigt, daß Eitelkeit auch hier ihren Altar von schönen Priesterinnen bedient sieht. Die Kleidung besteht aus einem blauen oder gestreiften Tuch, das, auf der Schulter befestigt, über den Busen geht und den rechten Arm

bloß läßt. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht nicht, bleiben lange schön und jugendlich, sind häuslich, gute Mütter ihrer Kinder und sehr fruchtbar. Die Mädchen tanzen eben so gern wie bei uns, brauchen aber die Vorsicht keine Schnürbrüste anzulegen und bleiben daher troz des Tanzens im Freien, von der Schwindsucht verschont. Die Tibbostämme führen, wie schon oben erwähnt, ein verschiedenartiges Leben. Einige bilden einen Staat und wohnen in Städten. Diese sind Muhameder. Ihr Hauptort ist Bilma. Sie sind nicht mehr rein und haben sich so mit Negern vermischt, daß sie leztere an Zahl überwiegen. Die Rehadestämme sind Troglodyten oder Höhlenbewohner in den Tibestigebirgen südöstlich von Fezzan, und sind auch Muhameder. Die Tibbo's von Borgu sind Heiden und werden als Sklaven gejagt; sie sind Hirten mit wenig Ackerbau und noch sehr wenig bekannt. Ihr Hauptort soll Wra heißen; sie gehören bereits den noch zu erforschenden Theilen in Sudan an. Eben so das unbekannte Wajunga, wo die Flüsse sein sollen, welche den Bahr-Abiad bilden — hier verschwimmen wir wieder in den Nebel der Unwissenheit.

3) Die Tuariks.

Diese große Nation bewohnt den ganzen Raum zwischen Fezzan, Marokko, Sudan und den Tibbo's, oder die westliche Wüste. Auch sie werden für einen Zweig der großen Berberfamilie gehalten, die ich mit den Äthiopern für einerlei, mithin für die Urnation Nordafrika's halte. Ihre Sprache ist in dem östlichen Oasenzuge bis Augila die herrschende, und wir finden sie wieder in Nubien und Biledulgerid und den Raubstaaten. Sie machen auch jezt noch den Haupttheil der Oasenbewohner aus und ihr Einfluß reicht durch ganz Nordafrika, von den östlichen Oasen bis an die Mauren, und von der Tiefe des Sudans bis an den Bergrücken des Atlasgebirges und zwar nicht von heute an, sondern zu der Karthager und Römer Zeit wie heute. Ganz rein sind sie jedoch, wie natürlich, nicht geblieben; und die gewaltsamen Völkerbewegungen, welche sich in den Uferstaaten des großen Wüstenmeeres zutrugen, haben ihnen wol im Alterthume, wie heute, noch manche Kolonien zugesendet. Sie sind alle Wanderbeduinen, Karavanenführer, Handelsleute, Räuber, Mäkler, auch Eroberer; je nachdem Zeit, Umstände und Gelegenheit sich darbieten. Auch die Darfurer, die Bewohner von Agades oder Aghades, sind Tuariks. Nur Afrika bietet uns die Erscheinung eines so ausgedehnten, gewaltigen Volksstammes dar, der seit Jahrtausenden

sich immer gleich war und seine Stellung im Völkergemälde der Erde behauptete. Diese Tuariks oder Berbern bilden einen breiten Quergürtel durch die ganze Breite des Kontinents. Kinder und Eigenthümer der Wüste Afrika's war es ihnen leicht das alte Erbtheil der Urväter zu bewahren, bis auf den heutigen Tag. — Je nachdem die unzähligen Stämme durch den Kontinent vertheilt sind, je nachdem sie andere hell- oder dunkelfarbige Völkerzuflüsse in sich aufgenommen haben, sind sie hell- oder dunkelfarbiger. Sie wechseln von hellgelb bis tiefbraun, bis schwarz. Hier mag die Nähe des Äquators und der Einfluß des Negerbluts erkannt werden; in den nördlichen Stämmen könnte man vielleicht die Erfüllung des herzzerschneidenden Hohnes römischen Übermuths erblicken, welcher das karthagische Volk verurtheilte von dem lockenden Meere hinweg ins tiefe Afrika zu wandern, um hier die Größe vergangener Zeiten und sein Geschick zu vergessen. Haben vielleicht hier die Schwestern Sophonisbe's ihr Schicksal beweint? Hat hier die waltende Nemesis die Nachkommen des Marius und Scipio mit Hannibals Enkel zu gleichem Schicksal vereint? und so die weinenden Schutzgenien beider Völker versöhnt? — Wahrlich von einer freiwilligen Einwanderung eines großen Volkes in diese Wüste kann nicht die Rede sein; nur vor der Übermacht konnten sich Völkertrümmer in die sichere Wüste retten, und oft mögen sich Sieger und Besiegte mit Staunen hier getroffen haben. — Die Geschichte aller dieser Völkerstämme würde eine Weltgeschichte sein: alle haben indeß hier im gleichen Schicksale Ruhe gefunden und den Ort der Verbannung sich zum Vaterlande eingerichtet. Zu den Tuariks möchten wol alle Völker der Erde, die eine Rolle auf dem Welttheater gespielt haben, Beiträge geliefert haben; und dies erklärt vielleicht auch ihr Naturell, ihre Lebhaftigkeit, ihre Art zu sein. Sie sind mit keinem Volke vergleichbar, haben aber von allen Völkern einige Züge an sich, und es wird nicht schwer, den Handelsgeist Karthago's, den Übermuth der Römer, die Genußsucht der Cyrenäer und den großen Ernst der Araber mit dem Fanatismus des Nubaberbers und Barabra aus Dongola zu unterscheiden. Sie sind nicht alle Muhameder, und ganz weiße Stämme um Timbuktu, haben zur Sage von christlichen Tuariks Veranlassung gegeben.

Ihre Kleidung besteht in weiten dunkelblauen Hosen und einem kurzen Hemd derselben Farbe mit weiten Ärmeln, die sie hinten zusammenbinden, woneben sie die Arme nackt lassen. Um den Kopf binden sie ein Tuch von schwarzer oder bunter Farbe in Form

eines Helms, das Gesicht wird verhüllt bis über die Nase, daß nur die Augen frei sind. Ein dunkler Gürtel um den Leib, ein Sudanhemd als Überwurf und schwarze Pantoffel vollenden den Anzug. Die Anhänger Muhameds tragen in einer ledernen Tasche einen Koran und — Amulete in ledernen Beutelchen an Riemen gereiht, alle. Eine zierliche Lanze, Feuergewehre, Messer bewaffnen sie; ein schwarzer Ring von Horn oder Basalt (?) sitzt am linken Oberarm und ein Schwert mit zierlichem Kupfergriff, dem sie einen trefflichen Glanz geben, hängt über die Schulter. Im Kriege führen sie nebst der Lanze leichte Wurfspieße. Sie waschen sich selten, denn die wasserleere Wüste stillt kaum ihren Durst, und der Koran muß sich auslegen lassen: daß man auch Sand zu den vorgeschriebenen Reinigungen nehmen dürfe. Sie reiten auf Kameelen und Dromedaren, die sie in den nordwestlichen Theilen mehr als die Pferde lieben. Ihre Sitten sind reine Beduinensitten. Sie haben gewöhnlich nur ein Weib, aber mehre Mägde und Sklavinnen. Unter einander sind sie treu, redlich, offen, gastfrei. Alle Tugenden und Fehler einfacher Naturvölker findet man bei ihnen. Die Männer sind tapfer, streitbar, freiheitliebend, Niemandes Unterthan. Sie sind lebhaft und regsam, gesund und an die Gefahren des Landes gewöhnt, aber auch grausam, hart gegen Fremde, die muhamedischen Stämme noch dazu fanatisch. Fremder und Feind sind eins. Die Weiber sind fruchtbar, schön, langblühend, häuslich, treu und keusch und mildherzig wie überall. Sie wählen ihre Anführer, die jedoch innerhalb des Lagers sehr beschränkten Ansehens sind.

4) Die Mauren.

Die spätesten Ankömmlinge in der Wüste sind die Mohren oder Mauren. Die erstere Benennung wird häufig mit dem Begriffe eines Negers, wiewol sehr falsch verbunden. Die Mauren sind Abkömmlinge der Mauro-Araber. Als nemlich das Feuer der Wüste von Arabistan aus mit reißender Gewalt die Völker der gebildeten Welt aufreizte und durchrüttelte, war Nordafrika nicht der letzte Rinnsal, in dem der Völkerstrom der Ostwüste sich einen Abfluß verschaffte. Mauritanien, wo der fruchtbare Saum des Nordlandes vom Meere umflossen wird, das schöne Mauritanien ward dem Islam unterworfen, und von hier aus war es, wo mit erneueter Gewalt der Strom der Wüste sich über die Meerenge hinüber in das Feenland Europa's, das sagenreiche Hispania stürzte. Europa, von Mauritanien aus überfallen, nannte die Eroberer Mauren,

woraus nach der französischen Aussprache des au, Mohren, Moriskos wurden. Der in Schlaffheit versunkene Geist der Hispanogothen wurde durch dieses Nationalunglück zum Ritterthume aufgeweckt; und wie jede Nation, sobald sie sich ihrer Kraft bewußt ist, die ausländischen Dränger früher oder später entweder sich assimilirt, oder sich ihrer entledigt, so geschah es auch in Spanien. Da jedoch der Einfall der Afrikaner mehr der Religion als Nation gegolten hatte, so war kein Verschmelzen denkbar; wie überall, so auch hier siegte der Nationalgeist über die fremden Fremdlinge. Nach einem Jahrhunderte fortdauernden Kampfe, waren die Mauritanier besiegt und mit einer eben nicht christlichen Grausamkeit, ward auch hier der Sieg des Kreuzes Vorwand zur Unmenschlichkeit. Die Kinder der Mauritanier, welche im Laufe der Jahrhunderte wirkliche Kinder Spaniens geworden waren, ausgezeichnet durch Bildung, Industrie, Wissenschaft und Künste und leicht für das Evangelium zu gewinnen, waren hartherzig in die Wüsten Afrika's zurückgeworfen. Noch jetzt besingen sie unter ihrem brennenden Himmel, Granadas gesegnete Gefilde, noch sehen sie mit Thränen hinüber über das Meer und vererben die Schlüssel ihrer Häuser, die man vertragwidrig ihnen entrissen hat, nebst ihrem Christenhasse auf ihre Kinder. Der letztere ist leider der charakterische Zug im Gemüthe der maurischen Stämme, welche die westliche Wüste von Marokko aus, bis zum Senegal inne haben. Wie wir schon in den frühern Abschnitten gesehen haben, dehnen sie sich tief bis nach dem Innersten des Kontinents aus, und die Christen haben die Folge ihres Hasses sogar in Aschanti empfunden. Noch bis heutigen Tag sind sie eifrige Verbreiter des Islam, ihre Missionäre haben denselben tief gegen Südafrika hin verbreitet. Die muhamedischen Völker der Mandingoterrasse, Senegambiens und Sudans sind ihre Zöglinge. Ausgerüstet mit dem ganzen Stolze der Kinder Ismaels, machen sie zugleich überall Anspruch auf Herrschaft, welche Ansprüche es ihnen auch sehr oft gelingt geltend zu machen. Daher sahen wir viele Herrscher der Negervölker, die Mauren sind; so selbst in Haussa, Bambarra u. dgl.

Von der hohen geistigen Bildung, welche ihnen einst in Spanien eigen war, sind ihnen leider nur ihre schöne Arabersprache, und eine vornehme Haltung, ein scharfer Verstand und die unvermeidlichen Laster der Verwilderung: Heimtücke, Mißtrauen, Habsucht und Fanatismus geblieben. Man findet sie auch in Westafrika in der mannigfaltigsten, die Gewandtheit

ihres Geistes verrathenden Gestalt. Sie sind, nachdem es ihre Umstände mit sich bringen, Herrscher, Statthalter, Imans, Kaufleute, Diplomaten, Beduinen, Hirten und Räuber. Im romantischen Festgewande sehen wir sie, als ob sie in der Alhambra der Kalifen aus und eingingen, um den blutigen Thron der Aschanti; als Verbreiter des Koran zu Dagwumba; als Beduinen am Senegal, als Kaufleute in den Gummiwäldern, als Diplomaten in den Staaten Sudans zu Sansanding u. s. w., und als Räuber an den Küsten des Ozeans von Portendik bis Bojador, wo sie den Schiffbrüchigen auflauern, sie berauben und in fürchterliche Sklaverei schleppen. So wie sie gegen den Äquator sich nähern, werden sie auch dunkler gefärbt. Alle Stämme aber sind sich ähnlich in ihrem Äußern, ihrer Tracht, ihren Sitten, ihrer Gemüthsbeschaffenheit, Religion; und als Kinder Arabistans sind sie ernst, mit einem scharfen Blicke, einer Adlernase, hoher Stirn, schönen Zähnen, langen Haaren und Feueraugen ausgerüstet. Sie sind meist hager, haben dünne Schenkel, aber einen raschen gewandten Gang, etwas einwärts gebogenes Rückgrat, schlanke Taille und sind im Ganzen ein schöner Menschenstamm. Die Weiber sind schön, geistreich, der Liebe sehr geneigt, fruchtbar, frühreif und frühwelk. Der Maure liebt das Zelt, auch — wo Weide für sein Vieh ist, große Gesellschaft. Er ist gesprächig mit starker Gestikulation, frugal, ausharrend. In seiner Kleidung einfach, braucht er nur ein blaues langes Hemd mit weiten Ärmeln, einen Mantel aus Ziegen- und Kameelfellen, und wenn er wohlhabend ist, eine Pagne aus gestreiftem Baumwollenstoffe, die er malerisch überwirft, nebst Maroquinpantoffeln. Nur die Anführer tragen Halbstiefeln. Ein Tuch wird turbanartig um den Kopf gewunden, an der Seite hängt ein lederner Beutel, worin allerlei Bedarf, als: Pfeife, Tabak, Feuerzeug. Die Pfeife wird leidenschaftlich geliebt. Schwerlich hat sich noch eine Unart so schnell auf der Erde verbreitet, als der Mißbrauch des Stinkkrautes oder Tabaks. Ihr Schmuck sind ihre Waffen. Viele haben Flinten, Dolch, Säbel; die Ärmern Messer und einen mit Metall beschlagenen Knittel.

Ihr frugales Mahl ist schnell bereitet; Gerstenmehl mit heißem Wasser zu Brei gekocht, selten Fleisch, öfter aber blos Kameelmilch und mitunter nur Gummi. Haar und Leib salben sie gern mit Fett; die Weiber thun dasselbe, hängen jedoch diesem allen noch, wie in allen Zonen, einigen Putz hinzu, und Gefallsucht ist auch hier das Erbe der Weiber. Goldene Ringe

in Ohren, um Hals und Arme breite Schnüre aus Glaskorallen, Gürtel aus Glasperlen, Gewürznelken u. dgl. schmücken die Weiber, welche hier blos Werkzeuge der Wollust ihres Gebieters sind. Zur weiblichen Schönheit gehört Korpulenz, weswegen die Erziehung der Mädchen darin besteht, daß man sie mästet. Findet sich eine, die nicht selbst mehr gehen kann, sondern geführt werden muß, so ist ihr Glück gemacht und sie in der ganzen Wüste berühmt. Die Weiber gebären leicht und die Geburt des Knaben ist ein Fest; dieser wird dann mit Sorgfalt erzogen und muß lesen und schreiben lernen. Sie lieben ihr Vaterland als das herrlichste der Erde. „Schau jene Sonne an, sagte ein Maure zu einem gefangenen Christen, in deinem Lande kennt man sie nicht, ihr habt keine Bäume, keine Schafe, keine Kameele, keinen Sand, keine Ziegen, und eure Weiber sind nicht so fett als die unsrigen." Wie alle halbcivilisirten Völker der Wüste sind sie gastfrei, und der Fremde findet für sich und sein Pferd Aufnahme und Futter im Zelte des Anführers. Auch bei ihnen sind es die Weiber, auf welche die Besorgung der meisten Geschäfte bei den Herden und dem wenigen Ackerbau nebst Besorgung des Hauswesens fällt; Sklaven, deren auch der ärmste Maure einen hat, helfen dabei. Diese sind Neger, dürfen nur mit Negerinnen sich verheiraten und ihre Kinder sind wieder Sklaven. Sklaverei ist jedoch nicht so hart und wenig vom Zustande des Herrn verschieden. Der Hausvater ist Souverain seiner Familie; in seiner Gegenwart wird das Vieh gemolken; er vertheilt die Milch; liegt auf seiner Matte; jagt den Strauß der Wüste und zieht auf Raub aus. Außer Schmiden, die Allesschmide sind, gibt es keine Handwerker unter ihnen. Liebhaber von gymnastischen Spielen zu Fuß und zu Pferd, so wie vom Tanze, machen sie sich diese zur Beschäftigung der kühlen Abende und der Festtage. Es ist ganz im Geiste des Alter- und Ritterthums, wenn sich an Festtagen mehre Horden zu Wettläufen und Wettkämpfen versammeln, die den Europäer erinnern, daß er seine Lehrmeister für seine einstigen Turniere hier zu suchen habe. Krankheiten sind selten und werden durch Binden, Salben und Brennen geheilt. Amulete und Priester thun das Übrige. Bleiben alle Mittel unwirksam, so ergibt sich der Sohn der Wüste in sein Schicksal, kehrt den Kopf nach Mekka und ist glücklich, wenn er sich an der Erinnerung stärken kann, einmal die Wallfahrt nach dieser heiligen Stadt gemacht zu haben. In seinem Grabe liegt er auf der linken Seite; das Gesicht noch immer nach Mekka gekehrt,

harrt er der Auferstehung, deren Licht ihm von der heiligen Kaaba aufgehen soll.

Die Karavanenwege der Wüste.

Der Handel des innern Afrika ist Karavanenhandel; und die Beschaffenheit dieses Erdtheils duldet schon seiner Natur nach keinen andern Handel als diesen. Die Natur hat hier weder die natürlichen Handelsstraßen, nemlich schiffbare Flüsse, rinnen lassen, noch erlaubte sie den Menschen, sich die zahlreichen Wohnsitze an einander zu reihen, welche in unsern stark bevölkerten Staaten den Innenhandel eben so nothwendig als leicht machen. Der Handel des innern Afrika kann daher kein anderer als Landhandel sein. Doch tausend Gefahren umringen den Kaufmann und eine Handelsunternehmung ist von so großer Wichtigkeit, daß sie beinahe Jahre zu ihrer Vollendung fordert. Eben dieses macht es aber auch unmöglich eine Unternehmung allein auszuführen, der Mensch ist gezwungen zu seiner eigenen Sicherheit sich mit seinen Mitmenschen zu verbinden. Die Nothwendigkeit bildet jene großen Handelsgesellschaften, die wir Karavanen nennen; die von einigen Hunderten bis zu den vielen tausend Individuen ansteigen und wandernde Völker bilden. Sie können auch wirklich wandernde Staaten genannt werden, denn sie haben ihre Führer, ihre Abtheilungen und ihre durch Jahrtausende erprobten und geheiligten Gesetze. Außer den Handelsintereßen vermehrt zugleich die Religion, welche die Fahrt zum Heiligthum nach Mekka gebietet, die Zahl der Karavanen. Auch diese Einrichtung ist uralt; nur der Ort hat sich geändert, nicht die Sache; welche dieselbe war, als man zu Ammonium und Diospolis seine Orakel hatte. So wie hier aber alles, folglich auch menschliche Einrichtungen, ihre Stetigkeit und Dauer haben; so auch die Richtungen und Wege, welche die Karavanen seit Jahrtausenden durchwallen. Die Natur selbst hat sie durch Reihen von Quellen, die sich in der Wüste in gewissen Zwischenräumen zerstreut finden, vorgezeichnet nnd sie sind so oft betreten und bewandert, daß der Boden selbst sich ihnen angebildet zu haben scheint, weil die Karavanenführer die Straßen am Geruche des Bodens unterscheiden. Wir wollen die vornehmsten Karavanenstraßen hier verzeichnen, als Gegenstände, welche ihres Einflusses auf die Menschheit wegen schon unsere Aufmerksamkeit verdienen. Wir fangen im Westen des Kontinents an und finden hier

1) Die Karavanenstraße von Fez nach Timbuktu. Auf dieser Straße macht die Karavane des Tages eine Reise von 7 Stunden, geht über Akka, Tagasse, Taudeny, den Brunnen Arowan nach Timbuktu. Sie braucht zu diesem Zuge 54 Tage, zwischen welchen jedoch bedeutende Rastzeiten fallen. So verweilt sie einen Monat in Akka, 15 Tage in Tagasse, 15 Tage bei Taudeny, 15 Tage in Arowan. Die Ruhezeit wird zugleich dem Handel gewidmet und ist daher die Zeit eines förmlichen Marktes, wo mit den nächsten Bewohnern der Wüste viele Geschäfte gemacht werden. In alten Zeiten waren diese Märkte unter den Schutz der Heiligthümer gestellt, deren Dagewesensein in der Sahara nicht zweifelhaft ist.

2) Die Karavane, welche ihren Sammelplatz in Wednun und Sok-Assa hat, durchzieht die Wüste zwischen dem schwarzen Berge und Cap Bojador, kommt nach Tagasse, el Garbieh oder Westtagasse, nimmt hier Salz ein und geht nach Timbuktu. Sie braucht, da sie 20 Tage lange Rastzeiten hält, 5 bis 6 Monate.

3) Der Karavanenzug von Marokko nach Timbuktu geht über Svira, Agadir, Iniken, Wadnun, Lakeneig, Zeerivin, Tishet oder Tagasse, wo sie ebenfalls Steinsalz, die köstlichste Handelswaare in Sudan ladet, in 10 Tagen nach Valet und von hier in 11 Tagen nach Timbuktu gelangt. Die Reise ohne die Rastzeiten dauert 71 Tage, mit der Rastzeit 6 Monate.

4) Die Karavanenstraße von Tripolis nach Timbuktu geht nach Gada in 13 Tagen, zu den Brunnen Ten Yakken 3 Tage, zum Brunnen el Tabeyed 3 Tage, nach El Masseguen 4 Tage, wieder 4 Tage durch Einöden zu einem Brunnen El Gabah in einem Gehölze, wieder 4 Tage nach Hassi Farsek, wieder 4 Tage nach Ain el Salah, die Quelle der Heiligen, wo Gräber sind und einige fromme Muselmänner wohnen. Zwei Tage führen nach Tuat, der weidereichen Oase, die schon oben beschrieben, 4 Tage führen zu Wasserquellen, 5 Tage unter die Tuariks, 5 Tage zum Brunnen Mossaquem, wieder 5 Tage zum Brunnen Hassi Towabes, 7 Tage bis wieder zu einem Brunnen Hassi Mussi, 8 Tage bringen die Karavane nach Mabruk, der Tuariksstadt, 5 Tage führen nach Taudeny, 5 Tage zum Brunnen Taynet, 3 Tage nach Mamun und 3 Tage nach Timbuktu. Unter allen Karavanenstraßen, die wir kennen, die beschwerlichste und gefahrvollste.

5) Eine andere Karavanenstraße führt auf einem bei weitem größern Umwege von Gadames nach Timbuktu; sie scheint aber mehr Wasserplätze zu haben und daher weniger gefahrvoll. Sie geht über Barkadi, Schafanah, Barakneh, El-Kakaa, El Zaranaf, Sabhah, Wadi Sanindi, Haussa in Sudan nach Timbuktu.

6) Von Ghadames oder Gadames führt eine andere Karavanenstraße nach Murzuk. Einst hieß sie die Straße der Karthager zu den Garamanten. In Murzuk ist der Mittelpunkt, wo sich aus beiden Wüsten die Karavanenstraßen vereinigen. Einst im hohen Alterthume trafen hier die Karavanen der Karthager, Cyrenäer, Ammonier und die der Egypter und Diospoliten oder Thebäer zusammen. Dieselben Wege werden auch heute noch betreten. Von hier ging alsdann dieselbe Sudankaravane zu den Ataranten und Atlanten. Heutzutage geht sie zu den Tibbo's, Tuariks nach Bornu.

7) Eine Straße, von der die Alten vielleicht nichts wußten, ist die der großen Sudankaravane, welche von Fur durch die Oase von Theben nach Kairo zieht. Sie ist wichtig und eben so wie die übrigen Straßen durch die Natur bestimmt.

So weit die Nachrichten der Alten reichen, so waren die östlichen Straßen nach Karthago und Barka dieselben, welche heutzutage sind. Es ist auch darin kein Wechsel zu erwarten, so lange die Wüste dieselbe bleibt. Nur wo eine Brunnen- und Oasenkette sich hinzieht, ist eine Straße möglich. So oft eine Karavane auszieht, nimmt sie Bedeckung mit sich. Die Kinder der Wüste haben ihr ödes Erbe gewissermaßen getheilt. Sobald die Karavane das Gebiet eines Stammes betritt, muß sie das Geleite nachsuchen, da sie ohne dasselbe unfehlbar geplündert würde. Wo Oasen und feste Wohnsitze sind, wird geregelter Tribut bezahlt. Nomadenstämme werden durch Geschenke oder Geleitssold abgefunden. Öfter trift es sich, daß Karavanen zusammentreffen, das Völkerrecht der Wüste bringt dann mit sich, daß die Karavane, welche bereits einige Tage geruht hat, aufbreche und den Ankömmlingen den Lagerplatz räume. Kommen sie jedoch zugleich bei einem Brunnen an, so behauptet für das Nachtlager die zuerst angekommene Gesellschaft den Brunnen, wenn sie stark genug ist, die andere Karavane nicht zu versuchen, das Recht des Stärkern geltend zu machen. Oft gibt es hitzige, selbst blutige Kämpfe um Wasser. Sind Stämme mit

einander in Krieg verwickelt, so lauft die Karavane ebenfalls Gefahr geplündert zu werden, und bei den unruhigen Nomaden sind solche Fehden nicht selten. Oft versiegt plötzlich ein Brunnen, der Jahrhunderte lang geflossen; in diesem Falle geräth die ankommende Karavane, die darauf rechnete, in die äußerste Noth. Da werden denn die Kameele geschlachtet, um durch ihr Blut und den Wasservorrath des Magens das Leben bis zur nächsten Wasserstelle zu fristen. Wehe der Karavane, die unvorbereitet in diesen Fall kommt; nicht selten verschmachtet sie in der Wüste und findet den schrecklichsten Tod, der unvermeidlich ist, wenn zum Mangel des Wassers auch noch der Harmatan sich erhebt. Ganze Heere liegen da begraben, welche der Sand der untreuen Wüste verschlungen. Alles dieses schreckt jedoch den Menschen nicht ab, immer sein Glück wieder aufs Neue zu versuchen. Das kühne Geschlecht der Kinder Adams wagt alles, um seine Begierden nach Gold und Gütern zu befriedigen. Der fromme Moslim, wie einst der orakelsüchtige Heide sieht die Gebeine seiner Vorgänger, betet für ihre Ruhe und geht auf die Gefahr eines gleichen Schicksals muthig vorwärts. So ist der Mensch! und ich wage es nicht zu entscheiden, ob dieses seine schönste oder übelste Seite ist!

Das Atlasland.

Vom Vorgebirge Nun bis Cap Bon; also von 26° bis 36° nördl. Br. und 5° bis 43° östl. L., also Biledulgerid und die Raubstaaten, oder das alte Mauritanien, Numidien, Karthago und Cyrenaica.

Es gibt zweierlei Interessen, wodurch ein Land für den gebildeten Menschen wichtig wird. Die Schweiz z. B. ist uns wichtig und werth wegen ihrer Naturwunder; Palästina seiner welthistorischen Erinnerungen wegen; Italien vereint Beides. Je mehr sich daher die Geschichte der Vorwelt an ein Land knüpft, je größer das Schauspiel war, welches das Menschengeschlecht an irgend einer Stelle der Erde aufführte, desto mehr Vorliebe werden wir für dasselbe empfinden, desto inniger uns mit seiner Beschaffenheit vertraut zu machen suchen. Wir nennen einen Boden, an den sich welthistorische Erinnerungen, besonders aus dem Alterthume knüpfen, klassischen Boden, und verweilen gewiß immer mit besonderer Vorliebe dabei. Ein Ländergemälde wird daher immer um so gefälliger und anziehender, je mannigfaltiger es mit den Gestalten der Vergangenheit staffirt ist. Es scheinen uns dann die Geister der Vorwelt dasselbe zu umschweben, und wir führen geheimnißvolle Zwiesprache mit den großen Schatten, welche die Kraft ihres Geistes selbst der Luft mitgetheilt zu haben scheint. Wir durchleben dann Jahrtausende in einem Augenblicke, unser Herz schlägt höher, freudiger, und im schwellenden Busen fühlen wir höhere Verwandtschaft.

Dieses ist auch die Empfindung, mit der wir diesen klassischen Boden der Vorwelt betreten; den Schauplatz, wo eine ganze Weltgeschichte gespielt wurde, das Bergland Nordafrika's, die Gefilde Darans, das Atlasland. Die orientalischen Geographen nennen dieses Land die Westinsel Magrab. Es ist zweifelhaft, ob dieser Benennung eine großartige Naturansicht, oder eine entfernte Sage der Vorwelt zu Grunde liege; in beiden Fällen ist die Benennung vollkommen bezeichnend und angemessen.

Im erstern Falle erscheint es auch jetzt noch als eine Insel, von 2 Wassern und einem Sandozean umflossen. Das Mittelmeer im Norden und Osten, der atlantische Ozean im Westen, das Sandmeer der Sahel und Sahara im Süden isoliren dieses schöne Bergland von dem großen Kontinente, dem es nur zufällig angehört, besonders wenn die Benennung einer Westinsel, ein Nachklang urweltlicher Naturereignisse sein sollte. Jedenfalls scheint dieses Atlasland mehr dem europäischen als dem afrikanischen Kontinente anzugehören, und die Betrachtung der Meergestalten, die sich dem Auge des Forschers darbieten, macht folgende Hypothese nicht unwahrscheinlich: Das Gebirge, welches die Westinsel oder das Atlasland ausmacht, war einst mit der Sierra Nevada in Andalusien ein Gebirgsstock und ein Glied der großen Bergkette, welche durch ganz Europa und Asien aufgestellt den gewaltigen Stützengürtel der nördlichen Erdhälfte bildete. Einst bespülten die Wogen des Mittelmeeres den südlichen Fuß des Atlasses und die ganze Wüste war mit den Wassern bedeckt, die tief in die östlichen Kontinente eingegriffen und eine der amerikanischen Hudsonsbai und canadischen Seereihen ähnliche Einbucht bildeten. Da erhob sich der Krieg der Giganten gegen Jupiter; jene cyklopischen Gewalten, die trotz den gewaltigen Massen, die Jupiters Grimm auf sie thürmte, noch immer fortmurren und diesen Schauplatz ihrer Kraft noch beständig erschüttern. Nordafrika ward gehoben, die Westinsel gespalten, und indem die Sahara trocken gelegt wurde, jenes gewaltige Thor geöffnet, das zum Andenken jener herkulischen Kräfte die Säulen des Herkules genannt wird bis diesen Tag. War vielleicht der See Tritonis die Sahara selbst? War die Insel Tritonis mit ihren Amazonen, deren Andenken uns Herodot aufbewahrt hat, die vulkanische Kette des Harutsch oder Fezzan, oder eine andere Erhöhung? Nichts widerspricht diesen Muthmaßungen; aber die größte Vulkanreihe der Erde, die einen elliptischen Gürtel um den ganzen Planeten bildet, steht noch da und beurkundet im Eingeweide der Erde bis in unsere Tage, ihre Gewalt und das Dasein ihrer Kräfte. Diese Vulkanreihe zieht sich nördlich und südlich vom Wendekreise des Krebses in einer nur 12° bis 14° geneigten Parallele um die Erde. Die Erschütterungen der Nordküsten Afrikas und die ausgebrannten Vulkane im Atlas und der Sahara, die noch brennende Vulkanreihe im südlichen Europa, welche erst im verflossenen Jahre ihre Thätigkeit in ihrer ganzen Parallele beurkundet hat, sprechen für die aufgestellte Hypothese. Der vulkanische Erdgürtel setzt sich

durch Syrien und Persien fort und betritt den großen Ozean, wo die südasiatische Inselwelt sein Dasein fühlt. Die Erdschornsteine der Sandwichsinseln gehören ihm an, der den Vulkanmeridian in Mexiko und Guatimala zum zweiten Male durchschneidet, die beiden Küsten des amerikanischen Mittelmeeres durchrüttelt, die Antillen, Madeira, die Canarien und Azoren zu seinem Gebiet rechnet und Lissabon den Untergang drohend sich an den Säulen des Herkules wieder schließt. Die obige große Katastrophe muß demungeachtet in eine Zeit fallen, welche der historischen unmittelbar voranging und aus der eine Menge Sagen herüberklingen. Der Atlas selbst dürfte seine Ungewißheit dieser Revolution zu verdanken haben. In der Urzeit, deren Sagen Herodot näher als er uns waren, galt der Atlas für einen isolirten Kegelberg. Der scharfsinnige Heeren fand ihn im Lande der Tibbo's wieder, und die neuesten Reisen haben diese kühne Hypothese zur Thatsache erhoben. Man war daher in der Urzeit den Atlas am Meerufer zu finden gewohnt. Die gewaltige Erdrevolution hatte die Wege der Schiffahrt verändert, und als sich die Urenkel erst wieder auf das Meer wagten, suchten sie der Sage der Väter gemäß den Atlas wieder. Die Wasserstraße führte aber jetzt nicht mehr zum Bergkegel, den die Urwelt den himmelragenden Atlas nannte, sondern zu einem andern Bergland, dessen Wolkengipfel, so wenig sie der Tradition glichen, als Atlas gelten mußten.

Ich glaube, daß die aufgestellten Ansichten geeignet sind, einen geographischen Streit über die Lage des Atlas der Alten, der schon zu Plinius Zeit geführt wurde, beizulegen. Die Natur selbst bestätigt diese Behauptung einer Zersprengung des südeuropäischen Bergstocks. Der steile Nordabfall des Atlaslandes paßt zu dem eben so steilen Südabfalle der andalusischen Alpen. Die Säulen des Herkules zeigen sich als Theile eines Ganzen, und die Sage überliefert sie uns als gewaltsam zerrissen. Selbst der Hauptabfall und die Verflächung beider Gebirge weist auf eine gewaltsame Zerklüftung hin, denn in dieser Hinsicht bilden sie auch jetzt noch ein Gebirg, durch welches die Natur einen gewaltig großen Kanal zog. Nordwestlich verflächt sich Andalusiens Alpenland, südöstlich Mauritaniens Berggarten.

Diesemnach begrüßen wir das schöne Atlasland nicht als afrikanische Bildung; denn mit Afrika's Natur hat es nichts gemein. Es ist ein losgerissenes Stück Europa, dem es auch seiner ganzen Natur nach angehört. Hier sind keine Karoowüsten, keine Sandtafeln Südafrika's. Der quellenreiche Urkalk, der

bildsame Marmor, für das bildende Kunstgenie Europa's erschaffen, begrüßt uns hier. Wir treten aus den öden dürren Wüsten in ein reiches Bergland, voll rieselnder Bäche, voll duftender Berge, die mit ewigem Grün prangen; voll fruchtbarer Thäler, welche Bäche durchmurmeln und Labung, Kühlung, Schatten gewähren. Der Blick verliert sich nur nach oben in den Sternensaal, in die Unendlichkeit; und herrlich und heimisch blicken dem Europäer die romantischen Alpenthäler entgegen, während ihn Berggipfel einladen, sein Auge an den Wundern der Schöpfung zu laben. Als abgerissenes Glied europäischer Naturbildung mochte der Atlas sich dem dürren Kontinente nicht anbilden; er steht da, wie ein schönes heiteres Mädchen, welches väterlicher Wille an einen goldreichen, aber herzarmen, trocknen, dürren Ehedespoten gebunden hat und das diesem ewig fremd bleibt. So schaut auch die Küstenkette des Atlas nach dem europäischen Jugendgeliebten herüber, von dem sie gewaltsam getrennt wurde. Von hier aus tränkt sie der himmlische Thau, hieher öffnet sie ihr Herz und der Verkehr mit Europa belebt das ganze Land. Das dürre Afrika schnaubt nur den brennenden Sirokko herauf, der sie ihres jungfräulichen Schmuckes beraubt und vor dem sich jede Blume in Staub verwandelt. Diese isolirte Berggruppe des Atlas bildet daher eine eigene Haushaltung und liefert Stoff mehr zu einem südeuropäischen, als afrikanischen Gemälde.

Das Atlasgebirge nimmt einen Raum von nicht weniger als 34,945 geographischen Geviertmeilen ein, 15 auf einen Grad gerechnet. Diese Berechnung dürfte ehe zu gering als zu stark sein, obwol ihre Genauigkeit nicht verbürgt werden kann, da sie nur auf Gradberechnung und auf keiner eigentlichen Vermessung beruht. Das Land dehnt sich von Osten nach Westen aus, indem es in der Ostspitze der Hochebene von Barka anfängt, sich immer breiter werdend am Mittelmeere hinzieht, und nachdem es in Mauritanien, heute Marokko, die größte Breite erreicht hat, steil im atlantischen Ozean abstürzt. Das Land in seiner ganzen Ausdehnung ist mit dem Atlasgebirge besetzt, welches in mehren Parallelketten es der Länge nach durchzieht, gegen die Ozeane steil abfällt und gegen die Wüste sich verflachend in den Sandozean seinen Fuß verbirgt. Da der Menschenblick zu unfähig ist, die Naturgegenstände in ihrer ganzen Größe zu umfassen, so ist es zur Gewohnheit geworden, dieselben in Theile zu trennen; dieser Gewohnheit gemäß wird auch das Ganze des Atlasgebirges in einzelne Theile nach den

Parallelstufen, in welche es sich terrassirt, getrennt. Man unterscheidet daher

1) Den großen Atlas, die Grenzberge gegen die Sahara hin. Es ist dieses eigentlich die Südterrasse des ganzen Gebirgstockes, welche gegen die Sahel hin sich verflachend an der marokkischen Landschaft Suse bis Tripolis sich hinzieht, die Harutschberge durchsetzt und mit der Hochebene von Barka ein Ganzes bildet. Der Name des großen Atlas gilt daher mehr der Ausdehnung, als Höhe. In Marokko fällt er vom Cap de Ger bis zum Cap Nun steil in den atlantischen Ozean ab, im Norden macht er die Vorstufe zum hohen Atlas, im Osten verflacht er in die große Syrte und verliert sich in den großen Cathabadmus; gegen Süden bildet sein Fuß eine breite fruchtbare Ebene, die sich in der ganzen Länge zwischen der Wüste und dem Atlas hinzieht, und das berühmte Biledulgerid, das Dattelland, oder wie andere wollen, was mir aber unpassend scheint, neben der Wüste, das dürre trockne Land. Der große Atlas bildet kein zusammenhängendes Bergjoch, sondern vielmehr eine Reihe Berge, Ausläufer und mit hohen Bergebenen versehene Terrassen, auf denen die kriegerischen Schelluh hausen. An der Ostseite des großen Atlas, schließt sich mittelst kleiner Gräten die Hochebene von Barka an, an diese die Klippenzüge, welche zu Westegypten und den Oasen führen.

2) Der kleine Atlas wird derjenige, dem großen Atlas gerade entgegengesetzte Bergzug genannt, welcher die minder hohe, aber sehr steile und für die Küstenfahrer wegen seiner Klippenzüge, die er ins Meer sendet, und der Brandung, die sich an seinem Fuße bricht, so gefährliche Küstenkette des Mittelmeeres bildet. Sie ist nicht hoch, aber steil und zerrissen, klippig und pittoresk. Die afrikanische Säule des Herkules, das Vorgebirg Abyla, siebenhügelig, unser heutiges Ceuta, die Grenze des Mittelmeeres bei den Alten, ist der westlichste Punkt. Von hier zieht sich die Küstenkette östlich durch Algier, welches an ihrem Fuße erbaut ist, durch Tunis bis zum Cap Blanc oder weißen Vorgebirg hin, wo es in einem weißen Kalkfelsen ins Meer abstürzt. Von der Provinz Frit, von der er hier auch Gebel Frit heißt, vom Cap Mellilla bis gegen Tunis zieht sich der kleine Atlas in mannigfaltigen Hügelreihen, die kaum 4 bis 600′ aufsteigen, hin. Der Naturanblick dieser Berge ist Anmuth und Schönheit, sie sind mit herrlichen Eichen und Fruchtwäldern bedeckt, und diese liebliche Pflanzendecke wird nur hier und da durch Felswände und kahle Gipfel, wie

durch romantisch hervorspringende Felszacken unterbrochen. Die Schönheit des kleinen Atlas wetteifert mit den schönsten Gegenden Andalusiens und gibt sich auch dadurch als europäische Form kund. Die Abhänge sind fruchtbar und troß der Ackerbau tödtenden Türkenherrschaft und dem die Menschheit erdrückenden Barbarismus, gleichen die Raubstaaten, die an seinem Fuß erbaut sind, Paradiesen. Von Algier bis Cap Bon wird die Küstenkette höher, rauher, und zeigt bei der Insel Galita, Sardinien gegenüber, schaudervolle Felsgruppen. Die Gebirgsart ist hier schwarzer mit Eisenadern zusammengeklammerter Sandstein von tausendartigen Höhlen durchlöchert, in welchen mitunter das Meer so tief einströmt, daß man dasselbe unter seinen Füßen brausen hört. Steile Abstürze und gefährliche Klippengänge dauern über Tabark und Cap Nero fort, und werden dem Schiffer um so furchtbarer, als die versandete Küste im Augenblicke der Gefahr keinen Zufluchtsort darbietet. Denn hier ist sie hafenleer. Dieses war die westliche Schutzmauer Karthago's.

3) Der mittlere Atlas, die Hochebene des Landes. Tiefer im Lande zwischen den beiden Parallelketten des kleinen und großen Atlasses füllt den Zwischenraum der mittlere Atlas oder das Hochland der Berberei aus. Es ist ein hohes Plateau oder Hochland, ein von mannigfaltigen Thälern, Ebenen, Flüssen und aufgesetzten Bergen durchzogenes Land. Von Constantine und der Sahara aus steigt es nur in hügeligen Terrassen gegen Westen fort aufwärts. Im Osten schließt sich ihm der Harutsch oder die schwarze vulkanische Bergkette an, welche das Atlasland in seiner ganzen Länge eben so durchzieht, wie die Vulkanreihe der Anden Südamerika. Dieses Bergland in der Nähe des Wendekreises, und nirgend, wenn nicht einige vulkanische Piks sich finden sollten, in die Grenze des ewigen Eises reichend, ist durch sein mildes erquickendes Klima bei den Alten wie bei den Neuern berühmt. Keine Gegend der Erde übertrift es an Fruchtbarkeit, Schönheit, Reichthum und Anmuth, wie an Bevölkerung, die nur auf den Hauch europäischer Civilisation wartet, um ihr Geschick im lieblichsten Lande der Erde zu segnen. Bedeckt mit einem reichen Vegetationsmantel erreichen die höchsten Gipfel des mittleren Atlas bis 7200′ absolute Höhe; hoch genug, das Land vor der Glut der Sonne und den Glühwinden zu bewahren, und doch zu niedrig, um es die Gletscherfröste Mitteleuropa's und seinen schnellen Temperaturwechsel erfahren zu lassen. Seine Mitte, die in kahlen Fels-

zacken und gegen Norden gekehrte Abstürze aufsteigt, bedeckt sich zwar im Winter mit Schnee, der jedoch hier keine bleibende Stätte hat. Charakteristisch aber für den Atlas ist, daß er schwer zu ersteigen ist, da er überall steile Abstürze und besonders viele Engpässe darbietet, die sich mitunter so verengen, daß sie nur für ein Pferd ohne Reiter Raum lassen; es sind offenbare Felsspalten, welche das gewaltsame Erheben durch vulkanische Kräfte beurkunden, von den oben hypothetisch zwar, aber doch sehr probabel, die Rede war. Ähnliche Felsspalten zeigt auch der Kaukasus; wo sie ebenso, wie hier, eiserne Thore genannt werden.

4) Der hohe Atlas, Dyris der Alten, Daran der Neueren. Stellt man sich, um ein wenig zu orientalisiren, das ganze Atlasland als einen Blumenstrauß, dessen Blüten und Knospen Berggipfel und Städte sind, vor, letztere können auch Raupennestern recht bezeichnend verglichen werden; so ist der hohe Atlas das Diamantenband, welches den Strauß umschlingt und bildet; die Blumenkrone vom Haupte der Jungfrau Europa gerissen. Der hohe Atlas verbindet nemlich in den Reichen Marokko und Fez, durch eine von Nordwesten nach Südwesten streichende höchste Bergkette des Kontinentalafrika's, die Parallelketten des Atlas zu einem Bergganzen. Diese Gebirgskette zieht sich von Marokko gegen Fez immer im Osten dieser 2 Hauptstädte hin. Schon eine halbe Tagreise östlich von der Residenz Marokko steigen die Berggipfel himmelan, sie führen die Namen: Ulstan, Orika, Emsstiwa, Tagana, Fraga, Sintana, Gedmeva, Ryagaya; in der Nähe von Fez aber Zawias, Itata, Zaimbi u. s. w. Die höchsten Gipfel sind bei Marokko, sechs deutsche Meilen im Osten; man sieht aber ihre mit Schnee bedeckten Kegel an heiteren Tagen von Mogador der Küstenstadt aus, auf 28 Meilen Entfernung. Die Schneelinie zieht über Marokko in einer Höhe von 11,800′ hin. Indessen scheinen nirgend Schneefelder die Höhen zu decken und man weiß, daß der Pik von Teneriffa aus der Entfernung ebenfalls schneebedeckt erscheint, ob er es gleich nicht ist. Nach andern Nachrichten schneiet es nur das ganze Jahr auf dem höchsten Gipfel. Im Januar sind jedoch alle Gipfel des hohen Atlas schneebedeckt und kühlen das Klima der Kaiserstadt.

Dieser hohe Bergrücken ist indessen auffallend schmal, was sehr für seine vulkanische Natur spricht. Selbst durch die engsten, steilsten und beschwerlichsten Pässe braucht eine Karavane, um von der Nordwest- auf die Südostseite zu gelangen, nicht mehr als 3 Tage. Auch der hohe Atlas zeigt die besonders schmalen

Engpässe, deren wir schon oben erwähnten. Sie sind sehr schmale Risse, welche mehr durchmeißelten Schlupfgängen gleichen. Die merkwürdigsten sind: der Paß von Beba, von Tefetna nach Messa, der Paß von Haha nach Susa; die Straße von Marokko nach Tarudant, sehr romantisch, wird in zwei Tagen überstiegen. Eben solche Päße geleiten von Segelmessa nach Fez, wo der hohe Atlas niedrigere Gipfel als in Marokko bildet und mehr ein romantisches Bergland darstellt. In diesem schönen Lande wohnen die schönsten der Frauen in ganz Afrika!

Ein breiter Küstensaum umgibt das geschilderte Atlasgebirg gegen Süden zu, wo es sich in die Wüste abstuft, seiner ganzen Länge nach: es ist das schon erwähnte, der Fruchtbarkeit empfängliche Biledulgerid, auch Tell, welches bebautes Land bedeutet. Am breitesten ist dieser Gürtel in Süden, Constantine und Tunis. Es fängt dieses Dattelland im Westen von Fezzan an und zieht sich bis zum Cap Sabi und der Bai von Agadir hin. Auch der hohe Atlas verflächt sich gegen Westen hin; von Marokko und Fez gegen Westen zu ist zwischen dem Bergland und dem Meere ein solches Tell, das sich vom Cap de Ger bis zum Cap Spartel erstreckt und eine Länge von 80, eine Breite aber von 20 bis 28 deutsche Meilen hat. Gegen Norden zu fällt das Bergland meist unmittelbar in das Mittelmeer ab, und läßt keinen Küstensaum.

Dieses ist die Gestalt der Oberfläche des großen schönen Nordlandes von Afrika, welches wir die Berberei, Bärbärei, Barbare, Barbaresken nennen. Der Name kommt von den Berbern her, welche die erste Bevölkerung zu bilden scheinen. Dieses schöne Bergland ist überaus fruchtbar. Große Flüsse bilden sich in ihm natürlich nicht, weil der Raum dazu zu beschränkt ist. Aber Quellen und kleine Küstenflüsse, wie Sturzbäche und Bergflüsse sind überall häufig. Diese Flüsse und Flüßchen fallen theils nach Norden, Osten und Westen ins Meer, die südlichen und wahrscheinlich beträchtlicheren verlieren sich im Sande, wie schon Plinius weiß, der sogar die Quelle des Nils hier sucht. Bemerkenswerth ist der Fluß Agassa, weil er die Grenze des Staates von Marokko bildet. Ein zweiter Fluß ist der Tensift, Tansif, auch der Fluß von Marokko, er entspringt im Atlas, nimmt mehre Bergflüsse auf, ist in der Regenzeit voll und reißend, in der trocknen Jahrszeit aber leicht zu durchwaten, hat jedoch sehr tiefe Stellen wie alle Flüsse Afrika's, und fällt südlich von Sabi in den Ozean. Muley el Mansor baute über ihn $1\frac{1}{2}$ Meilen unter Marokko eine Brücke, was in

Afrika selten ist. Der Marbeia oder Marbia, kommt wie alle Flüsse aus dem Atlas, ist tief und reißend, fließt durch die Provinz Tensena und Duquella und fällt in den Hafen von Azamore. Zwischen diesem und dem Buregreg fallen noch ein Dutzend Küstenflüsse ins Meer. Der Buregreg oder besser Beregreb nimmt auch mehre Flüsse auf, und fällt zwischen dem Sale und Rabat ins Meer. Er hat immer viel Wasser und ist merkwürdig, weil die Kriegsschaluppen des Kaisers von Marokko in ihm überwintern. Der Seböo oder Sebu ist ein großer Fluß, der aus einem Teiche am Fuße des Gebirges kommt, tief, wasserreich und schiffbar ist, guten Lachs führt, und bei Marmora oder Mehedüma in den Ozean fällt. Der El-Kasse oder Luccos ist auch schiffbar und mündet bei Larache. Der Mulvia fällt in das Mittelmeer, ist aber im Sommer trocken. Eine Menge Flüsse fallen von Algier ins Meer, sind aber zu unbedeutend, um uns bei ihren Namen aufzuhalten. Der bedeutendste Fluß ist der Schelif oder Selef, er entspringt in der Sahara unter 35° 20′ nördl. Breite, geht unter 35° 36′ durch den Titterisee und fällt ins Mittelmeer. Seine Länge beträgt 40 deutsche M. Östlicher fließt der Medfierda, der tief im Lande entspringt und bei Cap Carthago ins Meer fällt; noch östlicher der Wad el Kebir oder große Fluß.

Seen mögen sich im Atlas wol auch finden, sie sind uns aber unbekannt. Die Küsten haben mehre Salzseen, auf denen sich Krusten bilden. Klassisch merkwürdig ist der See Tritonis bei Bengasi dem alten Berenice, von dem Herodot die älteste Sage aufbewahrt hat. Dieser Tritonis ist aber zu unbedeutend um der Schauplatz großer Begebenheiten zu sein, die der Vater der Geschichte dahin verlegt. Die Meere, welche dieses Land umspülen, kennen wir bereits. Der atlantische Ozean hat an den Küsten des Atlaslandes eine südöstliche Strömung, die Folge des Golfstromes, der hier seine letzte Gewalt übt; nachdem er in dem Golf von Mexiko die Runde gemacht hat, an der Bank von Neufundland gescheitert und gegen die Küsten Afrika's zurückgedrängt worden ist. Der Schiffer bedarf hier besonderer Vorsicht, indem er gegen die Canarien segelnd, täglich 10 Seemeilen gegen Osten getrieben wird. Beachtet er dieses nicht, so strandet er unvermuthet an Afrika's unwirthlichen Gestaden, indem er wenigstens 16 bis 20 Seemeilen sich davon entfernt glaubt. Unruhig stößt sich das Mittelmeer an den steilen Küsten Nordafrika's ab. Auch hier treibt eine Strömung die Schiffe gegen die Klip-

penreichen Küsten Afrika's. Dazu kommen die häufigen Stürme, welche durch neun Monate die Gestade umtoben und sie beinahe unbeschiffbar machen. Nur im Juni, Juli und August darf auch der geschickteste Seemann hoffen, Herr seines Laufes zu bleiben.

Das Land selbst, so sehr es von zwei Seiten vom treulosen Meere und von den andern zwei Seiten von Wüsten umgeben ist, ist demungeachtet eines der schönsten der Erde. Nahe dem nördlichen Wendekreise, liegt es doch wieder weit genug von demselben entfernt; und ist hoch genug, um nichts weniger als mit unerträglicher Hitze geplagt zu werden. Das Land liegt auf Bergen, die ihm kalte, thaureiche Nächte geben, wozu die Kürze der Tage kommt, da der längste Tag 13 Stunden hat. Ebenso erfrischt die kühlende Brise von der See her und bewahrt diese Gefilde vor den Glutströmen der Sahara. An der Nordküste sind vom Mai bis September Ostwinde, während des Restes des Jahres Westwinde herrschend. Nur zur Zeit, wo Stöße des Süd- und Südostes wehen, steigt das Thermometer zur erstickenden Hitze von 30° 5′ Reaum. Doch selbst dieser hohe Temperaturgrad scheint mehr durch den heißen Sand, der die Luft erfüllt und kaum athmen läßt, als durch die Beschaffenheit der Atmosphäre erhöht zu sein. Oft überfällt das Land auch der Samum von der Wüste her, der als Sirocco nach Spanien und Italien und unter dem Namen Fönwind, sogar bis in die Schweiz und Tirol streift. Beim Eintritt dieses dörrenden Gastes verschließen sich die Einwohner des Atlasses in ihre Häuser, die Geschäfte werden unterbrochen; zum Glück dauert er nie über 5 bis 6 Tage.

An der Westküste tritt der Winter im September, in den östlichen Staaten aber erst im Oktober ein, und dauert bis April. Der Himmel bedeckt sich nun mit Wolken, gewaltige Ungewitter umstürmen die Küsten und haben schon manche gegen die Barbaren abgeschickte Flotte vernichtet. Die häufigsten Regen fallen im Dezember und Jänner, selten dauern sie über drei Tage nach einander und haben mehre Wochen lang schönes Wetter im Gefolge. Gegen Osten sind die Regen häufiger und kühler. Es fällt manchmal auch auf kurze Zeit Schnee, der jedoch auf dem Hochgebirge tief und dauernd wird, was natürlich ist. An der Küste erreicht indeß die Kälte nie einen hohen Grad. Zu dieser Regenzeit steht aber das Land in seiner größten Pracht, und besonders zu Ende Jänner hat sich der Frühling Südeuropa's bereits in seiner ganzen Herrlichkeit und Schönheit entfaltet. Hier ist die Heimat des Frühlings und von hier aus

besucht er Europa und geht nach und nach dem Norden zu. Ist es daher zu wundern, daß er uns so spät besucht, und dem eisigen Nordland erst im Juli einen leisen Hauch eines Frühlings bringt. Der Himmel ist hoch und der Atlas weit!

In den meisten Gegenden ist der Boden von überaus großer Fruchtbarkeit und lohnt selbst die trägen Dienste, welche ihm seine Bewohner leisten, mit Wucher. Er besteht meist aus sandigem Thon und enthält so viel Salz, als zuträglich ist, um seine Kraft zu erhalten. Er ist von schwarzer und brauner Farbe; im Sommer wird seine Pflanzendecke oft durch den Glühwind und die große Dürre zerstört; die ersten Regenschauer rufen sie aber in neuer unbeschreiblicher Pracht hervor. Bleibt der Winter zu lange aus, so werden Prozessionen veranstaltet, hilft dieses Mittel nicht, so müssen wol auch die Juden derlei Umgänge halten. Dies geschah auch 1789 auf allerhöchsten Befehl; und siehe da, es regnete. Dieses frappirte die Mauren denn doch und sie trösteten sich nun damit, daß sie sagten: Gott habe Regen gegeben, um das widrige Geschrei der Juden los zu werden; denn daß Gott auch die Kinder Israel lieben könnte, kommt in keines Mauren Sinn. Die Ernte wird aber manchmal auch durch die Landplage Afrika's, die Heuschrecken, vernichtet, welche sich in ungeheuren Schwärmen über das Land herstürzen. In solchen Fällen entsteht dann wol Hungersnoth, die oft schrecklich wütet. Etwas Fleiß würde jedoch solchen Übeln leicht vorbeugen.

Das Klima ist sehr gesund, aber dennoch zur Beförderung gewisser Krankheiten sehr geeignet. Diese sind der Aussatz; wer damit behaftet wird, sitzt wie Hiob vor dem Orte auf einem Aschenhaufen, wo ihm mitleidige Seelen von weitem Almosen zuwerfen. Bei der starken Neigung zu Ausschweifungen in der Liebe sind syphilitische Übel häufig und furchtbar. Augenentzündungen herrschen in ganz Nordafrika, sind aber bei den Städtebewohnern häufiger als bei den Beduinen, die sie trotz ihrer Lebensweise nicht kennen. Krätze, Hautausschläge, weiße Geschwülste, Wechsel- und Gallenfieber, Magenbeschwerden und Rheumatismus kommen auch vor; endlich verursacht aber die Pest, welche stets im Gefolge fatalistischer Türken ist, oft große Verheerungen längs der Küste. Dieses Schooskind der Türken wird aber auch sowol durch Religion als ihr Phlegma sorgfältig gepflegt.

Das Land besteht meist aus Bergen. Noch hat sie kein Fuß eines Naturforschers betreten, es scheint, als hüte ein Ungeheuer dieses alte Fabelland und stehe mit dem Schicksale

im Bunde, um jeden Versuch, die Geheimnisse der Natur in diesem Berglande zu erlauern, abzuwenden. Alexander von Humboldt war kurz vor seiner Reise nach Amerika im Begriff hieher zu kommen, den Atlas zu durchforschen und seine Herrlichkeit vor der Welt auszubreiten. Es sollte nicht sein; die Thorheit der Regierung von Tunis vereitelte den Plan des großen Mannes, wofür Desfontaines Arbeiten nur schwachen Ersatz leisten. So viel glauben wir jedoch von der Auflagerung der Gebirge behaupten zu können: Granit ist auch hier Grundmasse, auf welchem Urkalk aufsitzt, der herrliche Marmorbrüche für künftige Bau- und Bildmeister liefern wird. Die Mitte durchsetzt eine Trappformation, der wahrscheinlich auch die höchsten Kuppeln angehören. Gegen Osten zu deckt eisenschüssiger Flötzsandstein den Granit in niedern aber pittoresken Reihen. Für die Trappformation zeugt auch der Überfluß an Schwefel und mannigfaltigen mineralischen Salzen, der sich hier findet. Im Innern sind die cyklopischen Kräfte thätig und der Atlas theilt die heftigen Erderschütterungen, welche die Küsten des Mittelmeeres so häufig und zerstörend heimsuchen. Kupfer, Eisen, Blei, Spießglas, Zinn, Gold und Silber wird das Land einst fleißigen Bewohnern liefern. Soda ist in Menge vorhanden; treffliches Baumaterial in Überfluß und eine Fülle mineralischer Quellen, unter denen mehre die hohe Temperatur der Siedhitze besitzen.

Dieses schön gegliederte Bergsystem ist aber auch von der Natur, einem Lieblingskinde gleich, in ein herrliches Gewand gehüllt. Unerschöpflich ist der gesegnete Boden, um sich mit einer Fülle und Üppigkeit der herrlichsten und schönsten Pflanzen zu bekleiden. Unglaublich ist der erhabene Anblick des Pflanzenteppichs in der Regenzeit. Alle heitern Farben durchglühen die Fluren und die zahllosen Kelche der mannigfaltigsten Blumen hauchen ihren Balsamduft durch die Lüfte. Desfontaines, der nur Algier theilweise durchforschte, fand 300 neue Pflanzenarten, und es ist gar kein übertriebenes Versprechen, daß mehrere tausend uns noch unbekannte Arten der Entdeckung eines gebildeten Naturforschers harren. Hier sind noch Lorbeern zu holen und ein unsterblicher Name für junge und rüstige, aber auch gründlich und vielseitig gebildete Liebhaber der Natur. Die Wälder sind düster und zahlreich, und große Forste decken die Höhen und Thäler im Innern des Landes. Wenn die Barbaren zum Schiffbaue Holz von dem Auslande kaufen, so ist es nicht sowol der Mangel als die Trägheit, es aus dem Innern an die Küste zu schaffen, was sie dazu bewegt. Mehre Eichenarten, unter an-

dern unsere Steineiche, die Scharlacheiche u. a. m. Der Mastixbaum, der Erdbeerbaum, Mimosen, Nadelhölzer u. dgl. sind der höhern oder niedern Lage gemäß vertheilt. Neben diesen finden sich aber auch vielleicht Überreste einer bessern Zeit, unsere Obstbäume nebst den Bäumen, in deren duftendem Laube die goldenen Früchte des Südens glänzen. Pomeranzen, Limonen, Citronen, Mandeln, Feigen, Pfirsiche, Apfelsinen, Aprikosen, Oliven, Granatäpfel und zwar je mehr gegen Süden, desto häufiger die Palme, welche die labende Dattel trägt. Die Traube, obgleich sie der Maure nicht keltert, ist von einer Größe und Süßigkeit, welche unsere Begriffe übersteigt. Äpfel, Birnen und Pflaumen sind jedoch weder häufig noch so gut, wie bei uns. Wallnüsse, eßbare Eicheln, Kastanien sind desto häufiger. Der Lotosstrauch und Brustbeerbaum liefert auch heute noch den Lotophagen des Herodot in der Nähe der beiden Syrten ihre Nahrung. Der Hennastrauch dient der Eitelkeit, das Sylphium lehrt uns wo Cyrene stand, Gummibäume liefern Gummi, und Euphorbien ihre scharfen, magenstärkenden Harze. Der Ackerbau lohnt mit reichen Ernten an Weizen, Gerste, Hafer, Reis, Hirse; Flachs und Tabak würden den Kolonisten bereichern, für Baumwolle wäre geeignetes Land in Fülle. Den Gärtner würden unter dem Schatten der Südbäume ihre Früchte erquicken und die trefflichsten Melonen der Erde würden, nebst andern Küchengewächsen von vergänglicher Beschaffenheit, seine Beete schmücken. Außer in der dürren Jahrszeit, welcher ein fleißiges Volk zu Hülfe kommen würde durch Benutzung des natürlichen Wasserreichthums, ist das Land ein Eden und würde sich zum Paradiese sehr wohl eignen.

Bei der Versunkenheit dieser Staaten sind selbst die Hausthiere ausgeartet. Das Rindvieh ist klein und mager, da man es in der trocknen Jahrszeit nicht pflegt, auch der Muhameder mehr am Schaf- als Rindfleische Gefallen findet; deshalb zeigt auch der Stier jenen Muth nicht, dem er in Spanien seinen traurigen Ruhm zu verdanken hat. Die numidischen Reiter verstärkten einst die Heere der Römer und trugen nicht wenig zu ihren Siegen bei. Das Pferd der Berberei, meist von weißer Farbe, hat indessen durch Verwahrlosung viel von seinem Adel verloren. Für den gewöhnlichen Gebrauch werden Maulthiere vorgezogen. Esel sind allgemein, einst eben so gut, jetzt schlechter als in Egypten. Große Herden Kameele erinnern, daß der Atlas der Hafenort der Wüste ist; seltener sind Dromedare. Große Schafherden mit schöner Wolle weiden auf den

Bergen, in Osten sind die Fettschwänze häufiger. Schlecht sind die Ziegen, und der geduldete Hund ist, obwol nicht Hausthier, doch in großer Menge vorhanden. Die Wüste durcheilt die flüchtige Gazelle, jedoch nur im Süden. Indessen hat der Löwe hier seine Heimat gefunden; ob Tiger, welche die Geographen mit aufführen, überhaupt in Afrika vorhanden sind? wage ich gar zu bezweifeln; ja ich behaupte geradezu, daß sich keiner findet. Die Katzen sind indessen häufig und das Geschlecht der Panther und Caracals zahlreich genug. Die Unze dürfte Amerika, wie der Tiger Asien angehören. Es herrscht bei Aufführung der Katzen sehr viel Verwirrung. Eben so zahlreich sind die Hunde in Hyänen, Schakals und Füchsen repräsentirt, seltner sind Bären und Wölfe; Affen, Jerboas, Stachelschweine u. s. w. findet man nebst einer Unzahl Ratten, Mäuse und Nager. Büffel und Eber nebst den furchtsamen Hasen laden alle Nimrode Europa's ein, hier ihre Lust wohlfeiler und nützlicher zu büßen. Die Wüste durchschreitet der Strauß, die Luft durchschneidet die Schar beschwingter Bewohner: Rebhühner, Drosseln, Schnepfen, Gänse und Enten versorgen die Tafeln mit Überfluß; über ihnen aber schwebt das raubende Geschlecht der Adler, Geier und Falken; und wo fehlte der verfluchte Vogel Apollo's, der geschwärzte Rabe. Die Gestade der Flüsse und Meere umwimmeln die schlanken Strandläufer, unter ihnen der schöne Flamingo. Wohlschmeckende Fische in besonders großer Zahl, treffliche Solokrebse, Schildkröten, Hummer und Krabben lassen in der Fastenzeit das Fleisch anderer Thiere leicht vergessen. Indessen hüte man sich vor den Bissen der Schlangen, die in zahlreichen Geschlechtern überall lauern; Molche und Eidechsen sind kein angenehmer Anblick, aber das besonders häufige Camäleon interessant. Wo warmes Land ist, ist auch Ungeziefer: giftige Spinnen, tödtende Skorpione und die Unzahl des Fliegen- und Schnackengeschmeißes sind sehr empfindlich. Heuschreckenwolken verwüsten öfter das Land und weder Wasser noch Wüste halten sie auf. Für das Ungemach, das dieses Geziefer verursacht, ist die Fülle wilder Bienen mit ihrem köstlichen Honig doch nur eine schwache Entschädigung. Der Küste entlang lohnt die Korallenfischerei, wol nicht mehr so sehr als vormals, doch noch immer fischt man die schöne rothe Staudenkoralle. Schnecken und Seemuscheln mit kostbaren Gehäusen und treffliche Austern bringt das Meer auch hier hervor. Die weidenden Elephanten, welche einst Hanno sah und Plinius erwähnt, sind nicht mehr vorhanden.

Wie schon bemerkt, kann ein Land dem Verstande und Herzen durch nichts interessanter werden, als durch geschichtliche Erinnerungen. Ein Boden, an welchen uns weder Interesse der Gegenwart noch eine große Vergangenheit knüpft, ist uns ein Land im Monde, und hat auch nicht mehr Interesse für uns. Eine Geographie ohne historische Erinnerung ist ein Landschaftsgemälde ohne Staffage. Was das Leben unsers Innern anspricht, ist das Leben; und der Mensch wird immer zu dem Menschen am vernehmlichsten sprechen. Ist ja doch der Mensch auch ein wesentlicher Bestandtheil der Natur. Das Gemälde des Landes, das wir in dem Vorhergehenden aufgestellt haben, bietet uns Stoff zu großen Erinnerungen; denn sein Urbild, das Atlasland, war einst Welttheater, auf dem das Schicksal der Erde entschieden wurde. Die zwei gewaltigsten Nationen kämpften hier zuerst um die Weltherrschaft, dann um ihr Dasein; und die große, hier zum Vortheil Europa's entschiedene Frage betraf nichts weniger als die Civilisation des Erdkreises: ob sie römischen oder carthagischen Geistes sein sollte? Der Bewohner der Berberei wird also von den großen Geistern der Vorwelt umschwebt, er sieht überall Spuren vormaliger Größe, tritt überall in die Fußstapfen eines Scipio und Hannibal, eines Massinissa und Syphax. Hier kämpfte der falsche Jugurtha um den Preis seines Verraths, dort herrschte der feine Juba, mit seinem Zeitalter voraneilender Umsicht. Sylla holt hier seinen ersten Lorbeer und saugt aus der Wüste seinen Blutdurst ein. Diese Auen sahen einst den redlichen Sertorius; von jenem Schutthügel tönt des gefallenen und verbannten Marius gewaltige Stimme; auf diesem Hügel haucht Cato seine unbeugsame und unbegriffne Seele aus! Roms Gesetze und Adler überschatteten hier einst glückliche Völker, die in der ganzen Fülle des Landes schwelgten und aus diesen Gefilden holte sich Rom, Kaiser. Hell prangte einst das Kreuz auf den Höhen des Atlas und die afrikanische Kirche legte das größte Gewicht in die Wagschale der Concilien. Hier beweinte einst Augustin die Verirrungen seiner Jugend, und schrieb das begeisterte Gemälde der Stadt Gottes, die er in seiner Seele trug. Athanasius Glaubensmuth und scharfer Verstand ward hier geübt, und Cyprians begeisterten Predigten horchte eine schöne Gemeinde, während eine ganze Christenheit an den klaren und frommen Schriften des afrikanischen Bischofs sich erbaute. An den Klippen des Atlas brach der Vandalen Macht, siegte unter Belisarius die untergehende Weltgröße Roms!

So sehen wir denn durch die Geister vergangener Jahrtausende uns umschwebt, und es ist uns wahrlich zu gönnen, denn wir bedürfen einer großen labenden Erinnerung, um die Gegenwart zu mildern. Die reichen Flotten Carthago's sind von den Gewässern verschwunden; dagegen erblicken wir die Häfen mit Raubschiffen, die Städte mit Feinden der Civilisation erfüllt, die nur um den wehrlosen Kaufmann zu berauben, und die civilisirte Menschheit Europa's in Fesseln zu schlagen, auslaufen. Seit Jahrhunderten, seit 711 Tarik nach Spanien überging und in der Schlacht bei Xerez über die Christen siegte, ist Europa dem Übermuthe und den Anfällen dieser Barbaren ausgesetzt. Im Mittelalter war es die überlegene Kriegskunst und selbst Kultur, welche Europa den Barbaren tributbar machte; in neuerer Zeit war es eine eben so barbarische als engherzige und eigennützige Handelspolitik der europäischen Seemächte, besonders aber Englands, das den Handel anderer gern vernichtet sah, was das civilisirte Europa den Barbaren tributbar machte. Die allerneueste Zeit hat endlich die Macht der Barbaren so leicht gebrochen, und in diesem Augenblicke stehen jene gesegneten Länder an der Schwelle einer neuen Ära. Großmüthig wird sich Europa an den Zerstörern der Civilisation durch Civilisation rächen, und indem es hier eine neue Zukunft vorbereitet, erlangt der Überfluß der europäischen Bevölkerung einen herrlichen Zufluchtsort. Vielleicht wird dieses große, einer zahlreichen Bevölkerung empfängliche, Land Europa auf den klugen Einfall bringen, den das Alterthum mit so vielem Erfolg anwendete: seine unruhigen und mit der Verfassung des Vaterlandes unzufriedenen Kinder hier Staaten nach eigenem Belieben gründen zu lassen, und ihre mit der Natur des europäischen Völkerlebens unvereinbaren Pläne zur Ausführung zu bringen. Algier ist nun wieder ein christlicher Staat, die übrigen dürften es werden, oder doch zu einem Erwachen kommen. Die gegenwärtige Bevölkerung bedarf zu einem neuen Aufschwunge nur der Moralität, welche ihm der tausendjährige Despotismus, die Anarchie im Innern und das Räubergewerbe nach Außen geraubt hat, um seine Kultur zu entwickeln. Gemischte Völker sind immer die empfänglichsten für die Kultur; wo aber sind sie so gemischt wie hier? Der weiße Ureinwohner, der indische Berber, der schlaue Phönizier, der feine zierliche Grieche, der starke Römer, der wilde Vandale, der schwarze starke Neger, endlich der Samum Arabiens!

Wer kennt die Völker, zählt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

Alle haben sich hier vermischt, und es bedarf vielleicht nur einiger Kolonien Frankistans, um den Gährungsprozeß in den Geistern zu erregen und gutes, klares Gold zu bereiten. Gegenwärtig läßt sich freilich nicht viel Gutes von den Völkern Nordafrika's sagen; wir finden hier folgende:

1) Mauren, sie machen die Mehrzahl der Einwohner aus, für die Ureinwohner möchte ich sie doch trotz ihres Namens nicht halten. Die Erfahrung lehrt, daß in allen oft eroberten Ländern, die Reste der Ureinwohner nur auf Gebirgshöhen, in unzugänglichen Thälern, mit einem Worte: an den unwirthbarsten und am leichtesten zu vertheidigenden Partien des Landes zu suchen seien. Verstünde man Völkerblut zu analysiren, so würde ein Chemiker im Blute des Mauren ein seltsames Gemisch schwarzen, braunen, rothen und weißen Blutes entdecken. Im Grunde mögen sie doch wol Araberblut als Basis führen. Sie werden gewöhnlich Mohren genannt, sind jedoch nichts weniger als schwarz, und nur je nachdem sie südlicher oder nördlicher wohnen, heller oder dunkler gefärbt. Zum letztern trägt außer der Polhöhe, wol auch noch die gewöhnliche Vermischung mit Negerinnen bei. Der Gliederbau der Mauren ist rein, muskulös und geschmeidig. Ihre Gesichtsbildung ist ausdrucksvoll, ihre Zähne weiß, das Auge feurig; Grausamkeit spricht aber aus den Zügen der Erwachsenen sehr unheimlich hervor. Diese Mauren dürfen nicht mit den Mauren der Wüste, die wir schon oben schilderten, verwechselt werden. Die Beduinen-Mauren sind verdrängte, in die Wüste verstoßene, Stämme; diejenigen, von denen wir hier sprechen, sind Stadtbewohner. Die Weiber sind von vorzüglicher Schönheit und die schwarzgeschmückten Augenbrauen erhöhen ihre Reize. Das Bestreben fett zu werden, ohne welchen Vorzug Schönheit im Morgenlande wenig geachtet wird, vertilgt ihre schönen Züge. Sie sind schon im zwölften Jahre mannbar, altern aber schnell. Die Mauren sitzen trefflich zu Pferde, tummeln ihre Rosse mit Geschicklichkeit, sind aber auch unglaubliche Fußgänger, mit denen es die englischen Schnellgeher noch immer nicht aufnehmen können. Sie gehen des Tages bis 12 deutsche Meilen, und setzen dies Geschäft oft mehre Wochen lang bei karger Kost fort. Sie sind überaus mäßig, trinken keinen Wein, kauen aber, um sich zu berauschen, ein narkotisches Kraut, Haschischa genannt, und essen Opium. Ein Hemd, Kaftan, Haik oder Burnus, d. i. ein großes Stück Zeug, meistens von Wolle, doch bisweilen auch von Baumwolle oder Seide, worein sie den ganzen Körper hül-

len; eine rothe Mütze, seltner eine weiße Hose von Baumwolle oder Linnen, noch seltner Strümpfe, endlich farbige Pantoffel sind die Kleidungsstücke der Männer und mit geringen Abänderungen auch der Weiber, die, wenn sie vermögend sind, noch eine Menge kostbarer Ringe in die Ohren, um die Arme und an den Fingern tragen. In Algier und Tunis haben die Türken größeren Wohlstand und mehr Luxus in die Kleidung gebracht; der weichliche Turban, den in Marokko nur Beamte und Geistliche tragen, ist hier allgemeiner. Ein unumgängliches Bedürfniß ist dem Mauren das Bad, weswegen in allen Städten häufige Badhäuser, die Vormittags von den Männern und Nachmittags von den Weibern benutzt werden. Ein gutes Roß, Waffen, schönes Geräth von Gold und Silber besitzt der Maure gern, verbirgt letzteres aber bei der Unsicherheit des Eigenthums vor Jedermanns Auge.

Die Ehen werden leicht geschlossen, leicht gelöst. Vier Frauen erlaubt Muhamed; nur Reiche haben mehr als eine, selten mehr als vier. Die Frauen bewohnen die entlegneren Gemächer des Hauses, die der Reichen sind ganz müßig und Negerinnen besorgen den Haushalt. Wie vornehm der Maure auch sei, so kauft er doch selbst die Lebensmittel auf dem Markte ein. Das Weib ist nichts als das willenlose Werkzeug der Lust, es wird gekauft und verlassen ohne seinen Willen. Sie werden auch als bloße Waare betrachtet, sind aber im Durchschnitt sehr wollüstig, eitel und nach Sinneslust dürstend. Diesem Hange mögen sie denn auch die Sklaverei, in der sie leben, zu verdanken haben. Sie dürfen nie unverschleiert ausgehen und haben immer ein Gefolge. Sie sind indessen sehr schlau, ihre Liebhaber zu begünstigen, wozu ihnen die Judenhäuser zu statten kommen. Besonders willig sind sie gegen die Europäer, die sie bis zur Raserei lieben, obwol des Ehebruchs überführt ihrer der unvermeidliche Tod wartet.

Alle Mauren sind Muhameder von der Sekte der Malik, die zu den orthodoxen gehört. Sie beobachten die Vorschriften des Propheten sehr genau, verrichten ihre Gebete, Abwaschungen, Moscheengänge, Fasten und eine Wirkung ihrer Religiosität ist auch ihre berühmte Reinlichkeit. Eine nothwendige Bedingung des Muhamedismus ist aber der Fanatismus, daher auch ihr Christenhaß unüberwindlich. Sie haben natürlichen Verstand, sind aber in die tiefste Unwissenheit versunken; und so sehr auch äußere Feinheit und Geschliffenheit sich findet, so bedarf es doch nur des geringsten Anlasses, um die roheste Bruta-

lität hervortreten zu lassen. Der Maure ist eben so wollüstig wie sein Weib; und die Glut, die seine Adern durchströmt, verbunden mit Mangel an Geisteskultur, reißt ihn zu den unnatürlichsten Ausschweifungen hin. Trotz der abscheulichen Ausartung, welche Abscheu gegen die Weiber zur Folge zu haben pflegt, ist er eifersüchtig bis zur Wut. Nirgend auf Erden erscheint der Egoismus so vollendet, wie hier; und der Maure ist bereit seinem Vortheile eine ganze Welt zum Opfer zu bringen. Leicht läßt er sich nicht nur die niederträchtigste Behandlung gefallen, sobald ein Vortheil dabei ist; sondern er ist eben so bereit Blut zu vergießen und den Dolch in die Brust seines Bruders zu stoßen, sobald es der Eigennutz gebietet. Diese Charakterzüge sind leider der ganzen Nation eigen. Grober Aberglaube, der treue Gefährte des Fanatismus, ist hier ebenfalls zu Hause. Häufig treten Schwärmer und Betrüger als Marabuten und lebendige Heilige auf, treiben Handel mit Amuleten und Wunderkuren, schaffen sich Anhang im Volke; und mehr als einmal haben solche Betrüger den Thron bestiegen. Je toller seine Lebensweise, je schmutziger er ist, je heuchlerischer seine Geberde, desto größer sein Anhang. Der bestehende Despotismus, der seit Jahrhunderten auf dem Volke lastet, hat dasselbe in das tiefste Verderben herabgewürdigt. Trägheit, Hang zum Müßiggang, Kriecherei, ränkevolle Schalkheit ist ihnen eigen. Habsucht ist die einzige Triebfeder und erstickt alle bessern Regungen. Dazu ist der Maure feig, mißtrauisch; der Muth früherer Zeiten ist ihm gebrochen; tief in religiöse und politische Sklaverei herabgewürdigt, sind diese Numidier und Mauritanier, die Eroberer Spaniens und Siziliens, der Schrecken der Jahrhunderte, zu feigen, heuchlerischen, heimtückischen und falschen Sklaven geworden und dem Unwillen und der Verachtung der Nationen preisgegeben. Die Landung der Franzosen in Algier hat es bewiesen, daß die Macht, welche Europa gebrandschatzt hat, ein Phantom falscher Politik war. Wenige Tage haben den größten Babareskenstaat der Willkür eines kleinen Heeres Franzosen überliefert.

2) Araber. Was bisher von den Mauren gesagt ist, gilt besonders von denen, welche in den Städten wohnen; diejenigen, welche der Sitte der Väter getreu auf dem Lande geblieben sind, werden Araber genannt. Dieser Mißbrauch des Namens geht so weit, daß, wenn ein Maure die Stadt verläßt, um auf dem Lande zu wohnen, er sofort ein Araber genannt wird. Die außerhalb festen Wohnplätzen wohnenden Mauren

sind Nomaden, und dieselben Sitten, Tugenden und Laster charakterisiren sie, welche wir bei den Mauren der Wüste aufgeführt haben, weswegen wir dorthin zurückweisen. Nur ist zu bemerken, daß die nomadischen Mauren, welche in der ganzen Barbarei unter dem Namen der Araber kursiren, mit ihren Stammvätern nur wenig Ähnlichkeit haben. Sie theilen hingegen die Laster der Stadtmauren. Die Sprache der Mauren ist arabisch, neben welcher auch noch die Frankensprache, ein Gemisch europäischer Sprachen, gilt.

3) Die Berbern, die ältesten Einwanderer in das Atlasland, sind jener weit ausgebreitete Völkerstamm, der von Vorderindien bis an das atlantische Meer gleichsam einen diagonalen Völkerstrich bildet. Sie heißen Berbern, Barabra, Brebern, Barbaren und das Atlasland hat von ihnen den Namen der Berberei, Barbarei erhalten. Sie selbst nennen sich Amaziri. Die Kabylen in Algier sind dasselbe Volk, mit veränderten Namen und einigen Modifikationen ihrer Lebensart. Von den fremden Eroberern gedrängt, haben sie in dem Alpenlande und dem Innern des Atlasses ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erhalten gesucht, was ihnen zum Theil gelungen ist. Sie bewahren in ihren fruchtbaren Thälern, auf ihren luftigen Höhen noch immer einen glühenden Haß gegen ihre Verdränger; und haben es nicht vergessen, daß diese auf ihr Land kein anderes Recht, als das der Stärkern besitzen. Sie vermischen sich weder durch Heirat noch durch andere Bande, ob sie gleich den Koran angenommen haben, dessen Sprache sie nicht verstehen. Sie sprechen ihre eigene Sprache und zwar überall, wo sie leben; was sie als ein Originalvolk charakterisirt. Wir werden im Nilthale noch einmal auf sie stoßen und dort ihrem Stammorte näher — denn ihre dunkle Farbe zeigt auf ein Südvolk hin — von ihrer Abstammung und Verbreitung sprechen.

In der Berberei gilt folgendes von ihnen. Sie sind ein großer, nerviger, dunkelgefärbter und hagerer Menschenstamm, der Hunger, Durst, Hitze und Kälte mit gleicher Leichtigkeit erträgt. Der alte kriegerische Trotz, der einst den numidischen Reitern eigen war, malt sich noch auf ihren wilden Physiognomien, ist aber nicht in ihrem Gemüthe. Sie tragen weder Hemd, noch Hose, noch einen Kaftan, und ein lumpiger Haik ist oft ihre einzige Bedeckung, welche sie um ihre Glieder werfen. Knaben und Mädchen gehen nackt. Den Vorderkopf scheren sie und lassen vom Hinterkopf die Haare hinabhängen. Die

Kabylen lassen jedoch in der Mitte des Kopfes einen ringsum abfallenden Schopf stehen, der ihr wildes Aussehen vermehrt. Ihre Kost ist Brot und Oliven, ihr Getränk Wasser, ihr Bett der Erdboden. Sie sind sehr zahlreich, fanatisch, ohne eben religiös zu sein; denn sie essen Schweinfleisch und trinken Wein, werden aber von Christen und Juden, die durch ihr Gebiet nur mit Zittern reisen, gefürchtet. Unbezähmbare Liebe zur Freiheit belebt diese Nation und bewahrt in ihnen den Keim der Sittigung, den die humanen Eroberer doch ja entwickeln mögen. Missionäre werden leicht Eingang finden, wenn sie aufgeklärt und klug sind. Ihre Freiheit vertheidigen sie mit Muth und die algierischen Türken haben mehr als einmal auf Dornen tanzen müssen, während Europa vor ihnen zitterte. Werden sie in ihren Gebirgspässen besiegt, so zerstreuen sie sich schnell und überlassen nur leere Hütten den getäuschten Siegern. Diese ihre Wohnungen sind zugleich Citadellen, an der Südgrenze Marokko's zwar Flecken, mit aus Lehm und Holz aufgeführten Hütten, aber im Nordosten sind es viereckige steinerne Gebäude mit Thürmen und Schießscharten. In ihren Bergen treiben sie Ackerbau und Handwerke. Ihr Pulver verfertigen sie sich selbst, wiewol von geringerer Eigenschaft als unseres, eben so ihre Gewehre, die sie mit Lunten losbrennen und als kostbarsten Hausrath ansehen. Sie sind mit Gold und Elfenbein verziert, und kosten oft 80 Dukaten. In Ermanglung des Bleies schießen sie mit Dattelkernen, die schwer zu heilende Wunden verursachen. Ein großer Theil der Männer gibt sich mit der Jagd ab, aber mit welcher Jagd! Es ist der Löwe und Leopard, den sie muthig durch Wildnisse verfolgen, mit deren Fell sie sich bekleiden und Handel treiben. Die wilde Hyäne, der scharfaugige Luchs, der heulende Schakal zittert vor dem gewandten Bergbewohner, Afrika's vormaligem und einstigem Schweizer. Von ihren Sitten und häuslichen Einrichtungen weiß man nur wenig. Die Weiber liegen dem Ackerbau, der Weberei; die Männer dem Waidwerk und der Viehzucht ob. Sie sind in mehre Stämme getheilt, an der Spitze eines jeden steht ein Scheik mit sehr eingeschränkter Gewalt. Gegen Marokko zu gibt es Stämme, wo das Ansehen der Oberhäupter, die sie Amegre nennen, Diebe und Mörder am Leben strafen können, dagegen sind östlichere Stämme reine Demokratien. An den Gräbern der Heiligen, deren jeder Stamm aufzuweisen hat, wohnen Marabuts, welche das Volk zur Andacht versammeln, und sehr großen Einfluß haben. Sie sind indeß von besserer Art, als die, welche unter den Mauren auftre-

ten; so wie hinwieder auch die Berbern selbst, zwar wilder, aber nicht so moralisch verderbt als die Mauren sind.

4) Ungefähr 13,000 Türken haben bisher die östlichen Barbareskenstaaten bis Marokko hin beherrscht. Sie wurden immer von Konstantinopel aus ergänzt, bestanden aber stets aus dem liederlichsten Auswurf der türkischen Hauptstadt. Selbst aus den Gefängnissen werden sie genommen und hieher gesandt. Angelangt in Afrika spielen sie Herren des Landes, gelangen zur Gewalt und nicht selten selbst auf den Thron. Rohe Emporkömmlinge — sieht man hier mit den Strahlen der Souverainetät Leute umgeben, nach denen in Konstantinopel bereits der Henker seine Hand ausgestreckt hatte. Sie behalten übrigens ihre Türkenseele bei, sind ernst und feierlich, muthig und tapfer, aber auch unwissend und voll Übermuth gegen die Unterdrückten, von denen sie wieder gehaßt und verabscheut werden. Hart, träge, ausschweifend, grausam und habsüchtig, kann ihren Durst nach Gold und Wollust nichts befriedigen. Sie rauben den letzten Bissen derer, die unter ihrem eisernen Szepter stehen, ungerührt. Sie verbinden sich oft mit den Töchtern der Mauren, die aber diese Verbindung verabscheuen und nur mit dem größten Widerwillen sich unterwerfen. Die Mütter erziehen daher ihre Kinder aus solchem Bette mit dem Hasse gegen ihre Väter. Diese Mischlinge des Türken- und Maurenbluts bilden eine eigene Klasse der Bevölkerung, welche den Wohlstand der Väter mit den Lastern beider Nationen erbt; in Wollust und Ausartung, Weichlichkeit und Völlerei versunken, an die berüchtigten Cynäden des Alterthums erinnern. Sie werden Culoglier oder Coloris genannt.

5) Die Juden sind in sehr großer Anzahl in den Raubstaaten vorhanden. Sie sind größtentheils Nachkommen der Juden, welche, vertrieben aus Spanien und Portugal, hier einwanderten, obwol auch schon früher deren aus Phönizien einwanderten. Sie sind nicht sehr zahlreich in den Seestädten, sondern in dem Innern des Landes und selbst auf dem Atlas. Schwerlich wird auf Erden der unglückliche Nachkomme Israels tiefer verachtet, als in Persien und hier. Sie dürfen weder arabisch sprechen noch schreiben, damit sie nicht den Koran entweihen, wenn sie ihn lesen. Sie dürfen kein Pferd reiten und müssen vor den Thoren der Stadt von ihren Grauen steigen. Vor jeder Moschee müssen sie die Schuhe ausziehen, und dürfen sich keinem Brunnen nahen, so lange ein Muselmann daraus trinkt, auch sich in Gegenwart eines solchen gestrengen Herrn nicht nieder-

setzen. Jede andere, als die verhaßte schwarze Farbe ist ihnen verboten; und ist man gegen ihre Weiber auch etwas nachsichtiger, so dürfen sie doch nicht verschleiert ausgehen. Alle erniedrigenden Handlungen liegen ihnen ob: z. B. Verbrecher hinzurichten, Todte zu bestatten, die Thiere des Serails zu füttern und Landende auf dem Rücken ans Ufer zu tragen. Die Dienstbarkeit Babylons dürfte ihnen oft ins Gedächtniß kommen. Geht ein Jude auf der Gasse, so laufen ihm maurische Jungen nach, zupfen ihn beim Barte, spucken ihm ins Gesicht, und Jedermann erlaubt sich gegen ihn was er will, da ein Judenmord selten oder nie bestraft wird. Erhebt er die Hand etwa zur Selbstvertheidigung, so verurtheilt sie das Gesetz zum Abhauen. Verläßt er die Stadt, so muß er Kaution stellen; macht er Bankerott und hat türkische Gläubiger, so wird er als des Betrugs überwiesen gehenkt. Allem diesen können sie nichts entgegensetzen, als stoischen Gleichmuth, darin sie es so weit gebracht haben, daß sie selbst Zeno mit Bewunderung betrachten würde. Trotz allem diesen haben sie auch hier ihr Talent entwickelt, bedeutende Reichthümer zu erwerben ohne den äußern Schein der Armuth abzuwerfen. So verachtet sie sind, so geschehen doch alle Geschäfte von Bedeutung durch sie. Sie sind Kaufleute, Dolmetscher, Steuereinnehmer, Zöllner, Geheimschreiber, Münzmeister, Intendanten, Vicekonsuln der europäischen Mächte und üben selbst in der Regierung oft große Gewalt aus. Auch alle nützliche Handwerke betreiben sie; und wie in der Zeit, in welcher das Märchen von Aladdins Lampe spielt, sind sie auch jetzt noch die einzigen Schmide, Goldarbeiter und Juweliere des Orients; im Kontrast mit der alten Zeit, da es noch keinen Schmid in Israel gab! Sie müssen jedoch schweres Schutzgeld bezahlen, sind allen Mißhandlungen, Erpressungen, Plackereien ausgesetzt, und müssen bei alledem noch darauf gefaßt sein. daß die Regierung, um ihre aufrührerischen Truppen zu bezahlen oder zu besänftigen, sie der Plünderung derselben preisgibt. Eine solche schaudererregende Plünderung der Juden von Tetuan ward 1790 von Mulai Jazid, Kaiser von Marokko, angeordnet und vollzogen. Wenn daher der Jude hier durch Niederträchtigkeit charakterisirt und für Geld zu allem zu haben ist, so darf man nach der Ursache nicht weit forschen. So viel ist gewiß, daß bei der Okkupirung von Algier 1830 Niemand mehr Freude hatte, als Juden und Maurinnen, wie auch schwerlich Jemand mehr Interesse hat, um Europäisirung der Barbaren zu bitten. Die Weiber der Juden sind auch hier sehr hübsch, aber auch sehr gefällig, leichtfertig und besonders sind

die verheiratheten Weiber am geneigtesten, Liebeshändel anzuknüpfen, wozu die Ehemänner gern behülflich sind.

6) Christen sind hier nicht in großer Anzahl ansäßig; die meisten des Handels wegen und alle mit der Absicht, einst in ihr Vaterland zurückzukehren. Obwol durch Verträge gesichert, waren sie doch bisher vielen Plackereien und Erpressungen ausgesetzt; selbst die Konsuln mußten sich vieles gefallen und sich von Sr. Hoheit wol auch Christenhunde schelten lassen. Der letzte französische Konsul hatte sogar die besondere Ehre, von Sr. Hoheit dem jetzigen Erdei eigenhändige Liebkosungen mit dem Fliegenwedel, sonst Schläge genannt, zu erhalten. Was so viele Bastonaden auf die Fußsohlen armer Christensklaven nicht bewirkt hatten, das bewirkte endlich dieser Fliegenwedel. Algier ist nicht mehr gefährlich und die übrigen Raubstaaten zahlen lieber Tribut. Was oft nicht ein Fliegenwedel vermag! Jetzt werden also von den Christenkaufleuten weder Geschenke noch Tribute entrichtet; bei den Geschäften ist jedoch wegen Verschmitztheit der Eingebornen den Christen noch immer große Vorsicht zu empfehlen.

7) Die Neger werden durch Handelskaravanen aus dem Sudan seit 4000 Jahren und noch länger vielleicht eingeführt und als Sklaven verkauft. Negerinnen sind besonders gesucht und werden zum Dienste in den Harems und zu Erzieherinnen der Kinder verwendet. Sie führen den Haushalt und haben großen Einfluß, besonders auf den Herrn des Hauses. Die Neger sind entweder schon Muhameder, wenn sie ankommen, oder werden es erst; eben darum ist es aber auch Juden und Christen nicht erlaubt, Neger zu halten. Diese Sklaven werden von ihren Herren sehr gut behandelt, erhalten Gelegenheit zum Gelderwerb, um sich loszukaufen, oder erhalten nach einiger Dienstzeit die Freiheit. Besitzen sie diese, so dürfen sie sich ankaufen, und dürfen selbst Maurinnen heiraten, woraus denn die dunkle Färbung der Mauren leicht zu erklären, denn es bedarf mehrer Generationen, bis sich das Negerblut bleicht. Mulei Ismail, Kaiser von Marokko, errichtete aus dieser starken, feurigen und muthigen Menschengattung eine Art Prätorianer bei 100,000 Mann; so wie sie die Stütze dieses 1727 im 81. Jahre verstorbenen Ungeheuers waren, so wurden sie aber auch ihm und seinen Nachfolgern furchtbar. Die Überreste dieser schwarzen Leibwache spuken noch bis auf den heutigen Tag.

8) Wie natürlich gibt es auch eine Art Menschen, die man Renegaten nennt, es sind theils geflüchtete Deserteure oder

Verbrecher aus christlichen Festungen, theils Abenteurer, die nirgends sonst auf der Welt ihr Glück auf ehrliche Weise machen konnten und wie alle Renegaten loses Gesindel. Alle Reisenden vereinigen ihre Stimme darin, daß dieses eine der niederträchtigsten und aller Schurkerei fähige Menschenklasse sei. Eben so unzuverläßig als Muhameder, wie sie treulos als Christen waren, werden sie von den Moslemins aufs tiefste verachtet, dürfen keine Maurin heiraten und werden für treulose schlechte Menschen gehalten. Wie sollte auch Der Vertrauen verdienen, der eines so ehrlosen Schrittes fähig war, die Wahrheit, deren Kind er von Jugend auf war, abzuschwören. Indessen waren es Renegaten, welche einst die Marine der Barbaresken auf jene Stufe der Furchtbarkeit hoben, und auch jetzt noch wird durch sie dem Mauren manche Kunst, manches Talent zugeführt, die sich daselbst unentbehrlich machen, und die Regierungen veranlassen, ihnen sehr bedeutende vortheilbringende Stellen anzuvertrauen.

Dieses Gemisch verschiedener Menschenarten bewohnt den gesegneten Boden des Atlaslandes und zeigt ein buntes lebendiges Bild der Menschheit, das dem Menschenbeobachter nicht weniger wichtig, als dem Geschichtschreiber interessant ist. Der jetzige Zustand ist zwar nichts weniger als erfreulich; allein diese Völker sind fruchtbarem Boden gleich, die Keime des Lebens und der Größe ruhen in der Brache der Zeit, ihre Zukunft aber in der Hand der Vorsehung! Der Gährungsprozeß hat bereits begonnen, und es ist uns vergönnt, zu den Bewohnern des Atlaslandes eine edle Menschenklasse zu zählen, mit welcher Künste und Wissenschaften und der dem Mutterlande eigne Geist der Humanität einwandern wird. Der fördernde Geist des Christenthums wird auch die Monogamie, diese Wurzel menschlicher Sittigung, einheimisch machen; der Geschmack an häuslichem Leben und häuslichen Freuden wird auch das öffentliche Leben der Völker verbessern. Was einst hier war, wird wieder sein, und der auf den Höhen des Atlas schlafende Phönix durch die Sonne des Glaubens erweckt und verjüngt werden!

Das Atlasland wird in mehre Staaten getheilt, von denen jetzt besonders folgende 4 Reiche bestehen. 1. Marokko mit Fez, 2. Algier, 3. Tunis, 4. Tripolis mit Barka. Alle stimmen in der Regierungsform darin überein, daß sie mit unumschränktem eisernem Szepter regiert werden. Nur in Dahomei darf sich der Despotismus rühmen, es zu noch höherm Flor gebracht zu ha-

ben. Leben, Eigenthum, Freiheit und alles, was das Leben hat, hängt von dem unwiderstehlichen Winke des Despoten ab, der jedoch, wie das immer der Fall ist, von seiner Leibwache wieder despotisirt wird. Der natürliche Tod eines Dei von Algier gehörte unter die Wunder; und mag die Gleichgültigkeit erklären, womit der Exdei seine Staaten den Franzosen überließ. Für ihn war es eine wahre Rettung! Wir gehen nun zu den einzelnen Staaten über.

I. Marokko.

Das seit 1670 bestehende sogenannte Kaiserthum, welches wir nun durchwandern wollen, liegt am äußersten Nordwestende Afrika's zwischen 28 und 36° nördl. Br. und 6 bis 16° östl. L. v. F. Im Norden hat es die Straße von Gibraltar, im Westen das atlantische Meer, im Osten Algier, im Süden den Fluß Akassa und die Wüste. Wenn das Atlasland für den sinnlichen Beschauer ein schönes Land überhaupt genannt werden kann, so ist Fez und Marokko der schönste Theil desselben. Da noch keine Vermessung stattfand, die arabische aber aus den Zeiten des Kalifats verloren ist, so kann man die Größe des Kaiserthums nur schätzungsweise angeben. Sie wird zu 13,000 Quadratmeilen angenommen. Das Land besteht aus fruchtbaren Ebenen, duftendem Alpenland und im Süden sandigen Wüsten, in welche es seine Grenzen verliert. Die fruchtbaren Ebenen sind zwei: die große Ebene auf der Nordwestseite des Atlasses, die in steilen Küsten an den atlantischen Ozean abfällt, die andere jenseit des hohen Atlasses in Südost, die einen Theil des Biledulgerids ausmacht. Diese Ebenen sind der höchsten Kultur fähig. Es fehlt wol jetzt daran, aber reiche Ernten würden den Fleiß lohnen und der Überfluß des Weizens würde die Schätze Europa's, der Überfluß der Produkte Biledulgerids aber die Schätze Sudans im Lande aufhäufen. Der schwarze, mitunter röthliche Boden ist leicht und fruchtbar, bedarf keines Düngers, sondern ist für die kleine Mühe, wenn man seine Stoppeln nach der Ernte anzündet, schon überaus dankbar. Holz haben diese Ebenen wenig, aber dafür hat die Natur den bewaldeten Atlas hingestellt; desto mehr ist aber das Flachland durch die vielen kleinern und größern Flüsse beglückt, welche der Bergstock in, für Afrika, reicher Fülle hinabsendet. Kanäle würden das Wasser in aller Richtung vertheilen und die Blüte des Landes die Folge davon sein.

Die Meeresküsten sind steil, mit verhältnißmäßig wenigen Häfen, denn ganz verläugnet sich Afrika nicht. Tiefe Baien und Buchten sind nicht vorhanden, wol aber steile und berühmte Vorgebirge: das Cap Netou, das Cap de Ger oberhalb des Meerbusens Agadie, in welchem die alte Insel Zerne, einst eine carthagische Kolonie, so wie längs der Küste gegen Norden mehre derselben lagen. Weiter nördlich springt das Vorgebirg Cantin hervor, von wo sich die Küste voll Brandung und Gefahr bis Cap Blanc zieht. Das Cap Spartel endlich macht die Nordwestspitze Afrika's aus. Nachdem man die 7 Hügel, 7 Brüder genannt, mit ihren malerischen Wäldern vorbeigeschift, gelangt man zum berühmten Vorgebirg Abyla, heut zu Tage Zatute, der Affenberg, im Alterthum aber Säule des Herkules genannt, endlich das Vorgebirg mit den drei Spitzen, Tres Furkas genannt. Indessen hat Marokko mehre gute Häfen, die wir zu seiner Zeit besuchen werden.

Das Cap de Ger ist der Ausläufer des hohen Atlasses der sich von hier gegen Nordost, ein gewaltiger Bergrücken, der höchste in Afrika, hinzieht. Von der Ebene aus gewähren diese wahrhaft schönen Berge einen majestätischen Anblick, ganz geeignet das Volk, welches dieses Land bewohnt, zur Liebe zu seinem Vaterlande und zur erhabenen Gesinnung zu begeistern. Es ist hier nicht das Beinhaus der Natur, wie solches durch die düstern Steingefilde des Harutsch, oder die Karoo und Hantamberge Südafrika's dargestellt ist, es ist vielmehr die geschwellte lebensvolle Brust der Natur, welche ihre Kinder an ihr Herz lockt. Dies ist besonders der Fall, wenn die feuchte Wärme der winterlichen Regengüsse vom Januar bis Juni das ganze Land in einen unermeßlichen Blumenteppich verwandeln, und allen Gewächsen eine ausnehmende Kraft und den üppigen Wuchs der Tropennatur ertheilt. Der Feigenbaum bildet hier undurchdringliche Hecken, der Weinstock dehnt sich in malerischen Gewinden von einem Baume zum andern hin, und zeigt einen baumartigen Stamm; überall herrliche Olivenpflanzungen, Granatbäume mit goldner Frucht und die schönen Orangen mit duftenden Blüten und Früchten in allen Abstufungen des Wachsthums und der Reife prangend. Die pyramidische Cypresse, die erhabene Ceder, der weiße Maulbeerbaum verschönern das Land. Nutzbar ist die *Indigofera glauca*, die gegen den Stein so wirksame *Cineraria* der Sümpfe, wohlriechende Cystus, leuchterähnliche Caktus. Die Hügel schmücken sich mit Thymian und Rosmarin, sie machen die Luft gesund und stärkend, und dienen

zur Feuerung. Aus den häufigen weißen Rosen wird die reinste Essenz gezogen. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich und eine eigne Abart, Soliman genannt, soll jede andere der Welt an Saftfülle übertreffen. Die Fächerpalme an der Küste, die Dattelpalme in der Wüste, sind gleich beliebt. Korkbäume gibt es die Fülle, und so wie die Gestalt des Landes, so beurkundet auch die Vegetation die größte Gleichartigkeit mit Spanien. Außer dem hohen Atlas zieht sich in niederen Bergen der kleine Atlas im Norden des Kaiserthums hin gegen Osten, und läuft in das berühmte Vorgebirg Abyla aus. Was schon oben von dem Atlasland im Allgemeinen gesagt worden ist, gilt von Fez und Marokko im vorzüglichsten Grade, es ist eines der gesegnetsten Länder der Erde!

Nichts fehlt daher diesem Lande als eine gute Regierung, damit diese aber stattfinde, müßte ein anderer Geist als der des Islam sich verbreiten. Die Sitten und Einrichtungen der Muhameder, ihre Denkungsart, ihr Fatalismus, ihre Vielweiberei — mit einem Worte ihr Orientalismus läßt selbst im Paradiese keine dauernde Blüte der Humanität reifen. Unter dem eisernen Szepter des vom Fatalismus und Polygamie begünstigten Despotismus ist jede Blüte, jede Kultur nur vorübergehend. Ein Beweis davon ist Marokko selbst. In der ältesten Zeit, als die Carthager an diesen Küsten Pflanzstädte gründeten, war es ein rohes Volk, welches sie bewohnte. Hanno, der carthagische Seemann, erwähnt der Lyxiten, die wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Larache wohnten. Später finden wir unter dem Namen Mauritanien dieses Land als Roms Bundesgenossen gegen die Erbfeinde, die Carthager, wieder. Nach der Besiegung des Königs Juba wird es eine römische Provinz, unter dem Namen *Mauritania Tingitana.* Als solche genoß sie großer Ehre mit den Provinzen des übrigen Afrika. Rom erkannte den Werth dieser Länder sehr wohl, und seine Schriftsteller nannten es das Kleinod des Reichs, die Seele der Republik, *speciositas totius terrae florentis.* Mit den übrigen Provinzen Afrika's blühte daher auch Mauritanien herrlich empor. Die Einfälle der Vandalen, die Wechselfälle des Kriegs und das Schicksal des römischen Reichs zogen auch die Provinz mit in den allgemeinen Verfall. Als der Islam wie ein Gluthauch der Wüste sich über die gebildete Welt herwarf, war Mauritanien ein köstlicher Theil des spanischen Khalifats, nach dessen vorübergehender Blüte es der Hauptsitz der muselmännischen Macht in Nordafrika wurde. Lange hatte noch Spanien von

den Landungen der Mauren aus F e z zu leiden, bis endlich unter Ferdinand dem Katholischen die Mauren in Spanien völlig überwunden, ihre Macht auf Afrika beschränkt wurde. Noch einmal flammte der Geist des Khalifats auf. Philipp III. stieß in übertriebenem Glaubenseifer seine fleißigsten Unterthanen aus, nachdem schon Philipp II. bei 100,000 derselben verjagt hatte. Dadurch erhielt M a r o k k o fleißige und geschickte Einwohner. Der unglaubliche und furchtbare Despotismus jedoch, die unaufhörlichen Thronrevolutionen, das endlich von der Regierung sanktionirte Seeräuberhandwerk demoralisirten das Land und brachten es in seinen jetzigen Zustand herab. Die Geschichte des Hofes von M a r o k k o besteht in einer Reihe von Schandthaten, welche jedoch alle von dem mächtigen M u l e i J s m a i l, der 1727 im 81. Jahre starb, übertroffen wurden; selbst N e r o war ein Engel gegen diesen. Leidenschaftliche Willkür, Mißbrauch der furchtbarsten Macht, die ein Sterblicher besitzen kann, Wollust, Habsucht und der schmutzigste Geiz sind Hauptcharakterzüge der Regierungen in den Barbareskenstaaten. Man kennt hier gar keine andere Art zu regieren, als zu rauben, und die einzige Beschäftigung derselben besteht darin, wie man sich des Vermögens der Unterthanen bemächtigen könne. Hier ist der Fürst nicht die alles erwärmende Sonne Gottes, sondern eine alles verzehrende Flamme. Menschenleben ist hier das allergeringste Hinderniß der Herrscherlaunen und hat keinen weitern Werth als insofern es dem Despoten wuchert. Der jetzige Beherrscher ist seit 1827 M u l e i A b d e r r h a m a n B e n H i s c h a m; er stammt aus der Familie der A b i d i s c h e n S c h e r i f e n, die seit 1664 M a r o k k o beherrschen, ohne daß darum Thronrevolutionen und Familienschandthaten seltner als früher gewesen wären. Es folgt nemlich nicht der älteste Sohn nach, sondern der, dem es gelingt die übrigen Brüder aus dem Wege zu räumen.

Die Bevölkerung des Kaiserthums F e z und M a r o k k o wird sehr verschieden angegeben. Sie schwankt zwischen 5, 8 und 14 Millionen. Letztere Berechnung zu 14,886,600 scheint insofern richtig zu sein, wenn man dazu alle Menschen rechnet, die sich innerhalb des Gebietes befinden, welches der Herrscher von M a r o k k o als das seine in Anspruch nimmt. Da jedoch die Berbern und viele Araberstämme in B i l e d u l g e r i d wirklich unabhängig leben, so kann man für die eigentlichen Unterthanen des Kaiserthums wol nicht mehr als die Hälfte der obigen Zahl annehmen. Von Konstantinopel selbst ist dieser Herrscher der Form nach

gänzlich unabhängig. Seltsam ist seine Erziehung. Sobald ein Prinz geboren wird, so wird er einem vornehmen Mauren zur Erziehung übergeben. Ist er 12 Jahre alt, so sieht er zum erstenmal seinen Vater, der ihn nun öffentlich anerkennt und prüft. Besteht er wohl, so hat der Maure sein Glück gemacht im Gegentheil wird der Erzieher in Stücken gehauen. Das kann aber jedem widerfahren, denn Distel- und Unterthanenköpfe sind in den Augen dieses Despoten ziemlich gleichviel, er schlägt sie zum Zeitvertreib ab.

Die Einkünfte des Kaisers betragen ungefähr 10,000,000 Piaster, welche aus den Zehnten, Zöllen, Monopolen, Geschenken, Konfiskationen und Erpressungen fließen. Früher brachten die Seeräubereien wol viel ein, in Ermanglung derselben aber die Tribute und Geschenke der Seemächte Europa's. Durch Algiers Okkupation steht zu hoffen, daß dieses schmähliche Joch für immer abgeschüttelt und somit die Einkünfte Sr. marokkanischen Majestät für immer verringert seien. Es scheint überhaupt, als ob die Einnahme desselben zu 10 Millionen mehr auf eine vergangene als gegenwärtige Zeit passe. Das Heer beträgt 12000 M., von denen 7000 gute Reiter, aber 5000 schlechtes Fußvolk ist. Im Nothfall kann die maurische Macht auf 100,000 vermehrt werden, allein wie in allen muhamedischen Staaten ist das Heer mehr dem Innern zur Last, als nach außen furchtbar und die ganze Macht Marokko's würde kaum 6000 Mann wohlgerüsteten Europäern Stand halten. Di· Seemacht bestand, ehe die Österreicher bei Larrache sie größtentheils verbrannten, aus 24 Fahrzeugen, darunter 10 Fregatten und 6000 Seeleuten; doch war auch diese Flotte nur schlecht bemannten Kauffahrern furchtbar. Als Seeräuber sind die Mauren sehr behende, entschlossen und fechten brav. Ihre Geschicklichkeit besteht im Entern, wo sie dann Mann gegen Mann kämpfen und die schwache Mannschaft eines Kauffahrers schnell besiegen, da ihre Raubschiffe gewöhnlich sehr stark bemannt sind. Diese Gewandtheit der Küstenmauren auf dem nassen Elemente kann der Keim des Wohlstandes und großer Macht werden, wenn, wie zu hoffen steht, eine europäische Regierung, Christenthum und Civilisation hier ihren Sitz aufschlagen werden. Geiz und Sammlung eines großen todten Schatzes ist auch hier Grundcharakter der Regierung, welche übrigens grundschlecht und auf alles, nur nicht auf das Glück und die Kultur des Landes denkt.

Der Ackerbau ist wol der seltsamste auf der ganzen Erde.

Niemand, wenn man die ummauerten Gärten der Städte ausnimmt, hat Grundeigenthum. Die Landmauren, auch Araber genannt, bilden wandernde Dörfer, bauen den Boden an und ernten, so lange es ihnen gefällt. Sind sie einer Gegend überdrüßig, so wandern sie, ohne Jemanden zu fragen, in eine andere, ackern wieder ein Stück Land um und lassen es nach einigen Jahren wieder liegen. Es überwächst nun wieder mit Gras, wird wol auch von einer nachziehenden Horde in Besitz genommen, und wieder besäet. Es fällt gar niemanden ein, Grund und Boden als Erbe oder Eigenthum zu betrachten, noch viel weniger als eine verkäufliche Waare. Dieses ist die einzige Art des Ackerbaues, die man hier kennt. Einst die Kornkammer des römischen Reichs bringt Marokko jetzt Getreide nur dann zur Ausfuhr, wenn despotischer Wille des Sultans die Unterthanen hungern lassen will. Viehherden sind zahlreich, das Wollenvieh gut und schön, die Wolle sehr fein und geschmeidig. Die Städtebewohner nur treiben Handel und Gewerbe, und nehmen sogar zu ihrem sparsamen Gartenbaue Landmauren in den Dienst.

In Künsten und Handwerken sind die Mauren nicht ungeschickt, wie sie denn überhaupt ein wirklich sinnreiches und einer hohen Kultur fähiges Volk sind.

Jetzt freilich ist alles barbarisch, ihre Werkzeuge sind plump und zeitraubend, ihre Verfahrungsweise diejenige vergangener Jahrtausende. Ihre Gerbereien sind berühmt, sie liefern den herrlichen Maroquin, Saffian, köstliches Sohlleder und besitzen technische Geheimnisse, welche diesen Manufakturzweig noch immer auf dieses Land beschränken. Der anderwärts fabrizirte Maroquin ist dem marokkanischen gar nicht zu vergleichen; sie fertigen ihn in verschiedenen Farben und er macht einen bedeutenden Ausfuhrartikel aus. Schlechte Seidenzeuge können mit den französischen den Markt nicht aushalten. Mützen werden in Fez fabrizirt und die nöthigen Haiks webt sich jede Familie. Hie und da sind auch Seifensiedereien im Gange, Teppiche und Matten von Wolle und Stroh, Körbe aus Palmblättern, Gewehre mit langem Laufe aus biskayischem Eisen, wenige und schlechte Leinwand und Schießpulver, plumpe Gold- und Silberarbeiten von Juden gefertigt, machen Theile marokkanischer Gewerbthätigkeit aus. Geschickt sind Sattler und Riemer, so wie man von Mauren rühmt, daß sie mittelst hölzerner Formen, ganz ohne Holz, welches im Flachlande, wie in allen Steppen selten ist, Gebäude aus Lehm aufführen. Geschickte Handwerker, die renegirt hatten, fanden ihr Glück, weil ihre Talente selten sind. Höhere Künste

fehlen ganz, da kein Luxus stattfinden kann, aus Furcht die Habsucht der Regierung zu reizen. Die Wissenschaften sind gleich Null. Dem berühmten Baron von Tott antworteten seine bärtigen Schüler in der Mathematik, die Hofmathematiker Konstantinopels, auf die Frage, wie viel rechte Winkel in einem Dreieck enthalten wären, ganz naiv: das käme auf die Größe des Dreiecks an. Hier würde der Freiherr noch übler fahren. Koranlesen und Auswendiglernen einiger Sprüche ist die ganze wissenschaftliche Bildung, und wer besonders ersteres gut kann, und noch ein klein Bischen arabischer Geographie aufbringt, ist ein Talb und hat auf die höchsten Priester-, Richter- und Staatsämter Anspruch. Wie gut würden meine Leser und ich daselbst fahren! Die Ärzte heilen äußere Wunden mit Salben und innere Krankheiten mit Amuleten.

Um den Handel zu beleben, hat der Staat nichts als wenig Produkte, von denen er ohne eigene Noth nur wenig entbehren kann; keine Straßen noch Brücken, schlechte Transportmittel, versandete Hafen, hohe Zölle, keine Posten, schlechte, tief unter dem Werthe von Ephraims ausgeprägte Münzen. Im Innern treibt Fez den größten und lebhaftesten Verkehr, besonders mit Algier und Tunis, wohin es Mützen und Seidenzeuge sendet. Die Mekkakaravane geht alle Jahre über Tripolis und Fezzan nach Marokko, sie nimmt Mützen, Haiks, Pantoffeln, Goldstaub, Wachs u. dgl. mit und bringt Seidenzeuge, Musselins, rohe Baumwolle, Moschus, Ambra, Essenzen und Maulesel zurück. Mehre Karavanen gehen nach Timbuktu und Sudan. Sie führen rohe Wolle, Seidenzeuge, Tabak, Leinwand, Salz hin, und bringen Sklaven, Goldstaub, Straußfedern und Elfenbein zurück. Der Handel mit Europa ist unbedeutend, beträgt nicht über 500,000 Piaster; und die Natur des überreichen Landes verräth sich selbst in seiner Versunkenheit dadurch, daß die Bilanz zu Gunsten Marokko's ist. Dieses ist im Allgemeinen das Bild eines Landes, das einst zu den mächtigsten der Welt gehörte, der traurige Überrest des abendländischen Khalifats; ein Räuberstaat ohne Kultur, ohne Industrie, ohne Kraft, der von Europa sehr unrecht mit dem prangenden Titel eines Kaiserthums belegt wird.

Das Kaiserthum, wenn es nun einmal so heißen soll, zerfällt in zwei Königreiche, nemlich: Marokko und Fez. Ersteres macht den südlichen, letzteres den nördlichen Theil aus.

Da von regelmäßiger Eintheilung nach Art europäischer Staaten in diesen Ländern wenig zu sagen ist, so theilt man das ganze Kaiserthum nach seiner geographischen Lage in folgende 5 Distrikte.

1) Beled-Sidi-Hessem, ein erst seit kurzem gebildetes, dem Kaiser nicht unterthäniges Gebiet, nach einigen von Schelluhs, nach andern von den aus Timbuktu vertriebenen Mauren bewohntes Gebiet östlich von Vedun. Sie wohnen in maurischen Häusern aus Steinen. Die maurischen Gebäude haben flache Dächer und bestehen aus einer Art Thurm, um welchen herum die übrigen Gemächer liegen. Sie haben viele Ähnlichkeit mit Festungen, wozu sie von diesem Volke, das dieselben an die Berge angebaut hat, auch gebraucht werden. Sie haben treffliche Viehzucht, besonders geschätzte Kameele; der Ackerbau wird in ihrem, dem fruchtbaren Biledulgerid angehörigen Lande sorgfältiger betrieben und gibt nebst Weizen besonders Überfluß an Gerste für den Handel, der mit der benachbarten Provinz Susa getrieben wird, ab. Sie haben in ihrer Mitte das Grab Sidi Hamet O Musa als Heiligthum, unter dessen Schutze Markt gehalten wird. Die Marokkaner holen hier die Waaren Sudans und vermeiden dadurch die Gefahren der Wüste. Das Land steht unter einem Oberhaupte, das 1816 15,000 Mann ins Feld stellen konnte. Dieses ist das traurige Schicksal aller despotischen Reiche des Osten und Süden. Kühne Abenteurer bilden schnell große Reiche, lassen sie durch Statthalter mit ausgedehnten Vollmachten regieren, und halten sie, so lange sie leben, durch die eiserne Gewalt zusammen. Die Nachfolger versinken in die Weichlichkeit des Harems, die Statthalter werden unabhängig, Provinzen reißen sich los, und es bedarf ein glücklicher Usurpator nur etwas Tapferkeit und Muth, um sich einen Thron zu erbauen. So sieht man Reiche entstehen und vergehen im ewigen Wechsel. So gewaltig seit Jahrtausenden die Monarchien dieser Welttheile auf dem Schauplatze der Geschichte auftraten, so war doch immer dieses die einförmige Geschichte aller; und von Nimrod bis zum Beherrscher von Beled Sidi Hessem hat noch keiner eine Monarchie gestiftet, welche ihr volles Dasein auf das nächste Jahrhundert vererbt hätte. Marokko's Kaiser sieht diesen Staat in seinem Gebiete und kann ihm nicht wehren.

2) Ein anderer Theil von Biledulgerid, d. i. des südlichen Bergfußes des Atlas, bildet die Provinzen Draha und Tafilet. Diese zwei Provinzen sind eine ungeheure Ebene,

welche nur der Horizont, gleich dem offenen Meere begrenzt. Der Boden ist salzig und man findet in ihm überall einige Fuß unter der Oberfläche Wasser, welches jedoch brackig ist. Vom Atlas kommen einige Flüsse herab, welche ihre Mündung in die Sahel haben. An ihren Ufern sind einige von Scherifs bewohnte Schlösser oder Kasr erbaut. Das Land ist überaus fruchtbar und hoher Kultur fähig, da Süd- und Nordfrüchte, Weizen und Indigo, auf demselben Felde sich nachbarlich vertragen, so wie die Dattel neben der Traube gedeiht. Die Schafe geben auf fetten Weiden feine leichte Wolle; aber die Bewohner sind wenige und faul, und die Natur spart ihren Segen für eine bessere Nachwelt. Die Provinz Draha wird von dem gleichnamigen Flusse und dem Akassa bewässert, und von Scheluhs bewohnt. El Kasseba Akka 28° 12′ nördl. Br. und 9° 7′ östl. L. Tatta 28° 55′ nördl. Br. 10° 45′ östl. L. Draha, Tagamantert und Tinzulin nebst einigen andern sind die vorzüglichsten Orte, worunter keiner von Wichtigkeit.

In der Provinz Tafilet liegt die wichtige Handelsstadt Tafilet, 28° nördl. Br. und 15° 5′ östl. L. an einem Steppenflusse Sis oder Tafilet genannt. Die Stadt, welche sich erst in neuerer Zeit gehoben hat, ist etwas liederlich gebaut, hat aber durch den starken Karavanenhandel einigen Wohlstand erlangt. Hier kreuzen sich nemlich die Hauptzüge, welche aus Marokko nach den Oasen und nach Sudan gehen oder von da kommen, desgleichen die von Fez und Mekkines. Einst war es jedoch in diesen Provinzen anders. In der Blütenzeit des Khalifats waren diese Provinzen, so wie das ganze Biledulgerid bis Fezzan hin mit Burgen, Schlössern und großen Städten, berühmt durch Reichthum und Glanz, bedeckt. Hoch gepriesen, von Dichtern verherrlicht, waren der reiche Handel, die schönen Villen, die lieblichen Gärten und Palmhaine. Diese Herrlichkeit ist jetzt dahin. Segelmessa in der Nähe von Tafilet liegt mit zahllosen andern Städten und Schlössern in Ruinen. Zwar hat der Kaiser von Marokko in Tafilet in neuerer Zeit einen prachtvollen Palast erbauen lassen und den alten Glanz wieder zu beschwören gesucht, allein die Geister der Humanität und des Völkerrechts gehorchen dem Despotenwillen eines Mulei nicht.

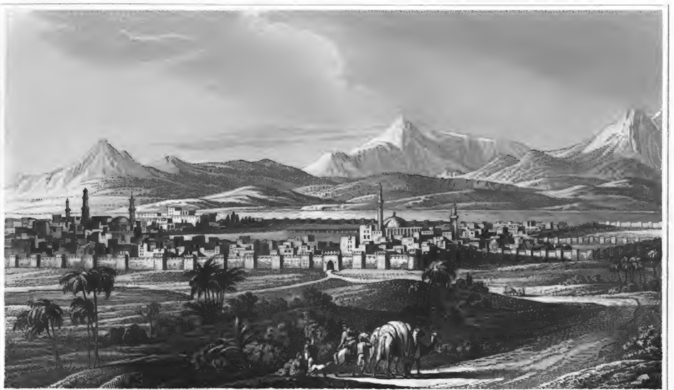
3) Das Land von Cap Nun bis zum Flusse Tamarekt heißt die Provinz Susa. Diese Landschaft wird von Berbern bewohnt, welche hier Scheluhs heißen. Sie ist Alpenland und die vielen Stämme führen ein unabhängiges Leben, denn ihre Abhängigkeit vom Kaiser ist noch unerwiesen. Sie zahlen keinen

Tribut und regieren sich selbst, so gut sie können. Die Beschaffenheit des Landes macht Einfälle marokkanischer Reiterei wo nicht unmöglich, doch unnütz. Übrigens ist das Land schön, ergibig und fruchtbar an allen Reichthümern des Atlaslandes. Treffliche Früchte glühen im dunklen Laube und goldene Saaten decken die Fluren, während auf den duftenden Matten fette Herden weiden. Das ganze Land ist mit kleinen Städten, Flecken und Kastellen bedeckt, die alle mit Ringmauern umgeben sind, um gegen Angriffe sicher zu sein. Jeder Ort hat seine Vorsteher und die kleinen Republiken sind oft in Fehde mit einander begriffen. Die Bewohner Susa's werden, weiße und schwarze Sklaven mitgerechnet, auf eine Million angeschlagen, die, wohlgemerkt! alle lesen und schreiben können, strenge Muhameder sind, übrigens aber nur wenig Moscheen haben. Obwol sie an die See grenzen, so haben sie doch mit der Wüste weit mehr Verkehr, da auf der ganzen Küste zwischen Cap Bojador und Sta. Cruz nur zwei schlechte Rheden gefunden werden. Sie sind daher statt Seeräuber Wüstenräuber und treiben dieses Handwerk zum Nachtheile der Karavanen beständig. Ritter hält sie für Araber und schreibt ihnen Patriarchen-Leben und Sitten zu; aber die Patriarchen waren weder schwarz noch Räuber. Eine durch Handel bedeutende Stadt ist hier Nun, Noon, auch Vadinun. Sie ist der Stapelplatz und die Niederlage der Waaren aus und nach Sudan, und dadurch reich. Sie liegt 6° östl. L. am Akassa, der bis zu dieser Stadt vom Cap Nun aus schiffbar ist. Zwei Grad östlicher liegt Tarudant, eine alte gutgebaute maurische Stadt mit vielen Gerbereien, Webereien und Salpeter. Der Susafluß durchströmt diese in einer fruchtbaren Ebene gelegene Stadt. Treffliche Ölbäume grünen zwischen hier und der Stadt Sta. Cruz, bei den Arabern Agadin genannt. Wegen des Hafens und des hohen Atlasses, von dem aus hier der Handel nach Sudan geht, wird diese Stadt auch das Thor Sudans, Bab el Sudan genannt. Der Hafen ist eine Rhede, die jedoch an dieser ganzen Küste die meiste Sicherheit gewährt. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, die von Natur fest und doch auch mit einer Batterie gedeckt ist. Einst waren hier viele fremde Faktoreien, die aber auf Befehl des Kaisers 1773 nach Mogador verlegt wurden, obwol Sta. Cruz besser für ihre Unternehmungen gelegen gewesen wäre. Am Fuße des Berges, auf welchem das von Portugiesen erbaute und lange von ihnen besessene Sta. Cruz steht, liegt Aguram, an einer herrlichen starken Quelle; es wird von

lauter Fischern bewohnt, die in der fischreichen Bucht ihr Gewerbe treiben, und eine Menge getrockneter Fische in die Sahara versenden. Das sehr hohe Vorgebirg Agadin umschiffte einst der Carthager Hanno mühsam in 2 Tagen und hier in diesem Busen liegt die vielgesuchte Insel Cerne 30½° nördl. Br., auf welcher er die carthagische Kolonie gründete, von wo aus er seine zweimalige Fahrt nach Süden unternahm und bis in den Meerbusen Guinea's zum Hochlande der Ambosen vordrang.

4) Das Land vom Flusse Tamarakt bis Cap Blanc. Das Meer ist hier tief, die Küsten stürzen steil ab, aber unter der Oberfläche sind zahlreiche gefährliche Klippen, Trümmer der versunkenen Atlantis, von der auch die Canarien Überreste sein sollen. Diese Behauptung Ali Beis ist zwar noch nicht erwiesen, aber doch nicht unwahrscheinlich. Dieser Distrikt ist das eigentliche Marokko, und enthält die Provinzen: Marokko oder Merakſch, Haha, Saragana, Eskura, Sherina, Gezula, Abda, Erhamaia und Dukalla.

Das Gebiet von Merakſch, Marakſch oder Marokko bildet einen Theil jener wohlbewässerten Westebene, durch welche sich der hohe Atlas gegen den atlantischen Ozean verflächt. In ihr liegt die Hauptstadt des Landes Marokko. Um sie herum gedeiht, troß der wandernden Dörfer, Getreide aller Art in Fülle; prächtige Herden, Rinder von schöner, Schafe von feiner Zucht, Pferde der edelsten Rasse, die Zucht von Ain Toga genannt, decken das Land. Kommt man von der Seeseite auf die Stadt zu von der Ebene her, so läßt sich, der Golf von Neapel ausgenommen, schwerlich ein schönerer Anblick denken, als diese Maurenstadt gewährt. Im Hintergrunde die himmeltragenden Gipfel des Atlas, welche hier auf 13,200 Fuß absolute Höhe ansteigen. Kühn, wie sie sich gegen den Himmel erheben, stürzen sie in pralligen Felswänden gegen die Ebene, von der sie nur 4 bis 5 Stunden entfernt sind, steil ab. Sanftere Berge, gegen die vulkanischen Hochkegel freilich nur Hügel, bilden einen Gürtel um das Gebirge des Centrums in unabsehbaren Längenketten. Diese sind mit prächtigem Grün, über und über mit Wald bedeckt. Unter diesen bilden wieder kleinere Hügelketten wellenförmige Vorstufen in die unabsehbare Ebene. Hier liegt nun die große Mohrenstadt vom Lichte der Tropensonne umflossen, in Palmenhaine gehüllt, über welche und durch welche das maurische Bauwerk, die Moscheen aus bessern Zeiten mit ihren Minarets und Kuppeln entgegenleuchten. Die Luft, welche sie umgibt, ist von



Marocco.

Wohlgerüchen der Lilien, Rosen, Lupinen, Jonquillen, Jasmin u. s. w. durchwürzt, und Orangenhaine versprechen Kühlung und Labung, und die Wunder der Tausend und eine Nacht haben hier einen trefflichen Schauplatz. Die reiche Fülle des Südobstes, welches hier besonders kräftig und wohlschmeckend ist, erinnert an die Gärten der Hesperiden. Diese Stadt wurde 1052 von Jusuf Teschfin aus der Familie Luntana prachtvoll erbaut. Einst war sie ein Zeuge der Größe ihrer Zeit, jetzt ein Zeuge der Vergänglichkeit. Die dicken Mauern, welche sie umgeben, im Schritt zu umreiten braucht man eine Stunde, allein der größte Raum innerhalb derselben ist mit Ruinen angefüllt, welche die Kinder der Flora und Pomona mitleidig bedecken. Sie liegt unter 31° 37′ 31″ nördl. Br. und 9° 55′ 45″ östl. L., 15 Meilen vom Meere, 6 Meilen vom Atlas, 24 Meilen nördlich von Tarudant, 18 Meilen östlich von Magador und 7 Meilen südlich von Tanger, folglich zu einem Mittelpunkte des Reichs sehr geeignet, für den Binnenhandel wohlgelegen; doch alle Begünstigungen der Natur scheitern am erschlafften Geiste eines durch muhamedischen Despotismus erdrückten Volkes. Die Stadt liegt in Ruinen, die Straßen sind höchst unrein, was wieder trotz der gesunden Lage den Krankheiten, z. B. der Pest, leicht Eingang verschaft. Selbst die Häuser der Reichen sehen verfallen aus; wenn auch im Innern Wohlstand herrscht, so sucht man doch vor der Gierde der Regierung den letztern unter den Ruinen zu verbergen, nur um arm zu scheinen. Schmutz, Wanzen, Skorpione und Schlangen sind eine größere Hausplage als unsere Ratten und Mäuse. Der kaiserliche Palast liegt gegen den Atlas hin und bildet durch hohe Mauern abgesondert ein eigenes Stadtviertel. Man tritt in denselben durch einen maurischen Thorbogen und gelangt in mehre geräumige Höfe, und dann in den bewohnten Theil des Schlosses, der wieder aus mehren Pavillons besteht, die nach den Städten des Reichs benannt sind. Der prächtigste heißt Mogadore, ist aus gehauenen Steinen sehr schön erbaut, mit Fenstern geziert und mit glasirten Ziegeln gedeckt. Die Säle sind mit Tapeten behängt, die Matratzen mit feiner Leinwand überzogen. Ruhebetten und Armstühle zeigen morgenländische Bequemlichkeitsliebe; Tische mit Porzellan, Wände mit Waffen, Uhren und Waschkannen behangen, morgenländische Geschmacklosigkeit. Die Gärten im Palaste sind angenehm mit Orangen, Oliven u. s. w. bepflanzt, und viele Teiche, Wasserfälle, Springbrunnen verbreiten eine angenehme Kühle. Hübsche Sommer-

häuser dienen dem Kaiser zum Aufenthalt in heißen Stunden. Nahe bei dem Palast ist ein großer viereckiger mit einer Mauer umgebener Platz, wo der Kaiser seinen Unterthanen Zutritt gestattet, Audienz gibt und Urtheile fällt. Ohne Geschenke natürlich kein Zutritt; denn im Oriente und Süden ist man so aufrichtig, daß man den Verkauf der Gerechtigkeit nicht verschleiert.

In der Stadt sind viele Moscheen, darunter jedoch 6, die sich durch die Pracht ihres Baues auszeichnen. Besonders erinnert die Moschée des Mulei el Mansor an das schönste, was Konstantinopel und Cairo in dieser Art aufzuweisen haben. Sie zeichnet sich besonders durch einen hohen Minaret aus, zu dem eine Wendeltreppe ohne Stufen hinaufführt. Vom Gipfel sieht man das 25 Meilen entfernte Cap Certin. Im östlichen Theile der Stadt liegt nächst dem kaiserlichen Palast das Judenviertel el Millah; es hat einen eigenen Schutzherrn, wird alle Nacht geschlossen, und zählt 2000 Familien aus Israel, die alle arm scheinen, aber so wohlhabend sind, daß eine Bastonade den Ältesten gegeben und von diesen wieder an ihre Glaubensgenossen vertheilt, jede beliebige Summe in den Schatz liefert. Indessen sind viele ausgewandert nach dem Atlas, wo sie keine Abgaben bezahlen. Ein spanisches Kloster steht auch in diesem Viertel, aber ist jetzt ohne fromme Bewohner. In einem andern Stadtviertel ist das Emporium, wo alle Arten Gewebe aus Seide, Wolle und Linnen feil sind. Hier werden aber auch alle Neuigkeiten ausgeboten, und Vornehme mieten sich sogar eigene Laden, nicht um Handel zu treiben, sondern um die Morgen mit Plaudern über Politik und die in aller Welt so beliebte Chronique scandalöse der Stadt hinzubringen. Zahlreiche Brunnen versorgen die Stadt mit Wasser, besonders wird das Wasser des Tensiftflusses, der nächst der Stadt fließt, gerühmt. Rings um die Stadt läuft ein Werk der Vorzeit, eine aus guten Ziegeln erbaute Wasserleitung, von der alle 100 Ellen Röhren das Wasser in die Häuser führen. Indessen wird sogar dieses wohlthätige Werk dem Verfall preisgegeben. Der Kaiser wohnt meist in Mekines und selten in Marokko, welches nach einigen 20, nach andern 30,000 Bewohner zählt. Die Lage der Stadt ist gesund, aber die Unreinlichkeit macht sie ungesund und besonders unter den Juden, die wie überall an Unreinlichkeit ihre Mitbewohner noch übertreffen, ist Ophtalmie und Aussatz häufig. Wer von dieser letzten Krankheit befallen wird, muß nach dem nordwestlich der Stadt gelegenen Dorfe Deshira el

Jeddam auswandern, dem kein Gesunder nahen darf. Sie tragen alle einen großen Strohhut wie unsere Damen, als Warnungzeichen.

Westlich von Marokko liegen die fruchtbaren Ebenen von Sheshava, von hohen Bergen begrenzt, auf denen man zahlreiche Austernschalen und andere Seemuscheln findet, Zeugen ihrer Erhebung aus der Tiefe durch vulkanische Kräfte, nicht aber, wie einige meinen, eines hohen Wasserstandes. Noch weniger rühren sie von der Sündflut her, denn diese stand nicht lange genug um mehre Fuß hohe Muschelbänke abzusetzen.

In der Provinz Dukella liegt unter 33° 19′ nördl. Br. und 9° 16′ L. Mazapan, von den Portugiesen erbaut, welche es Castella real genannt hatten. Es liegt an einer Bucht, bei welcher auch die Ruinen von Tett liegen. Nur kleine Schiffe können nahe an der Stadt ankern, größere müssen auf eine halbe Stunde wegbleiben. Die östliche Spitze der Bucht heißt Cap Azamore, die Stadt ist gut gebaut, von einer 2 Fuß dicken Mauer umgeben, und mit Bastionen, in welchen Kanonen stehen, besetzt. Die Luft ist gesund, das Wasser gut; wahrscheinlich lag hier einst eine carthagische Pflanzstadt. Eine von den Portugiesen erbaute große Cisterne zeigt von der einstigen Macht dieses unglücklichen Landes. Das Gewölbe wird von 24 toskanischen Säulen getragen; der Behälter ist groß genug um die ganze Garnison mit Wasser zu versorgen. Nicht weit gegen Südwesten liegt ein alter Thurm Bureeja, oder El-Barriga genannt; niemand kennt die Erbauer!

Etwas südlich von Mazagan ist das Cap Blanc, das Vorgebirg Soloë der Alten, 33° nördl. Br. Es ist eine hohe steile weiße Klippe. Hanno sah es einst dicht mit Bäumen besetzt, und erbaute hier dem Neptun einen Tempel und stiftete zwischen hier und Cerne bei St. Cruz eine ganze Reihe Pflanzstädte. El Baladie ist ein kleiner Ort in einer großen Ebene an einem schönen großen Hafen, der alle Flotten Europa's fassen würde, wenn sie nemlich einfahren könnten. Eine Reihe Klippen, die sich jedoch sprengen ließen, hindern auch hier die Einfahrt.

Zwischen Cap de Ger und Cap Blanc liegt noch das Vorgebirg Mogador, 31° 32′ 40″ Br. und 11° 55′ 45″ L. 1760 wurde an dem guten Hafen Dobe vom Kaiser die Stadt Mogador erbaut; er zwang alle Konsuln europäischer Mächte und alle Handelsleute sich hier anzubauen. Die Stadt ist von einem französischen Ingenieur entworfen, hat Straßen, die sich

rechtwinklicht durchschneiden und ist gut befestigt; aber wie alle Maurenstädte öde und traurig, da die Häuser nur Mauern, aber keine Fenster nach der Straße haben. Die Citadelle, welche die Stadt beschützt, heißt Luckseбba und enthält das Zollhaus, den Schatz, die Wohnung des Alkaiden, der angesehenen Kaufleute und Beamten. Die Stadt liegt auf einer Halbinsel und in einer kleinen Entfernung vom Lande liegt die Insel Mogadore, wo Magazine und Batterien sind. Sie hat eine Stunde im Umfang und wird auch als Staatsgefängniß benutzt. Das Wasser zwischen dieser Insel und dem Lande dient als Hafen, der also nicht geschützt ist, und daher vergeht kein Jahr, wo nicht mehre Schiffe ans Ufer geworfen werden. Dieses ist der einzige Punkt, von wo aus beständiger Verkehr mit Europa stattfindet. Die Zahl der Einwohner von Mogadore beträgt nach einigen 16 nach andern 36,000. So steht es mit unserer Kenntniß dieser Länder! Nördlich liegt das Vorgebirg Cantin, auch Ras Elhudik genannt, 31° 30′ nördl. Br. und 8° 29′ L., und einige Meilen im Süden davon die Stadt Saffy, 52° 30′ nördl. Br. und 8° 55′ östl. L., zwischen zwei Bergen und daher im Sommer unerträglich heiß, im Winter plötzlichen Überschwemmungen ausgesetzt. Auch hier wehte einst das portugiesische Banner. Die Stadt hat hohe feste Mauern, aber die Rhede ist nur im Sommer gut, im Winter zertrümmern die Südwinde die Schiffe, welche nicht bei Zeiten die hohe See suchen. Die Stadt wurde 1641 von den Portugiesen verlassen. Da hier viele Gräber der heiligen Moslims sind, so müssen die Juden nicht anders als barfuß hineingehen und außen, wenn sie reiten, von ihren Eseln absteigen. Die Einwohner sind fanatische Christenhasser. Südlich von Saffy, ungefähr am Flusse Tensift, liegen die Ruinen der großen Stadt Akkerunte, die vor 60 Jahren ihre Einwohner durch die Pest verlor.

5) Das Königreich Fez oder Fes macht den nördlichen Theil der marokkischen Herrschaft aus. Es ist der besser bebaute und kultivirtere Theil derselben, obwol unsere Kenntniß davon eben so mangelhaft ist. Wir bemerken folgende Punkte:

Azamore auch Azimur, 33° 16′ 48″ Br. und 10° 24′ 15″ L., liegt auf einer Anhöhe nicht weit vom Meere in gesunder Luft. Besonders die Störche haben hier ihr Paradies gefunden, denn sie sind unzählig. Sie liegt am Flusse Morbeja, der nicht weit davon mündet, aber keine gute Einfahrt gewährt. Die Mauern haben die Portugiesen gebaut, als die Stadt noch ihr Eigenthum war. Wichtiger ist Rabat, auch

Neu=Salée genannt, 34° 4′ 27″ nördl. Br. 10° 57′ L., mit 60,000 Einw., nach andern was wahrscheinlicher ist, nur 25,000 Mauren, Juden, Christen. Einst war es eine herrliche Stadt, doch ist sie mit der Nation selbst verfallen, und enthält jetzt viele Ruinen. Sie hat große Plätze, schöne Moscheen und von El=Mansor erbaute feste Ringmauern $\frac{5}{4}$ Stunden im Umfange. Das Mausoleum Sidi Muhameds ziert einen großen Platz, und der 180′ hohe feste Thurm des Beni Hassan läßt den Hafen von weitem erkennen. Dieser ist in den Sommermonaten sicher, der kluge Schiffer wartet aber das Ende Septembers nicht ab in demselben. Der Handel ist jedoch hier unbedeutend, so wie die Manufakturen für Baumwollenzeuge. Desto schöner ist die fruchtbare, an Südobst so reiche Umgebung dieser Stadt, welche alles liefern würde, was zum Reichthume der Stadt beitragen möchte. Nördlich derselben liegt Alt=Salée. Salle, das römische Sala genannt, am nördlichen Ufer des Beregreb, der früher nahe an der Stadt floß, jetzt aber sich in einiger Entfernung ein anderes Bett gegraben hat. Sie liegt 34° 10′ nördl. Br. 9° 6′ L. Die Einwohner sind aus Spanien vertriebene Mauren 18,000 an der Zahl, man nennt sie Slavi, auch Andalusi. Noch singen sie von den schönen Gefilden Granada's, noch zeigen sie die Schlüssel ihrer Wohnungen vor, und hoffen auf Rückkehr in ihr ihnen mit Gewalt entrissenes Erbe, in das erhabene Alhambra; doch ist für sie bei dieser Kulturstufe wenig zu hoffen. Sie waren die wütendsten Seeräuber; die Natur jedoch selbst, welche ihren Hafen versandete, legte ihnen dieses Handwerk. Die Stadt ist mit sehr starken Mauern umgeben, die mit Thürmen versehen sind; 24 Kanonen beherrschen den Fluß. Gärten umgeben diese Stadt, aber diese Mauren sind die Gartenfreunde nicht mehr, die ihre Vorfahren waren. Daher die Verwilderung der Gärten. Eine schöne Wasserleitung, welche noch immer der Stadt Wasser zuführt, erinnert an Roms Größe, und läßt vermuthen, daß Carthago die Mutter der Stadt sei. Unter 34° 10′ nördl. Br. liegt Mehedia, von den Europäern Mamora genannt, in einem verfallenen Zustande. Die doppelte Ringmauer liegt in Trümmern. Östlich dieser Stadt, an beiden Ufern des Seboof lusses dehnt sich die berühmte über 30 geogr. Meilen im Umfange haltende Ebene von M'scharah Rummellah aus. Keine Erhöhung, nicht einmal ein Stein verunstaltet die horizontale Fläche, die von ausgezeichneter Fruchtbarkeit ist, viel Weizen hervorbringt als Lohn des geringen Fleißes, den die beweglichen Dörfer der

Landmauren darauf verwenden. Nördlicher unter 35° 13′ 15″ nördl. Br. und 8° 21′ 45″ L. liegt El-Araisch der Blumengarten, von Europäern, Larasche genannt, am Abhange eines schönen Hügels am Luccosflusse. In die Mündung dieses Flusses, in deren Mitte eine Sandbank ist, können Schiffe von 100 Tonnen Gehalt einlaufen. Die Schiffe des Kaisers überwintern in einer Bucht an der Nordseite des Flusses, wo sich auch das Arsenal mit vielen Magazinen befindet. Indessen ist der Handel und die aus 400 Häusern bestehende Stadt mit ihm verfallen, seit 1780 die Europäer daraus vertrieben sind. Schön und des Namens würdig ist das Land um El-Araisch, alles voll Naturleben. Seen, von denen drei süßes Wasser haben und von Fischen wimmeln, erhöhen die Reize; an den Ufern stehen mehre Grabmäler muhamedischer Heiligen, in denen Marabuts wohnen, die großes Ansehen haben. In den Sommermonaten scheint es jedoch, daß der liebe Gott diese schöne Gegend den Mosquitos und andern äußerst beschwerlichen Insekten verliehen habe, da Menschen sich ihrer so wenig werth zeigten. Nahe beim Cap Spartel liegt Argilla, fruchtbar, zum Handel geeignet, aber mit allen maurischen Städten den Verfall theilend.

Das Cap Spartel, die westlichste Spitze der Straße von Gibraltar und östlich davon Tanger, 35° 47′ 54″ nördl. Br. und 0° 33′ 9″ östl. L. Diese Stadt liegt in einem milden Klima an der Westseite einer Bucht, deren östliche Spitze Cap Malebatta ist, mit einem großen und guten Hafen, der tief und sicher ist. Die Stadt selbst ist am Abhange eines Hügels malerisch hingebaut, aber nach maurischer Art sind die Straßen eng, krumm; nur die Hauptstraße ist breiter und gerader, die Häuser ohne Fenster, niedrig, mit flachen Dächern, die Mauern der Stadt verfallen, so sieht das Ganze Ruinen gleich. Von 10,000 Einw. sind die meisten Soldaten, Weinhändler und Juden, die hier wie überall ein eigenes Stadtviertel haben. Auf der Ostseite findet man im Hintergrunde der Bucht Trümmer einer alten römischen Stadt, Zeuge der vergangenen Größe der Weltstadt. Das Land ist hier schön; grüne Hügel und fruchtbare Thäler ziehen sich wellenförmig nach Abyla, der Säule des Herkules hin.

Dieses berühmte Vorgebirg unter 35° 45′ 50″ Br. 12° 23′ 36″ L. heißt bei den Arabern der Affenberg, Gebel oder Dschebel Zatute, daneben die sieben Spitzen des Beegts, sieben Brüder genannt. Am Fuße der Herkulessäule liegt Ceuta

35° 52′ nördl. Br., eine spanische Festung mit 7449 Inwohnern, einem mittelmäßigen Hafen und Handel. Die Citadelle liegt am Ende eines Vorgebirges, Alminaspitze genannt. Diese Feste nebst Mellila, Peneon und Alkuhemas sind die traurigen Reste der unter dem Beile des Fanatismus und der Anarchie sich verblutenden Größe Spaniens. Sie haben zusammen 9000 Einw., gewähren einige Handelsvortheile und einen Verbannungsort für Verbrecher. Schön gelegen und mit herrlichen Gärten und lieblichen Gefilden umgeben ist Tetuan oder Tetawan, 35° 37′ nördl. Br., nicht weit vom Flusse Busega in der Westprovinz el Garb genannt. Enge Straßen, hohe Häuser, schöne Moscheen zeichnen diesen von 16,000 Mauren und Juden bewohnten Ort aus. Christen dürfen sich hier nicht niederlassen. Es wird ein verderbtes Spanisch hier gesprochen, welches auf die Abkunft von den aus Spanien Vertriebenen hindeutet. Viele Schiffe kommen hieher, bringen spanische Dollars, deutsche Leinwand, englische Tücher und Manufakturwaaren nebst französischen Seidenzeugen; wogegen sie Wachs, Häute, Leder, Rosinen, Mandeln, Oliven, Orangen, Honig u. s. w. lauter Erzeugnisse der reichen Umgegend eintauschen. Eine große Fülle herrlicher Trauben gedeihen hier. Die Juden destilliren den Brantwein Mafaya daraus, der selbst von Mauren, trotz Muhameds Verbot sehr gesucht wird. Die Stadt liegt eine Meile vom Meere; ihr Hafen, der nicht gut ist, liegt an der versandeten Mündung des Flusses Martihu, welchen Namen auch der Hafen führt.

Im Innern des Landes 34° 6′ 33″ nördl. Br. 12° 41′ 30″ L. liegt die Hauptstadt Fez oder Fes, die größte und wohlhabendste Stadt des ganzen Atlaslandes. Sie wird in Fas-Jedide und Fas-Balu, das alte und neue Fez getheilt. Jenes wurde von Edrisi, dem Stifter der Dynastie der Edrisiden, im Jahre 806 gegründet. Es liegt auf mehren Hügeln, ist von geringerem Umfange als Marokko, in der Mitte, wo es tief liegt, sehr kothig, und enthält 100,000 Einw. Die Straßen sind eng, die Häuser nach maurischer Art mit einem platten Thurme in der Mitte gebaut, der zum Gebrauch der Weiber, um sich daselbst zu vergnügen dient. Der Fluß Fez durchströmt die Stadt und liefert frisches Wasser in die Cisternen. Er ist in mehre Arme klug vertheilt um sowol den Bedürfnissen, als dem Vergnügen der Einwohner zu genügen. Die Hospitäler, Kollegien, Paläste der Großen und Reichen haben inwendig alle sehr geräumige Höfe mit prächtigen Gallerien verziert,

In der Mitte dieser Höfe finden sich herrliche Wasserbecken und Teiche, deren Schalen aus schönem Marmor trefflich gearbeitet, und mit Orangen, Citronen, Granaten beschattet, von Jasmin, Hyacinthen, Veilchen u. s. w. durchduftet sind. Was Sinnenfreude und feine Genüsse anlangt, das versteht der Morgenländer am besten, dem die mühsamen Vergnügungen unserer Bachanalien nicht anders als barbarisch erscheinen können. Moscheen, Heiligthümer, öffentliche Gebäude, von denen wenigstens 50 prächtig zu nennen sind, rühmen sich aus dem schönen Marmor des Atlas erbaut zu sein. Bei jeder Moschee ist ein Bad zu religiösen Abwaschungen und mehre öffentliche Bäder erlauben auch den Unbegüterten, dieses dem Südländer unumgängliche Bedürfniß zu stillen. Desgleichen hat man mineralische Bäder, die künstlich bereitet werden. Hospitäler für Kranke und Altersschwache gab es ehedem viele, jetzt wenige und bei diesen keine Ärzte. Ein Irrenhaus ist auch da, aber die Unglücklichen darinnen werden sehr hart behandelt. Der Geist der Wohlthätigkeit, der in der Zeit des Khalifats so lebendig war, ist auch hier zur Ruhe gegangen. Indessen zählt man hier über hundert Caravanserais, die gewöhnlich 3 Stockwerke und 50 bis 100 Zimmer enthalten, in denen man Wasser und eine Matte findet, denn das Übrige muß man alles selbst mitbringen. Jeder Handelsgegenstand hat seinen bestimmten Platz, so wie jedes Gewerbe. Eine bei den Südländern selten, überall aber wünschenswerthe Aufsicht, findet über die Fleischer statt. Sie müssen ihr Vieh außerhalb der Stadt schlachten, dann zum Polizeiagenten bringen, der den Werth untersucht und den Preis bestimmt, dann darf es erst zu Markt getragen werden. Handelt einer gegen diese Polizei, so ist das Verfahren sehr kompendiös; der Hintere hat nichts zu fürchten, denn diesen braucht der Morgenländer zum Sitzen, aber die Fußsohlen werden höchstens mit einer Bastonade von 40 bis 300 Streichen regalirt, im Wiederholungsfalle schneidet man ihm noch die Ohren dazu ab. Schöpsenfleisch ist besser als Rindfleisch, Hühner gibt es die Fülle. In Neu-Fes gibt es viele Manufakturen, in denen außer den Goldschmiden, die schlecht arbeiten, gute Pantoffeln, Mützen, Teppiche, Kupfergeschirre, Waffen u. dgl. verfertigt werden. Westlich der Stadt Neu-Fez steht ein Kastell, mit dem kaiserlichen Palaste, der prächtig, sehr weitläufig und jetzt vom Statthalter bewohnt ist. Diese Stadt liegt 30 Stunden vom Meer, zu der herrliche, ja die schönsten Gegenden der Erde führen. Auf dem Wege dahin liegt der Berg Sarhun oder

Zaaron, an dessen Fuß der Erbauer von Fez, Sidi (bedeutet Herr) Edris ruhet. Nahe dabei sind merkwürdige Ruinen: Kass'r Farawan, Pharaons Schloß genannt. Von hier wurden viele Säulen von hohem Werthe über den Atlas nach Tafilet geschaft, um dort bei dem Kaiserpalast verwendet zu werden. Noch stehen zwei 30′ hohe, 12′ weite Portikus, Reste ungeheurer Bauten, welche Jakson gewiß irrig egyptischen Ursprungs hält. Nie sind Egypter hieher gekommen. Der Sinn dieses Volkes war gegen Südosten gerichtet. Wahrscheinlich sind die ungeheuren Trümmer, welche mit ihren kolossalen Gliedern eine deutsche Meile Landes bedecken, Reste der römischen Hauptstadt Mauritaniens. Werden die Gefilde Marokko's einst — und ich hoffe bald — den Augen gebildeterer Europäer, als unsere Handelskonsuln gewöhnlich sind, offen stehen; so wird Kass'r Farawan vielleicht eine Urkunde werden, welche die Geschichte der Vorwelt bedeutend erläutert. Allerlei Geräthschaften, goldene und silberne Münzen (von wo? von wem?) werden immer ausgegraben. Am Ende der Provinz Benihassan liegt Mequinez, Mekines, ehedem Silda, in einem herrlichen von Olivenhainen und allen Südobstbäumen beschatteten Thale; El-Zeituna, die Ölbaumreiche heißt es. Sie hat 10,000 Einw., die gastfrei, freundlich und gebildeter als die übrigen Berbern sind. Hier ist der kaiserliche Palast, der gewöhnlich vom Monarchen bewohnt wird, ein prachtvolles viereckiges hohes Gebäude, das durch zwei mit Kanonen besetzte Bastionen beschützt wird. Die Judenstadt ist ummauert, das Negerviertel, wo einst die Familien der schwarzen 100,000 Mann starken Leibgarde Ismails wohnten, liegt in Ruinen; ein spanisches Kloster ist verlassen. Die Weiber hier sind schön, weniger Zwang unterworfen, und darum hat sich die ihrem Geschlechte eigene Gefälligkeit und Grazie besser entwickelt. Die Sitten des Hofes sind denen aller Despoten gleich, der Sultan wird durch die niedrigste Schmeichelei venerirt; dessenungeachtet von Zeit zu Zeit erdrosselt. Jeder Regierungswechsel zieht eine Revolte und diese allezeit ein Blutbad unter den Besiegten nach sich.

II. Algier.

Dieser Theil der Berberei hat durch die neuesten Ereignisse, sowol durch das Bombardement des Lord Exmouth, als besonders durch die Okkupation der Franzosen, die Augen der ganzen civilisirten Welt auf sich gezogen. Seit Jahrhunderten

der Hauptsitz der Seeräuberei und der barbarischen Christensklaverei hat es aufgehört der Schrecken und die Schmach des civilisirten Europa zu seyn. Es liegt zwischen 34 bis 38° nördl. Br. und 15 bis 26° östl. L. Grenzen sind gegen Westen Fez, in Osten Tunis, im Norden das Mittelmeer, und im Süden die Sahelwüste. Die Grenze gegen Süden ist sehr zweifelhaft, manchmal erstreckt sie sich bis an den Saum der Wüste, manchmal nicht einmal einige Meilen landeinwärts von der Küste. Die Beduinen und wandernden Stämme Biledulgerids sind mehr der Freiheit als Abhängigkeit ergeben. Im strengen Sinne ist daher der Flächeninhalt nicht zu bestimmen, im gewöhnlichen Sinne beträgt das Gebiet, welches zu Algier gerechnet wird, 8,957 Quadratm. Dieses Land ist ungleich gebirgiger als Marokko, obwohl es keine so hohen Berge aufzuweisen hat. Längs den Küsten zieht sich der kleine Atlas in sanften Hügelreihen hin, zwischen welchen die lachendsten Hügel und fruchtbarsten Thäler liegen. Tiefer landeinwärts herrscht der große Atlas. Im Südosten ist der hohe Jurjura, der Aureß und das Feliciagebirge, die bis in die Schneegrenze reichen sollen, was jedoch nicht wahrscheinlich ist. Die Küstenreihe besteht aus dem schon oben erwähnten höhlenreichen Sandstein. Die Flüsse, deren eine Unzahl, wiewol lauter Küstenflüsse sind, nehmen alle eine nördliche, nur wenige eine südliche Richtung, die sich dann im Sande verlieren. Der Boden des mittleren und östlichen Landes ist vulkanisch. Unter der Römerherrschaft blühte es herrlich auf, und nahm Theil an der Civilisation des Mutterstaates. Von den Vandalen erobert sank es tief, blühte aber unter dem Khalifat wieder auf, bis es vor 300 Jahren der Sitz des Verbrechens wurde. Früher türkische Provinz, machte es sich nach und nach von dem Pascha der Pforte unabhängig. Die Türkenbesatzung wählte sich einen Dey, welcher Ahmed II. zu seinem Pascha ernannte, und seitdem war Algier eine Soldatenrepublik, die den härtesten Despotismus über das Land ausübte. Die kaum 10,000 Mann starke türkische Miliz betrug sich ganz so, und spielte dieselbe Rolle, welche einst die Prätorianer unter den Cäsaren spielten. Sie ernannten Deys und ermordeten sie, sobald sie wollten. Sie verkauften auch wol die traurige Würde dem, der das meiste dafür bieten konnte; und thaten dies, so oft ihnen einfiel, daß sie Geld brauchten. Von dem Tribut der Europäer, dem Seeraube, und dem Lösegeld der Christensklaven, wie auch den namenlosen Erpressungen häufte sich jener große Schatz in der Casaubah auf, der den Franzo-

sen in die Hände fiel. Unter einer solchen Regierung mußte das unglückliche Land auf 2,500,000 Bewohner herabkommen, obwol es deren 20 Millionen nähren könnte. Das Land ist einer unermeßlichen Civilisation fähig! aber soll sie gelingen, so muß Frankreich Ackerbaukolonien gründen, diese in großer Anzahl hinzuschaffen suchen, und ein Mittel finden, die schroffen Grundsätze, welche Europäer und Atlanten trennen, auszugleichen. Es wird gelingen, sobald es die Römer nachahmt, welche hierin die besondere Geschicklichkeit besaßen: Herren zu sein ohne zu unterdrücken, und ihre Gesetze zu verbreiten, ohne die Gewissen der eroberten Nationen zu beschweren. Algier verdient diese Aufmerksamkeit. Kein Land der Erde eignet sich besser zum Ackerbau; belebt man aber diesen, so ist auch der Handel gegründet, der Geschmack an Raub, leichtem Erwerb und Betrug verschwindet, der Barbar bekommt ein Vaterland, sobald er seinen Boden liebt. Das Klima Algiers entspricht dem des südlichen Europa; die Jahreszeiten folgen sich regelmäßig, die Hitze im Sommer, die Kälte im Winter sind beide mäßig. Nur wenn der Samum, oder wie er hier heißt der Simum der Wüste weht, steigt das Thermometer auf 33 bis 34° Reaumur. Die Luft ist daher sehr gesund, und sogar die Pest, welche so oft in Malta und selbst in Gibraltar Verheerungen anrichtet, verliert hier ihre tödtende Kraft und gedeiht nicht. So gesund wie die Luft, ist auch der Boden, denn er gibt selbst bei der unsorgfältigsten Behandlung das zwölfte Korn; aber bisher war er nur ein Stiefkind der geistlosen Türken, die ihn Hirtenvölkern überließen. Diese ernten die Ähren, brennen die Stoppeln ab und verursachen dadurch Monate lang andauernde Erdbrände, ein gräßlicher Anblick! jene Feuerströme, die einen solchen Glühdunst in die Atmosphäre aushauchen. Die Produkte sind dieselben, welche wir schon bei einer allgemeinen Übersicht bezeichneten: alles zeigt an, daß dem Anbaue des Indigo, Zuckerrohrs und der Baumwolle besonders in Biled-Ul-Dscherid nichts im Wege steht. Das Land ist mit gewürzigen Kräutern bedeckt und Rosen schmücken Hügel und Gärten, den weichlichen Bewohner zum Gebrauch wohlriechender Essenzen einladend. Algier leidet weniger durch Erderschütterungen, als die gegenüberliegenden Küsten Europa's, desto mehr ist sein Boden mit Salz und Salpeter geschwängert. Ersteres herrscht dermaßen vor, daß es nicht nur Salzquellen, sondern eigentliche Salzfelder und Salzberge gibt. Das Meer gibt Überfluß an delikaten und seltenen Fischen, und nächst der Küste zwischen Bona und Cale kommt in gro=

ßer Menge die Koralle vor. Diese zeigt sich in dreierlei Übergangsformen. Anfangs erblickt man eine Gruppe lebendiger Polypen, beladen mit Myriaden kleiner Kügelchen von klebriger Feuchtigkeit, die aus dem Gipfel der Zweige hervorzusprossen scheinen, wo sie Tropfen bilden, in denen die über diesen Gegenstand eben nicht einigen Naturforscher die Korallenblüte finden wollen, während andere sie für wirkliche Thierchen halten, die in den Zellen längs dem Innern der Zweige wohnen. Hier geht die Verwandlung in einen stattlichen Baum vor sich, welcher bald zu einer harten mineralischen Substanz wird. Der Tod dieses Polypen ist eher eine Art Verknöcherung als Versteinerung, oder eigentlich zu reden ist die Koralle weder Stein, noch Pflanze, noch Bein, sondern eine Metamorphose zahlloser Polypen. Sie gleicht einem sehr ausgedehnten Stammbaum, wo der Großpapa von seiner Nachkommenschaft umgeben seinem Schicksal erliegt und in einen bleibenden Zustand der Verknöcherung übergeht. Auch die Thiere sind dieselben, welche in der allgemeinen Übersicht aufgeführt wurden. Sie haben es besser als der Mensch, denn dieser ist mit sich selbst ewig im Widerspruche. So hart und gleichgiltig der Muselmann das Menschenleben behandelt, so sorgfältig wird jedes Thier gepflegt. Ausgezeichnet ist in Algier das Schiff der Wüste, das Kameel, auch Hadschi Baba der Vater des Pilgers genannt. Es trägt die Geschenke des Großherrn nach Mekka, und Muhamed gestattet ihm den Eintritt ins Paradies, daher erfreut sich dieses Thier großer, aber auch wohlverdienter Sorgfalt. Wie der Hindu mit dem Mist der Kuh, wäscht sich der Mauroaraber das Gesicht mit dem Schaume des Kameeles. Es trägt ungeheure Lasten, oft sitzt eine ganze Familie auf seinem geduldigen Nacken. Es liefert Fleisch, Milch, Haut und Haare, sogar der Mist dient zur Feuerung. Ermüdet der Reiter, so sucht er wie der berüchtigte abderitische Bartscheerer, Schutz im Schatten seines Leibes, es wacht, wenn er schläft und wie der treue Hund warnt es vor der Annäherung des Feindes; seine Sitten sind sanft, sein Naturell geduldig, sein Magen genügsam, es trägt alle Beschwerden, bis es unterliegt. Kein Thier auf Erden ist ihm an Nutzbarkeit gleich! Die in der Berberei gewöhnliche Art heißt Demel und ist größer als das asiatische. Der Dromedar ist eleganter und eilt mit seinem Reiter windähnlich durch die Wüste davon, die sein Element ist. Wild ist auch hier im Überfluß und die Franzosen werden hier eine viel interessantere und minder kostspielige Art dieses rau-

hen Vergnügens, als in Frankreich gefunden haben. Besonders ergibig fällt die Heuschreckenjagd aus, die hier große Rechte in Anspruch nehmen. Über alles dieses, so wie über die ganze wahre Beschaffenheit des Landes und seiner Bewohner, müssen wir von den neuen Herren erst nähere Aufschlüsse erwarten, die sie uns gewiß nicht vorenthalten werden.

Das ganze Land näher dem Mittelpunkte römischer Herrschaft in Nordafrika gelegen, ist mit Trümmern seiner vergangenen Herrlichkeit überdeckt. Algier zerfällt in drei Provinzen, des Westen, Osten und Süden: Tlemsan oder Oran, Constantine und Titteri. Algier mit seinem Gebiet gehört zu keiner dieser Provinzen. Die ehemalige Regierung setzte jeder dieser Provinzen einen Dey vor, der vom Dey zu Algier abhing, und ihm zinspflichtig war. Wie es die neue Regierung damit hält, ist noch nicht bekannt. Die Regierungsform war, wie schon erwähnt, dieselbe, unter welcher einst Rom von der Schlacht bei Aktium, bis zum Untergange des abendländischen Reiches schmachtete; nemlich ein neuer Militärdespotismus, furchtbar den Herrschern, wie den Beherrschten, dieses aber um so mehr, je roher die Türken im Vergleich mit dem Zeitalter Augusts waren. Wir betrachten nun zuerst die Stadt und das Gebiet von Algier.

Algier bietet dem von der See kommenden Fremden einen überraschenden Anblick dar. Es ist amphitheatralisch gebaut und bildet ein Dreieck. Die Anhöhen, auf denen es erbaut ist, und die sich in manchen Stellen an die Häuser anzuschließen scheinen, die zahlreichen Gärten mit Weinstöcken, Öl- und Orangenbäumen bepflanzt, stellen vom Meer gesehen einen unübertrefflichen Anblick dar, den man anstaunt; bis man in die finstern, krummen und schmutzigen Gassen tritt, wo man kaum athmen, oder einem Entgegenkommenden ausweichen kann. Algier ist eine alte Stadt und war einst die Residenz des numidischen Königs Juba, Rusgurinum genannt. Sie ist mit einer 40 Fuß hohen Ziegelmauer umgeben, welche Schießscharten und abwechselnd mit Kanonen besetzte Batterien hat. Sie hat 4 Thore und ein heimliches Thor zum Ausfall. Über jedem Thore sind Kanonen aufgepflanzt; die Häuser sind auch hier nach maurischer Art gebaut, was der ganzen Stadt das Ansehen einer Verfallenheit gibt. Indessen ist es merkwürdig, daß sie mit den in Pompeji ausgegrabenen große Ähnlichkeit besitzen. Obschon im Innern niedlich, nehmen sie sich nach Außen nicht sonderlich aus, da sie gar keine Fenster nach der

Straße haben. Der innere Hof ist mit einem Säulengange umgeben, in der Mitte ist ein Brunnen. Von vier Seiten zeigen sich die Zimmerthüren. Die Dächer sind flach, auf ihnen trocknet man Leinwäsche, ergeht sich in der Abendluft und stattet sich mittelst in Bereitschaft gehaltener Leitern, Besuche ab. Die Häuser sind nicht über 2 Stockwerke hoch, im Hintertheile befindet sich der Harem, an die Stelle der Fenster ist ein vergitterter Balkon angebracht, auf dem sich die Familie bei Festlichkeiten versammelt. Die Fußböden sind mit einem aus Italien kommenden Puzzolanmörtel bekleidet; der Herr, die Söhne, die Domestiken wohnen abgesondert. Gekocht wird in kleinen niedern Öfen, die im Hofraume stehen, sauber geweißt sind und in Kuppeln endigen. Jeder Hauseigenthümer in Algier muß den Gesetzen gemäß sein ganzes Haus jährlich einmal weiß übertünchen. Es herrscht jedoch auch im Innern derselben eine wunderbare Reinlichkeit und Eleganz; keiner betritt ein Zimmer, ohne die Pantoffeln auszuziehen. Das ganze Hausgeräthe besteht indessen aus einer französischen Uhr, zwei oder drei Spiegeln, einigen reichen Teppichen, Betten und Sofas in jedem Winkel des Saales, Polstern längs der Seitenwände und leichten Vorhängen an den Fenstern. Die Wände haben Karniese mit Koransprüchen verziert. Zu einem algierischen Bette gehören einige ziemlich harte Polster und Ohrenkissen mit Federn, die jeden Morgen zurechtgebracht werden. Fremde werden in einem kleinen Gemach in der Nähe des Eingangs empfangen; hier macht der Hausherr seine Geschäfte ab. In der heißen Jahreszeit setzt er sich auf eine Matte vor der Thür, und wer ihn besucht, wird gebeten, sich neben ihn zu setzen.

Der Algierer ist mäßig in seinen Genüssen, aber fein in den Empfindungen seines Körpers. Er meidet Überladungen seines Magens, ist aber um so mehr besorgt, sich jenes wohlbehagliche Gefühl der Weichlichkeit zu verschaffen, welches durch Pflege des Körpers erlangt werden kann. Wein trinkt er wenigstens nicht öffentlich, aber ein Opiumrausch ist ihm ein liebliches Gefühl. Abwechslung hat sein Leben nur wenig, denn er liebt Ruhe und Einförmigkeit. Will man von jemand sagen: es gehe ihm recht wohl, so heißt es: er lebt vom Opium. Zuweilen belustiget er sich an den wollüstigen Szenen, welche öffentliche Tänzerinnen, den Bajaderen Indiens ähnlich, vor ihm aufführen; ohne jedoch den schweigsamen Ernst auch nur einen Augenblick abzulegen. Ganze Gesellschaften reden stundenlang keine zehn Worte. Unsere gesprächreichen Gesellschaften

sind ihnen gänzlich fremd. Dafür treten die bei den Arabern so beliebten Märchenerzähler auf, welche den Rhapsoden der alten Griechen ähnlich sind. Nach einer Geschichte lassen sie die Mütze in einer Gesellschaft herumgehen, wie die Improvisatoren Italiens. Ein Sammelplatz für Geschwätz sind aber die Barbierstuben, welche in der ganzen Welt privilegirte Neuigkeitsbuden sind. Sie sind vom Morgen bis Abend mit müßigem Volke angefüllt, das den Kopf auf dem Ellbogen gestützt, oder die Körner des Rosenkranzes abzählend, mit offenem Munde den Orakeln zuhört.

Wichtig, wie in allen Ländern der Moslims, sind die Bäder. Hier spricht sich der Charakter des Volks aus. Die algierischen stehen selbst denen in Konstantinopel nicht nach. Der Vorsaal ist eine große Rotunde mit Bänken, auf welche die Kleider abgelegt werden. Nach der Entkleidung wirft der Maure ein großes Leintuch über, und wird in einem Korridor, der nur wenig geheizt ist, geführt, von da geht er langsam aus dem kühlen in das warme Gemach. Hier angekommen streckt man sich auf Polstern mitten in einer Wolke von Wohlgerüchen aus, wo, nachdem die Glieder die gehörige Gelenkigkeit erhalten haben, zwei Personen den Badenden ergreifen und wie ein Stück Teig durchkneten. Dieses verursacht anfangs einige Beschwerden, bald aber fühlt man sich von einem unbeschreiblichen Gefühl des Wohlbehagens durchdrungen; man fühlt sich freier um die Brust und rascher rollt das Blut durch die Adern, indem alle Lebensfunktionen leichter vor sich gehen.

Für die Damen ist das Bad der einzige Ort, wo sie einer unumschränkten Freiheit sich erfreuen und ihren Putz vor ihren Freundinnen auskramen können. Im Baden werden sie von Kopf bis zu den Füßen mit Rosenwasser, wovon hier eine erstaunliche Menge verbraucht wird, übergossen und ihre Haare mit kostbaren Ölen eingefeuchtet. Die Kleider werden, ehe sie dieselben wieder anziehen, mit Aloeholz durchräuchert. Nach vollendeter Toilette verfügen sie sich in das äußere Gemach, wo überzuckerte Früchte, Confituren und andere Erfrischungen nebst Gesang und Tänzen ihrer harren. Letztere werden von öffentlichen Dirnen auf eine Art aufgeführt, welche den schroffsten Gegensatz mit den Begriffen der weiblichen Sittsamkeit bilden, und nur zu sehr zu den üppigen Gefühlen passen, von denen die Völker dieser Zone durchglüht werden. Indessen dürfen nur zwei Personen mit einander tanzen; so wie bei den Alten, führt immer eine Tänzerin nach der andern ihre Szene

durch. Lebhafte Action mit dem Untertheile des Körpers, während der Oberleib ruhig ist, gehört zur Virtuosität dieser Kunst.

In der heißen Jahreszeit steht der reiche Maure zwei Stunden vor Tags auf, um die Kühle des Morgens zu genießen, besucht das Schlafzimmer seiner Kinder, trinkt Kaffee, am liebsten aus Jemen, und geht wieder zu Bette. Um acht Uhr steht er zum zweitenmale auf, besucht seinen Harem, trinkt wieder Kaffee, raucht eine Pfeife, speist um 10 Uhr und geht wieder zu Bette. Steht er wieder auf, so nimmt er ein Bad, setzt sich in den Saal, vier Sklaven mit gekrümmten Beinen sitzen da und starren ihn an, um jeden seiner Befehle und Winke mit Blitzeseile zu vollziehen. Diese Morgenbeschäftigung beschließt ein Spazirgang auf der Terrasse. Um Sonnenuntergang wird zu Abend gespeist, geschlafen und dasselbe Leben wiederholt. So ist das Leben des Mauren ein Wechsel von Sinneslust; der oft jedoch sich schnell in das Gegentheil verwandelt, wo dann der Bettelstab mit eben dem Gleichmuthe ergriffen und die Fügung des Schicksals geehrt wird. Bei den Weibern gilt auch hier Korpulenz für Schönheit, sie haben indeß selbst im Auge des Europäers Vorzüge; nemlich eine ungemein zarte Haut, ein paar lebendige Augen, welche die Natur aus Feuer und Geist gebildet hat, perlweiße Zähne, die sie bis ins Alter zu erhalten wissen, und eine Zärtlichkeit des Gemüths, die eines bessern Schicksals würdig wäre. An ihnen, die bisher auf der ganzen Erde die größte Tyrannei zu tragen hatten, dürften die Franzosen die treuesten Verbündeten unter ihren neuen Unterthanen finden; denn nun wird wol um eines Liebesverständnisses willen der Vater seine Tochter nicht mehr ins Meer werfen dürfen. Bei ihren Heiraten wird Letztere nicht zu Rathe gezogen, und ist der Mann mit dem Vater einig, so wird sie unter vielen Ceremonien vermählt, ohne ihren Willen zu befragen. Sie bleibt Sklavin, so lange sie lebt, und obwol der reiche Maure seine Frau durch Pracht und Reichthum fast erdrückt, so ist ihr Leben doch nur das einer Gefangenen. Demungeachtet sind in der ganzen Berberei die Sitten zu Algier immer die lockersten gewesen, das Volk immer das niederträchtigste Gemische von Abenteurern, Gauklern und Wucherern in der ganzen Berberei.

Algier hat 10 große und 50 kleine Moscheen. Diejenige, wozu man 1790 den Grund gelegt hat, ist die schönste; sie bildet drei Stockwerke, die von Säulen aus weißem piemontesischen Marmor unterstützt werden, und ist 60′ hoch, 40′ breit.

Algier.

Die übrigen Moscheen haben nichts Auszeichnendes. Die Minarehs sind viereckige Thürme, während die der Türkei rund oder achteckig sind und Gallerien haben, welche denen in Algier fehlen. Der Palast der Regierung, die Cassaubah, und fünf Kasernen sind solide Gebäude, das Solideste jedoch, der Schatz der Cassaubah, ist erlöst worden und in alle Welt gegangen. Zwölf prächtige Bäder sind sehenswerth, 5 Gefängnisse für Christensklaven sind jetzt, ich weiß nicht, zu welchem Zweck verwendet. Auch die Juden haben in ihrem Viertel eine Synagoge und die Töchter Israels sind schön, wie überhaupt unter dem Himmel des Atlas schöne Menschen geboren werden. 80,000 Mauren, keine Türken, sondern 16,000 Franzosen und 8000 Juden füllen diese Häuserhaufen, welche Algier bilden. Vor dem Königspalast ist der einzige Platz der Stadt 80 Fuß im Umfange, in der Mitte desselben ist ein schöner marmorner Springbrunnen. So schmutzig, düster, dumpfig und stinkend aber auch Algier in seinem Innern ist, so ist es desto schöner nach Außen. Die Gegend ist wirklich lieblich und auf drei Meilen im Umkreise mit Landhäusern bedeckt, deren Zahl sich bis 12,000 belaufen soll. Einst hatten die Römer hier ihre prächtigen Villen. Die Gartenkunst liegt in der Wiege, und was man hier Garten nennt, ist ein Haufen verschiedener Obstbäume ohne Ordnung und Pflege. Dennoch gibt der gute Boden zwei Obsternten, ja man sieht Äpfel zum drittenmal blühen. Südöstlich, von der Stadt eine Viertelmeile, liegt das berühmte Kaiserschloß, unregelmäßig ohne Schanzen und Graben. Es beherrscht zwar die Stadt, aber mit seinem Schicksale ist auch das der Stadt entschieden. Die übrigen Festungswerke von einem geschickten Offizier und guten Artilleristen vertheidigt, würden, besonders seit 1816 das neue Fort bei Bebe Luette erbaut ist, für eine Flotte uneinnehmbar sein, sobald man die Landung bei Sidi Ferusch, dem einzigen Landungspunkte, verhindert. Der Hafen ist gut und naturgemäß von den Algierern gegraben, nur zu klein und bei Nordwinden unsicher. Er ist 130 Klafter lang, 80 breit und 15 tief. Die Rhede ist unsicher und daher Algier nur vom Juni bis August besuchbar.

Künste und Wissenschaften sind hier weder gesucht, noch geachtet, unter Europa's Flügeln wird aber die Muse sich niederlassen. Seit die Franzosen hier herrschen, soll auch die Justiz besser sein. Indessen läßt sich über den politischen Zustand jetzt noch nichts sagen, da die Zukunft Algiers noch nicht entschieden ist. Ackerbau, Handthierung, Künste, Handwerke und

Handel stehen hier noch übler als in Marokko. Westlich von Algier, liegt die durch die neuesten Ereignisse in Afrika's Geschichte so merkwürdig gewordene Bai von Sidi el Feruch, wo die Franzosen, und mit ihnen vielleicht eine neue glänzende Epoche der Civilisation in Afrika landete. Sie ist rechts von einer Landzunge begrenzt, auf welcher zum Schutz der Bai ein Thurm steht, den die Spanier Torreta Chica benannten. Die Umgegend ist felsig, sandig, die Bai ziemlich sicher, und was wichtig ist, in der Nähe gute Quellen. Vermuthlich werden die Franzosen diesen Punkt sorgfältiger bewachen, als die Türken.

Zu dem Gebiete von Algier gehört auch noch Collah, eine kleine gutbevölkerte Stadt in einer bergigen aber schönen und fruchtbaren Gegend. Etwas weiter davon liegt Kubber Romeah, d. i. ein römisches Grab, ein rundes, 90′ an der Basis im Durchmesser haltendes und aus Quadern erbautes Denkmal, das sich stufenweise 100 Fuß erhebt und in einer stumpfen Spitze endet.

Die Provinz Tlemsan oder Maskara, die Westprovinz, erstreckt sich gegen Westen von Algier bis Twunt. Das ganze Land ist voll Berge und Thäler, aber sehr schlecht bewässert, indessen sehr angenehm und fruchtbar. Twunt liegt an der Küste, und vor der Mündung des Tafnahflusses die Insel Akra mit einem guten Hafen. Die Küste wird von den Stämmen Weled Halfa und Scheffah bewohnt, welche auch den Hafen Madagh inne haben. Östlich zwischen Cap Falkon und Cap Ferat ist eine Bucht Mazalquivir genannt, welche den sichersten Ankerplatz der ganzen Küste gewährt, an welcher Oran 35° 44′ 17″ nördl. Br. und 16° 58′ 51″ L. am Abhange eines Berges liegt, von dem herab zwei Schlösser es beherrschen und vertheidigen. Ein daneben liegendes fruchtbares Thal mit einem kleinen Flusse versorgt es mit trefflichem Wasser. Bis 1792 war es eine spanische Besitzung, dann wurde es an Algier abgetreten. Die Stadt hat 16,000 Einw., meist verwiesene Mauren und Spanier. An den fruchtbaren Küsten hin liegen viele kleine Städte und Dörfer, hausen viele Nomadenstämme, zwischen Ruinen mächtiger Städte; den Wanderer zum Vergleich zwischen Vormals uud Jetzt zwingend.

Die bedeutendste Stadt dieser Provinz ist Tremezen, Tremesan, Tlemsan. Auf einer Anhöhe, am Fuße eines felsigen Gebirges, das aber eine große Bergebene bildet, von

welcher das Wasser in die große, einst größere, jetzt aber mit Trümmern erfüllte Stadt fließt und ihr frischen Labetrunk gewährt. Die Stadt ist ummauert, hat ein Schloß und mehre große Moscheen und Manufakturen für Wollen- und Leinspinnereien. Maskar liegt in einer schönen Ebene, am rechten Ufer des Flusses el Hamman; sie ist die Hauptstadt der Provinz und die Residenz des Bei. Drei Tagreisen südlich von Maskarah an der Grenze der großen Wüste Sahel, liegt Nador, auf einer Anhöhe, bei welcher der Fluß Susellim, nachdem er Gardejah durchfließt, sich im Sande verliert. In der ganzen Gegend hausen unzählige wandernde, mehr oder weniger unabhängige Stämme zwischen den Ruinen einstiger großen Städte, die hier der Auferstehung harren. Eben so sind die Ufer des Flusses Shelif mit Ruinen und Gräbern römischer Städte bedeckt und nebst den historischen Daten, welche eine genaue Durchforschung des Landes verspricht, werden auch aus diesem Lande unsere Rumpelkammern, Museen der Alterthümer genannt, gewiß sehr bereichert werden. So findet man auch bei Maniana, das an einem Berge liegt, römische Trümmer. Jetzt noch werden die hier befindlichen warmen Bäder besucht, aber an die Stelle römischer Prachtbauten, von denen die Spuren sichtbar sind, haben die Mauren elende Baraken hingekleckst, die schlechte Unterkunft gewähren. Die Quellen sind von verschiedener Temperatur, aber sehr heilsam. Das Thal ist mit schönen Gärten bepflanzt, aber durch zackige schroffe Berge eingeschlossen, durch welche man jedoch zur fruchtbaren Ebene von Metijah gelangt, die Algier mit Lebensmitteln versorgt.

Die Provinz Titteri erstreckt sich von Mazafran in Westen bis zum Flusse Booberak in Osten 144 Quadratm. groß. Das Land ist nicht so bergig, sondern zieht von der See flach gegen das im Süden befindliche Gebirg hin, welches die Provinz von Westen nach Osten durchstreicht. Jenseit des Gebirges ist wieder alles flach bis in die Sahara hinein. Die Ufer der See sind mit Dörfern besetzt, die von verschiedenen Stämmen bewohnt werden. Porto Gaveto, Jinett, Porto greco sind solche Dörfer, die in Ölhainen stehen. Im Innern des Landes sind Blada oder Belida und Medea oder Mehedia zwei volkreiche, mit Gärten, Fluren und Landhäusern umgebene Städte in einer wohlbewässerten und fruchtbaren Gegend, die zahlreiche römische Trümmer trägt, auch Wasserleitungen, die noch jetzt benutzt werden. Die Berge

werden von Kabylen bewohnt, welche die Oberherrschaft Algiers nicht anerkennen. Der Titterisee ist ein Sumpf, und nichts weniger als der Tritonis Herodots.

Die merkwürdigste Provinz ist Constantine, weil an sie die wichtigsten historischen Erinnerungen sich knüpfen. Sie erstreckt sich vom Fluß Booberak in Westen, bis zum Zainefluß im Osten 56 Meilen lang und 25 breit. Sie ist nicht so gut bewässert wie die übrigen Provinzen, aber besser bevölkert, wohlhabender und kultivirter. Die Küste ist felsig und mit Trümmern der Städte bedeckt, welche einst unter der Herrschaft der Römer hier blühten. Der Weg von Algier nach Constantine führt durch unwegsame Gebirge und enge Pässe, die von Kabylen besetzt sind, welche sich hier unabhängig halten. Einer dieser Pässe wird das eiserne Thor genannt, und ist durch Menschenhand in einen Felsen gehauen und von einem Kastell gedeckt. Diese Gegend enthält ebenfalls viele Ruinen und Alterthümer, unter andern einen prächtigen Triumphbogen, römische Städteruinen, Straßen, die Grabmäler des Syphax, des Gemahls der Sophonisbe; und bei Herba, jenseit des Gebirges Aureß, des pittoreskesten in Afrika, umfassen die Ruinen fast 3 Meilen. Aus ihnen ragen die Reste eines Amphitheaters, das Frontispiz eines ionischen Tempels und ein Mausoleum wohlerhalten hervor. Merkwürdige Städte sind, außer kleinen Ortschaften, welche in Menge an der Küste und den kleinen Buchten liegen: Dellys in der Nähe des Cap Carbon auf den Ruinen einer alten Stadt, in einer Rhede. Die Einwohner sind Räuber, aber kunstreich im Färben der Wollengewebe. Mers el Fahm der Kohlenhafen, wo Steinkohlen sind. Cap Pisan und östlich davon eine ziemlich tiefe Bucht, worin die Felseninsel Mettsekuhe und die Stadt Bujeiah oder Bugia, von der auch der Meerbusen den Namen hat. Sie liegt am Fuße eines steilen Gebirges auf den Trümmern einer alten Römerstadt und ist von waldigen Bergen umgeben. Sie hat einen guten Hafen und 600 Einw. In der Nähe sind Eisenbergwerke, aus deren Ausbeute die Bewohner viele Eisenwaaren verfertigen. Durch den bei der Stadt vorbeifließenden Bergfluß Ajeddi wird sie im Winter oft von Überschwemmungen heimgesucht. So steil und klippig mit Dörfern und schlechten Rheden besetzt läuft die Küste fort bis Bona, 37° 4′ 20″ Br. und 25° 55′ L. an der Mündung des Seibus. Die Rhede ist gut, aber der Hafen seicht. Die Gegend ist an Erzeugnissen aller Art reich, der Handel blühend, die

6000 Einw. wohlhabend. Die Juden haben hier eine selbst von Muhamedern heilig gehaltene Synagoge. Der Hafen ist fest, die Stadt mit dicken Ringmauern umgeben, der Platz aber selbst schön gelegen und von einer herrlichen Natur umringt, ganz geeignet, das Gemüth zu edlen Gefühlen zu erheben. Sie steht auf den Trümmern von Hippo, einst die Residenz einheimischer Könige Numidiens. Schönere Erinnerungen knüpfen sich an eine spätere Zeit; hier lebte, hier starb der große Kirchenlehrer und begeisterte Christ, Augustinus, einer der großen Geister, womit die Erde gesegnet wurde. Hier war es, wo seine Stadt Gottes seinem hellen Gemüthe entglimmte, und indem er selbst in begeisterter Ahnung sich über die Gegenwart erhob, nahm er eine ganze Nachwelt an seine Hand, um sie zu der höchsten Anschauung, deren der Mensch fähig ist, zu erheben. Seine Gottesstadt wird ewig das Gemüth des Lesers heiligen, seine redlichen Bekenntnisse die Menschen zur Selbsterkenntniß führen. Er starb als Bischof zu Hippo den 28. August 403, während die Stadt von den Vandalen belagert wurde. Kein Denkmal zeigt seine Ruhestätte, dennoch wird kein gebildeter Christ Bona betreten, ohne einen Anhauch des Geistes zu empfinden, der hier einst in Sprache und Schrift so gewaltig wirkte. Östlich von Bona liegt la Calle ein französisches Fort, das hier zum Schutze des Handels angelegt ward. Je näher man der Hauptstadt kommt, desto fruchtbarer ist das Land. Constantia oder Constantine ist das alte Cirta, einst die feste Hauptstadt Massinissa's, Königs von Numidien und des treuen Bundesgenossen der Römer, wie des gefährlichsten Feindes Carthago's. Sie liegt an und auf einem Berge am Flusse Rummel, über den innerhalb der Stadt eine gut erhaltene römische Brücke führt. Unterhalb fließt der Strom durch einen unterirdischen Kanal, bildet dann einen Wasserfall, fließt wieder unterirdisch, dann zwischen unersteiglichen Felsen, endlich von diesen in den Wad el Kibir tief hinabstürzend. 30,000 Mauren und Juden wandern zwischen den Trümmern einstiger Größe, womit die Stadt angefüllt ist. Stadtthore, Triumphbogen, Basreliefs, Kanäle, Wasserleitungen u. s. w. zeigen davon; daß einst der Menschengeist hier im großen Stile gewaltet hat. Diese Stadt ist für Nordafrika merkwürdig, weil hier der Grund zu der Fremdherrschaft gelegt wurde, die nun seit 2000 Jahren auf diesen Ländern lastet. Massinissa schloß hier jene unpatriotischen Bündnisse mit Rom, dem er alles, selbst seinen Ruhm, ehrgeizig opferte. Sein Vetter Syphax,

Gemahl der schönen hochherzigen Sophonisbe, Hasdrubals Tochter, und König des westlichen Numidiens war das erste Opfer seines Ehrgeizes. Sieger über ihn wurde er wieder besiegt von den Reizen und dem Geiste des schönen Weibes, die ihn für das Vaterland zu gewinnen suchte. Ein Blick Scipio's reichte hin, und der feige Augendiener Roms sendet der Tochter Hasdrubals den Giftbecher. Sie sieht ihre Absicht auf das Herz Massinissa's, den sie zum Bündniß mit dem Nachbarstaat Carthago's zu bewegen gehoft hatte, verloren. Freudig ergreift sie den Becher. „Mit Freude, sagt das große Weib, nehme ich dies Hochzeitgeschenk an, da es leider wahr ist, daß ein Ehegatte seiner Gemahlin kein anderes Geschenk machen konnte. Sage deinem Herrn, daß ich zum Ersatze für das Leben, das ich verliere, zum mindesten meine Ehre würde gerettet haben, hätte ich mich nicht am Vorabende meines Todes mit Massinissa vermählt.“ Die Nemesis waltete über Numidien, dessen Selbständigkeit durch die selbstsüchtige Politik Massinissa's geopfert wurde. Carthago fiel, Massinissa als Roms Werkzeug und Vasall, vergrößerte zwar sein Erbe, hinterließ es Micipsa seinem Sohne, der es Adherbal, Hiempsal und Jugurtha sterbend übergab. Letzterer war Mastanabels, des natürlichen Sohnes Massinissa's, Sohn. Er tödtete Adherbal und als er durch Roms Vermittlung mit Hiempsal getheilt hatte, nahm er auch diesen, eben hier in Cirta gefangen und ermordete ihn grausam. Ein langer Krieg mit Jugurtha, der eben so tapfer als schlau war, wurde geführt. Der Übermacht weichend flieht Jugurtha nach Mauritanien zu seinem Schwiegervater Bochus, der ihn an den Konsul Marius auslieferte. Massinissa's Enkel, der Mörder seines Hauses, zierte Marius Triumph, wie einst Syphax und Sophonisbe den seinigen geziert hatten, und sein Reich nahm ein Ende. Numidien ward nun bald eine römische Provinz und hieß Mauritania Cäsariensis. Auch der treulose Bochus konnte durch den Verrath an seinem Schwiegersohne sein Reich, das heutige Fez, vor gleichem Schicksale nicht retten. Roms Kultur und Größe ward durch die Vandalen zerstört, denen nach Belisars folgelosen Siegen Sarazenen und Türken folgten. Die Trümmer, womit dieses ganze einstige Numidien bedeckt ist, predigen seine Geschichte und sind bleibende Zeugen waltender Vergeltung. Eben so merkwürdig und in der Geschichte der Menschheit wichtig ist der kleine, jetzt unbedeutende Ort Zamora —

es ist das Zama der Alten. Hier ward einst das Schicksal der Welt entschieden. Dieses ist das Zama, wo der ältere Scipio dem Hannibal die Zusammenkunft bewilligt hatte, als er vom erliegenden Rom aus, mit der letzten Armee, die ihm das Vaterland geben konnte, in Afrika gelandet war, um den Erbfeind Carthago's in seinem eigenen Herzen anzugreifen. Massinissa's Patriotismus konnte Afrika von der Abhängigkeit und die Welt von Roms Welteroberung befreien: er that das Gegentheil, half Fremdlingen zum Sieg und legte dadurch der Welt Schicksal in Roms Hand. So gewiß ist es, daß nur innerer Verrath Fremdlinge zu Herren eines Landes machen kann. Die Krämerpolitik Carthago's rief in kleinlicher Eifersucht, statt Roms Beispiel nachzuahmen und Hannibal mit einer neuen Armee gegen das versinkende Rom zu stärken, ihn ängstlich zurück. Knirschend vor Wuth verließ Hannibal Capua's Gefilde, landete in Afrika und mit sicherm Blicke die Umstände überschauend, wünschte er durch einen ehrenvollen Frieden sein Vaterland in der Ebenbürtigkeit mit Rom zu erhalten. In Zama, dem jetzigen Zamora, fand die Zusammenkunft statt. Schweigend standen sich die beiden größten Geister der damaligen Menschheit gegenüber; der verhängnißschwere Augenblick ließ beiden empfinden, daß das Schicksal der Welt in ihren Händen lag. Scipio konnte nicht widerstehen der Lockung, sich mit einem Hannibal zu messen, und blutig entschied der nächste Morgen zu Gunsten — Roms, 201 v. Chr. Zama's Name steht seitdem mit blutiger Schrift in die Weltgeschichte eingetragen, keinen größern Tag hat die Sonne noch heraufgeführt. Es ist schwer zu sagen, welche Gestalt die Welt erhalten haben würde, hätte Hannibal gesiegt, oder Scipio seinen Ehrgeiz bezwungen und den Friedensvorschlägen Gehör gegeben. Gewiß aber ist, daß diese geschichtlichen Erinnerungen die größte Merkwürdigkeit Zamora's sind. Zama war dazumal sehr fest und der Verwahrungsort der Schätze der numidischen Könige. Östlich von Constantia liegen die sogenannten bezauberten Bäder Hamam Meskuteen oder Hamam Sekut. Auf einem 1200′ langen und eben so breiten Raum von Bergen umgeben, sprudeln heiße Quellen aus der Erde hervor. Diese ganze Gegend bildet gleichsam den Deckel eines gewaltigen Erdkessels; denn alles ist hohl und verursacht ein beständiges Gezische und Getöse, welches die Araber die Musik der Feen nennen, die ihrer Meinung nach diesen Platz bewohnen. Das aufsprudelnde Wasser setzt viele Kalktheile ab,

aus denen sich Stalagmitenkegel bilden, die das Loch verstopfen und die unterirdischen Gewalten, sich einen andern Ausgang zu öffnen nöthigen. Diese Ebene ist so mit solchen Kegeln angefüllt, daß sie der Phantasie der Araber trefflich zu statten kommen, welche sie für versteinerte Lager erklären. Das Thermometer steigt in den heißesten Quellen auf 76° R. Auf dem Thale ruhen beständig heiße Dämpfe; und die Ruinen, welche sich hier befinden, zeigen davon, daß die Römer diese Bäder nicht unbenutzt gelassen haben. Nicht weit davon sind kalte Quellen und eine Römerstraße führt in der Nähe vorüber. Jetzt hausen Kabylen da, von denen es unentschieden ist, ob sie oder die vielen Raubthiere dieser Gegend, die Regenten sind. Im Süden der Provinz, nemlich im algierischen Theile des Biledulgerid ist das selbstständige Land Zab; Biskari, Tulga, Meledi, Sidi Ocha sind die Ortschaften, welche für den vormaligen so reichen Anbau des Landes Ersatz leisten sollen. Es wird von Biskaris bewohnt, die das Hundefleisch sehr lieben sollen. Außer seinem schönen Namen hat Constantine von seinem vormaligen Flore nur Ruinen aufzuweisen; aber constant behauptet es noch den Ruhm ungemeiner Schönheit und eines hohen wissenschaftlichen Interesse.

III. Tunis.

Je näher wir dem Mittelpunkte der Macht des Alterthums treten, desto mehr häufen sich die Erinnerungen aus der Vorwelt. Schon der Name Tunis bringt uns einen Klang der Civilisation in die Ohren, die jetzt freilich nicht mehr gefunden wird. Es ist dieses das alte Tunis, einst eine phönizische Pflanzstadt, jetzt Hauptstadt eines muhamedischen Staates, dem es den Namen gab. Dieser Staat erstreckt sich von 31 bis 37° 12′ nördl. Br. und 25° bis 29° L. Er hat eine Länge von 180 und eine Breite von 150 Meilen und 3400 Quadratm. Flächeninhalt. Die Küste ist eben so felsig wie die von Algier und zwischen Quekines und Garba wegen der verborgenen Klippen sehr schwer zu befahren. Die Vorgebirge Serra und Bon sind die nördlichsten Punkte des Kontinentalafrika. Der Hauptstrom des Landes ist der Metscherda, welcher in seinem langen Laufe durch sehr fruchtbare Gegenden geht, und wie der Nil jährlich aus seinen Ufern tritt, aber an seiner Mündung immer mehr verschlammt. Die Luft ist in dem bergigen Lande

gesund, rein und mit den Wohlgerüchen, welche die aromatische Pflanzendecke aushaucht, durchwürzt.

Produkte bietet Tunis dieselben dar, welche das Atlasland reicht. Die Volksmenge schätzt man, denn von Zählen kann gar keine Rede sein, auf 3 Millionen. Sie sind aus denselben Elementen wie in Algier zusammengesetzt, mit denselben Sitten, jedoch etwas milder, was besonders der bessern Regierung zuzuschreiben ist. Die Verfassung hat wenigstens den Vorzug, daß die Würde des Bei im Hause Morat erblich ist, und folglich Herrscher und Beherrschte durch innigere Interesse mit einander verbunden sind, als in der Wahldespotie Algiers dies der Fall sein konnte. Der Bei war bisher vom Dey zu Algier abhängig, in wiefern er ihm Tribut zahlte; und es scheint, daß die neuen Herren dieses Verhältniß um so lieber fortdauern lassen werden, als sie dadurch eben Mittel in Händen haben, dem Gewerbe des Seeraubs zu steuern, welchem der jetzige Bei in den neuesten Verträgen auch feierlich entsagt hat. Von Konstantinopel ist der Bei unabhängig, nicht dem Namen, aber der That nach, und wir wissen aus den neuesten Zeitungsnachrichten, daß Redschid Pascha mit dem großherrlichen Firman das Land nicht betreten durfte. Indessen kamen bisher auch nach Tunis türkische Milizen, welche das Land in Gehorsam und unter Druck hielten; den Einfluß, welchen sie in Algier hatten, konnten sie indessen schon darum hier nicht behaupten, weil der Bei nicht so leicht strangulirt werden konnte als in Algier, sondern gewöhnlich auf seinem Bette stirbt. Die Regierung ist übrigens muhamedisch d. i. gewaltthätig und unumschränkt; denn den Willen des Despoten binden weder Gesetze noch Stände.

Dieses Land trieb bisher mit den übrigen Barbaresken um die Wette Seeraub. Die Christensklaverei war sehr hart, gehört jedoch jetzt der Vergangenheit an. Merkwürdig ist, daß zwei große Dichter Europa's hier in Gefangenschaft waren, und als Sklaven sich die Bilder sammelten, womit sie ihre Werke schmückten. Ich meine Cervantes und den Dichter der Tunisias, Pyrker. Indessen nimmt kein Tuneser davon Notiz; denn Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe sind in elendem Zustande. Der Koran ist der Inbegriff aller Weisheit, diesen lesen heißt gelehrt sein; einige Sprüche hersagen können, macht zum Weisen. Der Ackerbau ist schlecht betrieben; der Handel ist zwar stark und ausgebreitet, und Karavanen gehen über Ghademes nach Sudan; er ist aber von seiner Höhe gesunken. Nichts deutet an, daß hier einst der Sitz des Welthandels

war. Berühmt sind die tunesischen Mützen, deren Färbung besonders schön ist. Seidene und wollene Zeuge, treffliches Leder, Teppiche, Stickereien und die feinste Leinwand der Berberei wird hier verfertigt. Es wird viel Öl gepreßt und schwarze Seife gesotten. Mit Timbuktu wird starker Handel getrieben, eben so mit europäischen Staaten. Die Staatseinnahme wird auf 200,000 Dukaten geschätzt. Die Landmacht besteht aus 6000 Türken, welche das Fußvolk ausmachen und 7000 Reiter. Die Seemacht ist noch unbedeutender und nicht mehr furchtbar. Die Hafen sind versandet und Carthago's Flotten verschwunden.

Das Land wird in keine Provinzen getheilt, sondern vom Bei in Person regiert, der auch selbst den Tribut eintreibt und deßwegen jährlich sein Land durchreist. Merkwürdig ist Tunis, die jetzige Hauptstadt, auf einer hohen Stelle, die aus Kreidehügeln besteht, unter 36° 43′ nördl. Br. und 27° 34′ östl. L. 12 Stunden vom Meere. Sie ist rings von Hügeln eingeschlossen und nur gegen den seichten tuniser See oder vielmehr Morast hin nicht, welcher ausgetrocknet schöne Gärten geben würde, jetzt aber die Luft der Stadt höchst ungesund macht. Trotz der Mauern, die mit großer Sorgfalt erbaut, und der Forts, die angelegt sind, ist Tunis nichts weniger als fest, da es von den benachbarten Hügeln beherrscht wird. 12,000 maurische Häuser mit 200,000 Einw., enge schmutzige Gassen, Cisternen, 350 Moscheen, 8 Synagogen für die 30,000 Juden, Kirchen für die Christen und ein großer Palast des Bei machen das heutige Tunis aus. Es wurde von Phöniziern gestiftet, stand unter dem Schutze Carthago's, in dessen Verträgen es mit Utika als Bundesstaat erscheint, nach Carthago's Fall ebenfalls als römische Stadt. Nach der Einnahme durch die Araber ward das gegenwärtige Tunis aus den Trümmern des römischen Carthago erbaut, welches die Vandalen zerstört hatten. Es wurde später von Karl V. erobert, blieb eine spanische Provinz, bis es von den Türken erobert und in seinen gegenwärtigen Zustand versetzt wurde. Der Bei ist indessen kein Türke, sondern ein Maure. Eine Reihe von lachenden Hügeln mit schönen Landhäusern bedeckt und mit Gärten geschmückt, führt von Tunis nach seinem Hafen im Golf von Tunis. Der Hafen heißt Goeletta und wird durch ein Fort gleiches Namens beschützt. Von Goeletta nach Tunis muß man an den Ufern des Sees von Tunis vorbei. Dieser See, Boghaz genannt, hat 7½ geogr. Meilen im Umfange und wird von dem Meerbusen durch eine schmale Landzunge getrennt, durch welche jedoch ein Kanal, Hak el Wed,

gegraben ist, der ihn mit dem Meere verbindet, so daß flache Schiffe die Waaren bis an die Stadt Tunis führen. Er ist höchstens 6 bis 7 Fuß tief; viele Ruinen, die sich an ihm zeigen, lassen auf seine vorige Wichtigkeit schließen. Jetzt gewinnt man aus ihm Salz, viele Fische, und die faulen Fieber der Berberei! Er ist mit Flamingo's bedeckt. Der Hafen ist geräumig und nimmt alle tunesischen Schiffe auf, hat Schiffswerfte, Bäckereien, Vorrathhäuser und seit 1820 einen Leuchtthurm. Im Hafen von Tunis landend, hat man rechts an der Ostseite ein Vorgebirg zu passiren, welches einer der wichtigsten Punkte der Erde ist, das Cap Carthagine.

Mauren und Thürme, da liegen sie, des besiegten Carthago's,
Auf jenem unseligen Ufer zerstreuet umher.
Bis nach Latium hin, bis zu den laurentischen Feldern
Brachte Schrecken und Müh' einstens ihr Heer über Rom.
Jetzt lebt noch kaum ihr Nam' und ihre zerstreuten Ruinen,
Aber man kennet auch selbst ihre Ruinen nicht mehr.

Dieses ist buchstäblich das Schicksal der alten Weltstadt Carthago, neben welcher auch Neu-Carthago, obwol dem Fluche Scipio's auszuweichen suchend, doch demselben nicht entgehen konnte. Die Stadt der Sieger wie die der Besiegten liegen nun neben einander und der Hauch der Vernichtung durchrieselt den denkenden Wanderer, der ihre Todtenstille durchschreitet. Wir wollen zuerst Alt-Carthago aufsuchen, was eben so leicht nicht ist. Diese Stadt, durch ihren Untergang erst berühmt in der Weltgeschichte, lag auf der Halbinsel, die auch heute nach ihr benannt wird. Sie ward von Dido, einer Phönizierin, erbaut, und bekannte sich zu dieser Abkunft bis zu ihrem Untergange. Mächtig und groß strebte sie nach der Weltherrschaft, fand aber an Rom eine Nebenbuhlerin, der sie unterlag. Hauptgrund dieses Ereignisses war, daß Carthago ein Handels-, Rom ein Militärstaat war; durch Carthago in die Enge getrieben und von Hannibal besiegt, setzte Rom mit militärischem Muthe alles daran, um alles zu gewinnen, und Carthago ging in seiner punisch berechnenden Klugheit unter. Scipio der Jüngere zerstörte im Jahre Roms 608 und 146 vor Christi Carthago. Nach der Schlacht bei Zama mußte Carthago den zweiten Frieden mit Rom schließen. Seine Kraft war gebrochen, aber der Stolz Roms nicht befriedigt. Sollte eine Stadt auf Erden sein, deren Bewohner sich rühmen dürften, als Feinde Roms die Zinnen der ewigen Stadt gesehen zu haben? Cato und

seine Partei drang durch, unter den nichtigsten Vorwänden landete der jüngere Scipio in Afrika mit einem Römerheere. Carthago ohne Feldherrn — denn Hannibal war in der Verbannung gestorben — ohne Waffen und Schiffe, flehte um Frieden. Die Römer willigten scheinbar ein, ließen sich Schiffe und Waffen als Bürgschaft ausliefern, begingen aber die gräßlichste Treulosigkeit, nachdem sie Carthago entwaffnet hatten, dessen Räumung von seinen Bewohnern zu begehren: „damit sie im Innern des Landes, wie man höhnisch hinzufügte, die vorige Größe vergessen könnten, an die sie unter den Denkmälern der Vaterstadt täglich gemahnt würden.“ Erbittert durch den gräßlichen Übermuth barbarischer Sieger beschlossen die Carthager unter den Trümmern ihrer Vaterstadt zu sterben. Die Römer vollendeten hier den Untergang, indem sie den Grund zu ihrem eigenen legten. Feierlich riefen sie die Gottheiten der Stadt ab, um sich in Rom niederzulassen. Feierlich weihten sie Hannibals Vaterland der Unterwelt. Kaltblütig wurde ein großes Volk vernichtet, das in Verzweiflung Widerstand leistete; obwol es sich bewußt war, daß es unterliegen würde. Die Belagerung ward begonnen; Carthago ging glorreich unter: Hannibals Geist war über sie gekommen, die Consuln wurden zurückgeschlagen. Die Weiber schnitten sich die Haare ab, um Bogensehnen und Seile zu verfertigen. Scipio, der als Consul den Befehl den Krieg fortzusetzen erhielt, bemächtigte sich, im zweiten Jahr der Belagerung, der untern Stadt Megara. Darauf mittelst eines Dammes den Hafen sperrend, öffneten die Carthager sich einen neuen und erschienen zum Staunen der Römer im Meere. Die Verbrennung der römischen Flotte wäre leicht gewesen, allein Zwist war in die Mauern der belagerten Stadt eingekehrt, ihre Stunde hatte geschlagen! — Hasdrubal vertheidigte mit 30,000 Söldnern die Stadt; Scipio griff im Frühjahr 608 Roms, den Hafen Cothon an, bemeisterte sich nach und nach der Mauern und drang in die Mitte der Stadt auf das Forum vor. Von hier liefen 3 Straßen nach Byrsa der Festung empor, allein jedes Haus war eine Festung und mußte förmlich belagert und erobert werden. Sechs Tage und sechs Nächte dauerte der Heldenkampf der ihr Vaterland vertheidigenden Carthager. Nur ein Theil der römischen Soldaten konnte kämpfen, weil der andere Theil mit Haken die Gefallnen wegschaffen mußte, welche den Weg versperrten. Am siebenten Tage erschienen Abgeordnete, um das Leben der Belagerten zu erflehen. Scipio gewährte es mit Ausnahme römischer Flücht-

linge, 800 an der Zahl. Da verließ denn der Rest der 700,000 Bürger Carthago's: 50,000 Männer, Weiber und Kinder die Burg, und die Geschichte sagt nicht, wo sie ein neues Vaterland fanden. Siebzehn Tage dauerte der Brand, den die Carthager in ihrer Vaterstadt unterhielten, „damit, wie ein Römer selbst sagt, die Stadt, die sie dem Feinde nicht entreißen konnten, nur einen brennenden Triumph gewähre.“ Hasdrubal mit den Flüchtlingen vertheidigte noch den Tempel des Äskulap, der in der Mitte der erstürmten Festung lag. Hart im Glück, feig im Unglück, verließ er endlich heimlich Weib, Kind und Kampfgenossen und warf sich mit einem Ölzweige in der Hand vor Scipio's Füße, der ihn den Belagerten zeigte. Als diese sich verrathen sahen, stecken sie den Tempel an, die Flammen brechen hervor und festlich geschmückt, tritt eine hohe Frauengestalt, zwei Kinder an der Hand, dem feierlichen Zuge vor, der den Krieg endet. Es war Hasdrubals Gattin. Ihr Auge suchte Scipio. „Ich rufe den Himmel nicht an, sagte das große Weib, daß er dich mit seiner Rache verfolge, du befolgst nur die Gesetze des Krieges; aber mögest du mit meinen vaterländischen Gottheiten vereint, den Treulosen strafen, der sein Weib, seine Kinder, sein Vaterland und seine Götter verrieth! Und du, Hasdrubal, dir bereitet Rom schon die Züchtigung für deine Verbrechen! Unwürdiger Anführer der Carthager, eile, laß dich an den Triumphwagen des Siegers fesseln, während wir der Sklaverei uns entreißen!“ Nachdem dieses gesprochen war, ermordete sie ihre Kinder, warf sie in die Flammen, stürzte ihnen nach und die Belagerten folgten ihr, größer als ihr Anführer den Tod in den Flammen findend. Dieses war das Ende Carthago's, dessen Schutt noch immer nicht gehörig ermittelt ist, da doch der Schauplatz solcher Ereignisse gewiß mehr Interesse gewähren würde, als manches andere, worauf so viel verwendet wird. Offenbar waren die Carthager in Bildung und Civilisation den Römern weit überlegen. Der Glanz Roms nahm hier seinen Anfang, er stand aber mit der Bildung der Sieger nicht im Verhältnisse. Ohne Nebenbuhler auf Erden arteten ihre Sitten aus und Roms Ende bietet nur Schmach, während Carthago's glorreicher Fall ein Lichtpunkt in den Annalen der Welt bleibt. Marius saß auf den Trümmern Carthago's, Roms Unheil brütend! — Vergeltung!

Unfern der Trümmer des alten Carthago, von denen unter dem Wasser noch die Hafendämme und viele gewaltige Substruktionen zu sehen sind, die eigentlich Chateaubriand erst richtig zu würdigen wußte, wurde unter Ju-

lius Cäsar Neu-Carthago, gegründet. Diesem gehören die gewaltigen Trümmer an, welche man noch hier sieht, und zwar: 1) Eine Wasserleitung, die von den Bergen Zagwang (Zeugitania) in Westen herkommt und gegen Osten zur Halbinsel geht, wo seine Wasser noch heute in 20 Bassins sich vertheilen, die im Winter gefüllt sind. 2) Ein großes Bassin, die größte Cisterne, 140′ lang, 50′ breit, 30′ hoch, wahrscheinlich Alt-Carthago angehörend; da nach Appian sich das Dachwasser der untern Stadt in eine solche sammelte. 3) Um Cap Carthagine Mauerreste aus den Zeiten Diokletians. 4) Ein runder Tempel 60′ im Durchmesser von römischer Bauart. Am Nordostende der ganzen Halbinsel findet man die schwachen Reste Alt-Carthago's, die noch auf klassisch gebildete Reisende warten, um entdeckt und erläutert zu werden. Die ganze Gegend heißt jetzt La Marga oder die Ebene von Tama. Nordwestlich des Hafens Goletta ergießt sich der Medscherdestrom mit seiner versandeten Mündung ins Meer. Auf seinem östlichen Ufer sieht man einen ungeheuren Steinhaufen, der als Steinbruch benutzt wird; es sind die Ruinen von — Utica. Hier hauchte der harte Cato seine große, tugendhafte Seele aus! Hier beweinte Cäsar den Tod dieses seines begeisterten Feindes. Vor mehren Jahren wurde eine große Menge herrlicher Bildsäulen, unter ihnen ein kolossaler Augustus und Tiberius, ausgegraben und nach England in die Sammlung Fagans, Consuls von Palermo, geschleppt. Nördlich davon liegt Porto Karina mit 9000 Einw. und dem einstigen Arsenal von Tunis in einer fruchtbaren Landschaft. Utica war eine uralte Stadt punischen Ursprungs und Bundesstadt von Carthago, die als solche in allen Verträgen, die auf uns gekommen sind, namentlich aufgeführt wird. Westlich von diesen merkwürdigen Trümmern liegt am Meere Biserta an einer tiefen Meeresbucht mit zwei großen, landeinwärts liegenden Landseen, die sehr fischreich, aber wenig bekannt sind. Der Hafen ist stark verschlammt, führt aber viel Weizen aus, und hat 8000 Einw. Noch westlicher an der Mündung des El Kief liegt die Insel Tabarka, die von geringem Umfang ist, aber als Hauptsitz der Korallenfischerei in der geeigneten Jahreszeit sehr stark besucht wird. Die gegenüberliegenden Ufer sind mit Trümmern alter Städte bedeckt.

Nordöstlich von Carthago, der äußersten Spitze Afrika's gegen Norden, bildet das einstige Vorgebirg des Hermes, Hermäum, das Cap Bon oder Ras Adar, 37° 4′ 45″

Br. und 28° 43′ 45″ L., von dem man bei heiterm Wetter Sicilien erblicken kann. In seiner Nähe sind die zwei kleinen Inseln Zimbra, Schlupfwinkel für lauernde Korsaren. Auf dem Festlande in der Nähe des Cap sind alte Steinbrüche. Die ganze Gegend ist mit Ruinen römischer Villen, Landhäuser und Städte bedeckt; dieses gilt aber vom ganzen Lande, jeder Fußtritt führt zu den Trümmern vormaliger Größe und Bevölkerung, jeder Stein predigt, daß man sich auf dem klassischen Boden der Kultur und Menschengeschichte befindet, der keinem auf Erden nachsteht. Selbst unter dem Joche der Despoten ist diese Gegend noch belebt. Auf der Ostküste von Tunis, welche über die kleine Syrte bis zur Insel von Jerbi reicht, liegen viele bedeutende Ortschaften, unter ihnen Jolipia mit 4000 Einw., Susa mit 8000 Einw. und einem trefflichen Hafen und Olivenpflanzungen in einer der reizendsten Landschaften. Sechs Meilen von hier bei El-Gemmä liegt ein römisches, noch völlig unberührtes Amphitheater. Die Stadt Monasteer hat 12,000 Einw., ziemlichen Hafen, Webereien und Handel. Sfax 6000 Einw. hat starken Verkehr mit Malta und dem Innern des Landes.

Die Insel Jerbi oder Zerbi ist die östlichste Besitzung des Bei von Tunis und in jeder Hinsicht werthvoll. Sie liegt 33° 25′ nördl. Br. und 29° 7′ 45″ L. Herodot nennt sie die Insel der Lotosesser (Lotophagen). Sie ist durchaus flach und ohne alle Erhöhung; die einzigen Bäume sind die Oliven, die Datteln von denen es 3 Arten gibt, und das Johannisbrot. Es regnet hier äußerst selten, sonst würde der Ölbaum viel ergiebiger sein. Nach allen Nachrichten ist der Lotos, welcher einst der Insel den Namen gab, nicht mehr vorhanden. Die Insel ist sehr gut angebaut, die Bevölkerung beträchtlich, Dorf reiht sich an Dorf, Weiler an Weiler, aber eine Stadt ist nicht vorhanden. Der große Markt ist am Hafen, der sich an der Nordseite der Insel befindet, wo Fahrzeuge landen, um Öl zu holen. Die Bewohner sind sehr fleißig und sinnreich, sie fertigen schöne Stoffe aus Wolle und mischen auch Seide darunter. Sie machen Decken, Teppiche und die berühmten Burnus oder Beduinenmäntel, auch Shawls. Hier sind die vollkommensten Manufakturen der Art in ganz Afrika. Sie verwenden sowol einheimische Wolle, als auch die sehr feine Wolle aus Kairwan. Die Bewohner sind sanft, gastfrei und sehr redlich. Der Kanal auf der Südseite der Insel, welcher sie vom festen Lande trennt, ist an manchen Stellen kaum 10 Toisen breit.

Eine Stadt im Innern des Landes, welche vorzüglich erwähnt werden muß, ist Kairwan, nach Tunis die bedeutendste Stadt im ganzen Raubstaate, mit 50,000 Einw. Diese Stadt, welche 10 Meilen südlich von Susa liegt, treibt starken Handel, vorzüglich nach den Häfen Sfax und Susa. Datteln, Ochsenhäute, Ziegenfelle u. dgl. werden in Menge ausgeführt. Sie hat den Ruhm, die größte und heiligste Moschee in ganz Nordafrika zu besitzen. Es ist auch wirklich ein erhabener Bau, der auf 500 Granitsäulen ruht, und einen in seiner Art unvergleichlichen Anblick gewährt. Große Cisternen sorgen für frisches Wasser. Auch diese Stadt liegt in einer äußerst fruchtbaren Gegend, wie man denn überhaupt den natürlichen Reichthum des tunesischen Gebietes nicht genug rühmen kann. Westlich von Kairwan liegt das Gebirge Uselet von kriegerischen Stämmen bewohnt, welche die Oberherrschaft des Bei keineswegs anerkennen. Die Berge der Raubstaaten wimmeln überhaupt von kräftigen Naturvölkern, die mitten durch die wechselnden Jahrhunderte hindurch ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. Frei von den Lastern der in Weichlichkeit versunkenen Städtebewohner, sind sie Bewahrer reiner, einfacher Sitten. Sie bauen ihr Land auf den freien Bergen, weiden ihre Herden und jagen die reißenden Thiere. Sind unter ihnen vielleicht die Reste der Helden zu suchen, welche nach einander Herren waren in den Gefilden, in welche sie ohne Neid und Sehnsucht herabblicken? Wirklich läßt auch die Verschiedenheit der Stämme, ihre nüancirte Körperform und Farbe beinahe so etwas vermuthen. Wir kennen sie nur nach der Aussage einiger Reisenden, die uns bald von dunkeln bald von hellen Stämmen mit blauen Augen erzählen. So viel ist gewiß, daß diese Bergvölker seit den ältesten Zeiten ihre Wohnsitze behaupten; und wenn sie auch die in den Tiefen, in den Ebenen und an den Küsten geschlagenen Völkerreste, wie Punier, Römer, Vandalen und Araber und die aus der Qual flüchtenden Völker unter sich aufnahmen, sie selbst doch nie unterjocht waren. Nicht immer aber befehdeten sie sich in ihren Bergen selbst, wie sie solches jetzt thun; sondern sie vermietheten sich häufig an die Küstenbeherrscher als Hülfsvölker und bildeten als solche den Kern ihrer Armeen. So bildeten diese Gebirge schon zu den Zeiten der Carthager das Völkermagazin, aus welchem die Republik ihre Heere schöpfte; während sie selbst aus ihrem Schoße nur Feldherren, Offiziere und Intendanten hergab. Bei einem Heere von 50,000 bis 70,000 Mann befanden sich nur zwei bis

dritthalbtausend wirkliche Carthager. Sie, die unter dem Namen Lybier und wol nur in sehr engem Sinn unter dem carthagischer Unterthanen vorkamen, dienten zu Fuß und zu Roß und waren stark genug, um selbst römische Legionen zu vernichten. Sehr zu statten kam ihnen bei diesem Gewerbe ihre berühmte Pferdezucht. Die numidischen Reiter machten den Kern des carthagischen Heeres aus, und selbst den Römern gelang es nur mittelst dieser Reiter, welche Massinissa zu Hülfe führte, den Sieg zu erlangen. Noch im Falle Carthago's bestand in diesen Hülfsvölkern die einzige Hoffnung der Republik. 30,000 dieser Söldner ließen sich in die belagerte Stadt einschließen, und legten ihr Blut in die Wagschale des Geschicks. Daraus erklärt sich aber auch, wie sich von jeher Fremdlinge, so leicht dieser Länder bleibend bemächtigen konnten. Dieses Land hat nur so lange Vertheidiger, als die Küsteninhaber sie bezahlen. Zieht sie ein Fremder in sein Interesse, zahlt sie besser; so stehen sie ihm auch bei und verlassen ohne Skrupel den Herrn, der nicht mehr bezahlen kann. Es war dieses derselbe Fall unter den Römern. Die Vandalen waren eine schnell vorübergehende Erscheinung, aber die Araber wußten diesen Umstand bis auf den heutigen Tag zu benutzen, weswegen auch den Franzosen nur ein solches Heer entgegengestellt wurde, das dann vor der europäischen Kriegskunst sich schnell in seine Berge wieder zerstreute. Die neuen Herrscher scheinen aber auch sogleich in die Fußstapfen ihrer Vorgänger treten zu wollen, und es haben bereits Nachrichten von der Bildung einheimischer Soldaten zur Kriegskunst verlautet. Gewiß ist immer der Herr des Landes, der die Kabylen bezahlt. Noch mehr aber würde dies der Fall sein, wenn es gelänge, diese Völker zu civilisiren und ihnen Liebe zum Vaterlande einzuflößen. Werden sie nicht als Hülfstruppen gemiethet, so sind sie gefährliche Räuber, welche mit den Herren der Küste, so wie unter einander in beständiger Fehde leben. Sie leben unter selbst gewählten Scheiks, welche im Falle es Umstände nöthig machen, sich verbünden und einen Oberscheik wählen. Es ist daher sehr leicht, schnell ein Heer von 100,000 Mann zusammenzubringen, aber schwer gegen die geübte europäische Feldtruppe etwas damit auszurichten. Indessen wußten die berechnenden Carthager sie durch Bande des Blutes in ihr Interesse zu ziehen. Sie verheirateten nemlich, wie einst die Bürger Venedigs, das mit Carthago so viel Ähnlichkeit in jeder Rücksicht hatte, die Töchter der Republik an die Fürsten der Bergvölker, welche sich in dem Besitze der weißen

und schönen Carthagerinnen nicht wenig glücklich fühlten. Jetzt geschieht dies nicht und kein Maure gibt seine Tochter einem Kabylen. Bedurfte aber Carthago eines Heeres, so schickte es seine Senatoren an die Oberhäupter.

Wenn man von der Küste aus glücklich die Wohnsitze dieser afrikanischen Schweizer überschritten hat, betritt man das gesegnete Biledulgerid, von dem jeder der Küstenstaaten einen Theil als sein Eigenthum betrachtet. Von der Bergkette Mesjerda an verflächt sich das Land gegen die Sahara hin. Auch hier soll das Volk im tunesischen Theile lebhafter, industriöser und fleißiger sein. Wo nur einigermaßen Feuchtigkeit vorhanden ist, da ist auch reiche Fruchtbarkeit. Die Datteln sind von ausgezeichneter Güte, aber auch sehr erregend. Getreide und Hornvieh gedeiht in großer Menge. Durch den See der Kennzeichen, Schibkah el Lowdeah, sind die Ortschaften in der Nähe von Tozer und andere von der Provinz Nifzowah getrennt. Jener See wird so genannt von den Palmenstämmen, die in ihm eingerammelt sind, um den Karavanen den Weg zu bezeichnen durch die Furt. Wo die Karavanen durchziehen, ist er fünf Meilen breit, seine Länge beträgt von Osten nach Westen 15 Meilen. Der See ist sehr schön; und besonders von der Südseite betrachtet, wo Berge einen Hintergrund geben, wegen seiner mit Palmen bewachsenen Inseln sehr malerisch. Sein Wasser ist salzig.

Westlich dieses Sees liegen noch mehre Dörfer, welche aus mit Palmenblättern bedeckten Lehmhütten bestehen, als: Sbekka, Tegewse, Nefta, Tozer u. s. w. In diesem letztern Orte ist der Hauptmarkt für die Datteln, die ihrer Güte wegen so überaus berühmt sind. Jährlich führen die Karavanen große Lasten davon nach dem Niger, von wo sie Sklaven dafür zurückbringen. Auch in dieser südlichen Landschaft findet man bei den genannten Orten, so wie zu Telemeen und Edillee nebst vielen andern Orten Ruinen, welche die starke Bevölkerung unter den Römern auch hier beurkunden. Jetzt ist die Gegend zwischen den letztgenannten Orten öde und unfruchtbar, von dem räuberischen Nomadenstamme Haramees bewohnt. Das oben erwähnte El-Hammeh heißt, zum Unterschiede vom andern, El-Hammeh von Gabs, da es 3 Meilen westlich von Gabs liegt; es ist ein Badeort und Grenzfestung gegen Tripoli.

Die eigentlichen Grenzen der Tunesier im Dattellande sind noch unbekannt, wie denn hier die Grenzen in einem so

ausgedehnten flachen und schlechtbevölkerten Lande sehr unbestimmt sein können. Der Bei von Tunis zieht indessen von den Bewohnern eine sehr beträchtliche Einnahme. Er sendet die afrikanischen Steuereinnehmer d. i. ein wohlbewaffnetes Heer aus, um den Tribut einzutreiben; dieses geht dann 20 bis 25 Meilen weit ins Innere und in die großen Städte, wo die Kontribution immer sehr ergibig ausfällt. Im Dattellande ist dieß um so mehr der Fall, als die Einwohner ruhig, industriös und von gutem Betragen sind. Sie haben Manufakturen und verfertigen sehr gute Waaren. Der Bei ist mit dem Tribut zufrieden, und hat er den, so bekümmert er sich nicht weiter, wie sie sich regieren. Das heutige Tunis war unter den Römern die Provinz Zeugitania; sie gab Rom mehre Kaiser, besonders die Gordiane. Die christliche Kirche blühte einst hier herrlich; Cyprian und Athanasius waren Bischöfe von Carthago und die Schriften dieser Kirchenlehrer, wie das subtile athanasische Symbolum, stammen aus der Kirche von Carthago, die zu ihrer Zeit Rom nichts nachgab. Syphax, Hannibal, Sophonisbe und Hasdrubals erhabene Gattin; Augustin, Cyprian, Athanasius und ähnliche Namen zeigen hinlänglich, daß Afrika's Himmel der Entwicklung des Geistes eben so günstig als der unsere ist, und daß mithin auch dieses Land nicht zu ewiger Barbarei verurtheilt sein kann.

IV. Tripolis.

Unter 29 bis 34° nördl. Br. und 29 bis 33° und mit der Wüste Barka bis 47° östl. L. liegt der Raubstaat Tripolis. Er ist größer als Tunis, denn er enthält 4687 Quadratm. und Barka 4150. Indessen ist er schwächer bevölkert, minder fruchtbar, minder wohlhabend. Auch dieser Staat ist bergig, da die Zweige des Atlas in demselben gegen Osten hin auslaufen, und sich zum Theil an Fezzan und die Harutschberge anschließen. Unfern der Küste erhebt sich im Innern des Landes die Bergkette Gharian und verschönert das Land, welches hier in den afrikanischen Charakter übergeht. Das Tigerfell zeigt sich wieder und sehr fruchtbare Streife wechseln mit großen unabsehbaren Sandstrecken ab. Die Natur erscheint hier nicht mehr in jener reizenden, den ewigen Frühling athmenden Gestalt, wie in den westlichen Atlasländern. Schon an der wenig fruchtbaren Küste sind die Sandstrecken nicht selten, aber abschreckend ist das Innere; wo man oft Tage lang im Sande reist, ohne

eine menschliche Wohnung zu finden. Das Land ist überhaupt schwach bewässert, doch in solchen Gegenden ist der Wassermangel besonders drückend. Die Küste ist mit niedrigen Sandhügeln besetzt, die aus lauter kleinen Conchylien bestehen und weiter gegen Osten sich an Kalkberge anschließen, die sich allmälig bis zur Hochebene von Cyrene erheben, bis 1500 Fuß über das Meer.

In diesem Staate hat sich das ganze System des Lebens und Seins seit Kurzem verändert. Das Volk scheint durch die Regierung dazu angeleitet, den Geschmack an Seeräuberei abzulegen und auch ohne den Zwang, welchen die Okkupation von Algier den übrigen Korsaren auflegt, eine vernünftige Lebensweise ergreifen zu wollen. Sehr interessant ist daher die Schilderung, welche vor kurzem der schwedische Konsul Graberg davon gegeben hat. Die Regierung von Tripolis ist schon seit Jahrhunderten von erblichen Beis aus der Familie Cramanli geführt; der gegenwärtige Bei ist Sidi Jusuf, ein Mann, der zu den großen Geistern zu gehören scheint, welche bestimmt sind, in das Leben der Moslims neues Leben zu bringen, und deren unsere Zeit wirklich außerordentlich viele aufzuweisen hat. Er ist als ein afrikanischer Fürst sehr ausgezeichnet durch seine Mäßigung, die Wahl seiner Minister und strenge Handhabung der Gerechtigkeit, die er nie verletzt, noch, so viel an ihm liegt, verletzen läßt. Er ist sogar nachgibig und gibt Vorstellungen Gehör, widerruft Übereilungen, sobald man ihn eines Bessern überzeugt hat. Die Christensklaverei ist abgeschaft, und Christen, die vormals kaum über die Schwelle ihres Hauses hinausgehen durften, ohne sich der Gefahr, vom fanatischen Volk insultirt und mißhandelt zu werden, auszusetzen, können jetzt das Land nach allen Richtungen durchstreifen, ohne alle Bedeckung. Die Einwohner fangen an der Civilisation Geschmack zu finden an, die freilich noch immer Civilisation der Barbarei, aber doch der Weg zum Bessern ist. Die Vortheile des Landes sind sehr groß, aber durch die Indolenz der Eingebornen noch immer stark vernachläßigt; die Regierung ist ohne staatswirthschaftliche Einsicht und hemmt den Verkehr durch die den Juden, Spekulanten und sich selbst vorbehaltenen Monopole, so wie durch die auf Ausfuhr der Naturprodukte lastenden Taxen. Gelegentliche Räubereien der Beduinen, Verbergung des Reichthums statt Umsetzung der Kapitalien, lähmen die Industrie. Zugleich zeigt sich neben den ersten Spuren der neuen Kultur auch die mit ihr gewöhnlich verbundene Schattenseite, nemlich

die Hinterlist, Betrug und Verlust des redlichen Charakters. Das Landvolk mischt z. B. Wasser unter das Öl, welches auf den Bazar kommt, legt Steine in die Wollsäcke u. s. w., lauter Dinge, die früher, wo muselmänische Redlichkeit auch sprichwörtlich war, noch unbekannt waren. Unter sich bewahren sie zwar Treue und Glauben, aber nicht mehr in dem Verkehr mit Christen, die freilich ihre Unwissenheit und Achtung vor den Koran früher häufig gemißbraucht haben. Die einzigen Manufakturen, welche das Land besitzt, beschäftigen sich mit Verfertigung der groben Teppiche von Mesurate, der Barakans oder Mäntel und des gelben und rothen Maroquins, denn der feine, grüne und blaue wird einzig in Tafilet bereitet. In Tripoli werden jährlich 5000 Ziegenfelle verarbeitet. Die Potaschenmanufaktur ist nebst der Ausfuhr des Salzes ein Monopol des Bei. Salz findet sich in ungeheurer Menge. Die übrigen Ausfuhrartikel sind: Wolle, Häute, Öl, gesalzene Butter, Gerste, Datteln, Safran, Wachs und Krapp; so wie auch Rindvieh nach Malta und Pferde. Alle diese Produkte wären einer großen Vermehrung und Verbesserung fähig, aber die Bewohner sind noch nicht darauf bedacht.

Man gewinnt durch Einschnitte in den Dattelbaum ein geistiges Getränk, Lagbi genannt, welches anfangs süß und kühlend, nach der Gährung aber stärker als Brantwein wird. Aus den Datteln selbst wird ebenfalls Brantwein abgezogen, und ein jüdisches Haus hat das Monopol davon, so wie den ausschließlichen Verkauf aller geistigen Getränke, wofür es dem Bei jährlich 20,000 Dollars bezahlt.

Die Ausfuhr aus dem Lande beträgt jährlich ungefähr 449,000 Dollars, die Einfuhr 524,000, welcher Handel hauptsächlich auf italischen und französischen Schiffen betrieben wird. Die Eingebornen haben nur für Küstenfahrt geeignete Boote von höchstens 30 Tonnen, womit sie früher mit Tunis und Egypten Küstenhandel trieben, welcher jedoch seit den griechischen Unruhen auch sehr beeinträchtigt ist; besonders der Handel von Derne. Der Bei hat nur 4 bis 5 Brigs und Schooner.

Der Tauschhandel mit dem Innern bildet einen andern Zweig des Handels von Tripolis, welches eine Hauptniederlage europäischer Waaren für den Handel mit dem innern Afrika ist, und noch mehr werden könnte. Von Tripolis ziehen die Karavanen nach Murzuk, wo in den Monaten Dezember und Januar eine große Messe gehalten wird. Hier werden die Waa-

ren aus Bornu, Sakkatu, Haussa, Kaschan und Timbuktu ausgetauscht. Die Handelsleute von Fezzan und Ghadames kommen im Februar und März nach Tripolis und nehmen die nach Sudan bestimmten Waaren auf Kredit. Nach 12 bis 13 Monaten kehren sie zurück, und zahlen pünktlich in Goldstaub und andern Artikeln. Der Gewinn bei diesem Tauschhandel ist ungeheuer. Sie bringen aus Sudan Goldstaub, Straußfedern, Elfenbein, Sennesblätter, rothen Alaun, feine Baumwolle, Datteln von Fezzan und schwarze — Sklaven. Nach dem Innern von Afrika sind die gesuchtesten Waaren: Schwerter, Pistolen, Feuergewehre, Glasperlen, grobe französische und italische Tücher, Seidenstoffe, Steingut, levantischer Messing, Zitze, Kattun und gestreifte Musseline, Schreibpapier, Korallen, Spiegel, Scheermesser, Spezereien und Gewürze. Gegen 2000 arme Sklaven, welche die Fezzaner auf ihren Raubzügen, wie wir schon oben gesehen haben, einfangen, werden jährlich nach Tripolis gebracht und nach Egypten und die Türkei verführt. Nur wenige bleiben in Tripolis im Dienste der Einwohner zurück, wo sie mit Menschlichkeit behandelts werden.

Es wird wenig beachtet, daß der Sklavenhandel, der auf dem Ozean verboten ist, auf dem Mittelmeere offen getrieben wird. Die Sklaven werden von Tripolis aus, nach der Levante offen gebracht. Seit den griechischen Unruhen verladen zwar die tripolitanischen Schiffe keine mehr, dafür wird aber dieser Handel in christlichen Schiffen unter christlicher Flagge betrieben. Auch kommen albanische Schiffe mit Ladungen von Schiffbauholz, das sie gegen schwarze Sklavinnen vertauschen und diese dann mit großem Gewinn in Constantinopel wieder verhandeln.

Die Bewohner von Tripolis haben seit kurzem eine direkte Verbindung mit Bornu und Baghermi eingeleitet, und bringen auch mittelbar Waaren durch die lybische Wüste nach Egypten. Früher kam auch die aus Marokko und den übrigen Raubstaaten kommende Mekkakaravane nach Tripolis, in neuerer Zeit scheint sie jedoch ins Stocken gerathen zu sein, indem viele Pilgrime auf christlichen Schiffen diesen Weg zu Wasser unternehmen, und der Bei von Tripolis seinen Unterthanen diese Wallfahrt möglichst erschwert. Gewiß beachtenswerth ist auch die Ursache, welche Graberg von der Verachtung gibt, worin die Christen an den Küsten der Berberei stehen. Er sagt: „Der europäische Geist mit seinem Eigennutz und seiner Intriguensucht hat sich dem schlichten aber ungebildeten und fana-

tischen Bewohner der Barbareskenküste noch zu keiner Zeit im günstigen Lichte gezeigt. Die Abenteurer aus Italien, Frankreich und Spanien, die an den Ufern landen, sind meist blos Auswurf jener Länder, in denen sie kaum der Strafe und Brandmarkung entgangen sind. Mit entwendeten oder erschlichenen Pässen, so wie mit Würfeln und Karten wissen sie den Mauren in seiner Einfalt zu betrügen. Mit dem auf diese Weise erlangten Gelde, öffnen einige von ihnen Weinschenken und liederliche Häuser, wo sich der Pöbel in den ihm verbotenen geistigen Getränken berauscht. Andere ziehen mit obscönen Kunststücken, Puppenspielen u. s. w. herum, die oft so sehr jeder Sitte Hohn sprechen, daß die Babaresken selbst ein Ärgerniß daran nehmen und ein Maure von Tunis einmal entrüstet ausrief: „„Wenn die Christen Religion hätten, so würden sie den Verfertigern solcher Gräuel die Finger abhauen!““ Auch die Leichtigkeit womit solche Abenteurer ihre Religion abschwören und zum Islam übertreten, trägt nicht wenig dazu bei, den christlichen Namen verächtlich zu machen in den Ländern, auf die wir so stolz herabblicken.“ Wir können leider nur bedauern, daß Herr Graberg di Hemsö so recht hat.

Auch finden sich viele der Nachkommen jener Mauren, die Spanien verlassen mußten; sie sind auch hier, was sie in Spanien waren, industriös, wohlhabend und von sanftem Charakter. Ihre Frauen zeichnen sich durch ihre Schönheit als Abkömmlinge der Andalusierinnen aus und selten oder nie verheiraten sie sich mit den andern Mauren. Die Überlieferungen über ihre Heimat und das schöne Granada sind auch hier noch nicht erstorben, sondern erben sich nebst den Schlüsseln ihrer alten Wohnungen, jenseit des Meeres mit religiöser Sorgfalt in den Familien fort.

Das Klima ist dasselbe wie in der übrigen Berberei; nur ist in den häufigen Wüsten die Hitze im Sommer drückender und beschwerlicher. Nach der Dattelernte im Oktober beginnt gewöhnlich der Regen, mit dessen Eintritt die Äcker gepflügt und besäet werden. Der Städtebewohner bereitet sich dann auf den Winter vor, d. h. er weißt sein Haus, bessert die Cisternen fürs Regenwasser aus und erwartet die Jahreszeit, welche seinen trocknen Boden mit Grün bekleidet. In den Bergen gibt es dann hier gewaltige Stürme und Schneegestöber, während die Flüsse der Niederung oft Überschwemmungen verursachen.

Geisteskultur anlangend, so ist hier in Tripolis,

wie nirgend sonst auf Erden, ein interessanter Punkt. Hier ist es, wo die Musen des Alterthums sich besuchen, um auf den Trümmern ihrer vergangenen Herrlichkeit ihr Geschick zu beklagen. Der Geist dreier großer Völker des Alterthums berührt sich hier. Egypten, Griechenland und Rom trauert hier über seinen Trümmern und wartet eines neuen Tages seiner Auferstehung, wo die Künste des Friedens und der Humanität ihren Wohnsitz hier wieder aufschlagen möchten. Jetzt ist das ganze Land mit römischen und griechischen Trümmern bedeckt, unter denen sich jedoch die Nähe Egyptens und der Einfluß von daher nicht verkennen läßt, wenn auch die Namen nicht daran erinnerten! Wird Tripolis eines Tages mit eben der Muße wie Italien durchforscht werden, so werden Künstler und Historiker hier studieren und ein neuer Winkelmann sich unsterbliche Lorbern sammeln. Das ganze Land ist mit Trümmern aus früher Vorzeit bedeckt. Römische Trümmer zeugen, daß Roms Geist hier wie nirgend sonst in seinen Provinzen wirksam und einflußreich war. Cyrene war eine der glänzendsten griechischen Pflanzstädte und die Vaterstadt des vernünftigsten Schülers, des Sokrates; des geistvollen edlen Aristipp. Hier erhoben sich einst Tempel und Altäre im Geiste Griechenlands und der getreuere Boden bewahrt hier um so wichtigere Schätze für die Wissenschaft, als der jungfräuliche Trümmerboden noch nicht zur Krambude unwissender Antiquarhändler geworden ist. Eben aber hier berührt sich griechische mit egyptischer Kunst, denn Cyrene konnte sich vom Einflusse des Nachbarlandes nicht frei erhalten, und da auch Roms Adler siegreich hier mit ihren Fittigen rasselten, so findet man auch dieses Geistes Trümmer. Überdies wurde die Cyrenaica lange als eine Provinz Egyptens, freilich mehr betrachtet als behauptet.

Obwol nun für die Geschichte der Kunst dieses Land interessanter als jedes andere ist, so sind wir noch nicht einmal mit seiner Topographie gehörig bekannt; denn bis diese Stunde ist es noch immer sehr schwierig in das Land einzudringen. Besonders große Hindernisse finden in allen barbarischen Ländern wissenschaftliche Forschungen; sowol der engherzige Despotismus der Regierungen, als auch der Aberglaube, die Unwissenheit und Dummheit überziehen diese Länder mit dem Netze des Mißtrauens. Dieses erfuhr Minutoli, als er die Cyrenaica besuchen wollte, und mehre andere scheiterten in ihrem Versuche. De la Cella hat zwar die Trümmer der Pen-

tapolis besucht, sein Bericht entspricht aber keineswegs den Erwartungen. Besser ist es dem Franzosen Pacho und dem Britten Beechey gelungen. Wir werden am geeigneten Orte auf die Bemühungen dieser Reisenden zurückkommen. Der Staat von Tripoli, welcher mit dem ganzen Atlaslande seit den ältesten Zeiten gleiches Schicksal hatte, wird in Provinzen getheilt, welche uns jedoch noch immer unbekannt sind, da selbst Pacho und Beechey nicht genau darüber berichtet haben.

In der westlichen Küstenprovinz liegt die Hauptstadt des Landes Tripolis, auch Tarables. Diese Provinz ist das eigentliche Afrika in den Provinzenverzeichnissen der Römer. Die Stadt ist alt, wiewol das jetzige Tripolis nicht auf jenem Platze steht, wo die alte Stadt dieses Namens stand. Die jetzige Hauptstadt liegt 32° 53′ 36″ nördl. Br. und 30° 53′ 43″ östl. L., ist auf einer ins Meer vorspringenden Landzunge gebaut und hat 25000 Einw., darunter 2000 Juden, welche eine eigene Judenstadt, Zangat el Bahud, bewohnen. Eine hohe zweithorige mit Bastionen beschützte Mauer umgibt die Stadt. Ein Thor führt nach Sudan, eines zu dem Meere. Der Hafen ist gut befestigt und von großen Batterien bestrichen, welche auch die Stadt gegen das Meer hin decken. Der Hafen ist zwar nicht groß, besitzt aber die an dieser Küste seltene und unschätzbare Eigenschaft, das ganze Jahr hindurch den Schiffen Sicherheit zu gewähren. Kauffahrer finden in ihm viele Bequemlichkeit, und kleine Fregatten, die nicht über 18′ tief gehen, können in gutem Grunde ankern. Tripolis zeichnet sich auch von allen Städten der Berberei aus, indem die Straßen zwar enge, aber sehr reinlich sind, eine Eigenschaft, die berühmten Städten Europa's abgeht. Die öffentlichen Gebäude so wie die Paläste der Großen sind aus Stein gebaut, das gemeine Volk wohnt in Häusern aus gestampfter Erde. Sie werden nach Maurenart jährlich zweimal geweißt, sind viereckig und schließen einen Hof ein, der mit Steinen aus Malta gepflastert ist. Die Dächer sind flach auf den meist ein Stock hohen Häusern und mit einer Brustwehr versehen, die zum Einathmen der frischen Morgen- und Abendkühle dienen. Das Regenwasser wird durch Röhren in die Häuser geleitet, welche, mit Ausnahme derer der europäischen Konsuln, keine Fenster nach der Straße haben. Die Häuser der Großen haben hier ebenfalls wie in Algier zwei und drei Stockwerke, sind aber nicht so kostbar eingerichtet. Selten findet man außer einigen Matten und Diwans anderes Gerä-

the. Für das bequeme Sitzen ist im Morgenlande sogar beim Bettler gesorgt.

Unter den Gebäuden in Tripolis zeichnet sich besonders der Palast des Bei im südwestlichen Theile der Stadt, welchen er allein ausmacht, aus. Er bildet eine viereckige große, aber unregelmäßige Masse, die mit Mauern umgeben und mit einer sultanischen Leibgarde, nemlich mit Kanonen besetzt ist. Nahe am Eingange in diese Masse befindet sich der Staatssaal, welcher wirklich mit vielem Geschmacke gebaut ist. Der Thron mit Säulen aus schwarzem Marmor steht der Eingangsthüre gegenüber. Einen schönen Saal hat auch der jetzige Bei einrichten lassen, um darin die Konsuln und Offiziere der europäischen Mächte zu empfangen. Übrigens muß man sich nicht gar zu große Vorstellungen von dieser Residenz machen; es ist denn doch nichts daran, als ein Haufe Höfe, Säle, Ställe, Durchgänge und Häuser, wie sie Zufall und Laune aufgehäuft hat. Ordnung ist hier nicht zu Hause. Die Bazars oder Marktplätze nehmen einen tüchtigen Theil der Stadt ein. Einer davon ist noch nicht lange gebaut und wirklich schön. Er besteht aus einem großen luftigen Gebäude mit einem gewölbten Dache, welches im Winter gegen Regen, im Sommer gegen die Strahlen der glühenden Kugel des Himmels schützt. Seiner Bestimmung ist indeß zu wünschen, daß sie sich bald ändere; denn der eine Theil ist dem Verkaufe der aus Timbuktu und dem Süden kommenden — Neger bestimmt. Unter den Moscheen ist nur die, welche dem Beipalast gegenüberliegt, wegen ihrer großartigen und schönen Bauart merkwürdig. Ein sonderbares Ding muß aber die Politik Afrika's sein, weil sie sich nicht entblödete, die Zerstörung der Wasserleitung vom Pascha zu fordern, welche früher die ganze Stadt reichlich mit diesem nothwendigen Balsam versorgte. Jetzt hat die Stadt oft drückenden Wassermangel — aus lauter Politik. Diese soll denn auch Ursache sein, daß nur zwei öffentliche Bäder vorhanden sind, denn das Wasser ist viel zu theuer, um viel zu den Vergnügungen des Badens entbehren zu können. Für die Fremden besitzt Tripolis Karavanserais, welche die gute Einrichtung besitzen, daß die Stuben für die Personen oben sind, die untern Räume aber zu Magazinen, Ställen u. dgl. verwendet werden. Jede Karavanserai hat einen Offizier des Bei zum Aufseher, welcher gegen Entrichtung einer Kleinigkeit die aus- und eingehenden Waaren registrirt und für dieselben im Innern desselben verantwortlich ist; eine gewiß äußerst lobenswerthe Einrichtung. Ein Hauch aus Euro-

pa weht herüber, denn es gibt auch 3 nach Europäerart eingerichtete Gasthäuser, deren Chefs ein Spanier, Italiener und Franzose sind. Daß der Gasthof des letztern der beste ist, wird man leicht glauben. Unter dem jetzigen Bei ist die Polizei außerordentlich gut, für Reinlichkeit, Ordnung und Ruhe überall gesorgt. Nächtliche Patrouillen wie unter Haroun el Raschid Kalifen von Bagdad glorreichen Andenkens hat jede Straße; so daß nicht einmal eine Maus ein Brotkrümchen stehlen kann, ohne der Bastonade gewiß zu sein. Die Kirchhöfe sind außer der Stadt und nur die Leichname der Beis genießen das ausschließliche Privilegium, innerhalb der Stadt ihre Ausdünstungen zu verbreiten. Der Kirchhof der Christen befindet sich nächst dem Meere, wird aber von den Mauren nicht mißhandelt. Eine katholische Kapelle wird von Rom aus unterhalten. Die Juden haben eine Synagoge.

Die Stadt ist reich an Alterthümern, besonders ziert sie ein prachtvoller Triumphbogen aus schönem Marmor mit Bildereien und Inschriften bedeckt, aber zur Hälfte in dem Schutte begraben erwartet er seine Auferstehung von einer helleren Zeit. Er gehörte dem größten der Cäsaren, dem tugendhaften Mark Aurel an.

Ungefähr 10 Stunden westlich liegt unter 32° 48′ 51″ nördl. Br. und 30° 25′ 37″ L. Alt-Tripolis, hat nur einen schlechten Hafen, römische Trümmer, jetzt ein unbedeutendes Dorf. Wichtig wegen des Salzes und der gesalzenen Fische ist das 20 Stunden entfernte Soara oder Swara. Die Salzschichten liegen unmittelbar auf dem Sande und solche Salzplätze sind in diesen Gegenden häufig, z. B. bei Brega u. s. w. Diese Salzablagerungen in der weiten Wüste, wie im ganzen afrikanischen Kontinente sind noch Räthsel, welche künftigen Geognosten zu lösen übrig bleiben. Jedenfalls, glaube ich, müssen sie dem Aufenthalte des Meerwassers und einer höhern Temperatur der Atmosphäre, welche schnelle Ablagerungen beförderte, zugeschrieben werden. Östlich von Tripolis erstreckt sich das angebaute Land bis zum Cap Tagiura, Tadschara, auch Tasjaura genannt, 32° 54′ 56″ nördl. Br. und 31° 23′ 45″ östl. L. Hier sind auch ackerbautreibende Mauren und Juden, welche damit Matten- und Korbflechterei verbinden. Häuser aus gestampfter Erde und Moscheen deuten auf bleibenden Wohnsitz dieser Ackerbauern. Tripolis mit dem beschriebenen Küstengebiete könnte für eine Oase gelten; denn wie es vorne vom Meere begrenzt wird, so umgibt es dürrer beweglicher Sandboden,

der es wie ein Gürtel von den Gharianbergen im Süden trennt. Je unfruchtbarer aber der Sandgürtel, desto lachender ist das Gebiet von Tripolis selbst. Wie man aus dem Südthore der Stadt tritt, so sieht man sich in eine der prächtigsten Landschaften versetzt. Niedliche Landhäuser schimmern aus dem schönen Laube der Südvegetation entgegen, überschattet mit dem leichten Grün der Palmen, Citronen und Pomeranzenbäume, zwischen denen die kolossalen Stämme der Feigen ihre dunkeln Äste schattirend einbreiten. Der Boden ist mit wogenden Saaten und der üppigsten Vegetation bedeckt; er gibt Zeugniß von dem Quellenreichthum, den er in seinem Schoße birgt. Die Brunnen sind freilich überall brackig aber reich; und taugen sie auch zum Trinken nicht, so liefern sie doch köstlichen Saft in die Früchte der Hesperiden, deren Gärten hier überall sich hinzudenken erlaubt ist.

Die Provinz von Tripolis wird von einem Bache in Osten begrenzt, welcher der ganzen Gegend den Namen gab; er heißt Wadi Russit, entspringt in den Gharianbergen und fließt nach dem Meere. Südlich von Tripolis durchziehen die schongenannten Gharianberge, die Füße des Atlas, die Provinz. Sie streichen eine Tagreise von Tripolis ziemlich gleichförmig gegen Osten hin, eine absolute Erhöhung von 1500′ bildend. Auf ihrer Höhe liegen die Dörfer Ghuriano und Tavarga. Zwischen ihnen und Tripoli liegt Orir oder Arar, einst das Cisterne des Ptolemäus, jetzt aber die Apanage des zweitgebornen Prinzen des Bei oder Pascha von Tripolis. Hier wachsen vorzüglich Datteln; die Kultur der Sennesblätter und des besten Safrans, den man kennt, geben die Haupteinkünfte ab. Die Ruinen des alten Cisterne sind beträchtlich, aber unerforscht. Viele Bäche kommen von den Bergen herab, und fordern vergebens den Fleiß der Menschen auf, um die Gegend zu dem zu machen, was sie einst war: eine fruchtbare Flur, die viele Menschen fröhlich nährt. Zu Ghuriano ist auch ein festes Kastell, 32° 7′ 50″ Br. und 27° 43′ 10″ östl. L. Es ist ziemlich groß, aus Steinen erbaut, viereckig, und jede Ecke mit einem Thurme. Einige Kanonen ohne Lafetten liegen auf der Mauer. In der Nähe wird alle Wochen Markt gehalten, der von den Bergbewohnern besucht wird. Tegerima, ein volkreiches Dorf, wo die Menschen, wie in allen Gebirgsdörfern dieses Landes, über- und unterirdische Wesen, und daher der Menschennatur ganz getreu sind. Der Boden besteht nemlich aus Kalkstein, worauf Sand gelagert

ist. Es wird nun in diesem Boden eine Vertiefung ausgehauen von 25 Kubikfuß Gehalt mit senkrechten Wänden. Diese bildet den Hofraum, um welchen herum Kammern ausgehauen werden, die durch den Eingang Licht erhalten. Es sind ihrer von 1 bis 4 an jeder Seite. In der Mitte des Hofes ist ein 10 bis 12′ tiefer Brunnen. Der Eingang zu diesem Hofe ist 70 bis 80′ entfernt, und über demselben steht ein Gebäude wie ein Eiskeller, bedeckt mit einer starken Thüre. Ein Felsengang, oft weit genug um ein beladenes Kameel durchzulassen, führt nun zu gedachter Wohnung. Der Gang ist finster, oft durch mehre starke Thüren unterbrochen und daher sehr gut zu vertheidigen. Diese Bauart stammt aus dem hohen Alterthume her, und ein großer Theil der Pentapolis, besonders Cyrene, war also gebaut. Nicht alle in Felsen gehauene Grotten sind daher Grabmäler, und die Straße von Cyrene, die wir bald besuchen werden, liefert Belege. Auf den Gharian- oder Ghurianobergen leben sehr viele Juden, wahrscheinlich Abkömmlinge jener Juden, die unter den Cäsaren in Cyrene lebten, und verwandt mit den Philistern oder Phöniziern, deren Reste unter den Berbern des großen Atlasses angetroffen werden.

Jenseit der Ghurianoberge, auf der Straße nach Sudan, liegt die merkwürdige Stadt Ghadames 30° 36′ nördl. Br. und 28° 5′ L. Ein Ländchen oder vielmehr eine Oase, die gutes Land hat, ziemlich angebaut ist und Überfluß an Datteln erzeugt. Ehemals war diese Stadt sehr wohlhabend und bedeutend, als noch alle Karavanen ihren Weg über sie nahmen; sie ist jedoch gesunken, seitdem sich Murzuk in Fezzan zur Hauptstation der Karavanen erhoben hat. Die Einwohner sprechen die Siwahsprache, und sind daher wahrscheinlich keine Araber sondern Berber. Die Stadt liegt 20 Tagreisen von Tripolis in Biledulgerid, und wird durch den Sohn des Pascha von Tripolis oder wenigstens einen von ihm ernannten Scheik regiert. Die Bevölkerung dieser Stadt ist ein sehr seltsames Ding. Sie soll aus zwei völlig mit einander wie Hunde und Katzen lebenden Berberstämmen bestehen und sogar zwei Dialekte sprechen. Die Stadt soll genau in zwei Hälften geschieden sein; manche sagen sogar durch eine Mauer mit einem Thore, welches schnell geschlossen wird, wenn die Ghadames Raubsucht anwandelt. Nach andern soll es mit der Feindschaft und einer Fehde seine Richtigkeit haben, indessen soll die Mauer nicht vorhanden sein. So viel ist gewiß, daß kein Bewohner des einen Theils, Sklaven ausgenommen,

das Gebiet des andern, außer feindselig, betritt. Jeder Stadttheil hat seine eigenen Scheiks und so finden wir denn auch hier ein Wapenschild menschlicher Thorheit, die ihre Abzeichen überall aufsteckt. Die Straßen der Stadt sind bedeckt. Die Einwohner leben vom Handel, indem sie Manufakturwaaren und Spezereien gegen Goldstaub und schwarze Sklaven nach Sudan verführen. Der Pascha von Tripolis bezieht 300 Metikal Goldstaub von dieser Stadt, welche 1000 Mann Truppen ins Feld stellen kann.

Um den an merkwürdigen Erinnerungen so reichen Boden des Landes östlich von Tripolis längs der großen Syrte bis nach Cyrene und das Plateau von Barka zu erforschen, ist in der neuern Zeit erst Anstalt gemacht worden. Wichtig sind hier und zwar als einzig zuverläßige Nachrichten die Berichte des Franzosen Pacho und des Engländers Beechey, denen wir nun Schritt vor Schritt folgen wollen. Wir bewegen uns also von Tripolis aus gegen Osten. Nachdem man den Bezirk von Tagira und seiner Dörfer hinter sich hat, betritt man die Wüste, welche durchschnitten werden muß. Das Europa athmende Bergland hat man nun hinter sich, und man ist wieder ganz in Afrika. Dieses kündigen schon in der Nähe von Tagira die Sandhügel an, an deren Fuße sich die Dörfer im Dattelhaine verstecken, das einzige Mittel um nicht von Sanddünen bedeckt zu werden. Der Sand wird immer mehr von Westen nach Osten getrieben, und häuft sich da, wo er Hindernisse findet, zu Hügeln an, die nach und nach wol Berge bilden, unter denen Dörfer und Dattelhaine vollkommene Ruhe finden. Indessen hält Beechey es ebenfalls für wahrscheinlicher, daß Heere und Karavanen vor Durst verschmachten, als daß sie vom Sande überschüttet werden. Der Sand, meint er, der in seiner Bewegung einen Körper befällt, geht zu beiden Seiten an ihm vorüber und ein Schlafender selbst würde beim Erwachen den Sand leicht abschütteln, wenn er damit überschüttet würde. Dieses bin ich wol nicht geneigt zu glauben, denn es käme eben darauf an, wie tief die Sandlage wäre, die man abzuschütteln hätte. Wenn man so bequem und glücklich reisen kann wie ein brittischer Kapitän, und eben kein so tüchtiger Sandwirbel entgegenkommt; so mag es wol mit dem Abschütteln gehen; überdies ist es auch nur ein kleiner Wüstenstrich und nicht die Sahel, von der hier die Rede ist. Auch dauert die Reise durch die Sandwüste zwischen Tripolis und Lebida nur ein paar Tage, und da mag sie dann, besonders

da kein Wassermangel zu befürchten ist, als eine romantische Lustpartie betrachtet werden. Auch die tiefe Stille und Einsamkeit in einem unermeßlichen Raume hat etwas Erhabenes. Jenseit der Wüste betritt man die liebliche Landschaft von Lebida und seine Umgebung. Schwerlich läßt sich eine sanftere und lieblichere Landschaft denken, als diese ist. Die zahlreichen Dörfer sind alle zwischen schönen Oliven- und Dattelhainen angelegt, und von üppigen Wiesen und reichen Saaten umgeben. Dieses schöne Land, weit besser als das von Tripolis, wird von seinem jetzigen Herrn eben nicht sehr in Werth gehalten. Anders war es im Alterthume. An dem schönen und guten Hafen hatten die Phönizier ihre Pflanzstadt Leptis magna angelegt. Sie war nach Carthago und Utika die blühendste und noch bis zur letzten Periode der römischen Herrschaft eine schöne Stadt. Jetzt ist es ein großer Haufe Trümmer, welche einen ziemlich über eine Quadratstunde großen Raum bedecken. Wind und Wellen wälzen den Sand über sie, unter dem sie halb begraben liegen. Aus dem Schutte ragen indessen prachtvolle Reste einstiger Größe hervor. Trümmer prachtvoller Gebäude mit Säulenresten von Rosengranit, Ornamente von parischem und penthelischem Marmor, zerfallne Thürme nebst andern Resten harren auf Würdigung. Auch das Christenthum hatte einst hier geblüht und Justinian hier 4 Kirchen mit schwerfälliger Pracht seines Zeitalters aufgebaut. Jetzt dienen sie als Steinbrüche, aus denen die umhausenden Barbaren ihre Steine zu Handmühlen holen. Hieher gehört auch die Sage einer versteinerten Stadt, die sich acht Tagreisen im Süden von Bengasi und 200 Stunden von Tripolis finden soll. Nach Aussage der Araber befindet sich daselbst eine ganz bedeutende Stadt, die in Stein verwandelt worden ist; und zwar nicht blos die Häuser, sondern auch die hölzernen Bäume, saftigen Datteln und grünen Oliven, welche sogar noch durch die schöne Farbe ihrer Früchte beweisen, daß diese wunderbare Verwandlung nicht etwa zur Blütenzeit, sondern bei voller Reife, als man schon den Mund darnach spitzte, geschehen sei. War es vielleicht die Stadt des Tantalus, und sind die Datteln vielleicht die, nach denen der hungerige arme Teufel schnappte? Etwas wäre wenigstens damit gewonnen, denn wir wüßten doch, wo der Tartarus der Alten zu suchen wäre und würden bald die Danaiden, Sysiphus und die übrigen höllischen Raritäten wahrscheinlich in Feuersteine verwandelt auffinden. Wir haben um so mehr gegründete Hoffnung dazu, als dort ohnehin

auch Thiere und Menschen mit verfeuersteinert wurden. Daß dieser Sage indeß etwas Wahres zu Grunde liege, ist sehr glaublich, aber unglaublich: daß ein Geograph, wie Malte Brun, die Sache für buchstäblich wahr annehmen konnte. 1729 mochte so etwas noch hingehen, aber 1829 ist es kaum zu glauben. Indessen mag das Märchen immerhin hier stehen, da es ja auch ein Produkt Afrika's ist und in der Wüste südlich von Bengasi ohnehin nicht viel zu beschreiben ist. Der tripolitanische Gesandte Hassan Cassa erzählte in London Herrn Folkes folgendes: „Tausend Leute und unter diesen ein nie lügender Freund waren selbst an Ort und Stelle und haben ihm berichtet, daß man eine große, im Kreise gebaute Stadt in der erwähnten Gegend versteinert finde, und zwar mit ihren Straßen, Buden und einem prächtigen Kastell. Der Freund hat dort auch viele und mancherlei Bäume, unter diesen Palmen und Oliven gesehen, alle in einen bläulichen und schwarzen Stein verwandelt. Man sieht dort auch Männer in verschiedenen Stellungen, einige beim Handel und Gewerbe beschäftigt, wie sie noch Waaren, Brot u. dgl. in der Hand halten. Von den Weibern säugen einige Kinder, andere kneten Brot, waschen u. s. w. Kommt man in die Burg, so liegt da ein Mann, natürlich aber versteinert, auf einem ebenfalls versteinerten prächtigen Bette! Die Wachen stehen mit Spießen und Speeren vor der Thüre. Eben so sieht man verschiedene Arten von Thieren, Kameele, Schafköpfe, Esel und Ochsen, Vögel, Katzen, Hunde und sogar Mäuse, alles von Stein. Auch hat man versteinerte Münzen gefunden, auf einer Seite ein Pferdekopf, auf der andern unbekannte Buchstaben." — Kapitän Smyth suchte von Leptis aus dieses Wunderwerk der Versteinerung auf, vermuthlich bewogen durch die triftigen Gründe, welche man zur Steuer der Wahrheit vorgebracht hat; unter denen man jedoch die triftigsten vergaß, nemlich, daß die Versteinerung gerade damals vor sich ging, als Perseus seine Hochzeit hier hielt und durch seinen Gorgonenschild das Wunder bewirkte, und daß die versteinerten Leute niemand anderer als die Lapithen selbst sind. Kapitän Smyth machte sich also von Lebida aus auf einen sehr ermüdenden Weg und fand zu Ghirza die versteinerte Stadt. Einige elende Häuser am Abhange eines Hügels, mehre Gräber im schlechtesten Geschmack, die Verzierungen der plumpen Säulen hatten keine Verhältnisse, kurz er hatte nie ein schlechteres Kunstwerk gesehen. Die Wände waren mit grotesken Figuren überladen, welche in Basre-

liefs Krieger, Jäger und Kameele, u. dergl. vorstellen, die mehr in Stein gekratzt als gehauen, aber wirklich alle von Stein waren. Die alte Stadt liegt nicht ferne von einem Hügel, Haratilia genannt, sie war wahrscheinlich nichts als ein militärischer Posten, deren es sehr viele gab, um die Raubzüge der Beduinen abzuwehren, zu einer Zeit, als diese Gegenden Sitz einer hohen Civilisation waren. Gegen Südosten in einem schönen von Straußen und Antilopen bewohnten Thale sieht man einen plump gearbeiteten Obelisk und 5 Gräber dabei, in demselben Geschmack wie die vorhergehenden. Dieses ist also die versteinerte Stadt, von der man nicht nur in Europa, sondern noch bei weitem mehr in Afrika selbst, erstaunliche Dinge zu erzählen weiß. Ähnliches erzählen auch die Chinesen, daß der Sand auf der Hochwüste der Tartarei eine ganze Landschaft verschüttet habe; auch in Amerika fanden sich solche Sagen von mit Mann und Maus versteinerten Städten vor. — Von Leptis aus, das die Alten sehr verständig zu einer ihrer Hauptniederlassungen erhoben hatten, geht der Weg über den Fluß Cyniphus durch die Dörfer der Zeliten nach Mesurata. Diese Gegend beschreibt Herodot als unähnlich dem übrigen Lybien mit schwarzem Boden, dem die vielen Quellen genug Feuchtigkeit geben. Weder Dürre noch überflüssiger Regen schadet ihm. Man baut hier so viel Getreide wie in Babylon und es trägt dreihundertfältige Frucht. Alle neuern bestätigen die bewunderte Genauigkeit Herodots, denn die Fruchtbarkeit und Güte des Bodens soll wirklich alle Beschreibung übertreffen. Freilich entartet unter den Händen der Barbaren alles. Westlich von Cyniphus liegt das ganze Land unbebaut, östlich liegen die 15 Dörfer von Zeliten bis Selim, welche 10,000 Einw., worunter viele Juden, enthalten. Die Häuser sind aus Lehm gestampft und mit Palmblättern bedeckt, die in Matten geflochten sind, um das Haus vor Regen zu schützen. Jedes Dorf ist mit Dattel- und Ölpflanzungen umgeben und gewährt einen ziemlichen Anblick von Kultur. Da man bei aller Faulheit mehr als der Bedarf heischt, erzielt, so wird der Überfluß nebst von Juden verfertigten Strohmatten und irdenen Krügen an die Beduinenmärkte abgegeben. In der Nähe von Zeliten sind römische Trümmer und Beechey will in diesen Trümmern das Cisterne des Ptolemäus erkennen. Es befindet sich auch hier das Grab eines Marabuts, auf dem die Einwohner, obschon der Heilige seit 50 Jahren todt ist, noch immer Geschenke von Kleidungsstücken, Lebensmitteln, Gefäßen u. dgl. niederlegen.

Solche Marabuts sind hier häufig, sie werden von dem Volke abgöttisch verehrt, wenn auch ihr Lebenswandel noch so lasterhaft war.

Von Selim aus gelangt man nach Mesurate, einer Stadt, welche unweit des Vorgebirges gleichen Namens liegt und regelmäßig gebaut ist. Die Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln, und fast in der Mitte liegt der Marktplatz, dessen eine Hälfte, wie in den meisten Ortschaften dieser Länder aus einer grünen stinkenden Pfütze besteht. Der größere Theil der Stadt ist auf eine Felsschicht erbaut, die ungefähr 2′ dick ist und eine Sandlage deckt, in der sich die Einwohner Keller zur Aufbewahrung des Getreides und anderer trockener Mundvorräthe anlegen. Das Gebiet von Mesurate erstreckt sich von Selim bis Suleb in der Syrte, zwei Tagreisen südlich von der Stadt; es enthält mehre Dörfer und zusammen 14,000 Einw. Mesurate liegt unter 32° 25′ 1″ nördl. Br. und 32° 51′ 19″ L. Die Gärten liefern Datteln, Oliven, Melonen, Granaten, Zwiebeln, Rettige, Kürbisse, Möhren nebst etwas Tabak und Baumwolle. Viele Gärten sind 6′ über die Straße erhöht, und mit Erdwänden oder Hecken von Stachelbirnen und Agaven eingefaßt. Datteln, Oliven und Gerste liefern die vorzüglichste Verkaufwaare. Mesurate liefert Fußdecken mit sehr schönen Farben, Strohmatten, Säcke von Ziegenhaar und irdene Krüge. Der Markt ist mit Fleisch, Gemüse, Früchten, Öl, Fett und Salz wohl versehen. Die Stadt besitzt einen Scheik, der im Namen des Pascha regiert. Das Cap Mesurate besteht aus lockerm Sandstein, und erhebt sich in Form dreier kahler Hügel ungefähr 100′ über das Meer. Es ist das Cap Cephalos des Strabo und Triärorum des Ptolemäus. Vom Meere aus gesehen stellt das Vorgebirg in einiger Entfernung drei Inseln vor. Der Fuß der Hügel ist mit Palmen bewachsen, die Gipfel aber sind kahl. Von hier aus fängt sich die Küste an südöstlich zurückzubiegen, um den Busen der großen Syrte zu bilden; so weit der Gesichtskreis reicht, zieht sich die Wüste hin. Weder Strauch noch Baum, nicht Haus noch Zelt geben dem Blicke einen Ruhepunkt. Ein großer Sumpf zieht sich hier an der Küste hin, der seicht und stinkend ist und mit dem Meere an mehren Punkten in Verbindung steht. Dieser Moorgrund ist 40 Meilen lang und 15 breit. Ganze große Strecken dieses Moores sind mit dicker Salzkruste bedeckt, welche oft den raschen Galopp eines arabischen Reiters erträgt, aber oft eben so treulos zusammenstürzt, und

Roß und Mann wol auch verschlingt. Manche unvorsichtige Reisende liegen hier im Salz. So ist die ganze Syrte beschaffen, hin und wieder wogen flache Inseln hervor, welche mit Palmen bewächsen sind, auch kleine fruchtbare Inseln mit Dörfern, wie Towgah, welches Haine und Weideland hat, sind zu finden.

Der Golf von Sidra, bekannt unter dem Namen der großen Syrte *(syrtis major)* ist keineswegs von der Gestalt, wie er auf allen unsern Karten verzeichnet ist. Man sieht sich zu dem Geständniß genöthigt, daß er auf der uralten Karte des Ptolemäus allein richtig dargestellt ist. Also nicht ein tiefer Busen, welcher in Osten und Westen durch zwei sich nähernde Vorgebirge geschlossen wird, sondern vielmehr ein flacher Bogen ist. Die Alten haben die Gefahren der Schiffahrt mit äußerst lebhaften Farben geschildert. Lucan beschreibt ihn als eine Gegend, wo die Grenze zwischen Land und Meer schwer zu ziehen sei; wo der Seefahrer jeden Augenblick Gefahr laufe, auf Untiefen zu stoßen, während der Reisende zu Lande, versinkt und ertrinkt im Sande wie im Meere; eine flache seichte Küste ohne Hafen oder Rhede, voll Klippen und Sandbänke, an denen sich die Brandung schäumend bricht. Alle diese Gefahren sind auch heute noch vorhanden, und werden durch die heftigen Nordwinde vermehrt, welche bei diesem Meere heftig wehen und die sandigen Wogen in die Syrte treiben, indem sie es unmöglich machen unter dem Winde am Ufer hinzusegeln. Die Alten behaupten, daß Ebbe und Flut im Spiele sei, allein im Mittelmeere ist Ebbe und Flut unbedeutend und das Wirbeln der Syrte erklärt sich hinlänglich aus den Nordwinden. Unkundig die hohe See zu halten, war es den Alten doppelt fürchterlich, die Syrte auf der Fahrt zwischen Egypten und Carthago zu passiren, aber selbst die Mauren, welche auf der hohen See zu Hause sind, vermeiden als eine Unklugheit, bei heftigem Nordwinde die Mündung des Golfs zu passiren. Indessen ist es sonderbar, daß alte und neuere Schriftsteller des Flugsandes erwähnen, da doch nichts dergleichen hier vorhanden ist. Die Küste besteht wol aus Sand, aber es ist fester Sand, der nur bei außerordentlicher Trockenheit manchmal zerstäubt. Indessen ist so viel gewiß, daß die Sahara an dieser Syrte zwischen den Ghurianobergen und der Hochebene von Barka bis ans Meer herantritt; und hier war es vielleicht, wo in früherer Zeit

sich das Mittelmeer hinein über die ganze Wüste verbreitete, bis die Emporhebung durch unterirdische Gewalten die Lage der Dinge änderte. Die Syrte war im Alterthum nicht unbewohnt, und zahlreiche Ruinen zeigen, daß man überall, wo fester Grund war, diesen zum Anbau benutzte. Viele berühmte Namen und selbst der Menschheit werthe Erinnerungen knüpfen sich an das Marschland der Syrte. Hier müssen die Altäre der Philäni gestanden haben, von denen uns die Alten folgendes berichten. „Als die Grenzen zwischen Cyrene und Carthago streitig waren, sollten Männer von Cyrene und Carthago zu gleicher Zeit ausgehen und wo sie zusammenstießen, sollte die Grenze sein. Hier trafen nun am südlichsten Punkt der großen Syrte die Cyrenäer mit den eilenden Brüdern Philäni zusammen. Die Cyrenäer wollten sich diese Grenzen nur unter der unmenschlichen Bedingung gefallen lassen, wenn die carthagischen Jünglinge sich lebendig an diesem Orte begraben ließen. Wilde Begeisterung für das Vaterland, welche das Alterthum so sehr ehrt, und von der es mehre Beispiele aufbewahrt hat, bestimmten die carthagischen Jünglinge, sich dieser Bedingung zu unterwerfen. Das dankbare Vaterland errichtete ihnen Altäre.“ Sie konnten nicht ferne von dem Euphantesthurm, der Grenzfeste der Cyrenäer gegen Carthago sein; und Beechey will diesen in dem hohen Thurm Bengerirad wieder erkannt haben, so wie die Ruinen der ausgedehnten Festungswerke bei Braiga das alte Automola, welches mitten im Golf stand, bezeichnen mögen.

Indessen bieten mehre Trümmer Vergleichungen mit dem Alterthume dar, so Mahad Hassan. Es sind hier kleine viereckige Bauwerke, ähnlich den kleinen Festungen, welche man auf dem ganzen Berg bis Derne antrift; sie sind offenbar aus hohem Alterthume und sehr verfallen. Diese kleinen Bauwerke ziehen sich in einer langen Kette hin, und bezeichnen die Grenze der alten Marmarika, wo der Kolonist mit der einen Hand das Horn des Pfluges, mit der andern das Schwert handhaben mußte, um sich der einbrechenden Beduinen zu erwehren. Beechey weiß nicht, was er von diesen 50, 70 bis 100′ ins Gevierte haltenden Bauten machen soll. Es sind die befestigten Wohnungen der Grenzbauern der alten Kolonie, welche hier sich und das Land gegen die Beduinen schützten, die damals wie heute, als Wanderstämme, für die Civilisation gefährliche Nachbarn waren. Unter diesen Trümmern gewahrt man noch

Brunnen mit süßem Wasser, was die gegebene Ansicht bestätigt. Wollte Europa ein neues Cyrene aus Kolonisten anlegen, so wäre eine ähnliche Maßregel das Erste, was befolgt werden müßte, um den Erfolg zu sichern.

Kommt man einmal über Giraff hinaus, so wird der Anblick des Landes wieder erfreulicher. Der wellenförmige Boden bedeckt sich mit fettem Rasen, den gedeihende Herden abweiden; dann kommt man zu den Süßwasserbrunnen bei Zaffran, 31° 12′ 48″ nördl. Br. und 24° 22′ 29″ L. Beechey vermuthet, daß Mahad Hassan das Aspis der Alten und Zaffran der Hafen sei, den Ptolemäus als nahe dabeiliegend angibt, und der der beste in der Syrte sein soll; was freilich nur für die kleinen Schiffe der Alten der Fall gewesen sein kann. Auch hier finden sich die erwähnten Befestigungen, welche wie alle Bauwerke um so besser erhalten sind, je näher man Cyrene kommt. Die Umgebung von Zaffran, dem alten Asna, ist wenn auch nicht mit Bäumen, doch mit allerlei Futterkräutern und schönen Blumen geschmückt, so daß überall Schaf- und Ziegenherden weiden. Die Einwohner von Zaffran sind wie alle Anwohner der Syrte Beduinen, und diesem muß es zugeschrieben werden, daß man zwischen Mesurata und Bengasi kein Dorf findet. Die Einwohner sind indessen überall gastfrei, gefällig und der Fremde findet in ihren Zelten immer herzlichen Empfang. Beechey sagt: „Freigebig boten sie uns von ihrer einfachen Kost Milch und Datteln, während unsern Pferden Korn gereicht wurde. Frische Milch war nicht immer zu haben, aber nie fehlte es uns an gegorener saurer Molke, Leban genannt; und selten verdroß es uns von unsern Pferden zu steigen und diese patriarchalische Kost zu genießen, welche nach einem beschwerlichen Ritte eines langen Tages in weglosen Gegenden unter den Strahlen der afrikanischen Sonne, unendlich schmackhafter ist, als es sich diejenigen einfallen lassen mögen, die solche Nahrung für ihre Schweine aufsparen können."

„Die Neugier unserer arabischen Freunde gewährte uns oft viele Unterhaltung. Wenn wir uns auf den Matten, die sie uns zum Nachtlager hingebreitet, zur Ruhe gelegt hatten, schlichen sich Weiber und Männer langsam und scheu heran, jene um aufs aufmerksamste unsere Kleider, diese um unsere Waffen, Säbel und Gewehre, in Augenschein zu nehmen. Die Erstern waren vor allen über die weiße Leinwand unserer Turbane und Unterkleider, die letztern vorzüglich über unsere Doppelflinten und

Sackpistolen mit Stellhahnen erstaunt. In kurzer Zeit schwand alle Zurückhaltung, die ganze Familie drängte sich um uns heran und jeder wollte vor dem andern gehört sein.“ Eben so interessant ist was Pacho über diese Kinder der Wüste berichtet: „Auf den ansäßigen Ackerbauer sehen sie mit tiefer Verachtung herab und betrachten eine Verbindung mit einem solchen als Schmach. Im Ganzen sind sie weniger von der muselmännischen Eifersucht angesteckt. Die Frauen unterhalten sich unverschleiert mit den Fremden, und selbst die jungen Dirnen, ob sie sich gleich verschleiern, werden nicht eingesperrt, sondern zu den Geschäften der Haushaltung verwendet. Während die ältern Frauen das gastliche Mal zurichten und die Teppiche auf den Boden des Zeltes breiten, gehen die Mädchen hinaus, um dürres Gras und Pflanzenstengel, das einzige Feurungsmittel dieser Gegend, zusammenzulesen, wobei sie sich ihrer faltigen Gewänder als Schürze bedienen. Ich bewunderte die leichten Bewegungen dieser schlanken Gestalten, die ungezierte Grazie ihres Ganges oder vielmehr ihres Flugs; mit Lust lauschte ich ihrem Gesang, dessen starke Intonationen mit ihren zarten Weiberstimmen seltsam kontrastirten. Nach Landessitte recitirt eine das ganze Lied und ihre Gespielinnen begleiten sie im Chor. (Diese Sitte stammt aus dem hohen Alterthume; und ist für Chöre in den Schauspielen der Alten, der beste Kommentar.) Sie erzählt in einer einfachen Weise die unglückliche Liebe eines jungen Kriegers zu Fatme, der schönsten Blume der Wüste. Sie stellt den Liebenden dar: er sitzt einsam in seinem Zelte, selbst der Ruf der Rache dringt nicht in sein Ohr, er folgt nicht dem Gesetz des Blutes und läßt sorglos sein Roß im Thale schweifen. (Wem fällt nicht Ritter Toggenburg ein?) Von Zeit zu Zeit fallen die andern im Chore ein: Hia Atem! Liebe der Liebe! Nie, setzt Pacho hinzu, werde ich das Glück des arabischen Lebens vergessen!“ Wir, glaube ich, werden auch nicht vergessen, daß die erste Hälfte dieser Schilderung einem Engländer, die zweite einem Franzosen angehört, so schildert sich Eines im Andern.

Von Zaffran geht der Weg über Dschibdid, Schuaischa, Bened-Hadid, Haned Garusch nach Medinet Sultan. Das Land wird allmälig bergiger, hat angebaute Thäler, ist reich an zahmen Herden und wilden Vierfüßern und Geflügel, besonders an Wildenten. Medinet Sultan, das alte Sort, mag einst den Festungstrümmern nach, ein wichtiger Platz gewesen sein. Es gibt hier die schon bekannten Grenzposten, wie auch Brunnen. Für kleine Fahrzeuge ist auch der Hafen

vorhanden. Hier beginnt ein tiefer See, der sich längs der Küste hinzieht und auf zwei Punkten mit dem Meere in Verbindung steht. Er ist mit Flamingos und andern Wasservögeln bedeckt. Der erste Ort von hier ist nun Buseida, 30° 59′ 39″ nördl. Br. und 32° 51′ 19″ L. und von hier über Schanfa Schedgane nach Wadi Schegga. Eine halbe Stunde von hier erblickt man auf einer hohen weit ins Meer vorspringenden Klippe, Überreste eines sehr festen aus Quadern erbauten Schlosses Bengerwad, wahrscheinlich Euphrantas des Strabo. Zwei Stunden weiter stößt man auf die Überreste des alten Charax, einer alten Handels- und Grenzstadt, die von Carthagern und Cyrenäern besucht wurde. Noch etwas weiter liegen die Brunnen von Hudia, (Judenbrunnen, von Hudi, Jude) noch vor wenig Jahren ein berüchtigter Schlupfwinkel der Seeräuber, welche aber Mahomed Bei, der älteste Sohn des jetzigen Pascha gänzlich getilgt hat. Hier ist ein merkwürdiger Berg, an welchem der Gyps überall zu Tage ausgeht. Den Gipfel bildet eine reine, glatte und kegelförmige Masse, die wie Eis (Fraueneis?) aussieht und an der Grundfläche 30′ Durchmesser hat. Durch ein steiles unfruchtbares Land geht der Weg nach Muktar 30° 17′ 43″ und 36° 40′ 18″ L. Von hier nach Sachrin 30° 16′ Br. und 36° 59′ 33″ L. dem südlichsten Punkte der Syrtenküste und dem ödesten, verlassensten und wüstesten Punkt der Erde, wo nicht einmal ein Schakal oder eine Hyäne haust. Die Grenze zwischen Syrte und Barka liegt hier, und wird durch kleine Pfeiler von lockerm Sandstein bezeichnet. Anderthalb Tagreisen südlich von hier liegen Schwefelgruben, deren Ausbeute auf Kameelen nach Braiga gebracht, und auf Schiffen verladen wird. Bei Braiga, 30° 23′ 29″ Br. und 37° 20′ 45″ L., sind die Überreste einer alten Stadt, und man findet sich hier bereits in der Wüste Barka, dem Gebiete der vormaligen Pentapolis, der Fünfstädte. Wahrscheinlich stand hier das alte Automola, wie wir schon weiter oben angedeutet haben.

Von Braiga führt der Weg über ein hügeliges Land auf ein flaches Vorgebirg mit den Überresten einer Festung, von den Arabern Tabilba genannt. Mehre griechische Inschriften deuten auf ihren Ursprung, wahrscheinlich die Meerstationen *(stationes maritimae)* des Ptolemäus. Geht man noch weiter ostwärts, so gelangt man nach Ain Agan, bei welchem Orte sich eine Insel befindet, von ungefähr einer Meile Länge, Gara genannt, welche vielleicht die Insel Gaia des Ptolemäus

sein dürfte. Auf dem Wege nach Bengasi liegt noch Rhut el Assud, Corcora und Ghimines. Von diesem letzten Orte ist noch eine Tagreise nach Bengasi 32° 6′ 54″ Br. Ein sehr beschwerlicher Weg führt zu dieser elenden Stadt, in der wol niemand das alte berühmte Berenice, eine der fünf Städte Marmarika's vermuthen sollte. Die jetzige Stadt gleicht vollkommen den arabischen Städten dieser Küste; plumpe, rohe Häuser aus Stein und Erde, auf denen selten ein wasserdichtes Dach; denn die Sorglosigkeit des Muhameders in Betreff der Zukunft, läßt ihn alle Vorsicht vernachläßigen. Er denkt nicht eher an die Ausbesserung seiner jämmerlichen Wohnung, bis sie nicht über die Köpfe seiner oft schwerbeschädigt davonlaufenden Weiber und Kinder einstürzt; was in der Regenzeit sehr häufig geschieht. Ein so eingestürztes Haus wird nicht mehr aufgebaut, man baut auf dem nächsten besten Platz ein neues ähnlicher Art. Daß durch diese Lebensart die ganze Stadt zu einem Schutt-, und in der Regenzeit zu einem Kothhaufen werden muß, fällt in die Augen. Bei solcher Unreinlichkeit ist aber auch natürlich, daß eine so große Menge Fliegen und Geschmeiß sich entwickelt, von welchem Beechey, der nie am Orinoco war, behauptet, daß sie nirgend auf Erden ihres Gleichen habe. Diese abscheuliche Stadt hat demungeachtet eine schöne Lage; dicht am Meere, am Ausgang einer schönen und fruchtbaren Ebene gelegen, welche sich 6 Stunden nach Osten gegen das Gebirge hin ausdehnt, ist ihre Lage eine der fröhlichsten. Aus der fruchtbaren Umgebung wird der Markt reichlich mit Getreide, Gemüse und gutem Fleisch versorgt. Der Hafen, zwar jetzt herabgekommen, war einst selbst für größere Fahrzeuge sehr bequem; jetzt dürfen die hier einlaufenden Schiffe freilich nicht über 7 bis 8′ tief gehen. Dieser Hafen wird durch Risse und Klippen vertheidigt, die nur eine schmale mit Hülfe eines Lootsen zu passirende Einfahrt übrig lassen. Auf den Trümmern eines alten Kastells am Eingange in den Hafen liegt das Schloß des Bei von Bengasi, welches seiner ausnehmenden Festigkeit wegen so sehr geachtet wird, daß der Bei jedes ankommende Schiff ersuchen läßt, das gewöhnliche Salutiren zu unterlassen, aus Furcht, es möchte durch die Erschütterung der Kanonen zum Einsturz gebracht werden. Eine Aufforderung durch die Josuas-Trompeter würde es also gar nicht abwarten. Bengasi hat ungefähr 2000 Einw., von denen ein großer Theil aus Juden und Negersklaven besteht. Die Juden sind hier nicht nur die besten Kauf- und Handelsleute, sondern auch die fleißigsten,

reinlichsten und gedrücktesten Bewohner. Auch muhamedische Kaufleute gibt es, unter denen der Erste der Bei ist. Die Sitte, daß der Regent selbst Kaufmann ist, kann in den muhamedischen Ländern als allgemein gelten. Hauptartikel des Handels sind die Ochsen, welche von hier aus nach Malta und andern Plätzen verschift werden, und reichen Gewinn abwerfen. Zur Charakteristik der Sitten und Denkart dient folgende schöne Anekdote. Zur Zeit von Beechey's Aufenthalt, kam das Gespräch mit mehren Männern des Orts auf die Schönheit der englischen Frauenzimmer. Einer der Engländer zeigte das Miniaturbild eines sehr hübschen Mädchens vor, das er eben bei sich trug und versicherte, daß alle Mädchen in England eben so hübsch wären. Allein beim ersten Blick, welchen die Araber auf das Bild warfen, prallten sie vor Scham und Entsetzen zurück. Das Mädchen war unglücklicher Weise in einem sehr leichten Nachtgewand dargestellt und das Gesicht nur durch ein paar dunkelbraune Locken umschattet. Ein ganz nacktes Gesicht, welch ein Anblick für Araber! Sie verhüllten einer um den andern das Gesicht: „Bei Allah das ist eine Sünde!" riefen sie aus. Es brauchte lange Zeit, bis sie durch die Versicherung der Engländer, daß auch der frömmste Mann das Bild betrachten könnte, von ihrer Neugier unterstützt, die Oberhand gewann. Sie ließen es sogar jetzt nach der Reihe herumgehen und Scheikh Muhamed bat es sich sogar aus, um es seinen Frauen zu zeigen; er brachte es erst nach 4 Tagen wieder. Schwerlich haben es die Frauen von Bengasi so sündlich gefunden, und mancher Seufzer mag in den engen Mauern des Harems verhallt sein, voll Sehnsucht nach dem Schicksale der Gemalten. Indessen würden wahrscheinlich unsere Ältermütter vor manchem Bilde ihrer Enkelinnen eben so schamroth zurückprallen, wie diese Araber. Die Entblößung eines Körpertheils, den man verhüllt zu sehen gewohnt ist, verstößt allezeit gegen das Zartgefühl.

Bengasi liegt höchst wahrscheinlich an der Stelle des alten Berenice, das in früherer Zeit Hesperis hieß. Indessen sind für den Alterthumsforscher nur wenige Trümmer vorhanden, die sein Interesse lebhaft beschäftigen könnten; alles ist von den Arabern entweder zerstört, oder unter dem Schutte ihrer Lehmhütten tief begraben. Will nemlich ein Araber ein Haus bauen, so geht er mit dem Spaten vor den Ort hinaus, und bald hat er einen Haufen Trümmer von prachtvollen Säulen und kostbarem Tafelwerk aufgewühlt. Doch sie taugen ihm nicht, wenn sie ganz sind, er zertrümmert sie nun schonungs-

los. Der elegante Schnörkel, der reiche Dreischlitz, die fantastische Laubverzierung wird so verarbeitet, daß auch keine Spur übrig bleibt.

Vieles wurde im Alterthume von den Gärten der Hesperiden und dem Berge der Grazien gesprochen. Neuere Reisende suchen noch immer diese Gärten und auch Beechey meint sie in der Nähe von Bengasi, dem vorgeblichen Hesperis gefunden zu haben. Pacho hingegen glaubt sie im Vorgebirg Thycus zu erkennen, so wie man das Gebirg der Grazien in dem von, nach dem Ausdrucke der Araber 360 Bächen bewässerten Berglande der Pentapolis sucht. Meine unmaßgebliche Meinung ist kurz folgende: Die Gärten der Hesperiden sind da zu suchen, wo das Paradies der Vorwelt, das Eldorado der Amerikaner, und das Walhalla unserer guten Väter, nemlich in uns selbst. Da wo es uns wohl ist, wo der Spiegel des Gemüths, in dem sich die Außenwelt abspiegelt, rein ist, da wird sich bald eine schöne Gegend paradiesisch gestalten, und in Hesperiens Gärten umwandeln. Hören wir nun auch, daß der Atlas der Wächter dieser Gärten sei, so begreifen wir recht wohl, wie das schöne Atlasland, oder die dattelreichen Oasen der Wüste sich im reinen Auge, des noch nicht von so vielen Leidenschaften zerrissenen Alten, zu Gärten und Wohnungen überirdischer Wesen umgestalten konnten. Mit Recht nennt man daher solche Sagen wandernde Sagen, da sie willig dem folgen, der ihr Bild in seiner reingestimmten Seele trägt. So besingt ja die schlanke Beduinenjungfrau ihre Wüste, da sie ihrem empfänglichen Gemüthe ein Paradies ist. Die Berge der Grazien anlangend darf man von der See aus nur gewisse Punkte der bergigen Küste gesehen haben, um nach freier Wahl die Charitinnen von dem schönsten derselben herabsteigen zu lassen.

Über ein schönes, fruchtbares, aber schlecht angebautes Land führt der Weg durch blumige Fluren und über waldige Hügel, durch eine Reihe von Thälern, denen der Schweiz und Savoiens vergleichbar. Manchmal stehen zu beiden Seiten steile Felsenwände empor; jede Ritze gibt jedoch Platz für die Wurzeln der üppigen Vegetation, die auch die Felswände bekleidet, so daß man sich aus Afrika heraus in die prächtigen Tropenthäler von Caracas versetzt glaubt. Weiße Fichten und Ölbäume zieren die Seiten der Berge. Wälder von Thuya und baumhohe Wachholder bedecken die Gipfel der Berge. Die von dun-

kellaubigen Bäumen beschatteten Felsen bieten Grotten dar, welche die einzigen Spuren der mit ihren Bewohnern verschwundenen Städte sind. Diese frommen Denkmale der Liebe und der Freundschaft, über welche sich die Cypresse neigt, halte der denkende Beschauer zurück, und feierlich steigt die Vergangenheit aus Felsengräbern auf, ernste aber milde Gefühle in seiner Brust weckend; die noch durch den Eindruck der Gegenwart verstärkt werden, wenn zu gleicher Zeit die rauhen Gesänge der Araber sein Ohr treffen, welche das Echo von Thal zu Thal trägt.

In dieser Richtung liegen die zwei folgenden Städte der Pentapolis: Teuchira und Ptolemata, die auch in dem Namen, den sie jetzt tragen, Tauchira oder Taura und Dolmeita wieder zu erkennen sind. Der Küstenstrich zwischen den Gebirgen und dem Meere ist hier schmal und erstere nähern sich allmälig ganz dem letzteren. Auf dem ganzen Wege sind die Ruinen von Thürmen und Städten zahlreich. Es ist schwer, die eigentlichen alten Namen der Klassiker ihnen anzupassen. Nicht zu verkennen ist jedoch Teuchira, 32° 31′ 44″ Br. und 38° 14′ 33″ L. Die Stadtmauer von großer Festigkeit und Dicke ist noch vorhanden, sie ist mit 20 viereckigen Thürmen besetzt und hat an der Ost- und Westseite festgebaute Thore. Außerhalb sind Gräber, innerhalb Trümmer, die alle dem Antiquar Rumpelwerk, dem gebildeten Forscher geschichtliche Aufklärungen verheißen. Unter den Ptolemäern wurde Teuchira in Arsinoe, unter den Römern in Cleopatra verwandelt; beide Namen vergingen wie ihre Urheber. In dem Maße, als man sich Cyrene nähert, sind auch die Alterthümer besser erhalten. Vor Dolmeita, dem alten Ptolemata, liegen die Reste eines großen im großartigen Stile erbauten Grabmales; keine Inschrift gibt nähere Auskunft darüber; doch ist hier ein Hauch von Egypten herüber nicht zu verkennen, was de la Cella's Meinung, daß es von Ptolemäus Evergetes II. erbaut sei, begünstigt. Von diesem Denkmal gelangt man zu einem einzelstehenden Thore, welches sich jetzt wie ein Triumphbogen über die Trümmerstadt erhebt, vormals aber mit den gewaltigen Mauern, welche die Stadt schützten, verbunden war, und die jetzt nur zum Theil noch vorhanden sind. Von der Höhe, auf welcher dieses Thor steht, überschaut man die ganze Stadt, welche sich von hier aus über den ganzen Abhang bis zum Meere hin ausbreitet und eine sehr schöne Lage hat. Sie nahm den Flächen-

raum einer starken englischen Quadratmeile ein; der Hafen durch Kunst gebildet, ist jetzt versandet. Innerhalb der Stadt stehen Reste eines Amphitheaters, zwei Theater, viele Säulen und das musive Estrich eines Palastes. Jetzt ist der Boden theils mit Korn besäet, theils mit Gesträuch wild überwachsen, weit und breit kein Merkmal menschlichen Daseins in dieser Öde; das Geheul des Schakals und der Hyäne, wie das düstere Geheule der Eulen, sind die einzigen Zeichen des Lebens in diesem Grabe der Vorwelt.

Die glänzenden Trümmer von Ptolemata sind nur das Vorspiel derer von Cyrene. Man gelangt zu diesen letzteren, indem man das Hochland Barca ersteigt. Die Stadt Merge, welche man auf diesem Wege antrift, wird für die alte Stadt Barca gehalten. Die Schönheit des Landes dauert fort. Der Weg geht zwar aufwärts über unebenes Land, aber von Afrika's Wüstennatur ist in dieser schönen durch herrliche Vegetation charakterisirten Gegend nichts zu sehen. Fichten-, Öl-, Lorber-, Ceder-, Cyprus-, Erdbeer- und Johannisbrotbäume bilden schöne und mannigfaltige Wälder, welche eben dieser Mannigfaltigkeit wegen ein ungleich heitereres Bild als ein einförmiger Eichen- oder Föhrenwald des Nordens gewähren. Der Weg ist mitunter in Felsen gehauen und zeigt noch Wagengeleise, Spuren vergangener Zeiten. In der Nähe von Grenne sieht man offne, mit Gerstenfeldern besetzte Landschaften, auf den Höhen weiden fette Herden von Arabern geführt. Die ganze Straße ist von Trümmern bedeckt. Das erste, was man vom Vaterlande des Aristipp und Carneades, zwei schönen Seelen des Alterthums, ansichtig wird, ist die Todtenstadt. Die unglaubliche Menge Gräber wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß diese Stadt 610 v. Chr. G. erbaut war. Sie waren theils in den Felsen gehauen, theils über der Erde errichtet. Alle aber zeugen von einer Verwandtschaft der Menschen mit den — Hyänen; denn alle sind erbrochen, alle durchwühlt. Es verursacht dieses Vergreifen an den Todten ein eignes widriges Gefühl, das keine Aufklärung, wol aber Entartung überwinden kann. Jemehr die Pracht der Nekropolis für den frommen Sinn und ihre Ehrfurcht vor den Verstorbenen Zeugniß ablegt, desto mehr beschämt uns der Frevel der nachfolgenden Geschlechter; und Cyrene darf in Hinsicht der Anstrengung, das Andenken der Todten zu erhalten, sich kühn selbst mit dem in dieser Hinsicht unübertrefflichen Egyptern messen.

Cyrene liegt am Rande einer Hügelreihe, von etwa 800

engl. Fuß Höhe, stufenförmig abwärts bis zu einer Ebene, welche wieder eine Terrasse bildet zu einer niedern Hügelkette und mit Wald, Gras und Getreide bewachsen ist. Von Strecke zu Strecke wird sie von Thälern durchschnitten, in denen die Bergwasser dem Meere zueilen. Cyrene liegt also auf der Hochebene von Barca, ungefähr 1800′ über dem Meere unter 32° 49′ 38′′ Br. und 39° 30′ 5′′ L. Wenn der Golf von Neapel landeinwärts das Auge entzückt, so ist aber auch wieder die Aussicht von Cyrene aus, eben so einzig in ihrer Art, und unbeschreiblich reizend über das große Meer hinaus. Die Abhänge, in welche das höhere Gebirge, an dessen Abhang die Stadt erbaut ist, sich niedersenkt, sind von den Griechen zu ordentlichen Straßen ausgehauen worden, welche hinwieder an einigen Stellen durch regelmäßige Felsentreppen in Verbindung standen. Man sieht auch auf diesen Straßen noch alte Wagengeleise, und durchwegs sind in den Seitenwänden dieser Felsenstraße Grotten eingehauen, welche zum Begräbnisse gedient haben, und deren Eingänge mit Portikus geschmückt sind. De la Cella hält sie für Wohnungen; es mag sein, daß sie mitunter in späterer oder früherer Zeit auch zu solchem Zwecke gehauen wurden, wie wir auf dem Gharianoberge sehen; indessen beweisen die Bildereien und die vielen Sarkophage ihre Bestimmung aufs unwidersprechlichste. Die ungeheure Nekropolis zeigt vom Glanz und Reichthum der ehemaligen Bewohner, so wie von der großen Bevölkerung der ehemaligen Hauptstadt des afrikanischen Griechenlandes. Zehn Reihen von Mausoleen ziehen sich terrassenförmig um den Berg herum; die Grotten, in welchen man ganze Gruppen von Gräbern, Sarkophagen und Inschriften findet, sind voll reicher Zierathen. Wie ich schon oben bemerkte, so ist hier eine treffliche Schule der Geschichte der Kunst, da nemlich die Grabstätten, natürlich über ein Jahrtausend umfassend, aus den verschiedenen Epochen, der Aufnahme, Vollendung und des Verfalls der Künste herrühren, so sind diese Denkmale ein reiches Museum für diese verschiedenen Epochen, die hier in ihrer ganzen Lebendigkeit vor Augen treten. Es wäre hier Stoff genug, um Jahrelang Zeichner, Maler und Kunstkenner zu beschäftigen. Unter die merkwürdigsten Kunstschätze — um nur ein Beispiel anzuführen — gehören zwei prächtige Sarkophage von weißem Marmor in einer der Grotten; deren einer, sehr schön erhalten, mit weiblichen Gestalten und der andere mit Ungeheuern verziert ist; beide gehören dem schönsten Zeitalter

griechischer Kunst an. Werthvolle Malereien zieren andere Grotten, und machen das Schönste aus, was uns von Kunstwerken dieser Art aus den schönen Zeiten Griechenlands übrig ist. Es bestätigt sich auch hier die richtige Bemerkung, welche zu Athen schon gemacht wurde, daß die Griechen eben so wie die Egypter, ihre Gebäude bemalten, und zwar nach einem gewissen System, so daß dieselben Theile z. B. Kapitäler, Gesimse, Stäbe, Kornischen u. s. w. überall mit derselben Farbe bemalt waren. Das anziehendste Denkmal aus dem Alterthume der Stadt ist die dem Apollo geheiligte und mit einem Tempel überbaute Quelle. Immer noch frisch und rein wie vor 2400 Jahren sprudelt sie aus dem Schoße der Muttererde hervor, Menschen und Thiere labend. Wie ein Bach strömt das Wasser aus der in den Felsen gehauenen Grotte hervor, welche durch einen 4′ hohen und 3′ breiten Gang mit dem Innern des Gebirges in Verbindung steht. Sie betrachtet auch jetzt noch der Araber als von Geistern bewohnt. Man sieht noch die Spuren der Wasserleitung, welche ehemals dieses Wasser der Stadt zuführte.

Etwas tiefer als die Quelle liegen die Ruinen eines Tempels, welcher aus der Inschrift, die noch bruchstückweise vorhanden ist, zu schließen, der Diana geheiligt war. Bruchstücke einer marmornen Bildsäule, welche hohe Kunst andeuten und vielleicht die Göttin selbst dargestellt haben, liegen umher. Desgleichen liegt ein prächtiges Basrelief und ein männlicher Torso, der sich mit dem berühmten Torso im Rom messen könnte, unter den Trümmern. Auch finden sich noch Überreste von zwei Theatern zu Cyrene, alles aber freilich mit Pflanzen überwachsen. Der ganze Boden der alten Stadt ist mit prachtvollen Trümmern korinthischer Säulen und schön gearbeiteten Statuen bedeckt. Da viele Standbilder Porträte zu sein scheinen, so stammt das Theater wahrscheinlich aus den Zeiten der Cäsaren. Es scheint mit Inbegriff der Sitze und des Orchesters 150′ Tiefe und eben so viel Weite gehabt zu haben. Die gewölbten Portikus an der Rückseite der Sitze sind 250′ lang und der Raum zwischen ihnen und der Säulenreihe rückwärts vom Schauplatze ist von gleicher Größe. Das Ganze scheint ein Werk von 250′ nach jeder Seite gebildet zu haben. Wesentlich verschieden ist das zweite Theater, welches viel kleiner ist. Die Tiefe des Orchesters ist im Verhältniß zur Breite geringer, während der Raum für Sitze verhältnißmäßig größer ist. Für die Zuschauer sind an den Seiten 5 Eingänge angebracht ge-

wesen, und die Säulengänge zeigen die dorische Ordnung. Die Trümmer großer Gebäude, Säulenhallen und Spazirgänge, die an das Theater angebaut, und mit hohen Mauern umgeben zu sein scheinen, liegen an der Ostseite umher. Auch findet man hier in der Nähe viele Bildsäulen von weißem Marmor und trefflicher Arbeit in Lebensgröße ausgeführt. Cyrene ist es daher, welches meiner Meinung nach, als die versteinerte Stadt der Araber angesehen werden muß. Die Menge der Bildsäulen, die Mannigfaltigkeit der Bauten, da es scheint, daß Cyrene mehr verlassen als zerstört wurde, das Aufrechtstehen der Bilder und Bauwerke erklärt dieses leicht. Hier bedurfte es kaum der lebhaften Fantasie und Märchenliebe der Araber; es reichte ihre gänzliche Unbekanntschaft mit der Bildhauerei hin, um in den zahllosen und mannigfach gestellten Bildsäulen eine versteinerte Bevölkerung zu sehen.

Von dem oben erwähnten Amphitheater, welches sich außerhalb der Stadt an der Westseite befindet, sind nur noch Reste vorhanden. Es ist am Abhange eines Berges nach dem Meere zu errichtet, und mußte von diesem aus sichtbar sein. Es hat auch den freien Genuß des in Afrika so angenehmen Nordwindes. Von den hintern Sitzen ist eine große Masse mit den Felsen zugleich herabgestürzt, so daß nur noch etwa 40 Sitzreihen erhalten sind. Der Durchmesser der Arena ist schwer zu ermitteln, mochte aber ungefähr 100 Fuß betragen haben, und scheint kreisrund gewesen zu sein. Der Eingang war oben am Berge. Die Nordseite der Stadt scheint weniger bevölkert gewesen zu sein. Man sieht indessen hier Reste ansehnlicher Tempel, so wie eines Stadiums. Der größte der Tempel hat ohne den äußern Portikus 169′ Länge und 61′ Breite. Ein kleinerer 111′ Länge und 50′ Breite, das Stadium war 700′ lang und 250′ breit. Die interessantesten Trümmer liegen in der Mitte der Stadt zwischen dem Theater und der Wasserleitung.

Der Hafen des alten Cyrene war das ehemalige Apollonia, heut zu Tage Marsa Suza, in einer weiten Bai, 32° 54′ 53″ Br. und 39° 36′ 54″ L. Die Länge der Hafenstadt kann an 3000′, die Breite 500′ betragen haben. Sie war durch eine sehr starke, mit Thürmen versehene Mauer befestigt. Von der letzten stehen noch zwei runde Thürme aufrecht, trotz der Meereswellen, die sie seit Jahrtausenden bespülen, und haben keine Beschädigung erlitten. Das östliche Ende der Stadt war die Citadelle und lag höher als der übrige Theil. Sie konnte nur auf einem sehr schmalen Pfade und durch ein Thor

in der äußern Mauer erstiegen werden. Sie war mit hohen Mauern und tiefen Graben umgeben. Auch hier zeigen Trümmer auf verschwundene Größe hin. Tempel, Theater, Festungswerke, Bäder und Paläste strecken ihre zertrümmerten Glieder tief in das Meer hinein, welches auch hier die an der Küste Nordafrika's bemerkbare Zunahme zeigt. Tief schlagen die Wellen, über gebrochene Dämme in Gräber und Steinbrüche, in Tempel und vormalige öffentliche Gebäude hinein. Hier sowol als in Cyrene, welche beide Städte sich wie La Guayra und Caracas in Amerika verhalten, sind die Trümmer der alten Herrlichkeit von der Natur in reichen Pflanzenteppich eingehüllt, welcher dazu dient, die Kunstschätze, die hier wie auf keinem Punkte der Erde in solcher Kostbarkeit und Fülle zusammengehäuft liegen, um einer gebildeten, und durch Civilisation der Namen Aristipps und Carneades würdigen Nachwelt zu bewahren.

Unter den vielen Pflanzen, welche die Trümmer Cyrene's schamhaft vor den Blicken der Berbern verhüllen, nimmt eine besonders die Aufmerksamkeit in Anspruch, nemlich das Silphium *(Laserpitium (?) varius)*. Dieses Kraut, welches einige Ähnlichkeit mit dem Kraute und Stengel der gelben Rüben hat, und auf den Münzen von Cyrene prangt, war im Alterthume sehr berühmt. Es war ein besonderes Kleinod bei den Cyrenäern und zog den Neid der Völker auf sie. Es war unter den Ptolemäern und Cäsaren mit einer ungeheuern Auflage belastet. Jetzt bedeckt das Silphium die Berge und Cyrene selbst; es ist aber nicht mehr ein Geschenk für Könige und Götter; sondern wie vor Ankunft der Griechen in Lybien, die Asbyten thaten, so verzehren es jetzt vom Feuerbrand weg einige Hirten der Gegend. Für das Vieh, aber besonders für die Kameele ist es äußerst ungesund.

Von Cyrene aus führt der Weg durch ein hügeliges Land ganz mit Trümmern bedeckt, und nur hier und da angebaut. Ein steiler felsiger Abhang führt nach der alten Darnis, jetzt Derne, Hauptstadt der jetzigen Provinz Barka. Es liegt am Ausgange eines breiten Thales auf einer niedrigen Landspitze und hat gutes Wasser im Überfluß; die Bauart der Häuser ist besser als in Bengasi und sie sind von Gärten voll Trauben, Melonen, Feigen, Bananen, Orangen, Datteln u. s. w. umgeben. Die Schatten der Gärten machen Derne zu einem eben so gesunden, als angenehmen Aufenthalt. Ein herrlicher Bergstrom nimmt seinen Lauf in die Stadt herab, verbreitet sich durch

die Straßen, und bewässert sowol die Gärten, als die benachbarten Getreidefelder. Der Wein aus den hiesigen Trauben ist so gut, daß ihn die Einwohner dem Propheten zum Trotz selbst trinken. Mitten in der Stadt erhebt sich eine große hübsche Moschee, welche ein ehemaliger Bei, ein geborner Egypter, hat bauen lassen. Die Straßen sind schmal, krumm, unrein und unbefestigt. Nur wenige Trümmer und alte Grabgrotten sind vom alten Darnis übrig. Der Hafen ist klein und nicht lebhaft, viele Häuser sind noch öde, da die Pest hier vor einigen Jahren gräulich gewütet hat. Derne liegt 32° 46′ 18″ Br. und 40° 21′ 48″ östl. L.

Von Derne bis Bomba ist die Gegend noch immer hügelig und mit reicher Vegetation bekleidet. Der Busen von Bomba ist groß, von Bergen umgeben. Bei dem Vorgebirge Razat auch Ras Jathuk erheben sich drei große Felsen aus dem Meere, die sich wie Inseln nach dem östlichen Theile des Busen hin erstrecken. Im Lande soll ein See mit einer Insel sich befinden, auf welcher viele Ruinen liegen. Bomba die Stadt liegt 32° 23′ 13″ nördl. Br. und 40° 52′ 19″ L. Sie ist unbedeutend und wird wenig besucht, ob sie wol für kleine Fahrzeuge einen guten Hafen hat. Weitere Denkmale führen über Barka hinaus nach Marmarika; hier schließt sich der Abfall der Hochebene an den Catabathmus, der sich von Egypten herzieht, an. Denkmale anderer Art kündigen einen andern Geist der Civilisation an, und das Parätonium der Alten, dessen Trümmern wir hier begegnen, kündigt uns deutlich an, daß wir von Aristipps heiterm Vaterlande und seinem freien wohlthuenden Kunstsinne, zu dem gewichtigen Ernst des Äthiopers und der gewaltigen Sinnesart des Egypters übergehen. Wir befinden uns wieder in der Wüste!

Sollte Europa für seine kunstsinnigen Kinder eines Zufluchtsortes bedürfen, und von seinem Menschenüberflusse einen Theil abgeben wollen; so empfehlen wir hiermit das schöne Cyrene, welches sehnsüchtig hinüberblickt nach den nahen Gestaden Europa's, dem es noch immer befreundet ist! — —

Ende des ersten Theils.

Österreichische Nationalbibliothek